FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
V
120
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine 51
13866
8/8/1901

8 J 57

Digitized by Google

131
1
39-11

B. Rev.
V
120 - 122

Digitized by Google

615215

DIE

SPRACHE ALS KUNST

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

VON

GUSTAV GERBER.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

ERSTER BAND.

BROMBERG 1871.

MITTLER'SCHE BUCHHANDLUNG.

H. HEYFELDER.

Digitized by Google

NAPOLI
BIBLIOTECA M. RIPA

Vorrede.

Böckh schrieb im Jahre 1808 eine Abhandlung „Von dem Uebergange der Buchstaben in einander“ (zuerst in den „Studien von C. Daub und Fr. Creuzer“ Bd. IV — kl. Schr. Bd. III), in welcher es heisst: „Jetzo kann man wohl sagen, dass diese Sprachlehre noch in den ersten Elementen stehe; nur ihre Mitte ist aufgeklärt, wir meinen das Gewöhnliche von Etymologie und Syntax; wie viele Bernhardi's werden aber noch erfordert, um die beiden Enden einigermaassen befriedigend zu bearbeiten, nemlich was diesseits der Etymologie und jenseits der Syntax liegt, letzteres die ethische Betrachtung der Sprache, ihr Werth, ihre Bedeutung, Wirksamkeit und verschiedener Gebrauch für das Gemüth nach ihren verschiedenen Elementen, eigentlich dasjenige, was in die Logik, Aesthetik, Rhetorik und Poetik gehört“ cet. —

In dieser Richtung, welche Böckh als „den künstlerischen Gebrauch“ der Sprache bezeichnet, „für welchen bis jetzt nichts Bedeutendes gethan worden, wiewohl der Aesthetiker und Poetiker, der Logiker und Rhetoriker hunderte vorhanden sind“ — bewegt sich die vorliegende Arbeit.

Nennt man die Tonkunst, so wird sogleich verstanden, wovon man spricht, und so sollte auch kein Zweifel sein, was Sprachkunst bedeutet. Indessen ist es zwar hergebracht, den Ton als Material der Tonkunst zu betrachten, wenn man aber an die Kunst dachte, welche sich des artikulirten Tons — also der Sprache —

als Materiales bediente, so verstand man unter dieser die Dichtkunst. Man wird sehen, warum ich dies für unrichtig halte. Es klingt wunderlich, wenn versichert wird, es sei bis jetzt eine Kunst, welche doch jeder in ihren Hervorbringungen kennt, übersehen worden, wenn also eine solche Kunst gewissermaassen jetzt entdeckt wird; aber es ist andererseits nicht schwer zu bemerken, woher es kommen konnte, dass die Aesthetik über diese Kunst hinwegsah, deren Abgränzung die schwierigste ist und deren Werke nicht bedeutend auffallen, weil sie mehr der flüchtig vorüberrauschenden lebendigen Rede angehören, als der Literatur. —

Man sah in der Sprache die Kunst nicht, weil Sprache sich zugleich immer als Bedürfniss zeigt, und weil sie dem Auge zu nahe lag, um in ihrem wahren Wesen angeschaut werden zu können. Man wagte nicht, sich in der wunderlichen Lage zu glauben, dass man unwissentlich unaufhörlich eine Kunst übe, etwa wie M. Jourdain in Molière's: le bourgeois gentilhomme (A. II, Sc. 4): „Par ma foi, il y a plus de quarante ans que je dis de la prose, sans que j'en sçensse rien.“ — Was man aber doch als Kind in den Hervorbringungen der Sprache erkannte, das sonderte man von den verwandten Künsten und Techniken wegen einer Unklarheit nicht, wie sie z. B. ihren Ausdruck fand in der Aufstellung jener „schönen Redekünste“, über welche sich schon Göthe (Gr. A. Bd. IV, p. 261) ärgert, „denn herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, verüben doch einen schädlichen Einfluss, verdüstern Ansichten, entstellen den Begriff und geben ganzen Fächern eine falsche Richtung.“ —

Man wird finden, dass durch die Einführung des Begriffs der Kunst eine bisher vermisste Ordnung und Bestimmtheit in die Theorie von der Sprache und von den sogenannten redenden Künsten gebracht wird, eine Ordnung nicht bloss äusserlicher Art, so dass wir etwa nur Namen und Rubriken änderten, sondern so, wie sie aus Klarheit der Grundanschauung und aus befriedigender Einsicht in das Einzelne hervorgeht. —

Wir haben dabei mit Sorgfalt die Traditionen verfolgt, und man wird sich vielleicht wundern, dass wir auch bei vielfach schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammlern, Rhetoren cet. uns aufhalten. Zunächst ist darüber zu bemerken, dass im Ganzen doch viel mehr Genauigkeit, Scharfsinn, Liebe in der Betrachtung der Sprache von jenen Alten bewiesen wird, als man nach den geringschätzigen Reden mancher Neueren erwarten sollte. Ferner aber ist zu bedenken, dass nur ein möglichst genauer Anschluss an die alte Ueberlieferung uns vor völliger Verwirrung in diesen Dingen bewahren kann. Achtung vor den Alten, grössere Genauigkeit und Vorsicht würden manche neuere Lehrbücher, in welchen diese Dinge behandelt werden, vor Verkehrtheiten und Missverständnissen bewahrt haben, und obwohl die Terminologie der Alten an Unbestimmtheit, Ueberfülle, Schwanken u. dgl. leidet, wird doch kein neueres Volk sie durch eigen Erdachtes ersetzen können. Die Rhetorik, wie die Logik, Metaphysik, Medizin u. A. ist nicht von uns erfunden, und die Continuität der Tradition kann für ihre Termini nicht aufgegeben werden. Dass eine Menge des Ueberlieferten in Wegfall kommen kann, dass Anderes genauer zu bestimmen ist, versteht sich von selbst — aber auch das wird erwünscht sein, dass sich hier in genügender Vollständigkeit bei einander findet, was festzuhalten und was aufzugeben räthlich erscheint.

In welchem Sinne wir übrigens die Sprache dem Begriff der Kunst einordnen, wird aus dem Werke selbst zu entnehmen sein. Vom Aberglauben an die Kraft von Titeln, Rubriken, wissenschaftlichen Kunstausdrücken wissen wir uns frei. Das Wort „Kunst“ ist, eben als Wort, lediglich ein Bild, und wir wissen, dass es vergebliche Mühe wäre, mit Bildern — Kunstmitteln — schärfer bestimmen und abgränzen zu wollen, als es eben möglich ist. Wir sagen nur etwa Dies, dass es für die Erkenntniss sowohl des Wesens wie der Formen der Sprache von, wie uns scheint, entscheidender Wichtigkeit ist, wenn wir ihren Begriff in die Sphäre

des Sprachbildes „Kunst“ hineinsetzen, in dem Sinne, dass Kunst vor Allem ein freies Können bezeichnet, wie τέχνη auf dem τίκτειν beruht, ars ein ἀρτύειν ist, von dem Cicero treffend sagt (de nat. Deor. II, 22): „artis maxime proprium est creare et gignere;“ wir verzichten aber, durch diese Einordnung eine Bestimmtheit zu erreichen, welche das System zwar abrundet, der Natur der Dinge aber Gewalt anthut. —

Der Verfasser muss befürchten, dass die Entwickelung desselben Gedankens bei seiner Anwendung auf verschiedene Fälle öfter, wenn auch in anderer Form, wiederkehrt, als es nöthig ist. Es liegt dies daran, dass seine amtliche Thätigkeit ein stätiges Arbeiten nicht erlaubte, so dass Spuren des öfteren Wieder-Anfangens und Sich-Hineindenkens entstehen mussten. Vielleicht ist indess bei der ersten consequenten Entwickelung einer neuen Auffassung, und da auch der Leser nach der Natur des Abgehandelten mehr nach Abschnitten sich mit der Sache beschäftigen wird, als mit der Darstellung des ganzen Gebietes, der angegebene Uebelstand nicht ohne Nutzen. —

Den zweiten Band, welcher das Werk abschliesst, hofft der Verfasser in Jahresfrist vorlegen zu können; es wird demselben ein vollständiger Index terminorum beigegeben werden.

Bromberg, den 18. März 1871.

G. G.

Inhaltsangabe.

A. Allgemeiner Theil.

I. Das System der Künste. 1) Vom Wesen der Kunst. p. 1—10. — 2) Von der Betheiligung der Menschen an der Kunst. p. 10—15. — 3) Vom Ursprung des Kunstwerkes. p. 15—20. — 4) Von dem System der Künste. p. 20—42.

II. Von der Sprachkunst im Besonderen. 1) Die Anstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung. p. 43—46. — 2) Prosa und Poesie; die Prosa der Sprachkunst. p. 46—53. — 3) Poesie und Sprachkunst. p. 53—74. — 4) Die Sprachkunst und die Redekunst. p. 74—79. — 5) Ueber die Anerkennung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung bei früheren Forschern. p. 79—97. — 6) die Gliederung der Sprachkunst; die Sprache als Kunst; die Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit; die Sprachkunst im Dienste der Sprache. p. 97—113. — 7) Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst. p. 114—122.

B. Besonderer Theil.

Abschnitt I. Die Sprache als Kunst.

I. Vom Ursprung und vom Wesen der Sprache. p. 123—135.

II. Entstehung der Sprache durch die Wechselwirkung des Lautvermögens mit dem Geiste des Menschen, der hierdurch zu seiner Entwickelung gelangt. p. 135—150.

III. Die natürlichen Vorstufen der Sprache bis zur Schaffung der Sprach-Wurzel, d. h. bis zum Hervortreten der Kunst der Sprache p. 150 — 173.

IV. Die Sprachwurzel als Werk naiver Kunst. Ihr Wesen im Gegensatz zu den Naturlauten, ihre Gestalt, ihr Lautmaterial; ihre Fähigkeit, der Mittheilung zu dienen. Die Symbolik der Laute. p. 173—229.

V. Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild. — Die Bedeutung der Wurzel ist am nächsten der Form des unpersönlichen Verbums zu denken. — Das Auseinandertreten der Wurzel zum Wörtergeflecht ist zugleich Sondern und Verbinden. — Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke, und wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius. — Fortschritt in der Entwickelung der Seelenthätigkeit zum Urtheilen und zur Begriffsbildung durch die Formirung des Satzes. — Der Satz als entfaltetes Bild im Unterschiede vom Urtheil. — Die Sprache des abstrakten Denkens; Bezeichnung des Unsinnlichen. — Die Bedeutung der Worte ist weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich. p. 229—252.

VI. Verhältniss der Sprache zu der menschlichen Entwickelung überhaupt. — Die Sprache als Mittel. — In welchem Sinne die Sprache unser Eigenthum ist. — Das Denken und das Sprechen. — Die sogenannte innere Sprachform. — Die Sprache des Bedürfnisses, die Sprache der Mittheilung, die Sprache der Prosa, die Sprache der Poesie in Bezug darauf, wiefern sie Sprache als Mittel verwenden. — Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar, und hat hieran ihre Gränze. — Sprache bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. — Untersuchung, wie der Kunstcharakter der Sprache die gesammte Entwickelung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft, bedingt. — Anhang: Analogie der Entwickelung von Schrift und Sprache. p. 252—313. —

VII. Wiefern Lexicon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprachkunst zu betrachten sind. — Die Verwirklichung der Sprachkunst, bedingt durch die Natur, d. h. von der Verschiedenheit der Sprachen. — Die Entwickelung der Sprachkunst, bedingt durch die Geschichte der Sprache. — Die Entfaltung der Sprache, bedingt durch den usus. p. 313—332. —

VIII. A. Das Wort, betrachtet nach seiner Bedeutung und deren Wandel; d. h. von den Tropen. — Möglichkeit einer Bedeutungslehre; der Wandel der Bedeutung; alle Wörter sind von Anfang an Tropen; die Tropen als ästhetische Figuren; die sogenannte eigentliche Bedeutung der Wörter; die Synekdoche in der Sprache; die Metapher bei dem Nomen, in der Bezeichnung des Geschlechts, bei den Formwörtern; die Metonymie im Gebiete des Unsinnlichen; die Katachrese. p. 332—391. —

B. Das Wort, betrachtet nach seinem Lautkörper; von den grammatischen Figuren phonetischer Art. — Die Kunsttechnik der Sprache vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft, der historischen Grammatik, vom Standpunkt eines als feststehend angenommenen usus aus. — Die grammatischen Figuren; vitium und virtus orationis; Euphonie und Kakophonie; Hiatus, Gleichklänge, Mundarten, Idiotismus, Fremdwörter, Lehnwörter, Archaismen und Neologismen; Terminologie und Betrachtung der etymologisch-grammatischen Figuren. p. 391—460. —

C. Das Wort, betrachtet in seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren Analogie der Sprachformationen in der Etymologie und Syntax; Begriff und Terminologie der syntaktischen Figuren; Pleonasmus, Ellipse, Enallage mit ihren Unterarten p. 460—596.

A. Allgemeiner Theil.

I. Das System der Künste.

1. Vom Wesen der Kunst.

Die Werke der Kunst bringen uns Freude, gleichsam eine Bejahung unserer Natur. Wir aber suchen die Freude, wie das Leben selbst, denn diese ist eben nichts anderes, als der Genuss des Lebens.

Was immer in uns liegt, stellen wir nach und nach, wie unser Leben sich entfaltet, heraus, übergeben es so der Verflechtung in das Getriebe der Welt, so weit sich dies uns erschliesst, und empfinden erst in dieser Wechselwirkung unser Leben, uns selbst. — Leben heisst thätig sein; allein aus der Bethätigung unseres Wesens quillt uns der Strom der Freude. Zwar kann es scheinen, als ergebe sich Frende auch ohne eigenes Thun, als flösse sie uns zn auch aus der blossen Hingebung an das, was ohne uns ist, was die Schöpfung in überströmender Fülle bietet. Aber wenn wir anders das dumpfe Wohlgefühl des gesättigten Thieres von der bewussten Freude des Menschen unterscheiden wollen, so ergiebt sich leicht, dass selbst unser ruhigstes Geniessen, anscheinend in reiner Passivität hingenommen, eines Entgegenkommens von unserer Seite und der Helligkeit des Bewusstseins bedarf, um zur menschlichen Freude zn werden, dass der Menschengeist, woher auch immer angeregt, doch sich Alles erst zu eigen macht, worin er sich versenkt, dass er alles Gegebene sich doch wieder erst nehmen muss, dass er das freilich ohne ihn Geschaffene für seine

Eigenart bestimmt, umgränzt, umwandelt, dass er nicht eher zur Freude kommt, bevor er nicht sich gesucht, nicht sich wiedergefunden hat in dem, was er nicht ist oder nicht zu sein schien. Hört er auf mit der Eigenthätigkeit beim Genusse, so hört auch sein Eigenleben auf; ihn durchfluthet dann der bewusstlose Zug des Naturlebens, er träumt, er entschlummert. — Und so ist die Kunst eine Thätigkeit und bringt uns Freude, und, fügen wir hinzu, ihre Thätigkeit will eben nur Dieses: Freude hervorbringen, d. h. das Bewusstsein und den Genuss ihrer selbst.

Die Kunst unterscheidet sich hierdurch von den anderen Arten der Thätigkeit, welche die Freude als natürliche Folge unserer Selbstbethätigung zwar nicht ausschliessen, als Zweck aber ein Anderes, ihrem Thun an sich Fremdes setzen, ohne welches sie überhaupt nicht vorhanden sein würden. Im Gebiete der Kunst würde die Frage, welche Zwecke wir durch unsere Thätigkeit erreichen, welche Vortheile wir aus ihr ziehen, gar nicht entstehen können, in den anderen Gebieten menschlicher Praxis müsste ohne nützliche oder ehrende Erfolge die aufgewandte Thätigkeit und Arbeit für verloren gelten. Es ergiebt sich hieraus die Stellung der Kunst als eine freie gegenüber denjenigen Gebieten unseres Thuns, in welchen wir durch Motive bedingt und bestimmt werden, welche, ausserhalb desselben entstanden, anregend, nöthigend, zwingend auf uns einwirken. Hier erfahren wir unsere Bedürftigkeit, welche uns veranlasst, nach aussen zu greifen, uns durch Aneignung weiteren Stoffes zu stärken, zu ergänzen; in der Kunst proklamiren wir uns als unabhängig, als auf uns selbst gestellt, und indem wir frei, unserer Art gemäss, gestalten und schaffen, dürfen wir uns dünken einer göttlichen Gabe zu walten und zu geniessen.

Wie verläuft denn die Praxis des Menschen? Er kommt aus dem System seiner Bedürfnisse im weiteren Sinne nie heraus. Seine Zwecke werden ihm im Weiterleben wieder zu Mitteln, und die Thätigkeit dieser Art hat darum ihre Erfüllung und Befriedigung immer in einem Anderen; die Freude begleitet zwar dieses Streben, folgt auch der Prosa auf ihrem arbeitsvollen Wege und lohnt redliche Mühe, aber mit Erreichung des Erfolges erlischt sie naturgemäss und erwacht dann nur wieder in und mit dem Triebe zur Fortsetzung der Thätigkeit.

Der Art ist nicht die Freude an den Werken der Kunst. In dieser mögen wir nicht einmal erinnert werden an die Mühe, die Sorgfalt des Künstlers; die Spuren der Arbeit und Anstrengung müssen im vollendeten Werke verwischt sein, unsere Freude ist volle Befriedigung; ausser ihr, der Freude an der Schönheit, wollte unser Schaffen nichts und wollen wir nichts von dem Geschaffenen. Die Thätigkeit bei Ausübung der Kunst ist also zwecklos, Arbeit, welche doch keine sein soll; sie macht ihre Werke nicht zu Mitteln für Weiteres, ist ohne Nutzen, ist desshalb Spiel, frei vom Dienst, frei von der Strenge des Lebens. Aristoteles (Rhet. 1, 9): „καλὸν μὲν οὖν ἐστίν, ὃ ἂν δι' αὐτὸ αἱρετὸν ὂν, ἐπαινετὸν ᾖ.“ — Kant (Kritik der Urtheilskr. p. 16): „Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt.“

Das Wort „Spiel“ ist vielfach auf die Kunst angewendet worden. Schiller (Ueber ästhetische Erzieh. Brief 15) sagt in solchem Bezuge: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ „Mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er“, und er nennt den Spieltrieb die Quelle der Kunst. Jean Paul (Levana § 47) sagt: „Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen“. — Unter Spiel verstehen wir demnach kein sinnloses Thun, setzen es nicht gleichbedeutend mit dem blossen Scherz, mit nichtigem Spass. Selbst das Spiel der Kinder ist ernstlich gemeinte Thätigkeit. Ihnen dünkt die blosse Willkür des Spasses, welche sich etwa in ihr Spiel mischt, zu läppisch, sie wollen feste Ordnung, d. h. sie suchen Gestaltung durch Form, und sie sind eifrig, diese aufrecht zu erhalten. Je mehr die Menschen reifen, desto mehr Inhalt, Bedeutung, Werth wissen sie dieser Formirung zu geben, und das Werk des Spiels scheint als Kunstwerk endlich seine Dauer zu verdienen, damit es Viele in das Paradies der Unschuld zurückschmeichele.

Wenn nun diejenige Thätigkeit, welche der Kunst eigen ist, sich durch ihr Selbstgenügen, durch die Abwesenheit eines jeden äusseren Zweckes von anderen unterscheidet, so erscheint sie verwandt dem Verhalten des Menschen zur Religion und zur Wissenschaft. Denn auch im Glauben, in der Andacht, in der wissenschaftlichen Forschung finden wir ein Selbstgenügen und erheben uns zu geistiger Freiheit, und was der religiöse Sinn zu Mythen

bildete, was philosophisches Schauen und Denken als Gott und Welt umfassendes System hinstellte, verträgt schwerlich eine scharfe Abgränzung von den Gebilden der Kunst. Aber gemeint als Kunst sind diese Hervorbringungen nicht; sie wollen ein Inneres, ein Glauben, eine Gesinnung, eine Erkenntniss, empfangen ihre Bedeutung und ihren Werth nur dadurch, dass sie Dieses offenbaren, eine Wahrheit verkündigen, und nicht das Hervorgebrachte ist das eigentliche Werk, sondern das, was es bedeutet. Der Kunst aber ist es wesentlich, dass ihr Schaffen ein bestimmtes Dasein gewinne, in welchem voll und ganz ihr Schaffen aufgeht, ein Dasein so, wie es eben gestaltet wurde, und welches so in sich abgeschlossen ruht. —

In der Kunst also spielen wir. Wann aber spielen wir doch? Wir spielen im Kindesalter, um einen Trieb zur Thätigkeit zu befriedigen, welcher mit Naturnothwendigkeit uns zwingt, und der daher, wenn ihm nicht gewillfahrt wird, als Reiz mit Unlust gefühlt, von dem zum Schweigen, Stillsitzen, Einschlafen verurtheilten Kinde als das empfunden wird, was er an sich ist, als Pein und Qual. Wir spielen später, um uns abzuspannen von Anstrengungen, um Unangenehmes zeitweilig zu beseitigen, um uns zu betäuben, zu vergessen; wir spielen wohl auch, um zu spielen, um der Heiterkeit, Gesundheit, Kraft einen Ausdruck zu gewähren, immer jedoch, um aus einem gedrückteren in einen freieren, gehobenen Zustand überzugehn.

Nun ist freilich, was wir im gewöhnlichen Leben sonst Spiele nennen, nur Ausübung und Anwendung künstlerischer Einfälle, wie sie in Bezug auf ihre Erfinder mit Recht zu bezeichnen sind, angeknüpft an anderweitige Interessen und so in die Praxis des zwecksetzenden Lebens gezogen, und wir werden die Anwendung des Namens desshalb so zu beschränken haben, dass er nur auf die Quelle deutet, aus welcher auch die Kunst ihren Ursprung nimmt, aber, was von dem Bedürfniss nach Spiel, von seiner Wirkung auf das Gemüth gesagt wurde, gilt — und zwar in höherem Grade — auch von dem Spiel in seiner Reinheit, von der Kunst. — Die Kunst tritt als der Sonntag ein in die Werktage des Lebens, sie erheitert, tröstet, erhebt; sie hält sich dabei fern von jeder Einmischung in unsere Sorgen, unsere Bedürfnisse, deren Befriedigung nur hungrig macht nach neuen Diensten. So

steht sie lächelnd, lässt sich nicht ein auf unsern Privatjammer, wehrt ab jede Unruhe und sagt zu uns: Kommet, spielet mit, und ihr werdet erhoben sein! —

Welche Tiefe des Schmerzes aber muss die Kunst in sich überwunden haben, um uns Solches von sich verheissen zu können! Denn wie sollte sie Freude bringen können für Jeden, wenn nicht der Schmerz jedes Herzens in ihr zu Grunde gegangen wäre? Woher denn überhaupt dieses Verlangen in uns nach Freude, dieser Bejahung unseres Wesens, wie wir sagten, wenn unser Leben nicht an sich selbst der Schmerz wäre, welcher seinen Trost, seine Heilung eben in seiner Entfaltung sucht? Ist nicht klar, dass der Schmerz es ist, welcher in tiefster Tiefe die Kunst hervorbrachte und hervorbringt? Welcher Schmerz aber?

Unser Leben ruht nicht in sich selbst geschlossen, es besteht nur durch die Wechselwirkung mit der Welt. Leicht empfunden wird anfangs diese unsere Bedingtheit, und leicht wird der Reiz befriedigt, welcher sie in uns anzeigt und uns in sie hinein zieht. Aber in dem Maasse, als wir uns weiter entwickeln, d. h. inniger verflechten mit dem Leben des Universums, drückt gewichtiger die Nöthigung, und die Befriedigung gelingt schwerer. Wir finden unser Wesen bedingt, beschränkt, verneint nach allen Seiten. Die Qual unserer Unvollkommenheit, die Marter des Zweifels, die Schauer der Endlichkeit ergreifen und lähmen uns. Und die Welt sieht uns so aus, wie wir selbst: *οἴδαμεν γάρ, ὅτι πᾶσα ἡ κτίσις συστενάζει καὶ συνωδίνει ἄχρι τοῦ νῦν.* (Röm. Cp. VIII, 22.) Wir fühlen endlich und erkennen, dass überhaupt zwar unser Sollen ein unendliches ist, dass aber Befriedigung innerhalb jener Wechselwirkung nicht erreicht wird. Wir finden uns als räthselhafte Wesen, finden uns in einer Welt, deren Gesetzen wir zu folgen gezwungen sind, ohne dass doch, was sie uns gewährt, unser Wesen auszufüllen und zu vollenden im Stande ist, wir finden uns umschränkt von einem endlichen Dasein und begabt mit nicht endlichen Ansprüchen, denen wir gleichwohl nicht entsagen, weil wir fühlen, dass sie gerade unser eigenstes Wesen aussprechen. So ergreift uns allmächtig der Schmerz unserer Endlichkeit.

Wohl tröstet und beruhigt immer wieder das Streben nach dem Guten, es erfreuen und stärken die Erfolge gewissenhaften Handelns, und, indem wir uns vorhalten, dass Erfüllung unserer

Pflicht nach dem Maass unserer Kräfte als das allein uns Zustehende auch als allein vergönnte Beschwichtigung jenes Schmerzes zu betrachten sei, fügen wir uns mit Ergebung dem Schicksale alles Endlichen, aber dieses verständige Verzichten nimmt doch den Schmerz des Lebens nur hin, weil es muss, findet sich zwar mit ihm ab, aber überwindet ihn nicht. Es verweist uns dann die fromme Ahnung des Herzens, die freudige Hoffnung, welche auf dem Grunde des Glaubens erwächst, auf eine künftige Ergänzung unseres irdischen Lebens in einem jenseitigen, aber die Erfüllung wird doch erst im Jenseit erwartet, und wir kennen die Bedingungen nicht, unter welchen sie eintritt.

Wer aber trennt denn mit Recht dieses geahnte, von unserm Herzen geforderte Jenseit von dem Diesseit, wer setzt Scheidewände innerhalb der Schöpfung und zerreisst ihre Einheit? Ergreifen wir dieses Jenseit nicht schon, indem wir es fordern? Ragt es nicht überall hinein in die Kreise, welche unser Leben zieht, und wirkt es nicht auf sie? Wie denn sollte einst eine Brücke führen von dem Hier nach einem Dort – und dies Einst ist immer — wenn sie nicht schon immer hinüberbrächte das Dort in unser Hier? — Verläuft unser Leben als eine Zeit der Prüfung, der Vorbereitung auf ein Weiterleben, so müssen doch die Bedingungen, unter welchen dieses zukünftige Dasein sich entwickelt, in ihrem Grunde dieselben sein mit denen, welche unsere diesseitige Welt regeln und bestimmen. Und so ist es in der That; das Ziel unserer Sehnsucht ist dieser Welt nicht fremd, sondern erfüllt sie mit tausend Wonnen, und die Kunst ist es, welche dies fühlt, schaut und für uns aufweist in ihren Werken. Weltsinn und Weltlust sind kein Frevel, denn diese Welt ist nicht ungöttlich, und Blindheit ist es, sie ungöttlich zu halten; das verkündigt die Kunst. — Sie nimmt keinen Theil an dem Ringen unseres Geistes, das Räthsel der Schöpfung zu begreifen, es beschäftigt sie nicht die endlos sich erneuernde Aufgabe, dem Sollen in uns Verwirklichung zu geben; sie erfasst vielmehr das Dasein als ein dem Menschen und den Anforderungen seiner Natur Homogenes, in ihr lösen sich auf die Disharmonien, durch welche die Bruchstücke der Erscheinungswelt uns beunruhigen und verwirren, sie findet und schafft überall Eurythmie und Symmetrie in dem Ruhenden, Harmonie der bewegenden Kräfte, Analogie der äusse-

ren Vorgänge mit dem innersten Weben und Wollen der Seele, Gerechtigkeit sieht sie in der Menschengeschichte, wo der trübe Blick der Prosa sich verzweifelnd abkehrt, sie sucht und findet den Gott in der Natnr, nnd ihr einziger Lohn ist Dieses, dass sie ihn fand. Aus ihren Werken strahlt darum wieder jene Klarheit und Vollkommenheit, welche als der Schein des Geistes alles Irdische in Licht taucht. Freilich ist diese Freude am Göttlichen eben nur die Freude am Schein der Erscheinung, die Freude an der Schönheit — aber dieser Schein ist das einzige Licht, aus welchem nns die Wahrheit entgegenleuchtet, ohne uns zu blenden. Was endlich die Kunst erschafft und damit der Welt der Erscheinungen einreiht, verfällt dann zwar deren Bedingungen nicht weniger, wie jedes andere Dasein, und zeigt so seinen endlichen Ursprung, aber einmal doch ist die Feier des Ewigen in dem Werke verkörpert worden, soweit dem Menschen dieses Ewige zn fassen vergönnt ist, und wir, die wir jene Einheit mit dem Göttlichen fühlten und auszusprechen vermochten, sind versöhnt mit dem Dasein, welches sie in sich trägt. Man kann sagen, dass diese Versöhnnng irdischer Art ist, dass die Tröstung dnrch die Kunst nichtig ist, hervorgebracht dnrch Täuschung — aber gehört denn das Leben der Erde, das Leben des Menschen nicht zum Allleben, zum Himmel — oder wie wir jenes unserer Sehnsucht vorschwebende Etwas nennen, welches aller Hoffnungen Erfüllnng in sich trägt? Was auf Erden wahr ist — wahr in der ihm somit zukommenden Begränzung — kann nirgend unwahr sein, denn Jedes ist für Alles geschaffen.

Solger sagt in Bezug anf die endliche Natur des Kunstwerks (Erwin. Th. I p. 256 sq.): „Indem das Schöne mitten in dem Gewühl der anderen, erscheinenden Gegenstände durch die ihm inwohnende Herrlichkeit des göttlichen Wesens erhöht wird, kann es sich doch nicht aus jener irdischen Verkettung befreien, sondern versinkt vor Gott mit der ganzen übrigen Erscheinung in Nichtigkeit. Dieser herbe Widerspruch bewältigt jeden, auch unbewusst, mit einem nicht nur innigen, sondern allgewaltigen, nicht durch andere Güter heilbaren, sondern ewigen und unzerstreubaren Schmerze; denn nicht durch den Untergang des einzelnen Dinges wird er in uns erregt, ja nicht einmal bloss durch die Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern durch die Nichtigkeit der Idee

selbst, die, mit ihrer Verkörperung, zugleich dem gemeinsamen Geschick alles Sterblichen unterworfen wurde, mit der aber jedesmal eine ganze gottbeseelte Welt dahinstirbt. Dies ist das wahrhafte Loos des Schönen auf der Erde! Und dennoch ist in demselben, und muss in ihm sein jener vollständige Uebergang des Göttlichen und Irdischen in einander, so dass, indem das Sterbliche vertilgt wird, nicht bloss an dessen Stelle der höhere Zustand der Verewigung tritt, sondern eben durch den Untergang erst recht einleuchtet, wie dieses Sterbliche zugleich vollkommen Eins mit dem Ewigen ist. Dadurch entsteht die überschwengliche Seligkeit, die mit der Wehmuth, und durch sie, bei solchem Anblick, in unsere Seele strömt, und uns auf so wunderbare Weise den ganzen Maassstab gewöhnlicher Empfindung entrückt." —

Man findet den Boden für die gegebenen Andeutungen über das Wesen der Kunst bei Kant: Kritik der Urtheilskraft.

Dass die Kunst sei, ist ein rein menschliches Bedürfniss.

„Im Fleiss kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

(Schiller: Die Künstler.)

Was an den Kunstwerken Kunst ist, die Form also, ist Eigenthum und Abbild der Menschennatur, der Künstler selbst ist die Seele, das Leben, der Lebenszweck seines Werkes, er selbst nach seinen einzelnen Daseinsmomenten giebt in der Gestaltung des Stoffes sich selbst. Andererseits erfolgt die Verwirklichung der Kunst nur an einem bestimmten Stoffe, nur also im engsten Zusammenhange mit der Aussenwelt, denn auch die Poesie, welche am meisten Form, am wenigsten Stoff ist, arbeitet doch nur mit Vorstellungen, welche aus dem Zusammenhange des Menschen mit der Aussenwelt erwachsen. Dieser Stoff, welcher der Natur angehört, jene Form, in welcher sich unsere Seele abbildet, gehen in der Kunst so zu inniger Verbindung zusammen, dass schon hieraus die Analogie der menschlichen Seele mit den Bewegungen der Natnr erhellt. Nur scheinbar ist der Stoff bloss ein Aussen, nur scheinbar ist die Menschenseele bloss ein Innen; beides, Natur und Seele ist in seinem innersten Wesen zugleich auch das andere. Demnach hätte die Untersuchung jene Analogie

zwischen der Seele als der kunsthervorbringenden und der Welt als der kunsterleidenden und kunstdarbietenden herauszustellen; dem Formtrieb in uns muss ein Gestaltungsbedürfniss ausser uns entsprechen, d. h. eine Gestaltungs-Andeutung, welche als Gestaltungs-Reiz wirkt. Nun tritt die Beziehung unserer Organisation zu jener der äusseren Welt auf doppelte Weise uns entgegen und wird uns fassbar: wir sehen und wir hören. Geruch, Geschmack, Gefühl wirken hierzu nur beiher, um die Auffassung zu individualisiren und zu vervollständigen. Das Gesicht zeigt uns im Raume die Form, den Umfang, die Gränzen, das Scheinen; das Gehör überliefert uns in der Zeit den Inhalt, die Tiefe, die Endlosigkeit, das Wesen. Hierans ergiebt sich die Entstehung der Künste in einer Doppelreihe. — Zerlegen und ordnen wir ferner jenes Zusammengehen des menschlichen Organismus mit den Bewegungen der Erscheinungswelt nach den Graden, in welchen diese Analogie hervortritt und uns zum Bewusstsein kommt, so unterscheiden wir zuerst als die Stufe, auf welcher sie am schwächsten bemerkt wird, die der unorganischen Welt, welcher der Mensch nur beikommt durch Messen und Zählen, die ihm am wenigsten deutlich erschlossen ist, der auch in ihm nur ein dunkles, wenn auch tiefes Wesen entspricht; anf dieser Stufe erbaut sich als Kunst des Gesichts die Architektur, als die des Gehörs die Musik. Näher entspricht der Seele und deutlicher das Leben der organischen Welt, denn sie zeigt ihm Gebilde, welche an sich schon als geistbewegt sich darstellen; auf dieser Stufe erzeugt sich als Kunst für das Gesicht die Plastik, für das Gehör die Sprachkunst. Wir schauen endlich in eine Welt des Geistes, für welche die Erscheinung nur Mittel der Darstellung, blosser Schein ist, welcher das Wesen der Dinge verklärend umfliesst, und es ergiebt sich auf dieser dritten Stufe als Kunst für das Gesicht die Malerei, für das Gehör die Poesie. — Alles andere sind Mischkünste, welche sich an die eine oder andere dieser Kunstgruppen anlehnen. Wir werden sie weiterhin ausführlicher zu besprechen haben.

Die Grenzen der Kunst sind hiermit bezeichnet. Die Seele des Menschen kann schliesslich nichts Anderes, Höheres hervorbringen, als sich selbst; sie findet auch in der Erscheinungswelt nnr das ihr Entsprechende und entnimmt aus derselben daher

wieder nur sich selbst in Gestalt eines Materiellen; sie beschäftigt sich also in der Kunst nur mit sich, wird sich gegenständlich, beschaut sich, wie sie sein muss, damit sie zur Befriedigung gelangen kann. So bestimmt und beschränkt in ihrem Wesen und nach ihrem Gehalte scheint freilich die Kunst ein leeres, wenn auch heiteres Gaukelspiel, welches der Mensch mit sich selbst spielt; sie erscheint dem Wahren und Guten gegenüber als nichtiger Schein, wenn wir die Abgränzung ihres Gebietes als Ausschliessung des Umfassenderen verstehen und betonen d. h. wenn wir das Nur-Menschliche ihres Inhalts um dieses Nur willen als das Nicht-Wesentliche, Nicht-Wahre, Nicht-Göttliche hinstellen. Zu solcher Entgegensetzung berechtigt uns jedoch nichts. Auch die Wahrheit ist nur eine menschliche und das Gute ist das Gute nur für uns; denn bestimmt, wie wir sind, durch die Eigenartigkeit unserer Organisation, sind wir auch nur nach deren Umfang und deren Bedingungen zur Theilnahme an dem Höchsten befähigt. Ueberall aber befinden wir uns in dem Umkreise desselben Seins, und so weit wir, den Andeutungen unserer Welt folgend, Ueberirdisches ahnen und darstellen, so weit eben ist es auch bei uns. Die Kunst umfasst darum das Göttliche für uns, weil sie das Menschliche in uns in seiner Reinheit ergreift.

2. Von der Betheiligung der Menschen an der Kunst.

Was wir über das Wesen der Kunst gesagt haben, ergab sich aus Betrachtungen über das Wesen der menschlichen Seele, und es ergiebt sich hieraus von selbst, dass wir die Kunst für ein allen Menschen Gemeinsames erachten, dass wir dem Künstler also keine absonderliche Begabung zuschreiben, welche nur selten zu finden wäre und bloss einzelnen ausnahmsweise von der Natur Bevorzugten zukäme. Das Bedürfniss, aus welchem die Kunst erwächst, zeigt sich nicht vereinzelt bei Diesem und Jenem, vielmehr charakterisirt es den Menschen, und ebenso ist die Art, wie die Kunst es befriedigt, keine nur zufällig vorkommende, vielmehr die gattungsgemässe, allgemeine. In der That entspricht dem Satz: die Kunst ist für Alle — der andere: Alle sind Künstler, so dass es mit der Kunst sich verhält, wie mit dem Wahren und Guten: Alle üben sie aus und begründen ihr Bestehn für Alle. Schleier-

macher (Vorlesungen über Aesthetik ed. Lommatzsch p. 108 ff.) sagt: „Die ästhetische Thätigkeit ist eine allgemeine menschliche, kann sich aber in der Masse nur als Minimum im Traum und unklaren Vorstellungen entwickeln. In diesem gebundenen Zustande spricht sich aber die allgemeine Anlage im Wünschen und Sehnen aus, dass diese Thätigkeit frei werde. Der Geist hat das zweifache Bewusstsein, dass er in dieser Einzelheit ein Anderer ist, als der Andere, und dass er Eins mit dem Anderen, identisch mit ihm ist. Wo nun in irgend einer Richtung der Eine bloss zum Verlangen kommt von dem, was er so nicht verwirklichen kann, und der Andere die Thätigkeit selbst leistet, da eignet jener sich diese an und findet darin die Befriedigung seines Verlangens. Diese Befriedigung ist nichts Anderes, als die Erhebung des Gattungsbewusstseins über das Einzelne; es erregt sein Wohlgefallen, dass das, was in ihm ist und nicht zur Vollständigkeit gebracht werden kann, in einem Andern wirklich dazu gelangt ist.“ — P. Ackermann (Du principe de la poésie p. 2) sagt: „que le sentiment poétique n'est pas un privilège céleste, mais un don commun à l'humanité, comme toutes les autres facultés morales“ Er beruft sich dabei auf Göthe bei Eckermann (Gespr. I. p. 324), und giebt als Grund: „l'être humain est tout entier en chaque homme.“

Nicht jede Form freilich, in welcher Kunst sich darstellt, berührt Jeden; wohl kaum werden alle Arten der Kunstwerke demselben Menschen zugänglich sein und befreiend auf ihn wirken. Matt ferner, wie das Kunstbedürfniss, der Schmerz der Endlichkeit, bei Vielen sich regt, ist bei diesen dann auch der Genuss, die Befriedigung und Freude. Die Meisten werden, wie es auf allen Gebieten des geistigen Lebens bemerkt wird — denn auch unter den Denkern und Praktikern muss gewöhnlich „ein einziger Reicher viele Bettler in Nahrung setzen“, giebt es der „Könige“ nur wenig, der „Kärrner“ in Menge — (Schiller: Kant und seine Ausleger) eher das Kunstwerk, welches geschaffen ist, (mit mehr oder weniger Abweichung) reproduciren, als sich selbst zum Schaffen begeistern, sich lieber erfreuen in überwiegend passivem Verhalten, als sich anspannen zu schöpferischer Thätigkeit. Reine Passivität giebt es übrigens hierbei natürlich nicht, und oberflächlich ist die Betrachtung, welche in dem Genuss der

Kunst eben nur das Geniessen, ein Vergnügen findet, die Bethätigung aber des künstlerischen Sinnes in demselben nicht als eine durchaus aktive erkennt. Was als Idee in der Phantasie des Künstlers dem Werke voranging und seine Ausführung leitete, lebt im sinnig eindringenden Genusse wieder auf, und es kehrt so aus dem Kunstwerk gewissermassen die Idee als Empfindung in die Menschenseele zurück. Richtig sagt desshalb George Sand (Der Teufelssumpf, übers. von Cornelius): „Der, welcher aus dem Gefühl für Poesie edle Genüsse schöpft, ist ein wahrer Poet, und wenn er auch sein Leben lang nicht einen einzigen Vers gedichtet hätte.“ — Was Aristoteles sagt (Rhet. 3, 7): „συνομοιοπαθεῖ ἀεὶ ὁ ἀκούων τῷ παθητικῶς λέγοντι“ und Horaz (A. P. 101): „Ut ridentibus adrident: ita flentibus adsunt Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est Primum ipsi tibi“ cet. — gilt überraschend vom lebendigen Kunstwerk. Yxem (Ueber Göthe's Charakter p. 2) bemerkt: „Wenn ein jedes Kunstwerk, insofern die Phantasie und durch diese alle anderen Kräfte der Seele es hervorbringen, auch das Gepräge des Geistes an sich trägt, der es erzeugte, so wird der Beschauer des Kunstwerks, indem er sich durch dasselbe in eine andere — der Natur des menschlichen Geistes gemässe — Welt versetzt sieht, sich auch unwillkürlich eben jenem hervorbringenden Geiste verwandt oder doch nahe fühlen; — er wird bei wiederholter Betrachtung nicht nur die Thätigkeit desselben, seine Absichten, die Gesetze, nach denen er hervorbrachte, sondern auch in diesem allen wieder seine Persönlichkeit, seinen Charakter und, mit Einem Worte, ihn selbst zu erkennen bemüht sein.“ „Insofern freilich ein Kunstwerk nur das Resultat einer vorübergehenden Thätigkeit ist, wird aus demselben auch immer nur eine einzelne Bildungsstufe des Künstlers erkannt werden können.“ —

Wenn nun auch ferner eine einseitige Ausbildung vieler Menschen ebensowohl für als gegen die Kunst anzuerkennen sein wird, so ist doch ein Verhältniss zu ihr an sich in Jedem vorhanden und zeigt sich, natürlich in Gradunterschieden, wie jede Befähigung, entweder als Sinn, der überwiegend nur aufnimmt, oder als Talent, welches, gegebener Anregung folgend, wiedergiebt und ein Schaffen gleichsam fortsetzt, oder als Genie, welches aus sich, in ursprünglicher Frische, das Kunstwerk hervorbringt. Dass aber die Kunst

vorzugsweise als Ergebniss einer besonderen Naturanlage angesehen wird, — „poetam natura ipsa valere et mentis viribus excitari et quasi divino quodam spiritu inflari“ (Cicero: P. Arch. 8) — erklärt sich einmal daraus, dass allerdings das Schöpferische gerade beim Kunstwerk am meisten hervortritt, so dass blosse Reproduktionen, zu welchen auch Fleiss bei geringer Anlage befähigt, weniger geachtet werden, dann aber daraus, dass in der Kunst das volle Gewicht auf die Form fällt, welche eben schlechterdings befriedigen muss. Wohlgemeintes, Nachgeahmtes, Halbvollendetes, Mittelmässiges kann bei allen anderen Bestrebungen immer noch als ein Achtbares erscheinen, in der Kunst aber ist es ohne Werth. Freilich ist auch im Gebiete der Kunst gar viel zu lernen, und der talentvollen Techniker giebt es genug, welche im Kreise genügsamer Zeitgenossen mit Ruhm von der Nachahmung der Genien oder genievoller Kunstepochen zehren; wahrer Schöpfergeist jedoch, die Originalität lässt sich in keiner Sphäre menschlicher Thätigkeit erlernen oder erarbeiten und bleibt desshalb der Vorzug einer kleinen Zahl. —

Zeigt es sich so, dass in höherem oder geringerem Grade die Kunst ein gemeinsamer Besitz aller Menschen ist, so folgt, dass überhanpt der Einzelne als solcher die Kunst nicht hervorzubringen vermag, wie ja selbst die Ausschmückung des Körpers bei Kulturvölkern ebensowohl, wie bei den Wilden nur als Mode d. h. durch Betheiligung Aller besteht und Form gewinnt. Darum genügte, wie die Geschichte zeigt, zur Blüthe irgend einer Kunst niemals das blosse Vorhandensein einzelner Talente; Zeit, Ort, Umstand d. h. der bestimmte Mensch, das bestimmte Volk, die Mitlebenden bedingen sie und geben ihr Richtung und Gesetz. Wahre Kunstbegeisterung entspringt aus dem Bewusstsein des Künstlers, für Alle zu arbeiten; ohne innige Beziehung zum Volksgeiste, ohne geschichtliche Berechtigung schafft kein Künstler, giebt es keine Kunst. —

Es darf endlich nicht übersehen werden, dass auch dort schon Freude an dem Können und Schaffen, an dem Schein und an dem Schönen vorhanden ist, der Eintritt in die Sphäre der Knnst also anznerkennen, wo doch von den höchsten oder anch nur von reinen Kunstforderungen nicht die Rede sein kann. Auch an der Kunst haftet ja ein individuelles Moment — denn kein Mensch ist nur

Künstler und sonst nichts — und, absolut genommen, entspricht so keine Hervorbringung der Idee der Kunst vollkommen. Auch der Mensch ist nicht bloss in der Zeit vollkommener Reife des Körpers und des Geistes — wenn anders in seinem Leben dieser Punkt bestimmt angegeben werden kann — als wirklicher Mensch zu erachten, vielmehr stellt er diesen in dem Verlauf seines ganzen Lebens dar, so weit ihm dies nach den Schranken seiner Individualität vergönnt ist, nicht aber in einem einzelnen Daseinsmomente. So wird also eine unbefangene Betrachtung die Anfänge ästhetischer Entwicklung nicht dessbalb mit Verachtung behandeln, weil bei ihnen nur ein Minimum ideellen Gehalts hervortritt und also auch eine Befriedigung sehr leichter Art stattfindet. Immerhin mag man diese mit dem Namen des sinnlichen Wohlgefallens von reineren Kunstgenüssen unterscheiden; dennoch wird, wer sich darauf versteht, als ein Mensch von Geschmack zweifellos in einem Bezuge zur Kunst und zum Schönen stehn. Der Sinn des Gefühls, Geruchs und Geschmacks lassen keine Art ästhetischen Genusses zu, als diese niedere, Auge und Ohr sind aber von ihr nicht ausgeschlossen. Ein Feuerwerk, ein Kaleidoscop, der Ton der Aeolsharfe, der Glocken schmeicheln in der That nur den Sinnen, eine wohllautende, weiche Stimme, gefällige Aussprache ist am Ende, abgesehen vom Inhalte des Gesprochenen, blosser Reiz, dennoch würde eine schwache Empfänglichkeit für dergleichen Anregungen des Auges oder Ohrs auch sicher auf geringen Sinn für die bildenden und musischen Künste überhaupt schliessen lassen.

Und wenn in diesem Falle die ästhetische Auffassung und die dieser entsprechende Kunst hinter dem Begriff der Sache zurückbleibt, so kann andererseits eine einseitige Ausbildung des begrifflichen Denkens oder des praktischen Strebens die Menschen dahin führen, dass sie überhaupt die Befriedigung des Geistes auf dem Wege der Kunst allein ablehnen, ohne doch die Verbindung mit ihr vollständig aufzugeben. Das Interesse am Schönen ist dann freilich kein reines mehr, man naht sich dem Objekt nicht mehr ohne einen bestimmten anderweitigen Zweck und trennt die Form von dem Wesen, aber auch dann ist die Beziehung zur Kunst noch anzuerkennen, und wer also nur etwa noch didaktische Poesie ernst genug für sich findet, Leopold Schefer's Laienbrevier, oder

Angelus Silesius Sprüche, der ist doch ohne Sinn für Poesie nicht zu denken.

Liefern uns für die Auffassung des Schönen in den Anfängen der Kunst im Allgemeinen die Ungebildeten Beispiele, so werden uns für das zuletzt geschilderte Verhältniss zur Kunst als Individuen Gelehrte, Männer der Wissenschaft einfallen, als Völker Römer und Chinesen, als Zeiten z. B. die der Meistersänger in Deutschland.

Zusammenfassend also sagen wir: die Kunst ist nur scheinbar dem Individuum angehörig, sie ist das Werk und der Besitz der Gattung, wie etwa die Religion, die Geschichte. Auch in der Geschichte sind es nicht die einzelnen sogenannten geschichtlichen Personen, welche diese machen, sondern die Völker sind es, welche durch Einzelne sich aussprechen. —

Wir weisen noch darauf hin, dass die Betheiligung in der Kunst in dem Maasse allgemeiner zu werden scheint, als diese geistiger wird. Es folgen so: Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Sprachkunst, Dichtkunst d. h. Kunst im Gebiet des Gedankens. —

3. Vom Ursprung des Kunstwerkes.

Wir bezeichneten oben den Schmerz als den Stachel, welcher ursprünglich in der Menschenseele das Bedürfniss der Kunst erweckt. Es ist dies jetzt näher anzugeben.

Das Thier lebt in unmittelbarer Einheit mit der Natur, ist daher mit ihr weder zufrieden noch unzufrieden. Auch der Mensch ist Natur, aber er entwickelt sich zu einer Doppelstellung; er ist sie selbst, aber er ist auch sie selbst gegen sich selbst, denn er ist Dasein und er ist Ich. Sein Dasein verläuft nach dem Naturgesetz, sein Ich strebt nach Selbstbestimmung, d. h. nach Freiheit. Die Weltgeschichte zeigt, wie in diesem Ringen des Ich's mit der Natur das Menschengeschlecht sich entfaltet. Wir fühlen demnach, sobald wir anfangen uns zu fühlen, zugleich unsere Entzweiung, fühlen die Natur als uns fremd, gleichgültig, incongruent, und dieser Schmerz treibt zur Darstellung einer uns congruenten Natur, — (bruchstücksweise, wie wir ja auch nur einzelne Daseinsmomente in uns selbst zu empfinden vermögen) — welche uns durch die Wirklichkeit des Kunstwerks die Möglichkeit un-

serer Congruenz mit der Natur erweist, welche unser Ideal als in den Bedingungen mit einbegriffen zeigt, unter welchen die Natur steht. Göthe spricht über diese Incongruenz der Natur gegen Sulzer (Gr. Ausg. Th. 26 p. 17), und sagt u. A. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, gross und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und hässlich, gut und bös, Alles mit gleichem Rechte neben einander existirend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten.“ —

In dem Gefühl der Incongruenz unseres durch Naturnothwendigkeit bestimmten Seins und der Freiheit des Ich liegt ebensowohl der Keim des Stolzes auf unsere Menschenwürde, der zu Thaten treibt und die Natur sich zu unterwerfen strebt, wie das Leiden der Seele, welches sehnsüchtig nach Mitgefühl, Ruhe, Versöhnung trachtet; jener Stolz betont das Ich, dieses Leiden bekennt unsern Zusammenhang mit der Natur, unsere Trennung von einer Mutter. Theoretisch bethätigt sich jener Stolz in der Philosophie, praktisch in der Ethik und Politik; theoretisch bethätigt sich dieses Leiden in der Religion, praktisch in der Kunst, und der Cultus der Religion wird daher leicht zur Kunst selbst.

Dieses Leiden ist also kein vorübergehendes, es ist mit dem Ich zugleich gegeben, dessen Wahlspruch Hobbes' Wort ist: „exeundum e statu naturae“ — und steigert sich darum mit dem fortschreitenden Bewusstsein. Die Cultur, das Reich des Ich, wird zuletzt bedroht durch den Angstschrei des vereinsamten Herzens: Retournons à la nature! — „Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Uebermuth unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten: Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Cultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme.“ (Schiller: Ueber naive und sent. Dichtung. Gr. Ausg. Th. 10 p. 295.)

Es könnte im Hinblick auf jene Entgegensetzung, welche Schiller (Ueber naive und sentimentalische Dichtung.) zwischen naiver und sentimentalischer Dichtkunst macht, uns scheinen, als

hätte unsere Auffassung nur die letztere, d. h. also die moderne, im Auge, denn nach Schiller geniesst in jener die glückliche Menschheit die Natur als eine Wirklichkeit, welche ist, und strebt nur in dieser nach einem Ideal, welches sein sollte. Schiller übersieht indess, dass eben in dem Reiz des Schaffens der Schmerz schon sich kund giebt und von ihm aus sich immer schärfer zuspitzt, aufsteigend von Nichtbefriedigung bis zur Qual, und der von ihm entwickelte, im Uebrigen wohl begründete, Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst ist ein gradneller, kein absoluter. Auf Göthe z. B., dessen Schöpfungen Schiller selbst in der Abhandlung als naive bezeichnet, welcher sich das Bedrückende von der Seele herunterschrieb, würde die Unterscheidung nur sehr bedingt anzuwenden sein, und es dürfte genügen, jene naive Dichtkunst als eine solche zu denken, in welcher der Anstoss zur Kunstschöpfung überwiegend von der Natur ausgeht, die sentimentalische als diejenige, welche vom Subjekt aus beginnt. Ein Sein bringt es jedoch nie ohne Entsprechen des andern Faktors zum wirklichen Schaffen. — Es ist ferner selbstverständlich, dass, da die Kunst eben aus jenem Schmerze hervorgeht, sie (für jeden betreffenden Daseinsmoment) auch dessen Heilung ist, so dass er in ihr sich auflöst oder vielmehr zu Grunde geht. Die kunsterfüllte, kunstbegeisterte Seele weiss daher auch nichts mehr von ihrem Schmerz, wenn sie sich nicht besinnt, sondern sie freut sich jenes erhöhten Lebens als eines sich von selbst vorstellenden; freilich ist uns Menschen solches Leben nur zeitweilig vergönnt, und nur zeitweilig auch ist es berechtigt. —

Dass aber jener Schmerz der Gattung in uns, welcher seine Heilung in der Kunst findet, erst später in das Bewusstsein tritt, sowohl bei den Individuen als im Leben der Völker, hat darin seinen Grund, dass er feiner ist, weil geistiger Art. Er wird deshalb nicht gefühlt, oder tritt doch auf so lange zurück, bis der erste Tumult unseres Naturdaseins sich gelegt hat, bis das Individuum als solches sein sinnliches Bestehen der Aussenwelt gegenüber gesichert hat. So lange noch der Kampf um die Existenz selbst geführt wird, so lange noch das rohere Bedürfniss unmittelbar uns zur Unterwerfung unter die Natur zwingt, so lange also der Mensch sich noch nicht loszulösen vermag von ihr, nur ihre Stimme hört und beachten muss, so

lange also die Entzweiung nicht eingetreten ist und von dem Bewnsstsein erfasst wurde, so lange bedarf er keiner Kunst und hat desshalb keine. In diesem Sinne gilt, was Schopenhaner sagt (Welt als Wille und Vorstellung Th. 2 p. 466): „Die Mutter der nützlichen Künste ist die Noth; die der schönen der Ueberfluss. Zum Vater haben jene den Verstand, diese das Genie, welches selbst eine Art Ueberflnss ist, nämlich der der Erkenntnisskraft über das zum Dienste des Willens erforderliche Maass.“ — Es verhält sich ebenso mit jeder anderen Bethätigung der Freiheit des Menschen; die äusseren Voranssetzungen für das Entstehen von Wissenschaft, Gesetz, Religion, Knnst sind im Ganzen und Grossen dieselben, und darum ist für sie das Weib, wesentlich die Natnrseite des Geschlechts darstellend und festhaltend — es fehlt ihm eben die Entzweiung in ihrer Tiefe — weniger angeregt und befähigt. Wie sehr verschwinden übrigens, von hier aus angesehen, die Ungleichheiten im Schicksal der Menschen! Ohne Tiefe der Entzweinng kein Denker, kein Künstler; erst der zerreissende Seelenschmerz fasst die Wahrheit, fasst den Glanben und kennt sie; ohne Hölle kein Himmel der Seeligkeit; schlafen die Sorgen des täglichen Brodes, so erwachen um so lebendiger die Kämpfe der Seele, wer ein Mittelmaass von selbst sich bewahrt, wen nie der Menschheit ganzer Jammer erfasst, weil seine Natur es ihm so verstattet, der ist doch anch in seinem Glücke immer nur mittelmässig.

Damit die Seele sich ausspreche, muss sie sich mit einem Leibe bekleiden, einem Stoffe, und diesen entnimmt sie der Natnr. Sie schafft sich so eine von ihr belebte, vermenschlichte Welt, welche ihre Gleichgültigkeit nnd Fremdheit abgelegt hat und mit ihr sympathisirt. Schon unser Weinen, Klagen, Aussprechen erleichtert uns, und doch ist es nur der menschliche Lant, welcher dnrch das Medium der Lnft an uns anklingt und wie ein Zeichen des Mitgefühls der Natnr uns unserer Einsamkeit entreisst. Göthe entlastete seine Seele, wie er sagt, indem er, „was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht umwandelte“, d. h. indem er es dem Ich entriss und seiner Kunst-Welt übergab, nnd es ist hierbei in der That Dasselbe, ob die Seele, welche zur Darstellung sich gedrungen fühlt, ihre Anregung von freudigen oder von schmerzlichen Empfindungen em-

pfängt, denn auch die Freude schmerzt, wenn sie einsam bleibt, kein Echo findet im All. Andere Arten der Praxis, Heilmittel gegen Leiden anderer Art, Leiden nämlich des Individuums als solchen, gehen nicht direkt auf diese Befreiung des Ich; sie zerstreuen allerdings, lenken die Empfindung ab, aber nur mittelbar, sofern sie eben Thätigkeiten sind, denn unmittelbar verfolgen sie eben andere Zwecke; die Kunst aber will allein diese Darstellung des Seelenmoments, und ihr fügt sich der Stoff nicht nur, sondern er scheint diese Darstellung selber zu suchen und herauszufordern. Und jeder Stoff, welchen die Seele in dem Gefühl, mit dem Vertrauen ergreift, dass die Natur ihr sich conform verhalte, leistet, was er verspricht. Doppelt also erfolgt der Reiz zum Kunstwerk, er regt sich in der Seele des Menschen, sobald sie sich frei fühlt, er ruht gebunden und schweigend, aber nur harrend, dass ihm der menschliche Mund geliehen werde, um sich zu äussern, in der Materie und in den Metamorphosen der Natur. — Und hier ist es nun, wo das Genie, der schöpferische Mensch, die Interpretation übernehmen muss. Denn nicht jedes Auge sieht, nicht jedes Ohr hört, nicht jedem Sinne enthüllt sich von selbst, was die Natur freigebig dem Genius offenbart; nur den Sonntagskindern der Kunst ist es vergönnt, den Menschengeist sogleich auch wiederzufinden in dem bewusstlosen Regen und Weben der Schöpfung, den anderen giebt die Natur nur zufällig, bei einem Zusammentreffen vieler glücklicher Momente, — in der Seele sowohl, wie in der äusseren Welt, — das uns Entsprechende, unsere Natur Bejahende zu sehn, zu hören, zu fühlen. Die Kunst-Welt aber, zu welcher der Genius den Menschen den Eingang erschliesst, tilgt das Zufällige in dieser vermenschlichten Natur, und so ist sie uns *wirklich die* Welt geworden, welche die wirkliche nur ahnen lässt. An solche Welt *glaubt* der Mensch in der Religion wie in der Kunst; Gott wird in beiden Sphären zum Menschen, die Welt gilt nur als Mittel ihn zu offenbaren. —

Man kann sich also vorstellen, die Natur reize zur *Nachahmung*, und so entstehe die Kunst; man kann aber ebensowohl sagen, dass ein *Kunsttrieb* der Seele inwohne, welcher sie nöthige, zu schaffen; in der That ist es das Zusammentreffen beider Bewegungen, welches die Kunst hervorbringt. Natur und Mensch sind mit und für einander geschaffen, und darum trifft

das Sehnen im Menschen auf jene Andeutungen seiner Befriedigung in der Natur. Wollen wir hier vorgreifend nach dem Gesagten die Reihe der Künste ordnen, so scheint, als ob bei der Baukunst, Bildkunst, Malerei, welche wir oben (p. 9) als Künste des Gesichts bezeichneten, die Anregung vorwiegend von aussen erfolgt, bei den Künsten des Gehörs dagegen: Musik, Sprachkunst, Poesie vorwiegend von innen.

4. Von dem System der Künste.

Wenn, wie wir ausführten, der Mensch in der Kunst sich selbst darstellt und nur sich, so werden auch die verschiedenen Formen, in welche Kunst sich auseinanderlegt, durch psychologische Untersuchung sich ergeben. Andrerseits stellt sich die Kunst in Wirklichkeit doch eben nur in diesen verschiedenen Formen dar — es giebt ja keine Kunst als solche — und da deren Verschiedenheit sichtlich auf dem Material beruht, welches die Seele ergreift, um sich ihm einzubilden, so würde ebensowohl aus einer Gruppirung des Materials eine brauchbare Uebersicht und Rubrizirung der Kunstformen zu gewinnen sein. Aber beide Eintheilungen würden nur die eine der beiden Seiten berücksichtigen, um die es sich handelt, denn die menschliche Seele bewegt sich nicht unabhängig von den Reizen der Aussenwelt, und ebenso zeigt uns die Welt im Gebiete der Kunst ihren Stoff als einen solchen, wie er der Menschenseele conform ist. Es ist ja z. B. die architektonische Seele, wenn wir uns so ausdrücken wollen, keineswegs auch eine malerische oder musikalische oder dichterische, und die Verschiedenheit der Künste beruht also nicht nur auf dem Aussen oder dem Innen, sondern auf beiden vereinigt. Das Charakteristische, Unterscheidende der einzelnen Künste wird daher nur dann richtig verstanden werden, wenn es zwar im Menschen selbst aufgesucht wird, aber nicht in dem abstrakten, begrifflichen Menschen, sondern in dem wirklichen, welcher als Naturwesen und in der Wechselwirkung mit der Natur lebendig ist, die sowohl in ihm wie ausser ihm ihn trägt und umfasst. Nennen wir also jene endlose Menge von inneren und äusseren Faktoren, welche helfend und hindernd sein Naturdasein bedingen, das Sinnliche, Leibliche, und bezeichnen wir Jenes, was

Digitized By Google

dieser Vielheit gegenüber ihn als Individuum, als Einheit bewahrt, als sein Geistiges, die Seele; so wird in der Verschiedenheit der Beziehung der Seele (als der Einheit) auf das Leibliche (als der Vielheit) der Grund zu finden sein, warum die eine Seele, um in der Kunst zu einer ihr adäquaten Darstellung zu gelangen, ein solches, die andere ein anderes Material sich vorstellt und darum auch ein entsprechendes in der Aussenwelt sich erwählt. Wir deuten hier nur an, was wir allerdings meinen, dass, wenn von Künstlern hervorragenden Schaffungsvermögens die Rede ist, sich im Leiblichen und Geistigen, im Temperament, in der Auffassungsweise, im ganzen Charakter auch jene Unterschiede bemerkbar machen werden, welche sie zu den verschiedenen Kunstformen hinweisen. —

Die Seele als das Einigende und Zusammenhaltende im Leiblichen mag passend als das Herrschende diesem gegenüber bezeichnet werden, keineswegs aber versteht sie ihre Herrschaft in jedem Individuum in gleicher Art oder übt sie auf dieselbe Weise aus. Was Aristoteles (de anima 1, 3) gegen die Pythagorischen Vorstellungen von der Seelenwanderung bemerkt, dass nämlich nicht jede Seele in jeder Leiblichkeit wohnen könne, wie die Baukunst nicht in Flöten, findet auch hier seine Anwendung. Von diesen Verschiedenheiten zunächst abgesehn erkennt und fühlt sich allerdings das erwachte Bewusstsein des Menschen in jedem Individuum als das mit sich Identische im Wechsel des Sinnlichen, als beharrende Einheit dem Vielen gegenüber, und durchgängig wird daher die kunstübende Seele dem Materiale, welches sie zum Kunstwerk gestaltet, Einheit verleihen, denn nur so entspricht dieses ihrem Wesen. Einheit, dem Vielen gegenüber, macht sich, wo sie am schwächsten, lässigsten auftritt, als eine Ordnung, als äusserliche Gruppirung von Theilen in einem Ganzen geltend; straffer und strenger greift sie ein, wenn sie mit Herrschermacht die Theile völlig mit ihrem Willen und Wesen durchdringt, ihnen ihren Stempel aufdrückt und sich so zu ihnen verhält, wie das Leben zu den Gliedern eines Organismus; sie geht endlich auf den Grund dieser ihrer Macht zurück, wird innerlicher und geistiger, erkennt sich als den Werth, als die Bedeutung ihres Leibes, und neben ihr behält dann die Vielheit nur den Sinn, die Erscheinung der Seele zu sein. — Und so

stellt also die Seele, wenn sie sich in der Kunst eine Gestaltung giebt, die Einheit in ihrer Vielheit dar als eine mechanische, oder als eine organische, oder endlich als eine ideelle. — Geben wir das Nähere an. — Die Welt erscheint zunächst der Wahrnehmung als blosse Vielheit von Einzelheiten, deren zerstreutes und zerstreuendes Gewirr ein ruhiges Erfassen hindert; wie auch in der Seele sich zuerst der bunte Wechsel von Anregungen der Einheit des Selbstbewusstseins entgegenstellt und das Verlangen nach Sammlung hervorruft. Um sich zurecht zu finden, versucht die Seele eine Ordnung in das Viele zu bringen, sie gruppirt es, macht es überschaulich, so dass es sich ihr darstellt als Theile eines Ganzen; sie meint in der Welt der Erscheinungen also geschlossene Gruppen entweder schon zu finden, oder sie schafft sie sich. Das Bewusstsein orientirt sich also entweder in einem ihm an sich äusserlichen Material, oder es formt dasselbe nach seinem Bedürfniss und macht es sich damit heimisch, wohnlich in der Welt. Es ist der Seele hierbei nur um eine Einheit lässiger Art zu thun, dem jenes Mannigfaltige, Viele sich leicht einfügt, und es entsteht so eine Ordnung gefälliger Art, welche dem Belieben noch Spielraum gönnt, die Selbstständigkeit der Theile nicht völlig aufheben mag. Als Vielheit dieser Art ist jene ganze Natur zu bezeichnen, welche wir die unorganische nennen. Das Zusammenliegen der einzelnen Gestalten, für unsere Empfindung ein Zusammenwirken, wird Anlass und Urbild für den künstlerischen Trieb, welcher aus der Grenzenlosigkeit ein für den Menschen Ueberschaubares nach uns zusagenden Verhältnissen zusammenordnet und das Störende beseitigt. Die Weiten begränzen sich zu Gärten; Höhen und Tiefen, Wölbungen, Grotten, Höhlen — immer eine Vereinigung des Stoffes zu Einer Wirkung — werden zu oberirdischen oder unterirdischen Bauten, bald mit stärkerer Anlehnung an das von der Natur Gebotene, bald mit phantasievoller Befreiung von derselben. Der Schmuck der unorganischen Natur, die freieren Bildungen der Pflanzenwelt, geben der Phantasie mit ihren Stämmen die Säulen, in ihrem Laub, ihrem Blüthenmeer die Ornamentik. — Wir haben so das Gebiet der Architektur. —

Vischer bespricht (Aesthetik Bd. 3 p. 197) die dunkle Anregung der Phantasie durch die Natur der örtlichen Landschaft

und handelt p. 317 über Krystalle und Krystallsäulen als Vorbilder beim gothischen Bau.

Die Seele fühlt sich weiter als Einheit strengerer und innigerer Art ihrer Leiblichkeit gegenüber; ist sie doch deren Lebensprinzip, ohne welche das Viele zerfällt. Sie ordnet nicht nur, sie gliedert das Leibliche, sie durchdringt es, bewegt es nach ihrem Willen; sie hat die Macht, die Theile als solche aufzuheben und organisch zu verbinden. Eine Einheit dieser Art verwirklicht die Natnr in ihren organischen Gestalten, am lichtvollsten, der Menschenseele am innigsten entsprechend, in der Menschengestalt selbst. Und wie, ästhetisch betrachtet, das organisch Lebendige das Bewusstsein hineinwirft in die weiten und öden Bezirke des Unorganischen, — gleichsam die Staffage der Weltlandschaft — so schliesst auch die Phantasie ihre Nachschöpfungen des Lebendigen gern an die deutungsbedürftigen, stummen Schöpfungen der Architektur und berechnet sie auf diese. Das Material, in welches die Seele auf dieser Stufe ihre Ideen einbildet, behält unter den Händen des Künstlers das Gepräge der Vielheit nicht, und es muss desshalb schon an sich fähig sein, die Einheit nicht mehr als blosses Nebeneinander der Massen erscheinen zu lassen, sondern als ein Ineinanderfluthen beseelter Glieder. Gleichmässigkeit und Zusammenhang des zu bearbeitenden Materials ist daher erforderlich und wird entweder aufgesucht, z. B. in Marmor, oder hervorgebracht, z. B. durch Erzguss. Der Stoff ist also nicht mehr eine zufällige Vielheit, welche äusserlich zusammengebracht und verbunden wird, sondern an sich schon eine Bestimmtheit und Begränzung. Die Kunst, welche dieser grösseren Spannung der Seele und dem lebendigeren Reiz der Natur folgend, in ihren Schöpfungen den Organismus als eine Beherrschung des Leiblichen durch beseelende Einheit, gereinigt von den Schlacken der Endlichkeit, darstellt, ist die Plastik. Bei ihr zeigt die Bildhauerkunst den Moment, die Tanzkunst — im weitesten Sinne — die Bewegung, beide aber gefallen durch jene Eurythmie der Gestaltung, welche bekundet, dass jede Spur irdischer Arbeit, des Existenzkampfes, getilgt ist.

Aber in tieferer Weise noch wird sich die Seele ihrer bewusst, indem sie erkennt, dass sie es ist, durch welche die Vielheit sich erst zum Eigenleben, zum Bewusstsein ihrer selbst erhebt. Damit weiss sie sich als deren eigentliche Bedeutung, weiss, dass das

Leibliche keine weitere Bestimmung hat, für sich nichts vermag, als dieses: sie erscheinen zu lassen, zu offenbaren. Und so ahnt sie sich als den eigentlichen Werth der Welt, welche in dunklem Ringen, aber doch der Ahnung zugänglich, der Dentung sich in Analogien erschliessend, zur Seele werden, Seele aussprechen, sich als Geist bekennen will. Wie die Seele im Menschen, so tritt in der Natnr der Geist als das Wesen heraus, und es setzt sich damit die Vielheit zu blosser Erscheinung, zu einem Schein herab. Der Geist wird zum Licht, welches hervorbricht aus dem dunklen Körper und ihn mit farbigem Leben überstrahlt; das Einzelne in der unorganischen Welt schwindet, die Masse löst sich in Dnft, die Seele der Landschaft macht sich der Menschenseele vernehmlich, indem sie dieser ihre Stimmung mittheilt, das Geheimniss ihrer Schönheit eröffnet. — Und so senkt sich der Blick des Künstlers auch in die Tiefe des organischen Lebens; nicht mehr haftet er an der Oberfläche, sondern er fühlt, was diese ausstrahlt; er dringt ein durch das Auge, welches ihm lächelt, klagt, die Seele in jeder ihrer Regungen offenbart. So bleibt von der Masse nur Umriss, Farbe, Schatten, die Art der Raumerfüllnng — Alles, was eben hinreicht, den Schein des Körperlichen in allem Glanze, in aller Farbenpracht zu bewahren. — Es ist dies das Gebiet der Malerei, — welcher daher zur Auswahl für ihre Darstellungen das ganze Reich des Organischen wie des Unorganischen zn Gebote steht, d. h. alles Sichtbare, welches fähig ist, unserm Ange seine Seele zu offenbaren, die Weltseele als der unseren verwandt uns nahe zu bringen. Ihr Material aber ist nicht mehr Masse oder überhaupt ein Körperliches und ist nnr eben insofern noch Material zn nennen, als die Kunst durch dasselbe noch den Schein der Erscheinungswelt festzuhalten vermag.

Während also die Seele in der Architektur als zusammenfassende, in der Sculptnr als gliedernde, in der Malerei als wesentliche Einheit sich kund giebt, verhält sich die Natur auf diesen Stufen als Vielheit der Massen, als organisirte Masse, als Schein der Masse. —

Hiermit ist der Kreis der Künste, wie sie der Sinn des Sehens, der Sinn für die Materie im Raume, hervorbringt, geschlossen; die Seele selbst als das Wesen wird gefordert, es tritt die innere Natur vor das Bewusstsein. Während nun die äussere Welt

uns verinnerlicht und so für die Seele erfassbar wird durch das Licht, muss die innere Natur (der Welt wie des Menschen) damit sie unserm Bewusstsein erscheinen könne, sich veräusserlichen, und dies geschieht durch den Schall, welcher empfunden wird durch das Gehör, als den Sinn für die Materie in der Zeit. —

Es ist hierbei zu bemerken, dass die Auffassung des Gesichtssinnes als Sinn für die Materie im Raum und des Gehörs als Sinn für die Materie in der Zeit, minder abstrakt ausgedrückt, den Gesichtssinn als Sinn für die Farbe, den Gehörsinn als Sinn für die Bewegung des Räumlichen bezeichnen würde, denn weder Raum und Zeit noch Materie für sich sind Gegenstände für die Sinne; das Gehör ist insofern Sinn für die Zeit zu nennen, als im Schall das Räumliche verschwindet, sich selbst in seiner Bewegung aufhebt, und durch diese also, als durch seine Erzeugerinn, wird er aus dem Raume in die Zeit hinübergenommen. —

Wenn die Seele sich als das Wesen der Erscheinung erkannt hat, ist sie damit zu sich selber gekommen. Als solche findet sie sich aber in der Aussenwelt nicht; nur im Menschen lebt und webt sie als sie selbst, und so wird weiter in der Kunst der Mensch selbst Anfangs- und Endpunkt, Anreiz zugleich und Material für den schöpferisch sich bethätigenden Trieb.

Das Wesen der Seele ist es, Bewegung zu sein in sich selbst, die Geistesbewegung, von welcher jede äusserlich erscheinende nur Wirkung ist und Abbild. So lange daher die Menschenseele nur noch dumpfes, zielloses Weben in sich selbst ist, sich nicht offenbart in irgend einem Körperlichen, bietet sie weder das für die Gestaltung durch die Kunst nothwendige Material, noch verleiht sie, wie die objektive Natur, dieser den nöthigen Anreiz. Doch aber schläft nur in ihr der Drang, sich selbst zu beschauen, sich kennen zu lernen, zu lieben, um ihrer eigenen Göttlichkeit sich zu erfreuen, und bald erwacht sie. Die Nerven erzittern und schwingen, das Leibliche wird, bezwungen vom Geiste, selber zu einem Unstofflichen, zu einer blossen Wirkung auf die Luftwellen, welche uns umfliessen; — es entsteht der Ton, welchen das Ohr erfasst, um von ihm auf das Innerliche, auf die Seele des Ertönenden zu schliessen.

Auf der Oberfläche nur weilt das Auge, ist von materiellen Schranken gehemmt, aber das Ohr vernimmt den Geist; als ein Nebeneinander erfasst das Auge die Welt, als ein Nacheinander erscheint sie dem Ohr; jenes haftet an der scheinbaren Festigkeit des Daseins, dieses ergreift es in seinem Werden, seiner Entfaltung, seinem Schwinden; darum kommt uns der tiefere Schmerz durch das Hören, darum die grössere Erhebung durch die Künste des Ohrs. —

Es stellt sich nun dieselbe Reihe der Künste dar in Bezug auf diese innerliche Natur, wie sie sich für die äusserliche Natur uns ergeben hatte: zuerst rhythmische Ordnung in der Vielheit der Seelenbewegungen und deren äusseren Abbildern, den Tönen; zweitens Darstellung der durch die Anregung der einzelnen Lebensmomente individualisirten und bestimmten Seelenbewegungen durch entsprechend gegliederte (artikulirte) Tonreihen; endlich Erfassen der Naturseele in ihrer völligen Entfaltung als derjenigen, welche, zum Selbstbewusstsein entwickelt, zugleich das erfassende Ich ist und das erfasste; Darstellung also des selbstbewussten Geistes, wie er Herrscher ist im ganzen Reiche des Beseelten, Maass und Zweck setzt. —

Würde es auf dieser Stufe darauf ankommen, die Entfaltung des Selbstbewusstseins im Gebiete des Geistes zu verfolgen, so wäre dies die Wissenschaft; aber von der Kunst wird dieses Selbst nur erfasst, wie es, die Blüthe der irdischen Schöpfung, diese am tiefsten und reinsten in sich wiederspiegelt und sie als von jenem Geiste durchdrungen aufweist, dessen Verwandtschaft die Menschenseele ahnt, fühlt und glaubt. In dieser Form bedeutet die Seele nicht mehr das Individuelle; sie offenbart sich als der wesentliche, und desshalb Allen gemeinsame Geist der Gattung, wie er sich in der Menschengeschichte kund giebt. —

Es ist dies näher anzugeben.

Dass die bewegte Seele sich im Ton äussert, wird nicht erst bei dem Menschengeschlecht wahrgenommen. Thiere höherer Ordnung sind zur Tonhervorbringung befähigt; die Vögel, das Volk der Luft, zeigen sogar, gleichsam unterstützt von dem Elemente, welches sie trägt, ein Analogon der Kunst auf dieser ersten Stufe der zweiten Reihe, der Tonkunst, wie Ameisen, Bienen, Biber Analoga mit den Werken der Architektur, der ersten Kunst in der

Reihe der bildenden Künste, hervorbringen. Der Sinn der Zusammenordnung des Vielen geht diesen Geschöpfen also nicht durchaus ab, obwohl er als selbstbewusster nicht hervortritt. Man fiel auch darauf, die menschliche Baukunst oder Tonkunst aus einer Nachahmung dieser Biberarchitektur und Vogelmusik abzuleiten, aber mensehlicher Ton entquillt eigenartig und mit gleicher Nothwendigkeit unserem Geschlechte und begleitet die Bewegungen der Seele in rein menschlicher Weise. Es braucht jedoch vielleicht die Vermuthung nicht völlig abgewiesen zu werden, dass bei Erfindung musikalischer Instrumente, also in Bezug auf die Technik, Beobachtung der Entstehung von Thierlauten nicht ganz ohne Einfluss blieb, obwohl für dergleichen sich überhaupt die ganze Natur, auch die unorganische, zur Benutzung darbot (wie zur testudo, zu den tibiis), die Technik selbst auch durchaus menschlichen Ursprung zeigt.

Was nun jene Seelenbewegungen betrifft, welche Anreiz und Grundlage für die Tonkunst bilden, so muss festgehalten werden, dass bei ihnen von selbstbewussten Akten geistiger Thätigkeit noch nicht die Rede ist. Die Seele selbst ist zwar zum Objekt dieser Kunst geworden, aber als Naturseele, nicht als die zum selbstbewussten Erfassen ihrer selbst fortgeschrittene. In ihr regt sich jener dunkle Schmerz der Creatur, jene Sehnsucht nach einer Heimath, das Bangen des Einsamen und das Bedürfniss nach Liebe, sie sucht die Freude des Zusammenklangs, die Ahnung des Sich-Findens, und sie findet in sich auch das Ueberströmen des Glückes, das Jauchzen der Erfüllung, das Gefühl erdentlasteter Seeligkeit. Der Ton aber folgt allen diesen Regungen; an sich schon ist er die Flucht des Irdischen von sich selbst, Lösung der Starrheit des Stoffes; er ringt sich empor aus der Schwere des Daseins und mit ihm zieht, nicht mehr in erzwungener Ruhe gebannt an die Masse, in leisen Wogen, wie das Blut Tropfen um Tropfen heiss und innig den Lebensathem begleitet, der Rhythmus, der Ordner des Zuges, Einheit legend in die Bewegung. Unmittelbarer, ergreifender schlägt keine Kunst an das Herz, keine stürmischer, ermattender, als die Tonkunst. Sie erscheint als die am meisten subjektive der Künste, aber die in ihr schlummernde Mathematik, die Zahl, welche ihre Gestaltungen beherrscht, zeigt, wie sie im tiefsten Grunde doch wurzelt in der Objektivität (Leibnitz, epist.

ad divers. I, 144: „mnsica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se nnmerare animi“. —); und da eben nur solche Tonverbindungen unserm Ohre Harmonie sind, welche nach gewissen mathematisch bestimmten Verhältnissen erfolgen, legen die Harmoniegesetze der Mnsik ein unser Herz überzengendes Zeugniss ab, wie die Musik des Menschen, wenn anch uns nicht immer erkennbar und so scheinbar gebunden, auch in den Bewegungen der grossen Natur wiederklingt.

Es ist hier noch einer anderen Weise zu gedenken, in welcher die Naturseele ihre Bewegungen, nnd zwar für den Sinn des Auges, darzustellen vermag, nämlich durch die Gebehrde. Diese spricht bestimmter, genaner bezeichnend, als die Musik, wie denn überhaupt der Sinn des Anges bestimmter auffasst und Bestimmteres also verlangt, als das Ohr (Quintilian XI, 87 nennt die Gebehrdensprache die „commnnis omninm hominum sermo“ der Verschiedenheit der Volkssprachen gegenüber. cf. Petron ed. Bnech. p. 212: „mann pner loquaci“), aber sie ist anch oberflächlicher, als der Ton, nnd theilt eben ihrer Bestimmtheit wegen nur die sich häufig wiederholenden, Allen bekannten Empfindnngen in stereotyper Form mit. Auf ihr beruht zum Theil wieder die Tanzkunst, namentlich die pantomimische, eine sichtbare Rhythmik, welche durch begleitende Musik zn innigerer Wirkung gesteigert wird. — (cf. Tac. dial. c. 26: „histriones diserte saltare dicuntnr“.) —

Die Einheit des mnsikalischen Knnstwerks beruht auf der Einheit der auszusprechenden Empfindung, welche sich namentlich nach beiden Richtungen, zwischen denen das Naturleben sich auf und ab bewegt, in einem grösseren Ganzen anszusprechen liebt, nach denen des Schmerzes und der Frende. — Das reine Tönen als solches kommt überwiegend der Instrumentalmusik zu, welche es so zu einer farbigen und reichen, doch aber weniger tief greifenden Entfaltung bringt; die Vokalmusik, welche der Mensch selbst als edelstes Instrument hervorbringt, bildet nicht etwa den nnmittelbaren Schrei der Empfindung zu mnsikalischem Tone fort, sondern es gesellt sich bei ihr zum Tone das entsprechende Wort, ohne doch in dieser Verbindung schon sein volles Wesen znr Wirkung zu bringen; vielmehr giebt es nur der Stimmung, dem Ge-

fühlsausdruck eine festere und charakterisirende Haltung, bleibt aber für die Gesammtwirkung von untergeordneter Bedeutung.

Aber allerdings drängt das menschliche Bewusstsein fort zu grösserer Bestimmtheit und Klarheit; die innige aber unklare und schwankende Bedeutung der musikalischen Tonbilder genügt diesem fortgeschrittenen Bewusstsein nicht, es verlangt seiner grösseren Helligkeit und Bestimmtheit gemäss eine entsprechende Gliederung seines Tonmaterials, wie sie erfolgt im Wort. Gerade so verdeutlicht und gliedert sich der Ausdruck der bildenden Kunst, wenn sie fortgeht von der Architektur zur Plastik. —

Das Kunstwerk der Musik folgt dem Auf- und Niederwogen der Empfindung, umschliesst diese zerfliessenden Wellen in Einem Becken und beschwichtigt das Leid der Seele, indem es sie untertaucht in die tönende Fluth, sie vergessen lässt, träumen und ahnen; das Kunstwerk der Sprache schreckt den Geist auf aus dem Traume, zwingt ihn, sich auf sich zu besinnen, sich bestimmter zusammenzufassen; es durchdringt ihr Material, den Ton, mit Bewusstsein, erfüllt ihn mit Verstand, erhebt ihn zum an sich schon bedeutenden Worte. Es ist jetzt nicht mehr die empfindende Naturseele, welche durch menschliches Material sich ausspricht, sondern der Mensch als Mensch sucht sich, als den selbstbewussten also; und an der Sprache, dem für diesen Geist charakteristischen Material, will er ihn erkennen, ihn sich nahe bringen, sich seiner erfreuen. — Freilich verliert, wie wir schon hier bemerken, der Ton, indem er in der Sprache zum Ausdruck eines bestimmten Bewusstseins sich artikulirt, in eben dem Maasse an der Fähigkeit, die minder bestimmten Bewegungen der Seele zu bezeichnen, und vielfach greift desshalb die Kunst der Sprache, um sich zur Darstellung dieser Empfindungen, Gefühle, zu befähigen, an dem gegliederten Worte nach dem Ton als solchem zurück, benutzt es, absehend von seiner Bedeutung, rein musikalisch und lässt, zur Steigerung der Wirkung, bestimmten Tonfall und Rhythmus hinzutreten. Eine besondere Helligkeit und Bestimmtheit muss jedenfalls diese Kunst auszeichnen, welche in der Sprache sich äussert, der festen Ausprägung des Gedankens; wir nennen sie die Sprachkunst. —

Das Material, in welchem die Sprachkunst arbeitet, ist aus dem Menschengeist geschaffen und stellt ihn dar, freilich noch in

einem dem Bewusstsein an sich fremden Mittel, dem Ton, wie ihn unser Organismus erzeugt und gestaltet, so dass die Kunst von diesem abhängig bleibt und über seine Ausdrucksfähigkeit nicht hinausgeht. Es ist hiermit die Begränzung der Sprachkunst angegeben; sie stellt die sprechende Seele dar, d. h. die Seele, sofern sie nur in der Sprache erscheint. Es ist hierbei von der Sprache nicht in dem Sinne die Rede, wie sie, als mächtigstes Mittel menschlicher Entwickelung, aber doch nur als Mittel, Völker zusammenschliesst, die Fortschritte der Cultur bedingt, die Wissenschaft trägt, überhaupt jede menschliche Praxis begleitet und fördert, sondern von der Sprache, sofern sie Ausdruck der Seelenbewegungen ist; denn der Sprachkunst ist die Sprache nicht Mittel zur Darstellung irgend welchen Inhalts, welchen die Seele aufgenommen haben kann, sondern sie selbst, ihre Formation ist der alleinige Zweck der Darstellung, und der Gehalt, welchen sie in diesen Bildungen verkörpert, ist ebenso nichts anderes, als die Menschenseele in der bewussten Bestimmtheit, zu welcher sie in ihren einzelnen Lebensmomenten gelangt. Gerade so stellt die Plastik den Menschenleib hin. —

Da fühlt sich also die Seele in ihrer ruhig waltenden Harmonie, wenn sie in dem fliessenden Wohllaut der Menschenrede sich wiegt, sie freut sich ihrer Gemeinschaft mit der Schöpfung, wenn sie der Klangsymbolik der Worte lauscht oder nachsinnt, oder wenn ihr die Bilderpracht der Darstellung die Ueberraschungen der Analogie zeigt, welche Jedes mit Allem verknüpft, sie erkennt den Sturm ihres Zornes, die Bitterkeit ihres Hasses, die Kraft ihrer Begeisterung in den Figurationen der Rede, sie sieht überhaupt die Vollkommenheit der Sprachkunst in der Genauigkeit und charakterisirenden Schönheit, mit welcher die Tonbilder der Sprache sie begleiten, so dass jede ihrer Bewegungen zu bestimmtem Ausdruck gelangt. Der musikalische Rhythmus ist in der Sprachkunst zwar noch vorhanden, aber abhängig von dem Wort und Satzton, d. h. von der Bedeutung. —

Die Sprachkunst verkörpert den einzelnen, bestimmten Moment des Seelenlebens; daher ist die ideale Wortwurzel ihr eigentlich ausreichender Sprachkörper, und ihre Darstellungen behalten ihre Einheit an diesem Worte, welches zu sagen ist, um den Seelenmoment abzubilden; ihr Umfang ist desshalb beschränkt auf

Sprachkörper, für welche diese Einheit noch ausreichend gefühlt wird, auf das sich zum Satze entfaltende Wort, endlich auf Satzkreise, welche gleichsam nur die Ausstrahlungen eines einzigen Satzes oder Wortes darstellen. Diesen relativ engen Umfang ihrer Werke hat die Sprachkunst mit der Sculptur gemein, und der Grund hierfür ist bei beiden Künsten derselbe; auch die Sculptur, so lange sie selbstständig ist, nicht blosses Ornament, stellt nur den bestimmten Daseinsmoment einer Person dar oder einer Gruppe, welche diesen Moment vollständig entwickelt. —

Wenn nun so die Bewegungen der Seele, ihre einzelnen Lebensmomente allein es sind, wie wir sagten, nicht also der von ihr aufgenommene Inhalt, welche von der Sprachkunst dargestellt werden, und zwar dargestellt nicht in dem Material jener zu festem Gepräge, gewissermassen zu einem Abschluss gelangten Sprache, durch welche die Mittheilungen der Menschen erfolgen und deren Verbindung unterhalten wird, so kann es scheinen, als bewege sich diese ganze Kunst in blossen Formen, sofern sie eben nur Seelenformationen in Wortformationen darstelle, und man wird fragen, ob denn die Seele könne anders dargestellt werden, als an jenem bestimmten Inhalt, welcher sie in den einzelnen Momenten erfüllt und eben den Anreiz zu ihren Bewegungen giebt; man wird auch fragen, ob Sprachkunst sich denn einer anderen Sprache bedienen könne, als dieser wirklichen, welche dem Menschengeschlechte alle jene Dienste leistet, um derentwillen wir hier von ihr absehn wollen. Hierauf lässt sich für jetzt nur im Allgemeinen Folgendes angeben. Allerdings ist es immer ein bestimmter, in das Bewusstsein eintretender Inhalt, durch welchen die Seele zu einer Bewegung veranlasst wird, und ebenso muss auch das darstellende Wort diesen Inhalt abbilden, ihn bedenten, wenn es den Seelenmoment bestimmt wiedergeben will, aber wie an der Seele nicht der Inhalt als solcher, sondern die Art, wie er erfasst wird und wirkt, in Betracht kommt, so handelt es sich auch bei dem Wortbilde in der Sprachkunst nicht sowohl um den Inhalt, welchen es einschliesst, um das, was es bedeutet, als um die Art, wie es diese Bedeutung in dem artiknlirten Tonbilde oder in einer Wortreihe zur Darstellung bringt. Unablässig verkehrt die Seele mit der Welt und zieht aus diesem Verkehr ihre Nahrung, aber in der Sprachkunst stellt sie lediglich die Einwirkungen

dieses Verkehrs nach aussen, und zeigt, obwohl an ihm und durch ihn, doch nur sich selbst in ihrer eigenthümlichen Thätigkeit; so auch entsteht die wirkliche Sprache nur aus der Verbindung der Menschen und lebt in dieser fort, aber in jedem Einzelnen behält sie doch ihre besondere Form, eigenartig je nach der Kraft, mit welcher das Individuum dieses gemeinsame Besitzthum ergreift und verwaltet. Demnach stellt die Sprachkunst nur die subjektive Seele in ihrem subjektiven Ausdruck dar. Wie übrigens eben aus diesen Einzelbestrebungen der Individnen die Sprache selbst, — als Kunst der Sprache — ihren Ursprung nimmt, und diesen auch als sogenannte fertige Sprache — in der Sprachkunst — niemals verläugnet, wird später zur Erörterung kommen.

Der selbstbewusste Geist des Menschen erkennt endlich in dem Verkehr in der Welt diese selbst, — die innere wie die äussere, so weit sie ihm zugänglich ist, als sein Eigenthum, assimilirt sie sich, unterjocht sie durch Gedanken und Handlungen, und es ist dann die Dichtkunst diejenige Kunst, durch welche er seine Kämpfe bei dieser Besitzergreifung sich zur Anschauung bringt und gestaltet. Das Dasein des objektiven Menschen, wie der selbstbewusste Geist es erfasst, tritt, durch die Einheit dieses Selbstbewusstseins gehalten und erhoben, in verklärter Gestalt vor die Seele. Der Schauplatz, auf welchem sich die Entwickelung des menschlichen Geistes zur Objektivität hin vollzieht, bietet die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes; aus ihr lernt die Seele sich ebenso in ihrer Kraft und Freiheit kennen, wie in ihrer Schwäche und Gebundenheit. Sie überschaut aber nur dann ihre eigene Welt, erkennt nur dann die in ihr selbst gebietenden Mächte des Guten, Wahren und Schönen als die weltbeherrschenden und weltüberwindenden, wenn sie sich als individuelle aufgiebt und als gattungsgemässe erfasst, und so hat es die Poesie nicht mehr zu thun mit den Individuen als solchen, sondern sofern sie an sich die Gattung darstellen. Vortrefflich sagt daher Schiller (Ueber naive und sentimentalische Dichtkunst), dass „der Begriff der Poesie kein andrer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben.“ —

Das Material, in welchem die Poesie arbeitet, ist der Geist selbst, das vorstellende Bewusstsein, die schaffende Phantasie. Zwar giebt sich das poetische Kunstwerk, um in die Welt der

Erscheinung überzugehen, d. h. um selbst objectives Dasein zu gewinnen, einen der Sinnlichkeit angehörenden Körper in der Sprache, aber es ist diese dem Kunstwerk gegenüber nicht Material, sondern nur das Mittel, um zu erscheinen; die Sinnlichkeit ist in der Poesie, wie in der Malerei, der in der ersten Kunstreihe ihr entsprechenden Kunst, nur noch Schein; das Wort wird zum Zeichen, welches bedeutet, und es kommt, wenn Poesie in begrifflicher Strenge und Reinheit gefasst wird, im poetischen Kunstwerk auch nur diese seine Bedeutung, d. h. die Seele des Menschen, in Betracht. — Gleichgültig ist es desshalb auch an sich, ob das Werk der Poesie durch Wort oder durch Schrift, durch Auge oder Ohr mitgetheilt wird; nur im Geiste, in der Erinnerung, wird es besessen. —

Es kann gemeint werden, dass, wenn der Dichter auch zunächst seine bildende und gestaltende Kraft nicht auf das Wort richte, dieses doch als nothwendige Bedingung für das Znstandekommen jeder Geistesarbeit sich sofort einstelle und zugleich mit dem poetischen Kunstwerk formire, nachher auch zugleich, wie die poetische Composition selbst im Einzelnen noch revidirt und corrigirt wird, sprachkünstlerisch an diesen Stellen dem Ausdruck nachgeholfen werde, so dass überhaupt Seele und Wort in unlöslicher Verbindung ständen, die Sprachkunst also, wenn nicht als Zweck, doch aber als nothwendige Folge poetischen Schaffens zu betrachten sei. Das Genauere hierüber wird später angegeben werden, für jetzt mag die Bemerkung genügen, dass die Annahme, irgend ein Künstler — ausser eben der Sprachkünstler — arbeite in Worten, wenn er seine Werke entwerfe, unrichtig ist. Weder der Architekt, noch der Bildhauer, noch der Maler, und ebensowenig der Musiker und Dichter entwerfen in Worten. Es giebt sich gerade darin der Zug ihres besonderen Talentes zu erkennen, dass ihre Phantasie nur bestimmte, dem besonderen Materiale entsprechende Stoffe erfasst und sie desshalb auch unmittelbar mit diesem Materiale in Verbindung setzt. Und so mag denn der eine Dichter mehr in Bildern, ein anderer in Farbengluth, der dritte in musikalischer Stimmung, mancher vielleicht auch angeregt zu lebendiger Rhetorik seine Compositionen sich wählen und behandeln — immer ist doch nur der Gedanke sein Material und die von selbst dazu tretende Veranschaulichung hängt von individuellen Einflüssen

ab, ist zufälliger Art, unwesentlich und wechselnd. Die Künste, deren Werke durch das Ohr aufgefasst werden, Musik, Sprachkunst, Poesie bedürfen eines Mittels, um beliebig wiedererzeugt und genossen werden zu können, da sie ihrer Natur nach nur zeitlich existiren. Es giebt also Noten für Musik (und Tanz), Schrift für Sprachkunst und Poesie. Weiter sind Künstler erforderlich, reproducirende Virtuosen, welche nach solchen Andeutungen der Noten und der Schrift die Kunstwerke wieder in's Leben zu rufen verstehen: Musiker, Sänger, (Tänzer), Deklamatoren, Schauspieler. Bei den Improvisatoren fällt das Hauptgewicht der Leistung auf die glückliche, im Augenblick erfolgende Darstellung der einzelnen Momente, deren Aneinanderreihung nach bestimmten Gesichtspunkten, wie sie sich aus dem Thema ergeben, zuweilen als Werk der Poesie aufgefasst wird. Aber die Kunst des bewussten Geistes ist am wenigsten ohne die Besonnenheit zu denken, welche mit der Begeisterung zusammen erst das Kunstwerk hervorbringt, und der Improvisator kann desshalb nicht Dichter sein; dagegen fällt bei der Sprachkunst am leichtesten Conception und Darstellung zusammen, weil die Seelenbewegung sich naturgemäss sogleich im Worte verkörpert und blitzschnell zum treffenden Ausdruck gelangt. Demnach wird der Improvisator als der Virtuose der Sprachkunst aufzufassen sein. —

Das System der Künste ist also das folgende, welches sich in zwei einander entsprechenden Triaden ordnet:

1. Künste des Auges:
   a. Baukunst. (Architektur.) b. Bildnerkunst. (Plastik.) c. Malerei.
2. Künste des Ohrs:
   a. Tonkunst. (Musik) b. Sprachkunst. c. Dichtkunst.

Der Mangel an Congruenz bei anderen Aufstellungen muss, wenn er auch nicht erwähnt wird, doch empfunden worden sein, da feinfühlende Aesthetiker den Parallelismus zwischen Baukunst und Tonkunst, dann zwischen Malerei und Dichtkunst wohl bemerkt haben, ihnen demnach die Kunst des Bildhauers ohne eine entsprechende Kunst für den Sinn des Gehörs blieb. —

So sagt Vischer (Köstlin) (Theil III, Abschn. 2, Heft 4, §. 766 der „Aesthetik"): „Im System der Künste steht die Musik

in einer Beziehung tiefer Verwandtschaft bei tiefem Unterschiede mit der Baukunst. Wie diese ist sie eine Kunst der reinen Verhältnisse, wesentlich messend, zählend; ebendaher fällt auch bei ihr Erfindung und Ausführung auseinander; in derselben Stellung wie die Architektur als vorbereitende Urform vor die bildende Kunst, tritt sie vor die Dichtkunst.“ Dieselbe Verwandtschaft hatte Fr. Schlegel angedeutet: die Baukunst sei eine gefrorne Musik, mit Bezug worauf Köstlin (l. c.) die Musik eine aufgethaute Baukunst nennt. Weiter heisst es (p. 839): „Die Musik steht als Vorhalle vor der Dichtkunst, wie die Baukunst vor den beiden anderen bildenden Künsten,“ und dann lesen wir (Th. III, Abschn. 2, Heft 5) p. 1172: „Im Allgemeinen hat das Wort des Simonides, die Dichtkunst sei eine redende Malerei, seine Wahrheit,“ was im Weiteren durchgeführt wird. Das Verhältniss der Künste zu einander wird dann so gefasst (p. 1168): „Es verhalte sich die Poesie zu allen bildenden Künsten und zu der Musik, wie die Malerei zur Plastik.“ Darin ist viel Unbestimmtheit, und wenn man einerseits sieht, es soll bestimmt die Baukunst als der Tonkunst, die Malerei als der Poesie entsprechend hingestellt sein, geräth man andrerseits in Verwirrung, weil eben der Plastik das entsprechende Gegenbild in der zweiten Reihe der Künste fehlt, so dass sie darum einmal der Malerei beigesellt werden muss, ein ander Mal von ihr gesondert erscheint. — Festzuhalten ist, dass die Malerei in ihrer Reihe der Künste der Poesie entspricht; sie zeigt eine ähnliche Art der Vergeistigung ihres räumlichen Materials, wie denn Vischer (Bd. III, Abth. 1. p. 539) von ihr sagt, „dass sie in dem Sinne, in welchem bei der Sculptur von Nachbildung die Rede ist, eigentlich kein Material hat.“ — Was Simonides sah (Plutarch, de glor. Ath. cp. 3): „*τὴν μὲν ζωγραφίαν ποίησιν σιωπῶσαν — τὴν δὲ ποίησιν ζωγραφίαν λαλοῦσαν — οἱ μὲν χρώμασι καὶ σχήμασιν, οἱ δ'ὀνόμασι καὶ λέξεσι ταὐτὰ δηλοῦσιν — ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσι, τέλος δ'ἀμφοτέροις ἓν ὑπόκειται*“, und Horaz (ep. ad Pis. 361 sq.): „ut pictura poesis“, wird durch pedantisches Missverstehen und Missbrauchen, gegen welches Lessing's Laokoon sich richtete, in seiner wesentlichen Richtigkeit nicht gestört. F. Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berlin 1846) hat eine ähnliche Gliederung der Künste, wie die unsrige, setzt jedoch statt der

Sprachkunst die Mimik. Er sagt (p. 98 sq.): „Die drei mit dem Organismus des Menschen verkehrenden Künste, welche das Schöne insofern darstellen, als es sich durch den Organismus des Menschen offenbart — Tonkunst, Poesie, Mimik — sind dadurch angewiesen, es als ein nie Ruhendes, sondern immer Webendes und Waltendes, als die Erscheinung des Lebens selbst zu entfalten. Ihr Erscheinen ist darum in der Zeit begriffen.“ — „Die drei andern, mit irdischen, vom menschlichen Organismus unabhängigen Stoffen verkehrenden Künste — Architektur, Plastik, Malerei — stellen das Schöne dar, nicht wie es sich in der Zeit entfaltet, sondern insofern es zu seiner Entfaltung gekommen ist, darum in einem Augenblicke, und sind genöthigt, alle Theile desselben bei und nebeneinander zu zeigen, den Gegenstand nicht als einen werdenden, sondern als einen gewordenen aufzufassen, wo das zu Behandelnde, zu Bildende sich in seiner grössten Bedeutsamkeit und reinsten Eigenthümlichkeit offenbart — doch werden beide Triaden der Kunst dadurch nicht getrennt; auf dem Gebiete der Kunst ist in den mannichfaltigsten Gestaltungen Einheit des Wesenhaften im Innern; und die eine Reihe zeigt nur in ihrer durch den Stoff gebotenen Gebundenheit, was die andere in ihrer durch den Stoff bedingten Flüssigkeit oder Aufeinanderfolge als ein Nacheinander jenem Beieinander gegenüberstellt.“ — Was nun jene Aufstellung der Mimik statt der Sprachkunst als einer selbstständigen Kunst im System der Künste betrifft, so ist sie nicht zu weit vom Richtigen entfernt, denn auch bei ihr handelt es sich um eine Sprache, — d. h. um eine bestimmtere Gestaltung des musikalischen Tons — freilich aber um die unvollkommnere und dem Sinn des Auges zufallende der Gebehrde. Hierüber haben wir p. 28 sq. schon gesprochen. Aehnlich ist der Theorie von Thiersch jene, welche Westphal (Metrik der griech. Dramat. u. Lyriker cet. von Rossbach und R. Westphal. Th. II. Abth. 1) aus der Scholiensammlung zu der Grammatik des Dionysius Thrax mittheilt, die nach dem Urtheil des Herausgebers, der sie sich damit gewissermassen aneignet, „den meisten neueren Versuchen, die Künste zu klassificiren, unbedingt vorzuziehen ist.“ — Lucius Tarrhaeus unterscheidet nämlich eine doppelte Trias der schönen Künste: 1) die der apotelestischen Künste: Architektur, Plastik, Malerei; 2) die der praktischen oder musischen

Künste: Musik, Orchestik, Poesie. Eine Kunst ist ein ἀποτελεστικόν, wenn sie der Künstler durch sein Schaffen dem Zuschauer ein für alle Male zur Anschauung bringt; πρακτικόν, wenn hierzu jedesmal die Vermittelung eines Anderen, also eines Sängers, Schauspielers, Rhapsoden cet. nöthig ist. — Es sind beide Triaden so getrennt als Künste der Ruhe und der Bewegung. Die erstere verlangt nämlich darum nur einmalige Schöpfung des Künstlers, weil die räumliche Existenz eben in Ruhe bleibt, die zweite aber bedarf einer nochmaligen Thätigkeit des darstellenden Künstlers, weil ihr Stoff (Ekmageion) vorübergehend ist, der Bewegung angehört. Für die Künste der Ruhe heisst die künstlerische Gliederung dann Symmetrie, für die musischen Künste Rhythmus. (Takt, Metrum.) — Anm. G. Teichmüller, „Aristoteles Philosophie der Kunst" (Halle 1869) weist freilich nach, dass Westphal hierbei einigermassen willkürlich mit der Ueberlieferung umgeht, da von den Alten die sogenannten schönen Künste von den anderen nicht getrennt werden, auch die Eintheilung der schönen in bildende und musische nicht antik ist, endlich die Unterscheidung der apotelestischen von den praktischen nur dahin zu fassen ist, dass jene ein materielles Werk fertig hinstellen (z. B. die Schusterkunst und Baukunst), diese nichts Bleibendes hinterlassen (z. B. die Tanzkunst). (Die Ausführung bei Teichmüller l. c. p. 365 sq.)

Der Mangel bei dieser Eintheilung — wie sie Westphal aufstellt — ist, dass die Künste der Bewegung zwei verschiedene Arten der Bewegung unter derselben Rubrik enthalten. Musik und Poesie bewegen nichts Räumliches mehr, ihre Bewegung bedarf, um sich wirklich darzustellen, eines mehr gefügigen, feineren Stoffes, als der Körper des Menschen ist, und darum brauchen sie auch ein idealeres Organ zur Auffassung ihrer Kunstwerke, als das Gesicht; ihnen dient das Gehör. Es ist leicht zu fühlen, dass zwischen den Wirkungen der Musik und der Poesie die des Tanzes nicht in der Mitte steht, dass im Gegentheil der Tanz (eine Mischkunst, wie aus dem Obigen sich ergiebt, von Plastik und Musik) hinter dem geistigen Gehalt, der Tiefe und Macht des musikalischen Ausdrucks zurücksteht. — Dennoch sind diejenigen, welche Mimik und Orchestik in dem System der Künste zwischen Musik und Poesie anbringen wollen, darin im Recht,

dass sie eine bei den anderen Klassificationen an dieser Stelle hervortretende Lücke ausfüllen, und dass sie die bei allen Künsten der Bewegung eintretende Nothwendigkeit der jedesmaligen Erneuerung des Kunstwerks hervorheben. — Man kann sogar der Ansicht sein, dass die von uns gegebene Eintheilung nur Dasjenige giebt, was jene Theoretiker zu setzen beabsichtigten. Es wird nämlich von der auf die Tonkunst folgenden Kunst ein mehr bestimmter Ausdruck der Empfindung verlangt, als ihn die Musik rein für sich zu erreichen vermag. Die Musik selbst greift ja als Vokalmusik zum artikulirten Tone, um sich bestimmter auslassen zu können, oder sie spannt sich in den Rahmen einer durch das Wort umschriebenen bestimmten Situation — (mehr giebt ein Operntext nicht), um deutlicher und treffender zu sein. Nun giebt allerdings auch die Gebehrde, indem sie gleichsam den Körper artikulirt, jenem Verlangen nach, und sofern also auch Mimik und Orchestik eine Sprache sind — ihr Ausdruck muss „sprechend“ sein — beruht ihre Einordnung zwischen Musik und Poesie auf einem richtigen Gefühl. Aber die wahre Sprache ist eben nicht diese stumme des Körpers. — Es hindert im Uebrigen nichts, dass die Künste, wie wir sie in der Theorie trennten, in der Praxis doch vielfach Verbindungen eingehn. Werke der Plastik und Malerei werden zu Zierden in den Hallen der Architektur; die Werke der Sprachkunst dienen vielfältig der Poesie als Mittel der Darstellung; Entwürfe der Poesie (in der Oper), lyrische Gedichte werden Anlehnung für musikalische Compositionen; endlich können alle Künste zu einer Gesammtwirkung, Zuschauer und Hörer in eine erhöhte Lebensstimmung zu versetzen, sich vereinigen. —

Man wird ferner, auch abgesehen von mancher Kunstgattung, wie z. B. der Kunst der Schauspieler, der Holzschneidekunst, welche man abgeleitete Künste nennen könnte, da sie das Bestehen anderer Künste voraussetzen, nicht einmal behaupten können, dass die Zahl der möglichen Künste bestimmt angegeben werden könne. Der Name einer Kunst wird aus dem Material zu entnehmen sein, in welchem sie sich darstellt, und dieses Material ist unbegränzter Vermehrung fähig; unsere Eintheilung beansprucht daher auch nur dies, die Hauptabtheilungen gegeben zu haben, und lässt die Ansicht von Thiersch (Allgemeine Aesthe-

tik p. 4) in ihrem Rechte: „Es giebt soviel Künste, als Gegenstände, an denen ein höheres Können sich zeigen kann.“ — Freilich würden wir Bedenken tragen, etwa mit Lommatzsch (Wissenschaft des Ideals. Berl. 1835) anzunehmen, dass „die Feuerwerkerkunst,“ „Schattenspiel,“ „Fechtkunst,“ „Seiltanz,“ „Reittanz,“ „Redekunst,“ jemals zu den Künsten zu rechnen sein würde. —

Lotze (Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 186-) sagt gut (p. 445): „So wie kleine Gemeinden und grosse Staaten von demselben Princip der Sittlichkeit und des Rechts durchdrungen sein sollen, gleichwohl aber jene wegen der Beschränktheit ihrer Aufgaben und ihrer Mittel niemals diesen zugerechnet werden können, so werden Gymnastik und Tanz, schöne Gartenkunst und Feuerwerkerei, Toilettenkunst und Mimik zwar immer Territorien nach amerikanischem Ausdruck sein, in welchen ästhetische Gesetze gelten, aber niemals werden sie Anspruch darauf erwerben, unter die Reihe der stimmfähigen Staaten aufgegenommen zu werden.“ — Lotze spricht weiterhin (p. 458) von den systematischen Eintheilungen der Künste, wie sie Solger, Hegel, Vischer u. A. versucht haben, mit geringem Interesse. Er findet es „schwierig zu sagen, was denn eigentlich diese Versuche nützen, und wem?“ Er sagt (p. 459): es seien „im Leben und in der Wirklichkeit die Künste zwar zu mannigfaltigem Zusammenwirken bestimmt, aber nirgends dazu, sich in einer systematischen Reihenfolge zu gruppiren; in der Welt des Denkens aber und der Begriffe haben alle Gegenstände nicht nur eine systematische Ordnung, die unabänderlich feststände, sondern der Zusammenhang der Dinge ist so allseitig organisirt, dass man in jeder Richtung, in welcher man ihn durchkreuzt, eine besondere immer bedeutungsvolle Projektion seines Gefüges entdeckt. Keine der erwähnten Classifikationen hat nur Unrecht; jede hebt eine dieser gültigen Beziehungen, einen gewissen Durchschnitt der Sache nach einer der Spaltungsrichtungen hervor, die ihr natürlich sind; aber wunderlich ist der Eifer, mit dem jeder neue Versuch sich als den endgültigen und einzig wahren ansieht und die vorangegangenen als nüchterne und überwundene Standpunkte betrachtet.“ —

Gewiss hat man sich zu hüten, dass man bei Versuchen zu systematischer Eintheilung nicht in „wunderlichen Eifer“ falle, aber kaum war wohl Lotze's Erinnerung nöthig, dass die systematische Ordnung als solche nicht in Wirklichkeit auch bestehe; er müsste dann etwa auch warnen, dass man nicht nutzlos die Linien der Längen- und Breitengrade auf dem Erdboden sich aufsuche. Keineswegs sind die systematischen Eintheilungen alle gleich gut, gleich umfassend, gleich zweckmässig, und sie haben, wenn keinen anderen, sicherlich didaktischen Werth. —

Wir selbst, indem wir die Sprachkunst einem System der Künste einreihen, wissen uns zuversichtlicher, wenn unsere Klassification mit denen grosser Denker nicht im Widerspruch steht, vielmehr diese ergänzt und stützt. Damit besteht es wohl, dass wir uns die Worte Köstlin's („Aesthetik,“ Vorwort p. VI) aneignen: „die moderne Aesthetik bildet noch immer den Glanzpunkt der philosophischen Litteratur der Gegenwart und verdient es, ihn zu bilden; aber es fragt sich, wie lange sie es noch bleiben werde, wenn sie sich nicht entschliesst, überall nur aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit selber zu schöpfen, statt an fertige Schemen irgendwelcher Theorie sich zu binden, und die Sprache der Menschen statt der der Systeme zu reden.“ —

Die Einheit nicht nur der von uns aufgestellten, sondern überhaupt der möglichen Künste beruht zunächst auf ihrer gemeinsamen Wesenheit, in Bezug auf welche Bernhardi (Ueber den Ajax des Sophokles p. 6) sagt: „Die einzelnen Gattungen der Künste sind gleichsam einzelne Sprachen, oft nur Dialekte der Einen ungetheilten Kunst“; — sie zeigt sich aber auch in einer gewissen Durchdringung jeder Kunst durch die anderen, so dass die eigenthümliche Kraft einer jeden irgendwie auch in den andern zur Geltung kommt. — Es bedarf dieser Punkt noch einiger Erläuterungen im Einzelnen. Was man z. B. mit bildlichem Ausdruck Architektonik in den Künsten nennt, wie etwa eine gewisse symmetrische Gruppirung in den Reliefs der Plastik, in historischen oder landschaftlichen Gemälden, oder auch in der Vertheilung thematischer Durchführungen an einzelne Stimmen oder Instrumente in der Musik, ferner in der chiastisch oder anaphorisch gegliederten, überhaupt eurhythmischen Satzgliederung im Gebiete der Sprachkunst, in contrastirenden oder entsprechenden Gruppen-

stellungen auf der Bühne, wie sie vom Regisseur im Einzelnen bestimmt werden, oder in den Chortänzen, wie sie der Ballet-meister anordnet; — alles dies, wodurch die einzelnen Theile des Materials, abgesehen von ihrer letzten und nothwendigen Beziehung, gefällig, überschaulich, symmetrisch geordnet werden, ist in der That ein Stück Baukunst in dem Material anderer Künste.

Ebenso zeigt sich die Plastik vielfach wirksam bei den Werken der Architektur, gewissermassen sie krönend; sie beherrscht mannichfach auch den akademischen Stil in der Malerei, wird erkannt in einem gewissen ruhigen, sich wie organisch entfaltenden Ausdruck der Sprachkunst, ebenso in plastisch herausgehobenen Gestaltungen der Dichtkunst. —

In Bezug auf das Hervortreten des Malerischen innerhalb der anderen Kunstgattungen ist z. B. auf solche Säulenreihen der Architektur hinzuweisen, welche perspektivisch zurücktreten bis zu Pilastern, in der Plastik z. B. an malerische Gewandung, an lebendigere Reliefdarstellungen; in der Musik an die bekannten Tonmalereien; in der Sprachkunst an Klangnachahmungen; und was die Malerei in der Dichtkunst anbetrifft, so musste ja Lessing seinen Laokoon schreiben, so sehr überschätzte man zu seiner Zeit die Fähigkeit der Poesie, malerische Wirkungen hervorzubringen. Dass ferner Musik an den Werken der Architektur empfunden werden könne, darauf deuten z. B. die hellenischen Mythen von dem Mauerbau Thebens durch Amphion und Zethos, oder Troja's durch Apollo und Poseidon, welche also zur Mechanik der Massenbewegung die Harmonik in der Zusammensetzung hinzufügen; in der Sprachkunst ist die Wirkung vieler sogenannten Figuren eine überwiegend musikalische; in der Poesie stimmt die Lyrik namentlich der modernen Völker vielfach wie Musik; dahin wirken klangvolle Modulirungen desselben Gefühls, ein musikalisch freierer Takt, affektvolle Bewegung bei wenig reicher oder tiefer Gedankenentwickelung, Mangel klaren Heraustretens der Empfindung, welche träumerisch in sich webt. Schiller (Ueber naive und sentimental. Dichtkunst) unterscheidet eine plastische Poesie von einer musikalischen und bezeichnet z. B Klopstock als musikalischen Dichter. — In einem Briefe an Göthe sagt er von sich, beim Dichten überkomme ihn zuerst eine gewisse musikalische Stimmung, was auch allgemeinere Geltung

hat. Denn so lange dem Dichter die Vorstellungen noch nicht zu klarer Formirung und Composition gekommen sind, sind sie für den Ausdruck durch die Sprache nicht reif und es bleibt bei einer „gewissen musikalischen Stimmung," geht es zur Festigkeit und Bestimmtheit fort, so stellt sich als Zeichen davon auch das bezeichnende Wort ein. Aber auch nachher verschwindet die Musik im poetischen Kunstwerk nicht, sondern tritt nur zurück; und wie die Architektur auch noch in den beiden anderen bildenden Künsten, in der Plastik und Malerei, als Symmetrie und Eurhythmie fortwirkt, so bleibt in den Künsten, welche mit dem Ton verknüpft sind, in der Sprachkunst und Poesie, der Rhythmus, und ruft denen der Tonkunst verwandte Wirkungen hervor. —

Das Wesen der Sprachkunst tritt hauptsächlich in einer Art der Darstellung hervor, welche man „sprechend" nennt, womit das Wesen eines bis zur äussersten Bestimmtheit, Lebendigkeit, Helligkeit fortgeschrittenen Ausdrucks glücklich bezeichnet ist. So kann namentlich die Plastik und die Malerei in der Darstellung bestimmter Momente menschlicher Bewegung durch grosse Energie diese bis zum sprechenden Ausdruck veranschaulichen, so dass die Phantasie des Beschauers das angefangene Wort nothwendig ergänzt. —

Auch die Instrumentalmusik führt uns zuweilen bis zum sprachlichen Ausdruck, sei es, dass sie elegisch rührt, milde klagt, oder jubelt oder neckisch spielt und lacht; es tritt selbst als höchste Steigerung des musikalischen Ausdrucks Deklamation ein, als Recitativ angedeutet. In Beethoven's neunter Symphonie bricht zuletzt die Menschenstimme hervor, um zu sagen, was der Tonkunst an sich klar anszusprechen versagt ist. — Im Gebiete der Poesie macht sich die Sprachkunst geltend im emphatischen, prägnanten, antithetischen, ironischen Ausdruck, überhaupt in jeder mit besonderer Kraft den Moment herausstellenden Wendung. —

Was endlich die Wirkungen der Poesie innerhalb der anderen Kunstgattungen betrifft, so ist darauf hinzuweisen, dass diese geistigste der Künste schon in der Conception zu jedem Kunstwerk alle Gattungen in gleicher, obzwar mehr oder weniger bewussten Weise durchzieht. Es genügt hier, auf den Sprachgebrauch aufmerksam zu machen, welcher ein recht feines, ideales Hervortreten des Künstlerischen in den Kunstwerken jeder Gattung noch besonders als „poetisch" bezeichnet. —

II. Von der Sprachkunst im Besonderen.

1. Die Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung.

Wir haben in das System der Künste die Sprachkunst eingereiht und hiermit den sonst gewöhnlich aufgestellten Kunstgattungen eine neue hinzugefügt. Wir suchten dies zunächst im Vorhergehenden dadurch zu rechtfertigen, dass wir die Stellung näher bezeichneten, welche der Sprachkunst innerhalb des Systems zufällt. Wie also in der Reihe der bildenden Künste zwischen Architektur und Malerei die Plastik gewissermassen vermittelt, von den Karyatiden und Telamonen bis zur Reliefdarstellung, so vermittelt in der Reihe der Künste für das Gehör die Sprachkunst zwischen Musik und Poesie, beginnend von der euphonischen, der charakterisirenden, der bildlichen Gestaltung des Wortes bis zu jenen liedförmigen Produktionen, welche lediglich den einzelnen Moment individueller Bewegung, wie er z. B. vielfach im sogenannten Volksliede hervorbricht, darstellen, oder bis zu jenen mehr ernsten oder mehr spielenden Sprachkunstwerken, welche z. B. als Epigramme, Räthsel u. d. m. bisher eine unbestimmte und schwankende Einreihung unter die Dichtungsarten gefunden haben. Es ist fühlbar, dass zwischen der Kunst des Tons und der Kunst des Geistes die Kunst des vergeistigten Tones in der Mitte steht. —

Nun kann es allerdings auffallend erscheinen, dass eine Kunst, deren Werke am allgemeinsten verbreitet sind und am offensten vorliegen, bis jetzt noch von Niemand als solche erkannt und aufgestellt worden ist. Es erklärt sich dies indessen zur Genüge aus folgenden Umständen. Künste erfordern Künstler — und wo sind die bei der Sprachkunst? In keiner anderen Kunst verschwindet in der That die Person der Künstler ebenso: Namen der Schöpfer selbstständiger Sprachkunstwerke sind nur ausnahmsweise bekannt, und die Verfasser von Sprachornamenten gelten nicht als Künstler der Sprachkunst, weil sie anscheinend

Grösseres betreiben, worüber denn diese Qualität vergessen wird; die Künstler aber, welche die Sprache selbst als Kunst schufen, scheinen Alle zu sein, welche überhaupt sprechen. Was man endlich etwa Sprachkünstler auch schon bisher nennen konnte, war eben um desswillen wenig angesehen; es galt der Name gleichbedeutend etwa mit Wortemacher. — Wie die Künstler, so ist auch das Material dieser Kunst, die Sprache, ungemein flüchtiger Natur, so schnell verrauschend, dass für Betrachtung nicht Zeit bleibt, so fügsam der Behandlung, dass für sie der Name einer Kunst viel zu gewichtig erscheint. Und dieses Material, obwohl immer künstlerisch geformt, dient doch äusserst selten — wenigstens bewusst — dem küntlerischen Genusse, denn es tritt sogleich in den Dienst der verschiedenartigsten Zwecke und findet eine so mannigfaltige Verwendung, dass jede Sonderung, welche Sprache für sich selbst herausstellen will, sofern sie auch nur für sich selbst da sein soll, erst spät gelingt und als von der Wissenschaft gefordert erkannt wird. Es ist ferner die Zahl derjenigen Werke der Sprachkunst verhältnissmässig klein, welche selbstständig ein Ganzes bilden; man findet sie überwiegend nur als Ornamente am Sprachkörper, oder sie erscheinen auch als ganz natürliche Formen der Darstellung. Endlich ist auch zu berücksichtigen, dass die Aesthetik in dem Sinne eines Systems, in welchem wir sie jetzt verstehen, eine verhältnissmässig noch junge Wissenschaft ist (Kant, Kritik der Urtheilskr. p. 202 erinnert noch: „Man möge seinen Entwurf zu einer möglichen Eintheilung der schönen Künste nicht als beabsichtigte Theorie beurtheilen. Es sei nur einer von den mancherlei Versuchen, die man noch aufstellen kann und soll."), und dass sie die selbstständigen Werke der Sprachkunst bisher, mit einiger Mühe freilich und schief genug, immerhin doch wenigstens untergebracht hatte bei der Dichtkunst. Es wird sich gleichwohl weiter unten ergeben, dass bedeutende Denker schon vielfach mit mehr oder weniger Deutlichkeit auf die Sprachkunst als eine von der Poesie zu sondernde Kunst hingewiesen haben. —

Die Sonderung der Künste lässt sich im Uebrigen innerhalb der beiden Triaden mit voller Strenge nicht durchführen, und es mag daran erinnert werden, dass der Werth der Systematik für die Sache selbst kein absoluter ist. Die Kunst so wenig wie das

Leben werden in allen ihren Bildungen von unseren logischen Rubrizirungen umfasst, wenn auch Jean Paul's Wort (Vorschule der Aesthetik p. 22) die Sache zu leicht abmacht: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt". Die Alten dehnten z. B. den Begriff der Musik sehr weit aus. Nach Hesychius (T. II p. 625) wurde durch das Wort Musik jede Kunst, nach Photius (Lexic. p. 277) selbst die Wahrsagerkunst, am gewöhnlichsten jedoch ausser der eigentlichen Tonkunst Poesie und Philosophie bezeichnet. Cicero (de orat. III, 44) sagt: „Musici erant quondam iidem, qui poetae". Trennung von Musik und Poesie wird von Plato (de legg. p. 670 A; cf. de rep. lib. II u. III) als ἀμουσία καὶ θαυματουργία verworfen. Auch nach Lessing sollten eigentlich Musik und Poesie zu Einer Kunst zusammenfliessen. Er sagt (Bd. XI p. 178 ed. Lachm.-Maltz.): „Die Vereinigung willkührlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen, auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, dass beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organe zu gleicher Zeit gefasst und hervorgebracht werden können. Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so dass die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und eben derselben Kunst bestimmt zu haben scheinet. cet."

Die Sonderung der Künste wird natürlich in dem Maasse schwieriger, als der Stoff, in welchem sie sich darstellen, feiner und geistiger ist. Namentlich stehen desshalb die Künste, welche den Ton als Material direkt oder indirekt gebrauchen, in vielfacher Verbindung und in mannigfaltigem Uebergange zu einander, und wenn z. B. Cameen, Intaglien noch unbestritten als Werke der Plastik gelten mögen, Kupferstiche und Holzschnitte der Malerei eingeordnet werden, so sind doch Melodram, Oper, Cantate schon schwerer unterzubringen, und Werke, wie z. B. Parabeln, Epigramme, Fabeln sind unter Poesie nicht ohne Willkür zu rubriciren, wenn man sie deren Hauptgattungen unterordnen will. —

Das Gebiet der Sprachkunst wird natürlich auf Unkosten anderer Kunstgebiete gewonnen werden müssen, denn wir erfinden nicht neue Kunstwerke, sondern stellen nur schon vorhandene unter neue Gesichtspunkte. Es wird sich dabei zeigen, dass durch

unsere Abgränzung den Nachbarkünsten eben nur Fremdartiges entzogen wird, und dass durch Aufstellung der Sprachknnst als einer besonderen Kunstgattung eine Klarheit innerhalb der Künste des Tons erreicht wird, welche mehr vermisst wurde, als man es sich gern eingestehen wollte. —

2. Prosa und Poesie; die Prosa der Sprachkunst.

Zu solcher Klarheit wird anch eine Auseinandersetznng nöthig sein über das Verhältniss der sogenannten Prosa zur Sprachkunst und znr Poesie. Der Sprachgebranch ist hier nicht ohne Verwirrung geblieben, und man könnte, „Sprachknnst“ verwechselnd mit der sogenannten „poetischen Diktion“, zn der Annahme kommen, es bilde „Prosa“ den Gegensatz zur „Sprachkunst“. —

Prosa (oder eigentlich prorsa d. h. proversa) oratio ist die Rede (πεζὸς λόγος, oratio pedestris), welche nicht im versus (στροφή) wiederkehrt, sondern immer vorwärts strebt, also ungebundene Rede im Gegensatz zu der dnrch Metrum gefesselten. So erklärte schon Donatus (Ter. Eun. II, 3, 14): „Prorsum est porro versum, id est ante versum. Hinc et prorsa oratio, quam non inflexit cantilena“. — Wenn also das Wort in diesem Sinne beibehalten werden soll, so bezeichnet es nichts als die freie, unabhängige Rede, im Gegensatz zn der von der Dichtkunst zu ihrem Dienste in bestimmte Maasse gebrachten. So drückt den Unterschied aus die Znsammenstellung bei Ausonins (profess. XXI, 14): „prosa solebas et versu loqni“, und danach ist z. B. anch die Recitation von Prosa und Vers zu unterscheiden, wie Quintilian I, 8, 2 sagt: „sit lectio poetarum non qnidem prosae similis, qnia et carmen est et se poetae canere testantur“. — So versteht denn auch Molière das Wort, wenn im „le bonrgeois gentilhomme“ (II, 4) sein maistre de philosophie explicirt: „Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tont ce qui n'est point vers, est prose“. Nnn fanden Neuere (vielleicht ist Adelnng, über den Deutschen Styl. Bd. 2 p. 250 sq. der Anstifter), dass der Unterschied zwischen derjenigen Sprache, welche die Dichtknnst zn ihrer Darstellung wählt und der anderen, keineswegs bloss anf dem Metrum, nnd wie sie hinzusetzten, dem Reim allein beruhe, sondern etwa auf der „Lebhaftigkeit“, wie Adelung (p. 253) will, oder auf anderen Eigen-

schaften der Bildlichkeit cet. wie Neuere nnd Neueste sagen. Es wussten dies natürlich auch schon die Alten. cf. Quintilian 1, 5, 10 sq., der von den Barbarismen bei den Dichtern spricht, welche „poetico jure“ sich rechtfertigen, und bemerkt: „sed in prosa quoque est quaedam jam recepta immutatio“. Ganz deutlich sagt Aristoteles im ersten Cap. der Poetik, dass man im gewöhnlichen Leben Jeden einen Dichter nenne, der sich des Metrums bediene, selbst Naturforscher; Dichter seien jedoch nur die sich der nachahmenden Darstellung Bedienenden (τοὺς κατὰ μίμησιν ποιητάς). — Adelung ärgert sich so über die Ausdrücke „gebnndene und ungebundene“ Rede, dass er sie gar nicht mehr gebrauchen will. —

Nnn wollte aber Prosa nichts weiter sagen, als ungebundene Rede; es bezeichnete einen nur äusserlichen Unterschied, aber einen sicheren, und man konnte es dabei bewenden lassen. Jetzt ist der Begriff sehr schwankend geworden, denn man hat der poetischen Sprache viel zugeschrieben zum Unterschiede von der gewöhnlichen, was von gewissen Dichtungsgattungen, oder Dichtern oder dichtenden Völkern und Zeiten gelten mag keineswegs aber von allen; man hat auch zugleich der Prosa Vieles abgesprochen, was nicht jeder Darstellung in Prosa, z. B. Werken der Dichtkunst, der sogenannten Redekunst cet. abgesprochen werden kann. —

Dazu ist noch ein anderer Uebelstand eingetreten. In der Bemühung, die Prosa von der Sprache der Dichtkunst zu unterscheiden, gerieth man immer tiefer in Untersuchungen über das Wesen der Kunst, speciell der Poesie selbst, als ans welchem auch der Unterschied ihrer Sprache sich herleiten lassen müsse; und vergass schliesslich, dass man Prosa ja nicht von der Poesie zu unterscheiden habe — was ganz unnöthig ist, da Niemand eine Kunst selbst verwechseln wird mit irgend welchen Arten, wie sonst deren Material noch benutzt werden kann — sondern von dem sprachlichen Ausdruck der Poesie. So heisst es schon bei Adelung (l. c. p. 253): „Indessen ist doch gewiss, dass sowohl die poetische Harmonie, als die Dichtung zur Poesie nothwendig sind, nur dass in keiner von beiden, auch nicht in beiden zusammen genommen, das Wesen der Poesie und der Unterschied zwischen Poesie und Prosa gesetzt werden kann.“

Man sieht, wie die Frage, um die es sich handelt, nunmehr schief gestellt wird; aber in ästhetischen und sonstigen Werken ist diese Schiefheit jetzt allgemein, und der Begriff der Prosa wird so gefasst, dass man das Wort schon nicht mehr bloss als den Gegensatz zur Poesie bezeichnend anwendet, sondern zur Kunst überhaupt, wie wenn man z. B. von der Prosa des Lebens spricht, prosaischer Zeit cet. Nun lässt sich gegen Veränderungen in der Bedeutnng technischer Ausdrücke nicht viel thun, doch ist das Sachverhältniss vor Verdnnkelung zu schützen.

Prosa bedeutet also erstens im engeren, ursprünglichen Sinne: die ungebundene Rede; im weiteren Sinne, metonymisch, bezeichnet es den Gegensatz znm Wesen der Kunst. So liest man bei Lessing (Bd. 11 p. 183 ed. Lachm.-Maltz.): „So gut die Sprache ihre Prosa hat (d. h. so gut im Gebiete der Künste, welche sich in der Sprache darstellen, eine Prosa als deren Gegensatz aufgestellt wird): so gut muss auch die Mahlerey dergleichen haben. Es giebt also poetische und prosaische Mahler.“ (z. B. nach Lessing: Die Allegoristen.) In diesem Sinne stände also etwa neben dem Baukünstler als Prosaiker der Maurer, neben dem Bildhaner der Steinmetz, neben dem Maler der Anstreicher, neben dem Mnsiker der signalisirende, die Marschbewegung regelnde Hornist, Trommler, neben dem Dichter endlich der Prosaist — welcher aber nun nicht etwa ein Solcher ist, der sich der Prosa (im ersten Sinne) zur Darstellung bedient — oder wären etwa Boccaccio, George Sand, Dickens, Jean Paul nicht Dichter? — sondern vielleicht ein Geschichtschreiber, Mathematiker, Naturforscher, Kritiker cet. Im Allgemeinen beruht die Prosa in der ersten Triade der Künste (des Auges), auf der Geometrie, die Prosa bei den Künsten des Ohrs auf dem Verstande, dem Begriff des Zweckes, der Logik. Wir haben uns aber enthalten, in dem Vorhergehenden diejenige Prosa (im weiteren, übertragenen Sinne) anzugeben, welche neben der Sprachknnst steht, weil Dies noch weiterer Erörterung bedarf.

Offenbar nämlich ist es ungenan, wenn man die gewöhnliche Rede z. B. die in der Umgangssprache übliche, ebenso als Prosa bezeichnet, wie z. B. die Prosa in den Werken des Tacitus oder Lessing's. Beide Arten der Darstellung sind „ungebundene Rede“, aber nicht beide stehen in demselben Range, und nicht

beide stehen in demselben Gegensatze zur dichterischen Sprache. Wer denkt überhaupt z. B. daran, dass irgend eine Mittheilung geschäftlicher Art in „gebundener Rede“ nicht erfolgen könne? — Wenn gesagt wird, die Sprache der Poesie sei älter, als die Prosa, meint man dann etwa, dass die aus dem Bedürfniss hervorgehende Mittheilung unter den Menschen zuerst in gebundener Rede stattgefunden habe? — Prosa ist vielmehr ein Ausdruck, welcher die auf einem gewissen Standpunkt der Völker sich erzeugende Entgegensetzung gegen die Sprache der Poesie bezeichnet; er gehört in die Geschichte der Literatur. So ist es gemeint, wenn Plinius hist. nat. VII, 56 erzählt: „Prosam orationem condere Phercydes Syrius instituit, Cyri regis aetate; historiam Cadmus Milesius“. — oder V, 29: „Cadmus primus prosam orationem condere instituit“, oder Suidas v. *Ἑκαταῖος*: „*πρῶτος ἱστορίαν πεζῶς ἐξήνεγκε, συγγραφὴν δὲ Φερεκύδης*“ und Strabo I, 18, der dies am deutlichsten ausspricht: „*ὁ πεζὸς λόγος, ὅγε κατεσκευασμένος, μίμημα τοῦ ποιητικοῦ ἐστι. πρώτιστα γὰρ ἡ ποιητικὴ κατασκευὰ παρῆλθεν εἰς τὸ μέσον καὶ εὐδοκίμησεν. εἶτα ἐκείνην μιμούμενοι, λύσαντες τὸ μέτρον (ταῦλλα) δὲ φυλάξαντες τά ποιητικά, συνέγραψαν οἱ περὶ Κάδμιον καὶ Φερεκύδη καὶ Ἑκαταῖον.*“ — Zu dem *κατεσκευασμένος* bemerkt Casaubonus: „Non dicit, omnem orationem solutam esse poëtica posteriorem: sed artem oratoriam post poëticam esse natam. Eos autem, qui poëticam omni oratione solnta priorem esse putant, eleganter irridet Aristides in oratione de laudibus Serapis.“ Es ist also die Prosa, wenn nicht eine Kunst, doch Sache einer Technik, und Molière's Maistre de philosophie ist also nicht völlig im Rechte: „Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tout ce qui n'est point vers, est prose“, so dass auch de la prose wäre: „Nicole apportez-moy mes pantoufles“ cet. — Prosa nämlich würden wir dies nur in jenem weiteren Sinne nennen, in welchem es den Gegensatz zur Kunst überhaupt bezeichnet. Diese Knnst aber im Besonderen, welcher die gewöhnliche Rede der Bedürfnisse gegenübersteht, ist eben die Sprachkunst.

Die Prosa im Gegensatz zur sogenannten dichterischen Sprache ist kein zufällig, d. h. nach beliebigen, wechselnden Zwecken zusammengebrachtes und beliebig verwandtes Material, sie ist *κατεσκευασμένος*, dient den verschiedenen Gattungen der Prosadar-

stellungen ebenso, wie die dichterische Sprache den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, so dass von einer allgemeinen Dichtersprache, welche gleich gut auf Epos, Lyrik, Drama; Idyll und Heldengedicht; Posse und Tragödie cet. passte, ebensowenig die Rede sein kann, wie von einer guten Prosa überhaupt, die nämlich gut wäre z. B. für den historischen Styl wie für den der Beredsamkeit oder der Wissenschaft u. d. m. — Die Sprache ist nicht das Material, in welchem die Poesie arbeitet, denn dies ist die menschliche Vorstellung selbst; sondern ist nur die Aussenseite dieses Materials, nach welcher es auch ein hörbares ist, also der Erscheinungswelt sich einreiht. Und ebenso ist die prosaische Sprache nicht das Material, welches z. B. die Geschichte, die Beredsamkeit, die Wissenschaft bearbeitet, denn auch deren Arbeiten liegen im Gebiete des Geistes; sondern sie ist dienend, bedingt in ihrer Formirung, im Stil, durch den Inhalt, welchen sie zur Erscheinung bringen soll. Die dichterische Sprache ist nun allerdings stets die Darstellung des schönen Scheins einer Kunst, die prosaische ist meistens die Darstellung eines Begreifens, des Begriffs, aber es hindert nichts, dass auch die Poesie sich der prosaischen d. h. ungebundenen Rede zu ihrer Darstellung bediene, wie z. B. im Roman, im Idyll, dem Mährchen etc. und es ist in der That ein weiterer fester Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung nicht vorhanden, als der von den Alten angegebene zwischen gebundener und gelöster Rede, von welchem freilich richtig ist, dass er nicht das Wesen der Poesie trifft, was er aber gar nicht kann, und dass er nicht alle Darstellungsweisen der Poesie umfasst, was er aber auch gar nicht sollte. Diejenige Behandlung der Sprache ist, auch bei der Dichtkunst, die beste, welche deren Eigenthümlichkeit am meisten Freiheit lässt, sie benutzt, aber nicht zwingt und unterdrückt, welche weder mit der licentia poëtica, den Fesseln des Metrums, der Einengung durch den Reim Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache entschuldigt, noch die Gebilde der Sprachkunst in Uebermaass verbraucht, um durch Schmuck, einer anderen Kunst entlehnt, zu ersetzen, was bei ihr selbst an geistigem Gehalt vermisst wird. —

Spricht man aber von Prosa in jenem weiteren Sinne, in welchem sie den Gegensatz zur Kunst überhaupt, also auch zur Poesie als einer solchen bezeichnet, so ist zu bedenken, dass mit

dieser zwar die ungebundene Rede — Prosa — verknüpft ist, weil die gebundene einfach zweckwidrig wäre, aber dass desshalb nicht umgekehrt die Poesie von dem Gebrauch der ungebundenen Rede ausgeschlossen wird. Man wirre also die Begriffe nicht durch einander. —

Nicht in der Sprache, dem gemeinsamen Vehikel der Darstellung für Kunst und Nicht-Kunst, ist der Unterschied zwischen Poesie und Prosa (in weiterer Bedeutung) zu suchen, sondern in der verschiedenen Weltanschauung. Bestimmter tritt dieser Unterschied erst hervor in der Literatur eines Volkes, als welche einerseits das Sein der Dinge wiederzugeben sich bemüht, soweit es als wirklich bestehend betrachtet wird: Prosa — andererseits auch das Sein, soweit es durch die Wirklichkeit nur zu einem Schein gebracht wird, also nur Symbol ist eines vorausgesetzten höheren Seins: Poesie. Literatur aber, Prosa wie Poesie, entsteht erst dann, wenn ein Volk zum Bewusstsein seiner selbst gelangt, eine Gedankenwelt sich erbaut; ihr Reichthum ist nur Gradmesser und Folge des sich ausbreitenden und vertiefenden Bewusstseins, hebt sich und sinkt mit diesem in Wechselwirkung, wie denn die Literatur z. B. steigt, wenn ein Volk durch grosse Thaten in höherem Grade selbstbewusst wird.

Was nun poetischer und prosaischer Ausdruck genannt wird, ist lediglich Folge jener Grundverschiedenheit in der Auffassung, denn das Sein, als letzte Wirklichkeit betrachtet, verlangt eigentliche, wirkliche, den Dingen nachgehende Darstellung; das Sein aber als blosser Schein wird nur dann angemessen dargestellt, wenn auch die Darstellung selbst als Schein wirkt, was aber durch allerlei Sprachkunstmittel, überhaupt durch Einzelnes nicht mit Sicherheit zu gewinnen ist, zum Theil freilich z. B. durch Vers, Reim, Bildsprache erreicht wird, aber auch der ungebundenen und einfachen Rede gelingen kann. Die Sprachkunst hat es mit diesem Gegensatz als solchem nicht zu thun, obwohl natürlich der Unterschied der Weltanschauung sich auch in ihr geltend macht, so dass sich die Sprache des Bedürfnisses und die der freien Darstellung, Darstellung um ihrer selbst willen, d. h. Kunst gegenüberstehn. Diese Sprache des Bedürfnisses, die Prosa der Sprachkunst, gehört aber gar nicht in die Literatur; sie wird, wenn nicht scharf, doch ge-

nügend, als Sprache des gewöhnlichen Lebens bezeichnet. Wie aber steht es mit den Werken der Sprachkunst? Wo findet man sie? Und wie verhält sich die Sprache der Sprachkunst zu der sogenannten Sprache der Poesie? —

Wir können an dieser Stelle hierauf nur im Allgemeinen antworten. Das der Sprachkunst eigenthümliche Gebiet wird deutlicher hervortreten, wenn wir in den folgenden Abschnitten es genauer gegen die Dichtkunst und Rhetorik abgränzen, wir bemerken hier nur dies, dass die Bildung der Sprache selbst als Kunst vor jeder Literatur liegt, und zwar begrifflich: durchaus, zeitlich: im Wesentlichen, dass diese also von dem Gegensatz der Poesie und Prosa (im engeren Sinne, wie im weiteren) nicht berührt wird, sie vielmehr durch ihre Hervorbringungen erst die Mittel liefert zur Ausbildung der verschiedenen Stilgattungen; dass ferner die Sprachkunst neben jenem Gegensatz sich hält und ihn für sich nicht beachtet. Wie weit aber die Sprachkunst ihre Werke zur Literatur stellt, wird sich später ergeben. — In wie fern nun dennoch die Werke der Sprachkunst auf die Darstellung der Poesie Einfluss haben, darüber bemerken wir an dieser Stelle nur das Folgende.

Die Werke der Sprachkunst sind theils der Art, dass sie selbstständig für sich fortleben, wie z. B. Epigramme, Parabeln, Räthsel, Gnomen u. a. theils sind sie geringeren Umfangs, weil sie den einzelnen Lebensmoment nur abbilden, aber nicht entfalten, und dann reihen sie sich von selbst — wie im Anfang der Sprachbildung die Wörter und Wortformationen — dem vorhandenen Sprachschatz ein und werden so ebenfalls zu Sprachmitteln, welche jedoch als Schmuck erscheinen, so lange sie noch als Figurationen der gewöhnlichen Rede gefühlt und erkannt werden. Diese Ornamente, welche unter dem Namen der Redefiguren bekannt sind, verfallen ferner sogleich, nachdem die Sprache sie in sich aufgenommen, dem Gesetz der Analogie, welches die Sprachbildung beherrscht, und bei ihrer flüchtigen Natur verlieren sie bald ihren bestimmten sprachlichen Ausdruck, in welchem sie der Sprachkünstler ursprünglich niederlegte, und werden zu blossen Formen, zu Schablonen, nach denen dann die weiteren Verzierungen ausgeführt werden. Dabei ist zu bemerken, dass die Sprache immer neu geschaffen wird, dass sie immer Sprechen ist, dass also in

diesem Flusse des Sprachlebens jeder neue Ornamentist ebensowohl Original-Künstler sein kann, wie er, von seinem Sprachgefühl geleitet, vielleicht nur — und zwar meist unbewusst — Nachahmer ist. — Diese letzteren, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bereits anheimgefallenen Werke der Sprachkunst werden allerdings dann auch in den Dienst der Poesie treten, und, wie ja natürlich ein Werk der Kunst auch äusserlich den schönen Schein gern um sich breitet, etwa den kunstvoll geschnitzten Rahmen um das herrliche Bild, die Arabesken an den Wandflächen in Kunstbauten, so wird die Poesie auch mit Vorliebe sich dieser Ornamente der Rede bedienen; aber ebenso bedient sich derselben jede affectvolle, feierliche, gehobene, scherzende Rede, um sich eine Färbung zu geben, namentlich z. B. die der Beredsamkeit, und eine besondere dichterische Sprache wird also durch diese Benutzung der unselbständig gewordenen Werke der Sprachkunst nicht constituirt. Aristoteles (Rhet III, 1) spricht z. B. von einer dichterischen Sprache (ποιητικὴ λέξις), welche sich die Rhetorik ebenfalls angeeignet habe, womit eine Sprache bezeichnet wird, wie sie in Dichtungen vorzugsweise gebraucht wird, nicht aber der Poesie eine besondere, ihr eigenthümliche Sprache zugeschrieben ist. Es tritt ja z. B. auch bei gothischen Bauwerken der Bildhauer als Steinmetz vielfach an die Stelle des Maurers; sein Werk wird von dem Architekten als Theil des Mauerwerks mit Vorliebe — denn das Einzelne verstärkt bei Anwendung solcher Technik den Eindruck des Ganzen — zum Bau benutzt, darum aber giebt es doch kein plastisches, oder überhaupt künstlerisches Mauerwerk — denn von ähnlichen Ornamenten könnte jedes prosaische Ding, — ein Spiegel, ein Stuhl cet. Gebrauch machen —; und ebensowenig giebt es etwa eine Sprachkunst, welche im Besonderen „Sprache der Dichtkunst“ wäre. —

3. Poesie und Sprachkunst.

Wir kommen dazu, das Gebiet der Sprachkunst genauer zu bezeichnen und gränzen es zunächst gegen die Poesie ab. —

Poesie war von uns gefasst worden als die Kunst des Gedankens. Damit soll nicht nur gesagt sein, sie stelle irgendwie Gedanken dar, denn jede Kunst offenbart den Menschengeist, son-

Digitized by Google

dern dies, dass sie Gedanken darstelle im Gedanken als ihrem Material, oder, wie mit schärferer Bestimmung es genannt werden mag, Vorstellungen in der Vorstellung. Dem Dichter wird also die eigene Seele und das von dieser Aufgefasste zum Stoff der Behandlung. Demnach wird bei den Werken der Poesie der Gedanke in doppelter Weise sichtbar: als der formende, das Viele einigende, d. h. als die Idee, und als Stoff, welcher, als das Viele, dem Einigenden, der Form, sich unterwürfig zeigt. Homer also z. B. ist nicht bloss Dichter als der formgebende Künstler, sondern auch in Bezug auf den Stoff, welchen er ergreift. Nicht etwa den trojanischen Krieg stellt er in der Iliade dar, was immer nur Sache der Prosa, der Geschichte sein könnte, sondern er zeigt uns, wie seine Seele sich in diesen Krieg eingelebt hat, welche Bedeutung sein Sinn hineingelegt oder heransgeholt hat, wie sich ihm an diesem Stoffe die Natur des Menschen und menschlicher Verhältnisse enthüllt hat. Wegen dieser ihrer durchaus geistigen Natur nennt Aristoteles (Poet. c. 9.) die Poesie philosophischer als die Geschichte. Er sagt: Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht dadurch, dass die einen in gebundener, die anderen in ungebundener Rede sprechen (*οὐ τῷ ἢ ἔμμετρα λέγειν ἢ ἄμετρα διαφέρουσιν*). Man könnte z. B. die Bücher Herodot's in's Versmaass bringen und sie wären um nichts weniger Geschichte mit Versmaass als ohne Versmaass. Aber dadurch unterscheiden sie sich, dass der eine erzählt, was geschehen ist, der andere, wie es hätte geschehen können (*τῷ τὸν μὲν τὰ γενόμενα λέγειν, τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο*). Desswegen ist die Poesie auch philosophischer und vorzüglicher als die Geschichte, denn die Poesie stellt mehr das Allgemeine, die Geschichte das Einzelne dar (*διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστίν. ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλου, ἡ δ' ἱστορία τὰ καθ' ἕκαστον λέγει*).

Während nun die künstlerische Composition für die Ausprägung ihrer Ideen bei den Künsten des Auges eine Menge von verschiedenartigem Material zur Verfügung hat, die mannigfachsten Körper oder deren Schein, ist für die Darstellung des ideelleren, mehr geistigen Gehalts der Künste des Ohres eben nur der Ton vorhanden. In der Musik bleibt noch eine gewisse sinnliche Fülle, reiche Modulation, scharfe Rhythmik, namentlich Answahl für die

Klangfärbung, denn dieselben Bewegungen der Seele können durch Vokal- oder Instrumentalmusik, durch Vereinigung beider, und innerhalb dieser Arten wieder durch Blase-, Schlag-, Streich-Instrumente u. s. w. verschiedenartig zum Ausdruck gebracht werden, für Sprachkunst und Dichtkunst bleibt aber eben nur die Sprache, welche jedoch nicht in demselben Sinn für beide das Mittel zur Darstellung ist. Bei der Poesie ist sie nur die zweite, nach aussen gekehrte Hälfte des Materials, der Stoff, in welchen sich das bestimmte Denken nothwendig kleidet, um vollständig zu sein und zu erscheinen, Plato (Soph. 263) drückt diese Nothwendigkeit, dass der Gedanke zum Worte werde, ja an sich schon selbst das Wort sei, naiv aus: „διάνοια μὲν καὶ λόγος ταὐτόν. πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὐτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ' αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη διάνοια.“ — wie Macaulay (Milton. Essays I, 21) sagt: „the business of poetry is with images and not with words. — The poet uses words indeed; but they are merely the instruments of his art, not its objects“ — bei der Sprachkunst dagegen ist die Sprache das ganze Material. Poesie also setzt eine fertige Sprache voraus, um sie nach Belieben verwenden zu können, Sprachkunst verlangt die Sprache als ihr Material nur der Möglichkeit nach; sie giebt dann dem bis zum Sprechen bestimmten Gedanken den vollkommensten Ausdruck in der Sprache, so dass nichts Ueberschüssiges an Geist noch zurückbleibt, während das Kunstwerk der Poesie von der Sprache nur zur Erscheinung gebracht wird, in seiner Tiefe aber mehr durch sie angedeutet als erschöpft wird. — E. Müller (Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten Bd. II p. 14) bezeichnet so im Wesentlichen richtig als Aristoteles Ansicht: „dass das eigenthümliche und wesentliche Darstellungsmittel der Poesie das Wort ist, und zwar das innerliche, nicht das gesprochene, welches freilich, um Andern wahrnehmbar zu werden, irgendwie sinnliche Gestalt gewinnen muss, wenn auch nur durch die Schrift (?), dessen Kraft aber doch keineswegs in dem, wodurch es sinnlich wahrnehmbar ist, beruht.“ und p. 11: „Nach Aristoteles ist das Gedicht da, im Wesentlichen fertig, noch ehe der Dichter seine Erfindung in Worte zu kleiden angefangen hat, die poetische Erfindung selbst ist ihm das Gedicht“ cet. —

Es fällt also bei der Dichtkunst das ganze Gewicht auf die Dichtung, Erdichtung, Verwandlung, Umschaffung der Erscheinungswelt, die Gedankenverschlingung, den Gedankenkampf; bei der Sprachkunst auf die Vollkommenheit der Darstellung eines Seelenmoments durch die Sprache; der Dichter erfindet Verwicklungen, Lösungen, Umstände, Lagen, giebt eine Weltanschauung; der Sprachkünstler erfindet Wörter, Satzformationen, Figurationen, Sprüche, giebt das Abbild eines Lebensmoments der Seele.

Der Dichter ist desshalb auch nicht ohne das Bewusstsein, dass Sprache für sich, ohne die beständig ergänzende und belebende Macht des Geistes, der Vorstellung, seinen Intentionen nicht entspricht, während der Sprachkünstler in der Darstellung seines Werkes durch den sprachlichen Ausdruck sich völlig genügt. Schiller z. B. erscheint die Sprache fast nur wie ein nothwendiges Uebel, ja wie ein Hinderniss für den vollständigen Ausdruck des poetischen Gedankens. Er citirt z. B. im Briefwechsel mit Körner 1, 55, eine (später weggelassene) Stelle aus dem Don Carlos:

„Schlimm, dass der Gedanke
Erst in der Worte todte Elemente
Zersplittern muss, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muss, der Seele zu erscheinen."

ebenso heisst es in dem Epigramm „Sprache":

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr."

Dagegen zeichnet er das Genügen bei dem blossen Worte, wie es ein Sprachkünstler (besser: Sprachkunst-Nachahmer) empfindet, in dem Epigramm „Der Dilettant":

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein."

Die Kunst des Sprachkünstlers will zuerst, ehe noch die Sprache eine Festsetzung gewonnen hat, die Schwierigkeit überwinden, die Bewegungen der Seele in einem andersgearteten Material, dem Ton, darzustellen, späterhin hat sie eine erstarrte, begrifflich, abstrakt, zum blossen Zeichen gewordene Sprache zum Aussprechen des Individuellen wieder zu beleben; die Poesie verlangt jedoch, dass die Sprache dem Gattungsbewusstsein genug thue, und die sinnliche Lebendigkeit, von wel-

cher bei der Poesie so oft die Rede ist, hebt in Bezug auf die Sprache nur die Einzelheiten der Darstellung; die Lebendigkeit des Ganzen also des Kunstwerks selbst beruht im Gedicht lediglich auf der Tiefe und Grösse des Gedankens. Heyse (System der Sprachwissenschaft ed. Steinthal p. 45) sagt: „Werke der Poesie und der reinen Wissenschaft setzen die durch die menschliche Gesellschaft bereits gebildete und bis auf einen gewissen Grad vollendete Sprache schon voraus als vorgefundenes Darstellungsmittel.“ „Der Dichter redet nicht die Sprache des einzelnen individuellen Menschen als eines solchen, und will auch nicht dem einzelnen Subjekt etwas sagen oder mittheilen. Die Sprache wird für ihn Darstellungsmittel der Idee, des allgemeinen Geistes.“ —

Wenn wir nun bei der Sprachkunst ein Zuerst und ein Späterhin unterscheiden, nach welchem ihre Aufgaben wechseln, so kann allerdings dabei an die erste Bildung der Sprache gedacht werden, und weiter an einen Culturzustand der gleichsam fertig gewordenen Sprache, aber zu bemerken ist, dass Sprache immer neu entsteht, dass ferner auch immer die in Gebrauch genommenen Sprachmittel einen Sprachschatz bilden, welcher den rein individuellen Ausdruck bindet, dass also beide Aufgaben, nämlich überhaupt: Sprachbildung und: Sprachbelebung, Umschaffung, Individualisirung beständig die Sprachkunst beschäftigen, dass also sich immer Beides durchdringt: die Bildung der Sprache als eine Kunst, und die künstleriche Behandlung der vorhandenen Sprache d. h. die Sprachkunst. —

Warum aber Poesie und Sprachkunst auseinander zu halten sind, wird ferner klar, wenn wir die verschiedene Begabung des Dichters und des Sprachkünstlers betrachten. Der Dichter lebt vor Allem in einer idealisirten Welt, oder sagen wir klarer: in einer von ihm den Bedingungen und Gesetzen seines Geistes entsprechend geschaffenen Welt. Die Gestalten des Epos wandeln auf einem idealen Boden, auch in der Lyrik erhebt sich das Gemüth in die Region der Freiheit, ganz erfüllt von dem poetischen Ideale ist der Aether, in welchem die Gestalten des Drama athmen. Auf die Interessen des Einzelnen als solchen, welche an der Wirklichkeit haften, geht der Dichter nicht ein; er fühlt sich eben jener Wirklichkeit enthoben, welche mit beständig wechseln-

den, zufälligen Reizen die Individuen beunruhigt, stachelt, beglückt. Es ist nichts Hyperbolisches in der Auffassung des Alterthums, wenn z. B. Ennius (nach Cicero pro Arch. 8, 15) die poëtas sanctos nennt, welche begnadigt seien: „deorum aliquo dono atque munere", wenn Ovid (ars am. III, 403) sagt:

„Quid petitur sacris nisi tantum fama poëtis?
Hoc votum nostri summa laboris habet.
Cura deum fuerant olim regumque poëtae
Praemiaque antiqui magna tulere chori.
Sanctaque majestas et erat venerabile nomen
Vatibus et largae saepe dabantur opes."

Was wir die Begeisterung des Dichters nennen, war den Alten μανία, furor. Cicero (de divinat. 1, 34) berichtet: „Negat enim sine furore Democritus quenquam poëtam magnum esse posse." (cf. Cic. de orat. 2, 46 und Hor. ep. ad Pis. 295.) Plato sagt (Phaedr. p. 245): „ὃς δ' ἂν ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται, πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἱκανὸς ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων οὐ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη". cf. auch legg. 4, 719: „παλαιὸς μύθος ὑπό τε αὐτῶν ἡμῶν ἀεὶ λεγόμενός ἐστι καὶ τοῖς ἄλλοις πᾶσι ξυνδεδογμένος, ὅτι ποιητὴς, ὁπόταν ἐν τῷ τρίποδι τῆς Μούσης καθίζηται, τότε οὐκ ἔμφρων ἐστί". — Der Dichter, ein Homer, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, ein Dante, Ariost, ein Shakespeare, ein Göthe, Schiller — er bewegt immer eine Welt; sei es, dass sein helles Auge in der wirklichen Welt auch die poetische auffindet, wie Göthe sie schaute, sei es, dass er seine Feuerseele hineinleuchten lässt in die Welt des Daseins, so dass ihre Gestalten von diesem Lichte umstrahlt werden, er bewegt immer eine Welt. — Wer daher diese Kraft nicht fühlt und diese Lust, mit der gemeinen Wirklichkeit zu brechen, die Klugheit der Weltkinder von sich abzuthun, wem es zu phantastisch vorkommt oder zu kühn, in die selbstgeschaffene Welt sich zu flüchten und in ihr die wahre zu finden — der ist kein Dichter. So fühlt es z. B. Horatius (Serm. 1, 4, 39):

„primum ego me illorum, dederim quibus esse poëtas,
excerpam numero: neque enim concludere versum
dixeris esse satis; neque si quis scribat uti nos

sermoni propiora, putes hunc esse poëtam
ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
magna sonaturum, des nominis hujus honorem."

In der Poesie kommt die Kunst zu ihrer Vollendung, und zwar dadurch, dass sie auf jedes fremde Material verzichtet, ihre sinnliche Erscheinung auf das geringste Maass beschränkt; es athmet der Dichter in dem berauschenden Duft einer Zauberwelt, die seinem eigenen begeisterten Gemüthe entquillt. Die Künstler der übrigen Kunstgattungen idealisiren nur innerhalb bestimmter Sphären, und so erstreckt sich auch das Kunstwollen des Sprachkünstlers nur darauf, den unmittelbaren Ausdruck der Seelenbewegungen durch die Sprache zu einer idealisirten Darstellung zu bringen, dem gemeinen Affekt durch das geisterfüllte Wort ein erhöhtes Dasein zu verleihen. Er nimmt im Uebrigen die Bedingungen der objektiven Welt als gegeben und lässt sie für sich gelten, ihn kümmert keine κάθαρσις παθημάτων, keine Reinigung, Beruhigung der Gemüthsaffektionen, sondern einzig deren treffendste, edelste und schönste Darstellung in der Sprache. — Es interessirt den Sprachkünstler jeglicher Inhalt objektiver Art nur insofern, als dieser die Seele bewegt und anregt, sich darzustellen, sich mitzutheilen; während es dem Dichter gerade um diesen Inhalt zu thun ist, der seiner idealen Welt angehört und sie hervorbringt. — Die Seele des Menschen kann nach zwei Seiten als an sich unbestimmt bezeichnet werden; einmal, sofern sie von Natur unendlich bestimmbar ist, sodann, indem sie, sich entfaltend, endlos von Aussenreizen bestimmt wird; sie ist einmal nur die Empfindung von der Möglichkeit jeden Inhalts, sodann ist sie Auffassung eines Anderen; hier wie dort tritt sie in ihrer eigenen Eigenthümlichkeit nicht hervor. Die Musik ist es, welche jene empfindende Seele zum Tönen bringt: (Schiller: „Tonkunst") „Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus." Die Poesie ist es, welche die gehaltvolle Seele, die zum freien Geist erhobene, zeigt, wie sie diesen Gehalt sich aneignet, sie erhält: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit." (Göthe: „Zueignung.")

Wo aber die Seele sich selbst erfasst in ihrer Bestimmtheit, da spricht sie; die Sprache tritt eben nur ein,

wo ein bewusstes, helles Denken sich bestimmt hat; der artikulirte Ton ist Ausdruck eines artikulirten Denkens. Diese Helligkeit des Bewusstseins charakterisirt darum auch den Sprachkünstler, und die Besonnenheit, welcher auch der begeisterte Künstler bei Hervorbringung seiner Werke bedarf, ist jenem vornehmlich eigen. Dabei berührt die Sprachkunst einerseits den Kreis musikalischer Empfindungen, und sie gränzt andererseits an die Gedankenentfaltung der Poesie. —

Fehlt es nun den Werken der Sprachkunst an einem objektiven Gehalt, bleiben sie in den Schranken des Individuellen, der Einzelheit, stellen sie nichts dar, als die wechselnden Affekte der Seele, ihr Weinen und Lachen, ihren Schmerz und ihre Lust, so mag man fragen, wo da die Hoheit, die Idealität einer Kunst noch vorhanden sei. Aber was spricht denn z. B. die Plastik aus in ihren Gestalten, was die Musik in ihren Tönen? Ist es etwas Anderes als die Formen unseres äusseren und inneren Lebens? Ist unsere Seele keine Lebensform des Universums? Ist sie der Darstellung weniger würdig durch Pracht und Reichthum, Zartheit und Kraft, Hoheit und Feinheit, als was der Pinsel des Malers aus der Welt der Erscheinungen wiedergiebt? Die Bewegungen der Seele entspringen aus ihrer Wechselwirkung mit der Welt, sie sind nur scheinbar bloss subjective, denn auch sie enthüllen das Wesen des Weltgeistes; sie auszusprechen giebt desshalb Genugthuung, Freude, Genuss und ist Sache der Kunst. —

Wir entwickelten, dass der Dichter als Material für seine Werke eine Vielheit von Gedanken behandele, für welche der Einheitspunkt in der Idee der Dichtung liege Es lässt sich hieraus weiter schliessen, dass seine Werke auch äusserlich in ihrer Darstellung durch die Sprache einen gewissen grösseren Umfang beanspruchen müssen, denn Motivirung, Entfaltung, Verschlingung, Auflösung — dies Alles mit seinen Contrasten, Parallelen, auch wohl Episoden ist mehr oder weniger in jeder Dichtung enthalten und bedingt ein Werk von nicht zu engem Bau. Anders verhält es sich mit dem Werke des Sprachkünstlers, dem jene Langathmigkeit nicht eigen ist. Seine Werke entwickeln nicht ein Ringen von Gedanken, die Handlungen des Geistes, sondern zeichnen Bewegungen der Seele in demjenigen Momente, wo diese zu der nöthigen Klarheit gelangt sind, zu solcher Bestimmtheit

sich zugespitzt haben, dass sie zu Worte kommen können und müssen. Die Werke der Sprachkunst also, als den Moment ergreifend und ausdrückend, überschreiten auch in ihrer sprachlichen Darstellung den Umfang Eines Gedankens, Einer Seelenregung nicht, und es ist also im Allgemeinen die Form des Satzes, in welchem sie zur Erscheinung kommen, worunter der streng grammatische Satz freilich nicht allein zu verstehen ist. Auch der Kunstgenuss ist hiernach ein verschiedener bei Werken der Poesie, welche einen Wiederaufbau ihrer Gedankenconstruction verlangen, und bei denen der Sprachkunst, wo die Auffassung im Moment erfolgt, zu hell und zu bestimmt, um lange nachzuklingen, zu leicht fassbar, um dauernd zu beschäftigen. Man achte gleichwohl diese Werke des Moments nicht gering. Schiller mag uns hier vertreten („Gunst des Augenblicks"):

— — „der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schliesst die Nacht sie wieder ein."

Die Sprachkunst zeigt auch nach dieser Seite die ihrer Stellung in der zweiten Triade der Künste zukommende Analogie mit der Sculptur. Schelling („Ueber das Verh. der bild. Künste zu d. Natur") sagt: „Die Plastik ist genöthigt, die Schönheit des Weltalls fast auf Einem Punkt zu zeigen". (cf. Vischer, Aesthet. Bd. III. p. 359.) „Die Sculptur wählt zur Darstellung den „frucht-

baren Moment". (Vischer: Aesth. III. p. 399.) Ebenso Lessing im Laokoon und Göthe, über welche man sehe: Gervinus, Gesch. der dtsch. Dichtung, IV. p. 323.

Erwägt man die über den Unterschied von Dichtkunst und Sprachkunst gegebenen Bestimmungen, so erhellt, dass ein Theil der Erzeugnisse, welche man namentlich der lyrischen Dichtungsgattung gewöhnlich zurechnet, von uns als der Sprachkunst angehörig betrachtet werden muss. Da im Späteren hierüber genauer verhandelt wird, beschränken wir uns auf einige Andeutungen, um unseren Standpunkt zu rechtfertigen.

Was ist lyrische Dichtkunst? Wenn man etwa sagt, sie stelle die Subjectivität, die Empfindungen, das innerliche Leben des Menschen dar, hat man sich sogleich nach zweien Seiten hin zu verwahren. Denn weder ist jeder subjektive Einfall oder jede Regung der Empfindung oder jeder innerliche Vorgang, wenn er auch versificirt wird, ein Gedicht, noch wird man geneigt sein, eine gereimte Gesetzgebung für die Innenwelt, wie man sie als Aufgabe der sogenannten didaktischen Poesie betrachtet, überhaupt für Poesie zu erklären. Gelegenheitsdichtung, Reflexionspoesie, Tendenzpredigt in Versen — das sind z. B. Bezeichnungen von Poesieen, in welchen unsere geringe Bereitwilligkeit zur Anerkennung dieser Formen als der Dichtkunst angehörig sich ausspricht, ohne dass ihnen doch eine passendere Stellung angewiesen würde. Unsicherheiten dieser und weiterer Art sind bei strengeren Kunsttheoretikern Grund geworden, die Lyrik überhaupt, als der Epik und Dramatik nicht ebenbürtig, bei Seite zu schieben. Wir nennen Aristoteles, Lessing, Gervinus.

Aristoteles übergeht in seiner Poetik die Lyrik fast ganz. Im ersten und zweiten Kapitel, in welchem über die Dichtkunst an sich und über ihre Arten gehandelt werden soll (*περὶ ποιητικῆς αὐτῆς τε καὶ τῶν εἰδῶν αὐτῆς*), erwähnt er der Lyrik als der *διθυραμβικῶν ποίησις καὶ ἡ τῶν νόμων* und lässt dann weiter von ihr nichts hören. Wenn er im Eingange als Arten der *μιμήσεις* auch „den grössten Theil des Flöten- und Citherspiels" nennt (*τῆς αὐλητικῆς ἡ πλείστη καὶ κιθαριστικῆς*), so ist darunter nur *ψιλὴ κιθάρισις* und *αὔλησις* zu verstehen, d. h. *μέλος ἄνευ λόγου*, aber kein Theil der Lyrik. Nun hängt es von den Vorstellungen, welche man sich von dem Zustande der uns über-

lieferten Poetik macht, ab, ob man das Uebergehen der Lyrik als Nichtachtung derselben auslegen will, aber jedenfalls soll doch hier im Eingange von der lyrischen Poesie gesprochen werden, und eben hier nennt Aristoteles einzelne Arten der Lyrik statt ihrer selbst. Den Dithyramben aber kam rein lyrischer Charakter gar nicht zu, sie waren lyrisch-episch-dramatisch. (cf. Gräfenhan, Comment. zu Arist. poët. p. 4: „pericrat lyrica eorum natura.“) Die Nomen haben ebenfalls epischen Charakter gehabt. (cf. Gräfenhan l. c. p. 28.) Aehnlich führt auch Plato (de republ. 3 p. 394c.) statt der lyrischen Poesie, welche den Dichter selbst reden lasse („δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ“) bloss die Art des Dithyrambus an: „εὖρος δ' ἂν αὐτὴν μάλιστά που ἐν διθυράμβοις.“ — Die Hymnen und Loblieder, welche sich im vierten Capitel der Poetik beiläufig erwähnt finden, werden gleichfalls als Handlung darstellend betrachtet. Man sieht also, dass dem Aristoteles die Dichtung wesentlich nur als Nachahmung von Handlungen und Situationen gegolten hat, dass er ein Aussprechen blosser Empfindungen als Dichtkunstwerk nicht anerkannte. (cf. Biese, Phil. d. Arist. Bd. II p. 677; 694 sq.) Deutlich schliesst er desshalb ψόγοι (Spottgedichte) aus dem Gebiet der wahren Poesie aus, welche in heiterem Muthwillen Fehler bestimmter Individuen rügten (Poet. 4, 5), wie er andrerseits auch die Lehrgedichte als Gedichte nicht anerkennt. (Poet. c. 1.) —

Lessing's Ansicht ist aus seinem „Laocoon“ zu entnehmen; sie ist vollständig die des Aristoteles. „Handlungen“ sind nach ihm der eigentliche Gegenstand der Poesie, und Herder schrieb desshalb „nach der lyrischen Tonart seines Geistes“: „Er zitterte vor dem Blutbade, welches Lessing's Sätze unter alten und neuen Poeten anrichten müssen.“ (Herder's Werke, Litt. u. Kunst XIII., 209.) In der That hat freilich Lessing durch die Betonung der Handlung die Lyrik nicht überhaupt aus dem Gebiet der Poesie gewiesen, wie er denn in seiner Abhandlung über die Fabel (Th. V p. 419) sagt: „Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engeren, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, dass sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, dass sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern.“ — „Es hat ihnen nie beifallen wollen, dass auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von ver-

schiedenen Gedanken, wo eine die andere anfhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zn mecbanisch denken und fühlen, als dass sie sicb irgend einer Thätigkeit dabei bewusst wären.“ — Aber Lessing erkannte doch nur eine solcbe Lyrik an, welcher in diesem weiteren Sinne „Handlung“ znzuscbreiben wäre. Epos nnd Drama erscbienen ihm jedenfalls als die vollendeteren Dichtungsarten, wie er denn böhere und niedere Gattungen der Poesie ausdrücklich nnterscbeidet. Erst eine Mannigfaltigkeit von Bildern, die zweckmässig zusammenstimmen, d. h. Handlung begründet aucb das Wesen der Fabel nach Lessing, sonst wäre, wie er sagt, jedes Gleicbniss, jedes Emblema eine Fabel. „Handlung“ erklärt er im Sinne der Aristotelischen πρᾶξις, welche Thun und Leiden gleichmässig in sicb schliesst. „Was die Fabel erzählt, muss eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder aucb mebrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen nnd nicht auf einander folgen, wollen znr Fabel nicht hinreicben;“ — „sie ist dann nnr ein Bild, Emblem.“ — Es kann Zweifel bestehen darüber, ob Lessing Recht hat, wenn er dio Forderungen, welcbe er an die Poesie stellt, bier gerade an die Fabel richtet (vide unten, wo die Fabel behandelt wird), aber die Richtigkeit der Fordorungen selbst wird dadurch nicht angefochten. — Dem gegenüber hebt z. B. Göthe hervor, dass die bildende Kunst zn ihrer Darstellung gerade nur einen Moment zu wählen hat, und wir baben scbon oben (p. 61 f.) der Analogie gedacht, welche auch hier zwischen Sculptnr nnd Sprachknnst bestebt; Lessing selbst weist (Laokoon Cp. III.) darauf hin, dass der bildende Künstler „nie mehr als einen einzigen Augenblick“ brauchen könne; er sagt, dass dieser einzige Augenblick „nicbt fruchtbar genng gewählt werden kann“, nämlich fruchtbar in dem Sinne, dass er der Einbildungskraft freies Spiel lässt. — Cp. XVI. sagt er, „dieser Augenblick müsse der prägnanteste sein“, ans welcbem das Vorbergehende und Folgende am begreiflicbsten wird, „gleicbsam also das Centrum einer Handlung“, „als Wirknng einer vorhergehonden und Ursache einer folgenden Erscheinung.“ — Anch von dieser Bemerkung kann die Theorie der Sprachknnst Gebrauch macben, denn wenn wir oben den Satz als den natürlichen Umfang eines Sprachganzen hinstellten, so wird klar, dass, wenn in Analogie mit der Sculptur,

der Sprachkünstler einen Seelenmoment zur Darstellung bringt, welcher prägnant, ein Centrum nothwendig vorausgehender und folgender Momente ist, die Sprachkunst auch zu einem Werke grösseren Umfangs gelangt — denn sie kann wegen der zeitlichen Natur des Tones nur nach einander darstellen — welches dann gleichsam die Entfaltung des Einen Momentes enthält. —

Gervinus beseitigt, wie Biese (die Philosophie des Aristoteles Bd. 2 p. 695) sagt, in seinen Grundzügen der Historik p. 56 die Lyrik als unwesentliche Dichtungsart und wirft sie mit der didaktischen Poesie zusammen. — In seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" Bd. IV., p. 323 sq. schliesst er sich den Ansichten des Aristoteles und Lessing's an und spöttelt über den Herder'schen Schrecken wegen des Dichter-Blutbades: „Was weiter, so bleibt eben die Zahl der ächten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl ist." — Wir führen noch die Stelle an aus Bd. I., p. 284 sq.: „Alle Lyrik lässt sich in die zwei grossen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo sie am meisten unabhängig ist, am innigsten sich mit der Musik verwebt, und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war" — „eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Räthsel, Sinngedichte u. dgl. m. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat." — Aehnlich, wie diese Männer, spricht sich Vischer, Aesthetik III., 2. Abth. §. 838 (p. 1172) über das Verhältniss der Lyrik zum Epos und Drama aus. Der vielbenutzte J. J. Eschenburg (Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Redekünste) nahm überhaupt keine weiteren Dichtgattungen an, als Epos und Drama. (Vide die fünfte von Pinder besorgte Ausgabe p. VIII.) — Jean Paul, der in seiner „Vorschule der Aesthetik" (Werke, Th. 42 p. 145) auch einen Paragraph „über die Lyra" giebt, sagt, in der ersten Auflage hätte er nichts davon gehabt. „Im frühern Auslassen der ganzen lyrischen Abtheilung hatt' ich einen alten, wenn auch nicht guten Vorgänger an Eschenburg, welcher gleichfalls nur alles in Drama und in Epos eintheilt, und in das letztere die ganze lyrische

Heerde, die Ode, die Elegie und noch Satiren, Allegorien und Sinngedichte einlagert“ cet. Indessen ist, was J. P. hierüber beibringt, auch von wenig Belang, und p. 148 zweifelt er doch noch, ob man nicht „die lyrischen Arten nur für abgerissene, für sich fortlebende Glieder der beiden poetischen Riesenleiber“ (Epos und Drama) erklären solle. —

Die von Gervinns als „der unabhängigere Theil der Lyrik, welche auf der Gegenwart ruht“ bezeichneten Dichtwerke, (l. c. p. 284.) ebenso diejenigen, welche er seiner dritten Gattung einordnet, sind im Wesentlichen der Sprachkunst zuzurechnen, wobei über jene ihrer Natur nach mit der Mnsik verbundenen Lieder das Folgende schon hier zu bemerken ist.

Es hat nämlich überhaupt eine wirkliche Dichtnng bereits an ihrer sprachlichen Darstellung ihre Mnsik, soweit sie eine solche verträgt, und die Verbindung mit der Tonkunst kann ihr im Uebrigen in Bezng auf die Herausstellnng ihres wesentlichen Gehalts nur zum Nachtheil gereichen. Man fühlt dies leicht, wenn man etwa ein Gedicht von bedentenderem Gehalt, z. B. Schiller's Glocke mit der hinzngefügten Romberg'schen Musik anhört, die diese Einzelheiten allenfalls heranszuheben vermag, aber doch nur in fremder, den Gesammteindruck abschwächender Weise, den Gedankengehalt des Ganzen aber völlig unberührt lässt. Wie sollte auch die Mnsik in dem Gebiete objectiven Gedankengehalts, für welches ihr jedes Verständniss fehlt, in welchem sie also nichts zu suchen hat, nicht zudringlich erscheinen? Wenn man von tiefer, gedankenvoller Mnsik spricht, so ist dies doch in ganz anderem Sinne zn verstehn, als wenn dasselbe von einer Dichtnng gesagt wird, denn die musikalischen Gedanken, wenn man sie so nennen will, bleiben immer in der Sphäre der Empfindung. Ganz wohl aber kann ein Lied, Abbild eines Lebensmoments der Seele, entspringend also aus einer subjectiven Stimmung, aus welcher es sich bis zur Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks herausgearbeitet hat, in jede allgemeine Stimmung wieder untertauchen, und wenn diese etwa mit dem Grunde verglichen werden kann, ans welchem die helleren Farben eines Gemäldes aufleuchten, so werden dann die Worte des Liedes etwa als die Lichter erscheinen, welche der Künstler aufsetzt, um das Bedeutende bedeutend hervortreten zu lassen. In der That ist es in der Musik wie in der

Sprachkunst dieselbe Naturseite der Seele, welche zu ihrem Ausdruck kommt, und eine Verbindung der benachbarten Künste erscheint natürlich. —

Wenn ein Einwurf hiergegen aus dem Verhältniss entnommen werden sollte, welches bei den Griechen die Tonkunst zur Dichtung einnahm, so ist zu bemerken, dass dort die musikalische Hülfe eben nur diente, an Bedeutung etwa derjenigen in unseren Recitativen vergleichbar, welche lediglich Hebung der Deklamation bezweckt.

Fassen wir das über die Lyrik Gesagte zusammen, so haben wir sie überhanpt als das Gränzgebiet zwischen Sprachkunst und Dichtkunst zu bezeichnen. Was bisher zur Lyrik gerechnet wurde, ohne doch mehr zu geben, als Abbildung eines einzelnen Lebensmomentes der Seele, ziehen wir zur Sprachkunst. Diejenige Lyrik hingegen, welche eine Vielheit von Empfindungen und Gedanken behandelt und diese Mannigfaltigkeit zur Einheit eines Gedankens oder einer Empfindung abschliesst, halten wir für eine der Epik und Dramatik gleichberechtigte Dichtungsgattung. —

Bei dieser Sonderung nnter den sogenannten lyrischen Gedichten haben wir uns, um ein Missverstehen abzuwehren, noch mit Wenigem über die sogenannte didaktische Dichtgattung auszusprechen.

Sofern nämlich das Wesen derjenigen Lyrik, welche wir auch ferner der Poesie einordnen, darin zu erblicken ist, dass sie die auf der Höhe der Gattung stehende Innenwelt des Menschen darlegt, so wird ihr damit eine Tendenz auf Hervorbringung einer Erkenntniss, Heransstellen einer Wahrheit zugeschrieben, und es ist eine nahe liegende Folgerung, es sei diese Lyrik als eine lehrhafte zu fassen, wie auch wohl Jean Paul es meinte, wenn er sie „den elektrischen Condensator der Philosophie“ nennt.

Nun hat die gesammte in Betracht kommende Kunstphilosophie der neueren Zeit den moralischen wie jeden anderen Nutzen von dem Wesen der Kunst durchaus fern zu halten gesucht und die didaktische Dichtgattnng als zur Dichtkunst in strengerem Sinne nicht gehörig erachtet. Die Alten dachten nicht so, wie bekannt. Horat. A. P. 343 sagt: „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci Lectorem delectando pariterque monendo“. — eben so v. 333:

„Aut prodesse volunt, aut delectare poëtae,
Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae“,

wozu Schol. Cr. setzt: „prosunt Georgica“, auch rühmt er am Homer: (lib. I. ep. 2.)

„qui, quid sit pulchrum, quid utile, quid non
planius ac melius Chrysippo ac Crantore dicit.“

Auch Boileau schärft, ihm folgend, ein (l'art poétique 8):

„Auteurs —
qu'en savantes leçons votre muse fertile
partout joigne au plaisant le solide et l'utile.“

Unsere eigene Meinung ist nach dem Gesagten nicht zweifelhaft: die Kunst verfolgt keine Zwecke, welche ausser ihr selbst lägen. Aber man muss sich hüten, ein Richtiges zu stark betonen, weil es einer verbreiteten Schiefheit entgegengehalten wird, und in diesen Fehler sind bei uns namentlich die Anhänger der romantischen Schule verfallen. Sie haben mit ihrer freieren Ansicht der Förderung der Kunst und der Kunsteinsicht gedient, sind aber in Theorie und Praxis durch Uebertreibung des an sich wahren Prinzips vielfach zu inhaltslosem Spiel gekommen, bei dem ein ironischer Scherz der einzige Ernst war. Schiller schrieb noch: „über die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ und doch spricht er sehr streng über die didaktische Poesie, namentlich die von Haller und Klopstock, „welche nicht eigentlich des Dichters Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheilt;“ — (In der Abhandl. über naive und sentimental. Dichtkunst.) — sie sei zur Poesie nicht zu rechnen, und „dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, sei noch zu erwarten.“ — Und doch wird der Charakter gerade der Schiller'schen Lyrik im Wesentlichen als didaktisch bezeichnet werden müssen, aber „Ideal und Leben“ z. B. ist kein philosophisch-didaktisches Gedicht, sondern eben Schiller's Lyrik. In Bezug auf die von Stolberg angefochtenen „Götter Griechenlands“ schreibt Schiller an Körner: „Ich bin überzeugt, dass jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, dass es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen muss, weil sich jede Schönheit doch end-

lich in allgemeine Wahrheit auflösen lässt.“ — Auch Göthe scheint nicht immer gleich zu urtheilen. Er erklärt es einmal (Bd. 26 p. 146): „Ueber das Lehrgedicht“ — „für nicht zulässig, dass man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge,“ — „da diese didaktische oder schulmeisterliche Poesie ein Mittelgeschöpf sei und bleibe zwischen Poesie und Rhetorik;“ dann aber scheint er die Poesie überhaupt für didaktisch zu erklären, wenn er klagt: „dass das Publikum nicht begreifen lerne: dass der wahre Poet eigentlich doch nur als verkappter Bussprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet.“ — Aehnlich sagt Hegel: (Aesthetik, Bd. I, p. 541 cf. p. 543) „dass die didaktische Poesie aus dem vollständigen Zerfallen der zur wahren Kunst gehörigen Momente hervorgehe,“ giebt aber (Bd. III, p. 509) zu, dass im Drama der bestimmte Zweck einer Belehrung zulässig sei, „sobald er nicht in selbstständiger Absichtlichkeit aus der dargestellten Handlung heraustrete.“ — (Hegel hat sich ausführlich über diesen Punkt ausgelassen: Aesth. Bd. I, p. 64—73.) —

Es ist eine Ueberspannung des Begriffs der Kunst, wenn man jeden Zusammenhang ihrer Schöpfungen mit dem Getriebe des prosaischen Lebens aufheben will. Das vollendete Kunstwerk verfällt, wie jedes andere Objekt, dem Gebrauch der zwecksetzenden und zweckmässigen Thätigkeit der Menschen, ohne dass es doch durch diese Verwendung in seinem Wesen gestört oder geändert würde. Eine solche Verwendung kann selbst von dem Künstler vorher gewusst werden, und die Rücksicht auf dieselbe kann in vielen Beziehungen seinen Entwurf mitbestimmt haben, ohne das Werk in seinem Kunstwerth zu beeinträchtigen, wie wenn z. B. vom Musiker eine Messe geschrieben wird, oder ein Trauermarsch componirt, oder wenn der Maler ein Altarbild malt. So können auch die Werke der Sprachkunst allmälig in den Gebrauch der Sprache des Bedürfnisses übergehen, und die Beredsamkeit, die geschichtliche, wissenschaftliche Darstellung etc. kann sich ihrer bedienen.

In Bezug auf die didaktische Poesie wird man hiernach Folgendes festzuhalten haben. Es ist unrichtig, eine besondere didaktische Dichtgattung aufzustellen, denn aus dem Inhalt einer

Dichtung ist kein Eintheilungsprinzip zu entnehmen, und noch weniger aus dem Zweck, da Kunstwerke Zwecke nicht verfolgen. Vischer (Aesthetik, Bd. V, p. 1457) bezeichnet es desshalb richtig als „grobe logische Sünde, das Didaktische dem Epischen, Lyrischen, Dramatischen zu coordiniren." Andererseits wird die Poesie rechter Art die Lehre — so wenig sie diese als Zweck setzen und sich also in ihrer Gestaltung durch sie bestimmen lassen darf — als Folge ihrer Darstellung, und zwar als eine ihr wesentlich zukommende zu erkennen haben. Denn die Poesie hat es nicht mit der Darstellung des Individuellen als solchen zu thun, sondern mit den Idealen der Menschheit, soweit diese in den Individuen sich darzustellen vermögen. Diese Darstellung aber des Gattungsgemässen ist der Urquell für Alles, was im tiefsten Sinne Lehre zu nennen ist, ja sie ist das Gericht über jene Einzelvorschriften der Moral selbst. Es gehört das Werk der Dichtkunst dem Streite des Lebens, auf den Moral sich wesentlich bezieht, nicht mehr an; die Poesie hat diesen, wie gut sie ihn auch kennt, nur mittelbar zu beachten, denn sie hat ihn überwunden; ihre Stimme, aus der Ruhe einer beseligten Menschenbrust hervorgehend, tönt durch das Gewirr der Leidenschaften wie Glockenton aus der Höhe und kündigt den Frieden. — Gut sagt so Jakobs (Vermischte Schrift. Th. III, p. 34): „die wahre Weisheit eines Gedichts liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkeim in dem tiefen Schoosse der Blume; und seine Sittlichkeit ist der Wiederschein des Hohen und Göttlichen, das der Menschheit zum Grunde liegt." —

Das Didaktische in diesem Sinne, wenn schon jeder Dichtgattung eigen, tritt unmittelbar und direkt nur in der Lyrik hervor. Platen beklagt, von diesem Standpunkt aus, das „Looss des Lyrikers":

„Es flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter —
Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarka,
Prägt sich uns langsam in's Herz; der Menge
Bleibt's ein Geheimniss.
Jenen ward bloss geistiger Reiz,
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch ziert.

„Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüth und huldigt
Körnigem Tiefsinn.“ —

Aber Platen irrt doch, wenn er glaubt, dass: „Gerne zeigt Jedwedem bequem Homer sich,“ und dass: „leicht das Volk hinreissend erhöht des Drama's Schöpfer den Schauplatz.“ — Es ergeht gehaltvoller Poesie, wie überhaupt ächter Kunst, sei sie nun, welcher Gattung man will, beim Pöbel unweigerlich schlecht.

Man könnte nun nach dem Gesagten annehmen, als unterscheide sich die Sprachkunst von dieser höheren Lyrik der Poesie vornehmlich dadurch, dass sich aus ihr ein Lehrhaftes nicht ergebe oder entwickeln lasse, aber es wäre dies unrichtig. Warum soll nicht ein Lebensmoment der Seele erfüllt sein können von einer Erkenntniss, einer Beobachtung, einem Einfall, warum sollte Darstellung eines solchen Moments, solcher Seelenblicke und Seelenblitze ein sprachliches Kunstwerk nicht geben, bei welchem der Werth darauf ruht, dass es in dieser bestimmten Form seinen Ausdruck gefunden hat? —

Der Spruch, das Epigramm, Gnome, Sprüchwort cet. sind hier anzuführen und werden später genauer zur Betrachtung kommen. Für jetzt ist darüber zu bemerken, dass allerdings das Lehrhafte in diesen Sprachkunstwerken anderer Art ist, als die idealen Tendenzen, um welche es sich bei Werken der Poesie handelt; sie stellen alle auch in diesem Gebiete des Gedankens nur den Moment dar, ein Einzelnes, aber den „fruchtbaren Moment“ als Centrum, als Resultat von Einzelheiten; sie alle haben nicht den Gedanken als solchen zum Vorwurf, sondern seine glückliche Verkörperung, seine dankenswerthe Aufbewahrung in einer bestimmten, durch Kürze, Eigenheit, Wohlklang, Schönheit ansprechenden sprachlichen Form. —

Ueberhaupt haften die Werke der Sprachkunst ihrer Natur nach viel mehr an ihrem bestimmten Ausdruck in der Sprache, als die der Poesie, denn gerade die Eigenartigkeit, die individuelle Kraft der Darstellung macht sie zu Kunstwerken, und während also Werke der Poesie ganz wohl Uebersetzungen in fremde Sprachen vertragen, sobald nur der Geist der Dichtung bewahrt erscheint, erscheinen die Werke der Sprachkunst nicht leicht über-

tragbar in fremdem Idiome, müssen eher im fremden Idiome neu geschaffen werden.

Es ist schliesslich an dieser Stelle ausdrücklich auszusprechen, dass die Sprachkunst es ist, welche die Sprache nicht nur schafft und gestaltet, sondern auch beständig umschafft und fortbildet, und dass es ein Irrthum ist, welcher mit den oben besprochenen ungenauen Ansichten über das Verhältniss der Poesie zu ihrer sprachlichen Darstellung zusammenhängt, wenn man die Dichtkunst, die Beredsamkeit, überhaupt die Literatur der Völker als deren Sprachen angehörig erachtet, so dass die Sprache es vornehmlich wäre, welche durch die Literatur dargestellt würde, fortgebildet, gehoben, und auch verschlechtert, zu Grunde gerichtet. Das Vorhandensein einer Literatur beweist hohe Kultur, zeugt von Streben nach Durchdringung des objektiven Geistes, von begrifflicher Schärfe, es bedingt Fähigkeit der Sprache, dieser Kultur zum Ausdruck zu dienen, aber nirgend geht Literatur auf Produktion der Sprache als solche, überall verbraucht sie diese nur als Mittel. Und eben in dem Maasse, in welchem Sprache den Völkern zum blossen Zeichen wird, erlischt das Sprachgefühl, stirbt das Sprachbewusstsein ab, und mit der fortschreitenden Abstraktion beschleunigt sich der Verfall der Sprache als solcher.

Die Erschaffung einer Sprache ist gleichbedeutend mit der Entwickelung des Bewusstseins und hat die Völker lange beschäftigt, ehe sie in die Geschichte eintraten. Erst mit dieser beginnt auch eine Literatur, d. h. die Entwickelung des Volksgeistes giebt sich u. A. auch durch Ueberlieferung der Thaten, Lehren, Sagen, Forschungen einen Ausdruck, und diese Ueberlieferung erfolgt in der Sprache. Es handelt sich aber um diese selbst so wenig dabei, als bei der Plastik um den Marmor, bei der Architektur um Stein und Balken, obwohl, wie die übrigen Faktoren der geschichtlichen Entwickelung, auch die Literatur ihren Einfluss auf die Sprache übt, und zwar, weil sie gerade in ihr das Mittel zur Darstellung hat, in hervortretender und besonders nachweisbarer Weise. —

Schleicher („Die Deutsche Sprache," p. 35) sagt: „Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich

stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht. Es lässt sich sogar objektiv nachweisen, dass Geschichte und Sprachentwickelung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache.“ — Schleicher bezeichnet desshalb geradezu (l. c. p. 37) die historische Periode in dem Leben einer Sprache als „die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form.“

Wird dem Gesagten entgegengehalten, dass durch eine schriftliche Literatur unzweifelhaft eine feste Richtschnur für den Ausdruck der Sprechenden gegeben, die Sprache somit durch sie wenigstens conservirt werde, so ist zu bemerken, dass selbst diese anscheinend der Sprache zu Gute kommende Folge einer schriftlichen Nationalliteratur dem Leben der Sprache keineswegs unbedingt heilsam ist Denn weil Literatur nur Eine Art ist, wie der Volksgeist sich darstellt, wird ihre Sprache auch nur Eigenthum einer bestimmten Volksschicht; es entsteht der Gegensatz einer bequem fortlebenden Volkssprache und einer stagnirenden Büchersprache und damit ein Bruch innerhalb der Sprache selbst. Die Geschichte der Kultursprachen zeigt dies hinlänglich.

Nun spricht Schleicher nur vom Verfall der sprachlichen Form; auch wird Niemand bestreiten, dass durch ihre Anstrengungen, den objektiven Geist zu bewältigen, die Literatur der Sprache zu grösserer Schärfe begrifflicher Bezeichnung verhilft und ihr überhaupt eine allseitige geistige Durchbildung verschafft, welche in dem syntaktischen Gebiete besonders hervortritt. Aber dieser Gewinn ist dennoch kein Gewinn für die Sprache als solche, sondern nur eine Steigerung ihrer Fähigkeit, zum Zeichen für objektiven Inhalt zu werden, Steigerung ihrer Brauchbarkeit für den Dienst. Schleicher ist indess im Irrthum, wenn er annimmt, dass in der historischen Zeit des Lebens der Sprache der Trieb zur Sprachbildung gar erlischt. Dieser Trieb bleibt so gewiss, wie der Mensch selbst, aber freilich ändert er auch die Formen, unter denen er erscheint, sobald der Mensch selbst eine Umwandlung erfährt. Wenn die Menschen in das hellere Bewusstsein des Culturzustandes eintreten, wird auch ihr Sprachsinn ein mehr bewusster, ihre Sprachkunst eine mehr reflektirte; an Stelle der

ursprünglich schaffenden Kunst, welcher wir „die Sprache als Kunst“ verdanken, tritt überwiegend ein Umschaffen, blosse Figuration des vorhandenen Sprachschatzes ein, ein Theil dessen, was wir als Werke der „Sprachkunst“ bezeichnen. Beide Aeusserungen des Sprachkunsttriebes sind aber wesentlich derselben Art, gehören derselben Kunst an. Es ist dies eine Kunst, an welcher sich scheinbar Alle auch schöpferisch betheiligen oder doch betheiligen können, aber auch sie verlangt besondere Gaben für ihre wirklichen Künstler, deren Werke Anerkennung finden und Bestand haben. —

Wir haben so im Allgemeinen die Gesichtspunkte angegeben, nach welchen uns begrifflich eine Sonderung der Sprachkunst von der Poesie geboten erscheint. Was nun die Sonderung der bestimmten, einzelnen Werke beider Kunstgattungen betrifft, so wird später das Nähere angegeben werden. Hier finde nur die Bemerkung Platz, dass, sowie z. B. Plastik und Architektur zuerst vielfach vermischt auftreten, auch Sprachkunst und Poesie sich erst allmälig in bestimmter Weise von einander sondern. Sonderung ist eben der Gang der Cultur, und sowie desshalb ein Nichtgetrennt-sein von Dichtkunst und Sprachkunst Zeichen ist einer erst beginnenden Kultur, so ist das Eintreten einer Vermischung beider Kunstgattungen ein Zeichen von Hyperkultur, oder sagen wir lieber: vom Verfall der Kunst. — Göthe sagt: (Einleitung in die Propyläen) „Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. — Die Künste selbst, sowie ihre Arten sind untereinander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung sich zu vereinigen, ja sich in einander zu verlieren: aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, dass er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie auf's möglichste zu isoliren wisse.“

4. Die Sprachkunst und die Redekunst.

Die selbstständigen Werke der Sprachkunst hat man der lyrischen, auch wohl der epischen Dichtgattung zugeschoben, die unselbstständigen, namentlich die sogenannten Redefiguren wurden

mehr noch in den Lehrbüchern der Rhetorik in dem Abschnitt über die elocntio behandelt, als in denen der Poetik; sie finden sich zuweilen anch in Grammatiken als Anhang untergebracht. Die mit solchem Schmuck, den sie der Sprachkunst verdankt, mehr oder minder reich ausgestattete Sprache der Beredsamkeit, namentlich der Griechischen und Römischen, gab vielfach anch Anlass, die sogenannte Redekunst zu den Künsten zu stellen. Wir führen hier nur Kant an, der (Kritik der Urtheilskraft, p. 203) sagt: „Die redenden Künste sind Beredsamkeit und Dichtknnst. Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäfte des Verstandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben: Dichtkunst ein freyes Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäfte des Verstandes anszuführen. Der Redner also kündigt ein Geschäfte an und führt es so aus, als ob es bloss ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt blos ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und es kommt doch so viel für den Verstand herans, als ob er blos dessen Geschäfte zn treiben die Absicht gehabt hätte."

Man sieht sogleich, dass Kant, um die Beredsamkeit zn einer Kunst machen zu können, eben nichts Gntes ans ihr gemacht hat, und man erinnert sich an den Platonischen Sokrates in Gorgias, der sie eine Geschicklichkeit nennt, (ἐμπειρία χάριτός τινος καὶ ἡδονῆς ἀπεργασίας) und sie zusammen mit der Kochkunst (ὀψοποιικὴ) und der Pntzkunst und Sophistik, (κομμωτικὴ καὶ σοφιστικὴ) der Schmeichelei (κολακεία) unterordnet. (Plat. Gorg. p. 463.) Kant selbst nennt ihr wirkliches Beginnen ein Geschäfte des Verstandes, welches dnrch einen Aufpntz zur Knnst werde; wir finden also gerade Dasjenige ihr zngeschrieben: das Setzen eines ihrer Form fremden Zweckes, welches sie aus dem Reiche der Künste entfernt. Da der Verstand ihre Operationen allerdings leitet und bestimmt, ist E. v. Lasaulx (Philosophie der schönen Künste. München 1860) gar dazu fortgegangen, die Redekunst als „Kunst der Prosa" für die geistigste der Künste auszugeben. Dass sie im Uebrigen mit der Sprachkunst nichts gemein hat, ist klar. Kein Werk der Beredsamkeit hat darin seinen wesentlichen Zweck, das zu Sagende in die schönste Sprachform zu kleiden. Spricht man von einer „schönen Rede", so meint man entweder eine zweckmässige, oder, wenn der Ausdruck genau

genommen werden soll, spricht man ironisch und bezeichnet blosses Wortgeklingel und täuschende Sophistik, weil sie eben durch den schönen Schein von einer ernsten Prüfung ihres Inhalts — um den allein es sich handelt — abzulenken sucht. Kant ist denn auch der Rhetorik, sofern er mit ihr „als der ars oratoria, der Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen", die Sprachkunst nothwendig verbunden hält, durchaus abgeneigt und lobt sich dagegen die Dichtkunst, „bei der alles ehrlich und aufrichtig zugehe." — Er sagt (l. c. p. 215), dass er „bei Lesung der besten Rede eines römischen Volks — oder jetzigen Parlaments — oder Kanzelredners jederzeit das unangenehme Gefühl der Missbilligung einer hinterlistigen Kunst gehabt habe."

Wie richtig übrigens und begründet diese Empfindung Kant's namentlich in Bezug auf die griechische Rhetorik war, deren Streben immer blieb: *τὸν ἧττω λόγον κρείττω ποιεῖν* können wir z. B. aus den naiven Rathschlägen entnehmen, welche in der dem Aristoteles zugeschiebenen Rhetorik des Anaximenes den Rednern ertheilt werden, damit sie Ueberredung herbeizuführen vermögen. So heisst es im Cap. 7 (L. Spengel, rhet. Graec. Vol. I, p. 194), wo von den Mitteln gehandelt wird, eine Sache glaublich erscheinen zu lassen (*πίστεις*): wenn du nun die Anschuldigung ableugnest, so mache es so — musst du es zugestehen, so sage, dass ja meist dergleichen geschehe; geht auch das nicht, so schiebe es auf's Unglück cet. (1) *ἂν μὲν οὖν ἔξαρνος ᾖς μὴ πεποιηκέναι* — cet. 2) *ἂν δὲ ὁμολογεῖν ἀναγκάζῃ.* 3) *ἂν δὲ μὴ δυνατὸν ᾖ τοῦτο δεῖξαι, καταφευκτέον* — cet.) oder im Cp. 15 (l. c. p. 202), wo gezeigt wird, wie man ein Zeugniss erschleichen kann, (*ἔστι δὲ καὶ κλέπτειν τὴν μαρτυρίαν τρόπῳ τοιῷδε*) wenn aber die Gegner es so machen, wie wir ihre Niederträchtigkeit ans Licht bringen u. s. w. Spezieller noch gegen die Verwendung gerade der Sprachkunst in der Rede erklärt sich Locke (An Essay Concerning Human Understanding III, 10, 34): Figurative Speech also and Abuse of Language. Er sagt: „Da Witz und Seltsamkeiten (wit and fancy) eher in der Welt Platz finden, als trockene Wahrheit und wirkliches Wissen, so wird man figürliche Redeweise und Wortspielereien schwerlich als eine Unvollkommenheit oder einen Missbrauch der Sprache betrachten wollen. Ich gestehe, dass in Reden, durch welche wir mehr Vergnügen und Lust suchen

als Belehrung und Besserung, dergleichen erborgter Schmuck kaum als Fehler gelten kann. Aber wenn wir von den Dingen sprechen wollen, wie sie sind, müssen wir zugeben, dass die ganze Redekunst, mit Ausnahme der Ordnung und Klarheit, alle die künstliche und figürliche Anwendung der Wörter, welche die Beredsamkeit erfunden hat, zu nichts weiter dient, als unrichtige Vorstellungen zu erwecken, die Leidenschaften zu erregen, dadurch das Urtheil misszuleiten, und so in der That eine vollkommene Betrügerei ist. — Wenn er dann die Redekunst nur in Reden an das Volk zulässig hält, ihren Gebrauch in der Wissenschaft gänzlich verwirft, darüber klagt, dass die Menschen Professoren der Beredsamkeit anstellen, um zu lernen, wie sie sich gegenseitig betrügen, doch aber den Zauber der Rede so gross hält, dass es Verwegenheit sei, dagegen zu sprechen: „Eloquence, like the fair sex, has too prevailing beauties in it to suffer itself ever to be spoken against; and it is in vain to find fault with those arts of deceiving, wherein men find pleasure to be deceived“ — so ist zunächst zu bemerken, dass die Wissenschaft zwar das Bestreben haben wird, sich vor den Täuschungen bildlicher und figürlicher Worte zu hüten, dass sie aber kein anderes Mittel hat, sich auszusprechen, als eben diese Sprachbilder und Figuren, deren sie gern überhoben wäre, worüber später Näheres. Was übrigens die Verwendung der Werke der Sprachkunst in der Beredsamkeit betrifft, sofern sie als solche noch wirksam und erkennbar sind, so ist eben zu sagen, dass die Beredsamkeit keine Kunst ist, sondern ein Geschäft, welches, wie jedes andere, mit mehr oder weniger Strenge und Gewissenhaftigkeit getrieben wird und danach mehr oder weniger Anspruch auf Achtung hat. Soweit Erzeugnisse der Sprachkunst dazu benutzt werden, bedeutende einzelne Momente der Rede hervorzuheben, hat die Beurtheilung einen ähnlichen Fall vor sich, wie wenn dies bei der Darstellung von Werken der Dichtkunst geschieht, oder wie wenn z. B. Bauwerke, Geräthe durch allerlei der Skulptur entlehnte Ausschmückung dem Geschmacke schmeicheln und ihn möglicherweise auf Kosten strenger, die Zweckmässigkeit besonders berücksichtigender Ausführung zu bestechen drohen. —

So behandelt denn auch die Lehre von der elocutio in der Rhetorik, oder in der Stilistik nicht etwa die Sprachkunst, son-

dern die Angemessenheit des Redeganzen und der einzelnen Ausdrücke zu dem Zweck, welcher durch eine Rede unter gewissen Umständen, unter bestimmter Umgebung, innerhalb gewisser Gränzen cet. erreicht werden soll. Die Rhetorik ist daher auch wesentlich eine Lehre; sie und die Stilistik sind Produkte grammatisch historischer Kennerschaft, abstrahiren ihre Regeln von ihren Mustern, geben Anweisung zur Verfertigung von Werken der Redekunst und können also, wenn sie hierbei auch von den in der Sprache bereits eingebürgerten Werken der Sprachkunst handeln wollen, diese nur als dienende Glieder mit steter Beziehung auf die Gesammtwirkung berücksichtigen. Die Aesthetik aber, und so speziell die der Sprachkunst, stellt kein Regelwerk auf; sie kann nichts zur Nachahmung empfehlen, sondern nur zur Betrachtung, will nicht sowohl Belehrung bieten, als auf künstlerischen Genuss hinweisen. Sprechen schon an sich, um eben zu sprechen — welch' heiteres, lebensvolles Vergnügen! — „Wenn auch Niemand wäre, der uns sehe oder höre — wir sprechen, wir schreiben, gleichsam nur um Besitz von der Sache zu nehmen und uns unseres Genusses zu vergewissern," sagt Herder. (Anmerkungen über die Anthologie der Griechen. Th. 1. — Bd. 20, p. 121) und ferner (p. 122): „Sollte auch Niemand seine (des Schmerzerfüllten) Seufzer hören oder seine Klagen lesen; genug, sie zerrannen in Thränen, sie athmeten in Worte aus: dadurch erhellete und beruhigte sich die Seele." — Sagt doch auch unser Dichter (Göthe, Bd. 32, p. 229):

„Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild; sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, denten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Flieh'n
Haschen wir des Lebens Gaben". —

Franzosen und Weiber verstehen und würdigen diesen Genuss des Sprechens besser, bewegen sich in ihm glücklicher, als Deutsche und Männer, denn sie empfinden leichter, feiner, und sie haben die Neigung, das Empfundene sogleich frei und gefällig zu gestalten. M. de Staël sagt mit Recht über die französische Sprache:

„qu'elle n'est pas seulement comme ailleurs un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments et ses affaires, mais un instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme la musique chez quelques peuples et les liqueurs fortes chez quelques autres.“ —

Und so will die Aesthetik der Sprachkunst nur eben dies: die Werke ihrer Kunst verstehen und in ihrem begrifflichen Zusammenhang aufweisen. Hegel spricht dies allgemein von der Kunstphilosophie aus (Aesthetik, Bd. I, p. 25): „Es ist eine schiefe Ansicht, als ob es bei einem Feststellen des Schönen um das Leiten zu thun wäre. Die Philosophie der Kunst bemüht sich nicht um Vorschriften für die Künstler, sondern sie hat auszumachen, was das Schöne überhaupt ist, und wie es sich im Vorhandenen, in Kunstwerken gezeigt hat, ohne dergleichen Regeln geben zu wollen.“ — (cf. auch l. c. p. 35 sq.) —

5. Ueber die Anerkennung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung bei früheren Forschern.

Es ist nicht ohne Interesse, den Spuren der Anerkennung einer besondern Sprachkunst nachzugehn, wie sie sich bei tieferen Forschern hier und da zu erkennen geben, doch werden wir uns dabei auf Mittheilung des Wichtigsten beschränken. Wir beginnen bei Aristoteles. Er bezeichnet die nachahmenden Künste, welche sich zu ihrer Darstellung der Sprache bedienen, mit dem gemeinsamen Namen: Wortdichtung, (ἐποποιία) ob sie nun in gebundener oder ungebundener Rede auftreten. (Poet. 1: ἡ δὲ ἐποποιία μόνον (μιμεῖται) τοῖς λόγοις, ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις.) Er setzte also das Wesen der Dichtung nicht, wie die gewöhnliche Meinung, in das Metrum, (cf. cp. 1.) und sagt desshalb z. B. im Cap. 6 der Poetik, wo er die Darstellungsmittel der Tragödie bespricht, dass hier der ungebundenen Rede ebensoviel Bedeutung und Werth zukomme als der gebundenen. (Cp. VI: τέταρτον δὲ τῶν μὲν λόγων ἡ λέξις. λέγω δέ, ὥσπερ πρότερον εἴρηται, λέξιν εἶναι τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἑρμηνείαν, ὃ καὶ ἐπὶ τῶν ἐμμέτρων καὶ ἐπὶ τῶν λόγων ἔχει τὴν αὐτὴν δύναμιν.) — Aristoteles giebt sonach, wie wir schon oben (p. 47) erwähnten, der Sprache, als einem blossen Mittel äusserer Darstellung, die richtige Stellung

zur Poesie, deren Wesen die Handlung ist. Er nennt desshalb (cp. 6) die σύνθεσις oder σύστασις τῶν πραγμάτων die ἀρχή und ψυχή der Dichtkunst, und sagt (cp. 9) ganz deutlich, worauf es bei der Poesie ankommt und worauf nicht: δῆλον οὖν ἐκ τούτων, ὅτι τὸν ποιητὴν μᾶλλον τῶν μύθων εἶναι δεῖ ποιητὴν, ἢ τῶν μέτρων, ὅσῳ ποιητὴς κατὰ τὴν μίμησίν ἐστι, μιμεῖται δὲ τὰς πράξεις. Darum kann auch nach ihm die gebundene Rede ganz wohl zur Darstellung prosaischer Stoffe gebraucht werden, wie denn Empedokles, der metrisch geschrieben, ein Physiologe sei, aber kein Dichter, (cp. 1) während z. B. die Mimen des Sophron und Xenarch, wiewohl geschrieben: τοῖς λόγοις ψιλοῖς, Dichtungen seien. (Aehnlich sagt Plutarch de audiendis poetis ed. Hutt. T. VII, p. 62 von den philosophischen Lehrgedichten des Empedocles, Parmenides cet. auch von den Gnomen des Theognis: λόγοι εἰσι κεχρημένοι παρὰ ποιητικῆς, ὥσπερ ὄχημα, τὸν ὄγκον καὶ τὸ μέτρον, ἵνα τὸ πεζὸν διαφύγωσιν.)

Wo deshalb Aristoteles die Rede als solche betrachtet, weiss er nichts von einer eigenen poetischen Sprache, als ob die Poesie eine besondere Formirung derselben bedinge. Er erkennt die Nothwendigkeit kühner, zusammengesetzter Wortbildungen bei den Dithyramben, den Darstellungen der Affekte, an (Rhet. III, 3), aber Bilder und geschmückter Ausdruck bringen ihm keineswegs die Poesie hervor, vielmehr darf der Dichter sie nur sparsam verwenden, weil sie sonst von der Hauptsache abziehen, und Charaktere wie Gedanken verdecken. (Poet. c. 24, cf. auch Rhet. III, 3.) Er lehnt darum überhaupt die Behandlung der Redeformen (der σχήματα τῆς λέξεως) in der Poetik ab (cp. 19), mit Recht abweichend von den modernen Verfassern von Poetiken und Aufstellern einer „dichterischen Sprache“, da für die Dichtkunst deren Kenntniss oder Nichtkenntniss ziemlich gleichgültig sei. Die Schauspielerkunst müsse von ihnen wissen, sagt er, oder vielmehr eine andere und höhere Kunst als diese. (τὰ σχήματα τῆς λέξεως, ἃ ἐστιν εἰδέναι τῆς ὑποκριτικῆς καὶ τοῦ τὴν τοιαύτην ἔχοντος ἀρχιτεκτονικήν.) Als Beispiele solcher Redeformen führt er dann Figuren an des Gebots, der Bitte, Drohung, Frage cet. — Nun ist klar, dass Aristoteles unter der architektonischen Wissenschaft an dieser Stelle keine andere versteht, als die Theorie der Sprache als Sprache. Die Rhetorik, unter welche sonst gewöhnlich die Figu-

renlehre gebraucht wird, meint er nicht, denn er weist ihr gerade im Gegensatz hierzu zu Anfang desselben Capitels die Behandlung der Gedanken zu (περὶ διανοίας). Ein kleiner Schritt fehlte nur bis dahin, dass von ihm diese Wissenschaft auch als ein Wissen von einer Kunst erfasst wurde, und diesen Schritt hatte er halb zurückgelegt, als er (Poet. Cp. 22) über ungewöhnliche Worte, Figuren, Metaphern und deren Anwendung redend, sagte, es sei nichts Geringes (μέγα μέν), dergleichen passend anzuwenden, das bei Weitem Bedeutendste aber (πολὺ δὲ μέγιστον) sei es, das Metaphorische zu behandeln, denn dies entspringe allein aus glücklicher Naturanlange (εὐφυΐας δὲ σημεῖόν ἐστι), weil es auf bildlichem Anschaun beruhe. — Da hatte Aristoteles doch eine Kunst, welche durch Sprache sich darstellt, ohne doch Poesie zu sein oder der Rhetorik anzugehören.

Noch auf einen andern Punkt haben wir zurückzuweisen. Was wir nämlich oben (p. 32) als wesentlichen Unterschied der Sprachkunst von der Poesie in Bezug auf ihren Gehalt bezeichneten, dass jene die individuelle Seele in ihren einzelnen Lebensmomenten zum Ausdruck bringe, die unmittelbare Bewegung der Naturseele, diese von dem selbstbewussten, mit der objektiven Welt vermittelten allgemeinen Geist der Gattung getragen werde, gerade Dies trennt auch nach Aristoteles die wahrhafte Poesie von anderen Hervorbringungen, welche er nur eben nicht bestimmt einer andern Kunst — unserer Sprachkunst — einzuordnen weiss. Er schliesst deshalb die individuellen Spottgedichte von der Poesie aus, (vide oben p. 63) und betont den allgemeinen, philosophischen Charakter dieser letzteren (vide oben p. 54). Hiermit hängt zusammen, dass er auch die Improvisationen, sofern sie eben nur den Erregungen des Moments Ausdruck geben, von der Poesie trennt (vide oben p. 34). Er betrachtet die Leistungen jener Verfertiger von Spottgedichten und von Improvisationen gleichsam als Vorstufen zur Ausbildung der Poesie. Aus den individuell gehaltenen Spottliedern, sagt er Cp. 4, ging der die Dummheit allgemein verspottende epische Margites hervor, und Cp. 5: es sei in Athen zuerst Krates von individuellem Spottliede zu allgemein gehaltenen Dichtungen fortgeschritten; (Κράτης πρῶτος ἦρξεν ἀφέμενος τῆς ἰαμβικῆς ἰδέας καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μύθους) ebenso habe man sich bei der Neigung und natürlichen

Freude, welche die Menschen für Nachahmung, Harmonie und Rhythmus empfänden, zuerst in glücklichen Improvisationen geübt, aus diesen aber, aneinander gereihten Sprachkunstwerken, dann zur Poesie erhoben. (cp. 4: *κατὰ φύσιν δὲ ὄντος ἡμῖν τοῦ μιμεῖσθαι καὶ τῆς ἁρμονίας καὶ τοῦ ῥυθμοῦ — ἐξ ἀρχῆς οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα, κατὰ μικρὸν προάγοντες ἐγέννησαν τὴν ποίησιν ἐκ τῶν αὐτοσχεδιασμάτων.*) Es sei so Tragödie, wie Komödie aus Improvisationen hervorgegangen, jene aus dem Dithyrambus, diese aus den Phallicis. In ähnlicher Weise wie hier in der Geschichte der Literatur zeigt denn auch die Entwickelung der einzelnen Menschen ein Aufsteigen von Sprachkunst zur Fähigkeit dichterischer Composition. (cp. 6: *οἱ ἐγχειροῦντες ποιεῖν πρότερον δύνανται τῇ λέξει καὶ τοῖς ἤθεσιν ἀκριβοῦν ἢ τὰ πράγματα συνίστασθαι, οἷον καὶ οἱ πρῶτοι ποιηταὶ σχεδὸν ἅπαντες.*) Wir bezeichneten oben (p. 34) die Improvisatoren als die Virtuosen der Sprachkunst, befinden uns also mit Aristoteles im Einverständniss, sofern wir sie von den Dichtern unterscheiden, bemerken jedoch, dass Improvisationen nicht nur als dem Grade nach noch nicht Dichtungen und als Anfänge der Dichtkunst zu fassen sind, sondern als der Art nach von dieser verschiedene Kunstwerke. Volkslieder, welche etwa durch Improvisation entstehn, gehören eben dann der Sprachkunst an, und die Improvisatoren sind auch in Zeiten der Cultur möglich, sofern sie in eminenter Weise den vorhandenen Sprachschatz zur Beherrschung des Moments zu verwenden wissen, wobei denn die poetische Idee des Ganzen ihnen nur der übernommene Rahmen ist, in welchen sie ihre Productionen einpassen. Cicero, wo er den Improvisator Archias rühmt (p. Arch. 8), hebt richtig dessen Wort-Kunst hervor: „quotiens ego hunc vidi, cum literam scripsisset nullam, magnum numerum optimorum versuum de iis ipsis rebus, quae tum agerentur, dicere ex tempore! quotiens revocatum eandem rem dicere commutatis verbis atque sententiis! — Es versteht sich natürlich von selbst, dass in demselben Individuum bis auf einen gewissen Grad die Talente zur Improvisation und zur Poesie vereinigt sein können, und sicherlich sind jene Anfänge der Dichtkunst, welche Aristoteles als Improvisationen bezeichnet, von Personen solcher Begabung ausgegangen, aber Kunstwerke reiner

Art entstehen nur, wenn der Poet nicht als solcher auch Sprachkünstler sein will und umgekehrt. —

So hat z. B. unser Schiller sich in seinen späteren Werken immer freier gemacht von dem übermächtigen Andrange des Moments und ist ein um so grösserer Dichter geworden, je mehr er als Sprachkünstler zurückzutreten wusste. Interessant ist es zu sehn, was dabei herauskommt, wenn ein Mann consequent und vollständig Sprachkunst mit Poesie verwechselt, und es mag uns, damit wir hiervon ein Beispiel geben, eine kurze Abschweifung gestattet sein.

Aristoteles sagt, dass die Rede dadurch sich veredele, wenn man sich fremdartiger Bezeichnungen bediene, seltener, umschreibender, metaphorischer (Rhet 3, 2: *τὸ γὰρ ἐξαλλάξαι ποιεῖ φαίνεσθαι* [*λέξιν*] *σεμνοτέραν*), wenn man aber Alles und Jedes so ausspreche, würde die Rede räthselhaft und kauderwelsch. Jenen ersteren Theil der Ansicht des Aristoteles (am deutlichsten in der Poetik cp. 22: *σεμνὴ δὲ καὶ ἐξαλλάττουσα* [*λέξις*] *τὸ ἰδιωτικὸν ἡ τοῖς ξενικοῖς κεχρημένη. ξενικὸν δὲ λέγω γλῶτταν καὶ μεταφορὰν καὶ ἐπέκτασιν καὶ πᾶν τὸ παρὰ τὸ κύριον. ἀλλ' ἂν τις ἅμα ἅπαντα τὰ τοιαῦτα ποιήσῃ, ἢ αἴνιγμα ἔσται, ἢ βαρβαρισμός.* ausgesprochen), eignete sich an Ferdinand Wachter. („Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes, erneuert und erweitert von Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen" mit dem Heldengedicht: die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse. Ein komisch-tragisches Heldenlied in 27 Gesängen. Nebst Vorhalle: I. Die Dichtersprache, II. Zweck und Wirkung des ächten Heldenliedes, III. Einheit und Abfassung der Iliade. Leipz. Brockhaus 1854.) Er nennt als Quellen für die Belehrung über die Dichtersprache die Skaldenlieder der Heimskringla, griechische Orakelsprüche u. dgl. m. und sagt: „Die wahre Dichtersprache braucht den prosaischen Ausdruck gar nicht, sondern bedient sich bloss dichterischer Bezeichnungen." Es ist, wie Wachter meint, Aufmerksamkeit auf den Inhalt als solchen der Poesie fremd; die Skaldenlieder, auch wohl die Gesänge Pindars gäben das Richtige, hingegen seien Göthe's Dichtungen „in dürftiger Dichtersprache verfasst."

So giebt denn der Mann ein Beispiel, wie es wird, wenn Jemand mit theoretisch befestigtem Bewusstsein und praktischer

Digitized by Google

Tollheit Sprachkunst mit Poesie verwechselt. Er macht also Vorschläge zur Güte, um die Sprache, d. h. nach ihm: die Dichtkunst zu heben. Das Volk liebe dichterische Bezeichnungen z. B. Gänsewein statt Wasser; der Dichter möge nun für Gans den edleren Schwan setzen, dann umschreibe er Wein und Schwan und sage also statt Wasser: „der von der weissen Zierde des Urdharbrunnens genossene Rebensaft.“ So ist ein Strumpfwirker auf poetisch: „Der Wirker der Hüllen der Füsse“, und sehr schön kann gesagt werden: „Gäbe mir einer den Schallschlag, die von dem Ohr und der Wange genoss'ne, nicht süssliche Feige“ etc. —

Damit man sehe, wie sich Dies im Zusammenhange ausnimmt, möge eine Stelle aus der Wachter'schen Dichtung folgen:

„Als ich einst in den herbstlichen Ferien Lehrau's Au liess,
Und nach der Stadt, die erfreu'nd an der Leutra und Saale Vermählung
Ganz paradiesisch gelegen, mich trug, und dem Hain, das der alte
Am Landgrafen geborne Philister als Hahn aus dem Mund schickt,
Welchem ein Lichten vorangeht, dessen Erwähnen den Söhnen
Des nach dem Lichten sich sehnenden Ziels des den kinnlichen Backen
Boldwin's schwingenden Tödters des Leun, auf dem Wandern ein Heimweh
Weckt, wie den Tellschussgläubigen Sehnleid jene Musik schafft,
Die Kuhreigen genannt, als ich nach der Quelle der Wonne
Wallhaul's ging, liess ich mir die würzigen Pflaumeu der kalk'gen
Hügel des Saalthals trefflich die speisende Röhre hinunter
Gleiten. — Ein Mädchen verbot, die Last der Belaubten zu mindern“

u. s. w.

Wir sahen oben schon, wie Lessing die Lyrik im Verhältniss zum Wesen der Poesie betrachtet. Man erinnert sich hierbei an jene Stellen in den Literaturbriefen, in welchen er zwischen dem Sprachkünstler und dem Dichter unterscheidet. Es galt den Oden des Herrn Cramer: „Herr Cramer ist der vortrefflichste

Versifikateur — dass aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, aber auch allen mangelt der schöne verdeckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das, mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.“ Was Lessing hierbei unter „poetischer Sprache“ versteht, deutet er an, indem er weiterhin vor dem Gebrauch „edelster Worte“ warnt, durch welche „die Helden (des Drama) in Deklamatores verwandelt werden“ und statt ihrer die Wahl der „nachdrücklichsten“ empfiehlt. (Es bezieht sich dies auf Klopstock's Abhandlung: „Von der Sprache der Poesie.“ — Zuerst im „Nordischen Aufseher“, wie Lessing citirt; in den sämmtlichen Werken Bd. 10, p. 202 sq.) Es heisst also Lessing's Urtheil für uns: Herr Cramer, seiner Natur nach ein unverächtlicher Sprachkünstler, wird dadurch nicht zum Dichter, dass er eine Reiho sprachlicher Kunstwerke nach bloss prosaischen, logisch-rhetorischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Weiter aber ist zu bemerken, dass Dichter dieser Art, welche zwei Künste vermischen, eben darum auch nicht für wahrhafte Sprachkünstler zu halten sind, denn sie können nicht, was sie wollen, und sie wollen nicht, wozu sie vielleicht befähigt sein würden. Solchen Zwitterkünstlern gilt das Horazische (ad Pis. 372):

— „mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae.“ —

Der Sprachkünstler, sobald er mit selbstständigen Werken auftritt, darf diese nicht in Formen bringen wollen, welche der Poesie angehören. Rückert hat in unserer Zeit z. B. hierin das Richtige getroffen, die Spruch- und Liedform angewendet, wie wir dies später noch besprechen werden.

Lessing theilte Herrn Basedow, der sich über jenes Urtheil ereiferte, mit, dass man ein „vortrefflichster Versifikateur“ — wie auch z. B. Pope es war — nicht wäre, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu sein;

Digitized by Google

„ja, dass ein solcher Mann jedenfalls auch ein Genie habe.“ Es wird dabei Diderot citirt: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poete! Cependant ne croyez pas que je meprise le premier: sont talent est rare“ und eine Stelle aus einem „feinsten Kunstrichter der Engländer“ (dem Verfasser des Essay on te Writing and Genius of Pope): Wahre Dichter seien so selten, „that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The man of rhymes may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true Maker of*) Creator, is so incommon a prodigy, that“ — cet. (Vide Lessing: Briefe, die neueste Literatur betreffend, Brief 51 und 103.)

Boileau übrigens, den Diderot in der oben citirten Stelle als versificateur bezeichnet hatte, wird in den „Questions sur l'Encyclopédie“ (u. Artikel: Art poétique) gegen diese Bezeichnung in Schutz genommen: „Il faut rendre justice à Boileau. S'il n'avait été qu'un versificateur, il serait à peine connu. — cet.“ Er selbst warnt (in seiner l'art poëtique, I, 9):

„N'allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,
Ni prendre pour génie nn amonr de rimer“ cet.

Hatte doch auch sein Vorbild Horaz (ep. ad Pis. 319 sq.) schon gegen die Wortklingelei bemerkt:

„Interdum speciosa locis, morataque recte
Fabula nullius veneris sine pondere et arte
Valdius oblectat populum meliusque moratur
Quam versus inopes rerum, nugaeque canorae.“

Auch ein deutscher Kritiker vor Lessing, Christian Wernicke, der sich über „das Wörterspiel“ der Schäfer an der Pegnitz lustig macht, hatte unterschieden zwischen Worte und — Versemachern und Dichtern. Er sagt: (wie Koberstein, Grundr. der Gesch. der dtsch. National-Literat. Bd. 1. p. 657 anführt) „Wir sind unstreitig bessere Reimer und bessere Versmacher, als Franzosen, Italiäner und Engländer; wer aber unter uns, der diese ausländische Poeten gelesen und deren Sprache nicht nur überhin verstehet, darf sich unterstehen zu sagen, dass wir bis itzo durchgehends so gute Poeten als sie sind?“ —

*) Lessing hat of; ist vielleicht or zu lesen? Gr. Ausg. Bd. 6, 216.

In sinniger Weise bespricht Herder Zeiten des Uebergangs von Musik zur Poesie; in denen eben Sprechkunst und Sprachkunst vorzugsweise herrschend waren: (Werke, Th. I, p. 154: „Von den Lebensaltern einer Sprache.“) „Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (αὐδαν, ἀειδειν und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hiessen Aussprüche (φατα); die Gesetze sangen, und hiessen Lieder (νομοι); die Weissager, die Dichter sangen, und was sie sangen, hiessen Reden (ἐπεα) cet.“ „Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherem Ton, dass man nicht bloss lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören liess. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander“ (p. 137) cet. „Und dies jugendliche Sprachalter war bloss das poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhte nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel auseinander, wie er wollte — Seht, das ist die poetische Sprache!“ —

Wir sagen: seht, das ist eine Schilderung der Sprache als Kunst der Sprache! und bemerken noch Folgendes über die vermeinte Fortentwickelung und Ausbildung der Sprache durch die Poesie. Es ist nämlich nach dem von uns früher Gesagten nicht richtig, einen unmittelbaren Einfluss der Poesie auf die Sprache anzunehmen. Eine Kunst freilich ist es — und in dem allgemeinen Sinne, nach welchem wir in jeder Kunst Poesie erblicken, mag man sie ungenau Poesie nennen, wie wenn Göthe (Bd. 26 p. 157) „Poesie und leidenschaftliche Rede die einzigen Quellen“ nennt, aus denen Reinigung, Bereicherung, lebendiges **Wachsthum der Sprache hervorgehe. Freilich war im Entstehen der Sprache der Dichter auch der Sprachkünstler, und erst die eine Weltanschauung ausdrückende Sprache gestattete freie Entfaltung des poetischen Gedankens —, welche in der Bildung und Weiterbildung der Sprache sichtbar wird, aber es ist dies lediglich Sprachkunst, nicht Dichtkunst. Dass Dichter auch Sprachkünstler sein können und umgekehrt, versteht sich von selbst, wie ja auch**

Digitized by Google

der Bildhaner zeichnen kann, und z. B. ein Bnonarotti die höchste Bedentnng in der Architektur, Skulptnr, Malerei zugleich erreichte — aber die knnstvolle Behandlnng der Sprache ist sicher nicht das Werk des Dichters als solchen. Wie Lessing, unterscheiden auch Göthe und Schiller in dieser Beziehung gar wohl. Göthe erinnert z. B. „für jnnge Dichter“: (Bd. 26 p. 316) „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ansbildung gelangt, dass es einem Jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen nnd Reimen (Göthe vermeidet sichtlich den Ausdruck: in Poesie) sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäss, nach seinem Vermögen glücklich anszndrücken.“ „Betrachtet man solche Erzengnisse genau, so wird Alles, was im Innern vorgeht, Alles, was sich auf die Person bezieht, mehr oder weniger gelnngen sein“ cet. So schildert man Sprachkunst, welche geneigt ist, sich für Poesie zn halten; und was sagt Schiller Anderes zum „Dilettanten“?

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein.“
(cf. hierzu Göthe Bd. 25 p. 333: „Schaden des Dilettantismus in der lyrischen Poesie.“)

Wichtig ist für die neuere Theorie der Knnst die Ansicht Hegels. —

Hegel (in seiner Aesthetik; Vorlesungen ed. Hotho) stellt eine Sprachkunst im System der Künste nicht anf, aber dennoch sondert er solche Kunst von der Poesie und giebt auch ihre Gliederung im Wesentlichen richtig an. — Die Idee des Schönen entwickelt sich nach Hegel in drei Hanptformen der Knnst: als symbolische, klassische nnd romantische, (Bd. 1, p. 388 sq.) nnd zwar „sucht die symbolische Kunst jene vollendete Einheit der inneren Bedeutung und äusseren Gestalt, welche die klassische in der Darstellung der snbstantiellen Individualität für die sinnliche Anschannng findet, und die romantische in ihrer hervorragenden Geistigkeit überschreitet“ (p. 390). Es bezeichnen die Namen dieser Knnstformen wesentlich geschichtliche Entwickelungsstufen: die orientalische, antike, mittelalterliche Kunst, denen gegenüber das moderne Ideal, wie Gottschall (Poetik p. 107) will, als die plastische und romantische Seite vereinigend aufgefasst werden mag. —

Nun ist klar, dass die Sprachkunst hauptsächlich der symbolischen Kunstform Hegels zugerechnet werden muss, wie sie denn auch vorzugsweise im Orient zu üppiger, die Poesie überwuchernder, Entfaltung gelangt ist. Denn Sprache ist Symbol des Gedankens, ist sein menschlich konventionelles Zeichen. Hegel sagt darüber (p. 392 sq.): „Das Symbol ist zunächst ein Zeichen. Bei der blossen Bezeichnung aber ist der Zusammenhang, den die Bedeutung und deren Ausdruck mit einander haben, nur eine ganz willkürliche Verknüpfung. Dieser Ausdruck, dies sinnliche Ding oder Bild stellt dann so wenig sich selber vor, dass es vielmehr einen ihm fremden Inhalt, mit dem es in gar keiner eigenthümlichen Gemeinschaft zu stehen braucht, vor die Vorstellung bringt. So sind in den Sprachen z. B. die Töne Zeichen von irgend einer Vorstellung, Empfindung u. s. w. Der überwiegende Theil der Töne einer Sprache ist aber mit den Vorstellungen, die dadurch ausgedrückt werden, auf eine dem Gehalte nach zufällige Weise verknüpft, wenn sich auch durch eine geschichtliche Entwickelung zeigen liesse, dass der ursprüngliche Zusammenhang von anderer Beschaffenheit war, und die Verschiedenheit der Sprachen besteht vornehmlich darin, dass dieselbe Vorstellung durch ein verschiedenes Tönen ausgedrückt ist.“ —

Nach Hegel ist nun ferner die symbolische Kunst „gleichsam nur als Vorkunst zu betrachten, welche hauptsächlich dem Morgenlande angehörte“ (p. 391). (Der Ausdruck „Vorkunst“ wird p. 406 der „eigentlichen Kunst“ entgegengesetzt.) Die unsichere Bezeichnung einer Vorkunst, die dies doch nur „gleichsam“ sein soll, zeigt die Verlegenheit, in welcher sich Hegel bei der Rubrizirung befand; im Verhältniss zur Poesie war hier eben die Sprachkunst anzuerkennen. —

Wir deuten auch noch die weitere Ausführung bei Hegel an, weil sie fast den gesammten von uns später zu entwickelnden Stoff der Sprachkunst berührt. Hegel selbst bemerkt (p. 491) ausdrücklich, „dass die verschiedenen Formen, welche in diesem ganzen Kreise ihre Stellung finden, fast durchgängig nur der Kunst der Rede angehören,“ — nimmt aber freilich sofort wieder diese „Kunst der Rede“ als die „Poesie“.

Nachdem Hegel (p. 392) die Symbole unterschieden hat 1) in willkürliche Zeichen z. B. Töne einer Sprache, Farben cet. für

Vorstellungen, und 2) in solche, welche in Beziehung stehen, z. B. Löwe als Symbol für Stärke, Fuchs für List cet. zeigt er, (p. 395) dass sie nothwendig zweideutig sind, weil sie sowohl im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne genommen werden können, wie z. B. die Wörter: begreifen, schliessen cet. Diese Zweideutigkeit hört erst dann auf, wenn die Beziehung von Bild und Bedeutung ausdrücklich gesetzt wird in einer Vergleichung. — Wird nun diese subjektive Seite der Einsicht in die Beziehung des Symbols oder Zeichens zu seiner Bedeutung noch nicht als solche geltend gemacht, so giebt dies die Darstellungen der Fabel, Parabel, des Apologs (p. 416), des Sprüchworts und der Metamorphosen (p. 490); wenn aber die Bedeutung als solche klar hervortritt und das Symbol überragt, so giebt dies die Allegorie, die Metapher, das Gleichniss, (p. 416) das Räthsel und das Bild (p. 490). Wenn endlich sich die Kunstform rein äusserlich zur Bedeutung stellt, wodurch diese selbst als blosse Prosa sich ausscheidet, so giebt dies das Lehrgedicht und die beschreibende Poesie (p. 416), von welchen Dichtformen (p. 490) auch gesagt wird, dass sie nur „anhangsweise“ erwähnt würden, weil sie „wahrhafte Kunstwerke“ nicht seien. —

Jene symbolische Kunstformen sind also (p. 488) „untergeordneter Gattung“, wenn sie sich als ein Ganzes darstellen; im Uebrigen kommen sie bei ächten Produkten der klassischen und romantischen Kunst „als Schmuck und Beiwerk“ vor. Man „befindet sich desshalb in Verlegenheit und hat viel Mühe, wenn man diese Dichtungsarten in bestimmte Hauptarten einzurangiren unternimmt;“ (p. 491) sie sind nur „ein blosses Suchen der Kunst“ (p. 492) haben nur „zu den allgemeinen Formen der Kunst ein Verhältniss, und ihr spezifischer Charakter lässt sich nur aus diesem Verhältniss, nicht aber aus dem Begriff der eigentlichen Gattungen der Dichtkunst, als der epischen, lyrischen und dramatischen erklären.“ —

Freilich nicht. Merkwürdig aber ist es doch, dass eine Menge unzweifelhafter Kunstwerke, darunter z. B. die Fabel, welcher ein Lessing so viel Aufmerksamkeit widmete, die Spruchdichtung, welche Nationen so lange und so eindringlich bewegt — wenn auch nicht mit dem Posaunenschall dramatischer Pracht — „un-

tergeordnet" sein sollen und einem schwer begreiflichen „allgemeinen" Kunstverhältniss angehören, weil sie in die Rubriken nicht passen wollen, welche die Theoretiker gemacht haben. Gelten denn die Kunstwerke nur, wenn das System es erlaubt, oder muss nicht umgekehrt die Theorie aus den wirklich vorhandenen Kunstwerken abgeleitet werden? —

Dass aber die Werke der Sprachkunst sich in die Rubriken der Poesie nicht einfügen lassen, ist eine Folge davon, dass Hegel den Begriff der Poesie höchst scharf und bestimmt gefasst hat; denn hieraus musste sich ergeben, dass jene Erzeugnisse der Sprachkunst ihr nicht angehören. Hegel nennt die Poesie „die allgemeine Kunst, deren eigentliches Material die Phantasie selber ist." (Aesth. Th. III, p. 231.) „Ihre Sprache beruhe weder auf der Wahl der einzelnen Wörter, noch auf der Art ihrer Zusammensetzung zu Sätzen und ausgebildeten Perioden, noch auf dem Wohlklang, Rhythmus, Reim u. s. f., sondern auf der Art und Weise der Vorstellung." — Er betont dies besonders (Aesth. III, p. 274): „Die äusserliche Weise, in welcher ein Inhalt kunstgemäss erscheint, das kann, wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, für den poetischen Ausdruck nur die Vorstellung selber sein." —

Hegel schildert ferner, und es lässt sich nicht besser sagen, das erste Hervortreten der Sprachkunst. Er entwickelt nämlich, dass Sprechen, um zu sprechen, Poesie giebt; und er hat Recht, wenn er Poesie in dem weiteren Sinne fasst, in welchem man es für Kunst überhaupt gebraucht, wie er selbst (III, p. 237) sagt: „Die Natur des Poetischen fällt im Allgemeinen mit dem Begriff des Kunstschönen und Kunstwerks überhaupt zusammen." — Hätte er aber, nach seinen eigenen Prinzipien, nicht sagen müssen: Sprechen, um zu sprechen, giebt eine Kunst der Sprache? — Die Worte selbst sind (Aesth. III, p. 239 sq.): „Die Poesie hat begonnen, als der Mensch es unternahm, sich auszusprechen; das Gesprochene ist ihr nur desswegen da, um ausgesprochen zu sein. Wenn der Mensch selbst mitten innerhalb der praktischen Thätigkeit und Noth einmal zur theoretischen Sammlung übergeht und sich mittheilt, so tritt sogleich ein gebildeter Ausdruck, ein Anklang an das Poetische ein. Hievon liefert, um nur eins zu erwähnen, das durch Herodot uns erhaltene Distichon ein Beispiel,

Digitized by Google

welches den Tod der zu Thermopylae gefallenen Griechen berichtet. Der Inhalt ist ganz einfach gelassen; die trockene Nachricht, mit dreihundert Myriaden hätten hier die Schlacht viertausend Peloponnesier gekämpft; das Interesse ist aber, eine Inschrift zu fertigen, die That für die Mitwelt und Nachwelt, rein dieses Sagens wegen, auszusprechen, und so wird der Ausdruck poetisch d. h. er will sich als ein ποιεῖν erweisen, das den Inhalt in seiner Einfachheit lässt, das Aussprechen jedoch absichtlich bildet. Das Wort, das die Vorstellungen fasst, ist von so hoher Würde, dass es sich von sonstiger Redeweise zu unterscheiden sucht und zu einem Distichon macht."

Nun kommt es gewiss nicht darauf an, dass jene Inschrift sich gerade zu einem Distichon machte; die metrische Form ist ihr nicht wesentlich, und auch die ungebundene Rede würde genügt haben, obwohl sie sicher auch nach rhythmischer Schönheit gestrebt hätte, aber, und das ist es, worauf es ankommt, sie suchte sich „rein dieses Sagens wegen" auszusprechen und darum „von sonstiger Redeweise zu unterscheiden;" sie änderte nicht die Vorstellung, sondern den Ausdruck, sie war also kein Werk der Dichtung, sondern der Sprachkunst. — Dass aber dies sich so verhalte, giebt Hegel indirekt zu, indem er solche Darstellung des blossen Moments, ohne weitere Entwickelung, von der Poesie ausschliesst und doch der Kunst zurechnet. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie er sich wendet und dreht, das Falsche abzuwehren, zum bestimmten Erfassen des Richtigen aber nicht durchdringt. Th. III, p. 248 sagt er: „Es giebt einen Inhalt gediegener Art, der ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, doch ohne weitere Entwickelung und Bewegung schon in einem Satze vollendet und fertig ist. Von solchem Gehalt lässt sich eigentlich nicht sagen, ob er zur Poesie oder zur Prosa zu rechnen sei. Das grosse Wort des alten Testaments z. B. „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht," ist in seiner Gediegenheit und schlagenden Fassung für sich die höchste Poesie so gut als Prosa. Ebenso die Gebote: Ich bin der Herr, der Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir; oder: du sollst Vater und Mutter ehren. Auch die goldenen Sprüche des Pythagoras, die Sprüche und Weisheit Salomonis u. s. f. gehören hierher. Es sind dies gehaltvolle Sätze, die gleichsam noch vor dem Unterschiede des

Prosaischen und Poetischen liegen. Ein poetisches Kunstwerk aber ist dergleichen selbst in grösseren Zusammenstellungen kaum zu nennen, denn die Abgeschlossenheit und Rundung haben wir in der Poesie zugleich als Entwickelung, Gliederung und deshalb als eine Einheit zu nehmen, welche wesentlich aus sich zu einer wirklichen Besonderung ihrer unterschiedenen Seiten und Theile herausgeht.“ —

Nicht minder vergeblich bemüht sich Hegel, wo er vom sprachlichen Ausdruck der Poesie handelt, (Th. III, p. 282 sq.) eine besondere poetische Sprache, welche er anerkennt, abzugränzen: „Es lässt sich die Grenzlinie, an welcher die Poesie aufhört und das Prosaische beginnt, nur schwer ziehen und ist überhaupt mit fester Genauigkeit im Allgemeinen nicht anzugeben.“ — Man denkt bei dem Begriff des sprachlichen Ausdrucks der Poesie gewöhnlich nur an die Sprache der Oden, des Heldengedichts, der Tragödie; hielte man sich gegenwärtig, dass ebensowohl die Sprache der Satire, der Komödie, des Märchens, der Novelle zum „sprachlichen Ausdruck der Poesie“ gehört, so würde man leicht die Ansicht gewinnen, dass überhaupt das poetische Kunstwerk nur in demselben Sinne eine besondere Sprache verlangt, in welchem z. B. der Kanzelredner, der Philosoph, der Feuilletonist sich einer eigenen Sprache zu bedienen hat. — Sehr gut bespricht Hegel (Th. III, p. 287) auch die Ueberwucherung dichterischer Produktionen mit Gebilden der Sprachkunst, wodurch rhetorische Poesie (bei Lateinern, Franzosen, auch Herder, Schiller) oder Ueberladen mit Bildern (bei Spaniern und Italiänern, besonders Persern und Arabern) und witziges Spielen der Diktion entstehe. —

Wir erwähnen ferner Trahndorff. (Aesth. oder Lehre von der Weltanschauung und Kunst. Berl. 1827.) Trahndorff spricht z. B. (Th. II, p. 94) von einer „Kunst des Wortklanges,“ welche zusammen mit der Musik als „das Bewegen des Zeitlichen zum Ewigen“ zu fassen sei, wie sich Mimik und Tanzkunst als „das Bewegen des Räumlichen zum Ewigen“ darstellten. Er bestimmt sie näher p. 115: sie sei „das Sprechen als schöne Kunst,“ welches er nennt: „ein Inbegriff von Bildern in Bildern und von Bildern über Bildern.“ — Er sagt: (p. 116) „Wohl hat man bereits erkannt, dass es eine solche Kunst geben müsse, wie dies der Eifer der Aesthetiker beweist gegen diejenigen, welche schöne Verse schon für schöne Ge-

dichte halten; man hat also die Verskunst dadurch als eine besondere von der Poesie verschiedene anerkannt, indem man einsah, dass ein Gedicht in schlechten Versen doch sehr poetisch sein könne, so wie hingegen die schönsten Verse sehr unpoetisch." — „Der Mangel an Selbstständigkeit der Kunst des Wortklanges (sagt er p. 94) hat sie als eigenthümliche Kunst versteckt," ihr Einfluss erscheine (p. 98) z. B. an den Klinggedichten, Sonetten, Trioletten u. s. w., welche indess zur lyrischen Poesie zu rechnen seien. Trahndorff bemerkt weiter, (p. 117) dass diese Kunst sich zeigen könne „in der Prosa so gut wie in der Verskunst," „dass sie trotz scheinbarer und wirklicher Abhängigkeit von anderen Künsten, dennoch ihr eigenes Leben habe, und ein Glied sei in der Reihe der schönen Künste und ein nothwendiges Organ in dem Organismus der Kunst überhaupt, dass sie also auch für sich zu beachten und nicht zu zersplittern und bei anderen Künsten unterzustecken sei." Durch Feststellung solcher Kunst des Wortklanges wird, wie Trahndorff sieht, (p. 118) mancher Unklarheit über die Sprache der Prosa in ihrem Verhältniss zur Verskunst begegnet, man begreift durch sie „ein Leben des Schönsprechens, und dass ein Improvisatore, wenn auch nicht gerade als Dichter, doch als Meister in der Kunst des Wortklanges werde gelten können." Auch die „Deklamation" weist er in die Sphäre dieser Kunst, und als ihr entsprechend bezeichnet er (p. 118) „die Tanzkunst," „denn so wie diese hindeute auf eine Veredelung des menschlichen Bewegens, so jene auf eine Veredelung des Sprechens" cet. — Die weitere Ausführung bei Trahndorff hält sich theils zu sehr im Allgemeinen, theils verfehlt sie auch zu sehr das Totalgebiet der Sprachkunst, da diese ihr mit der Verskunst fast zusammenfällt. — Die Unterscheidung der Poesie von der Sprachkunst, wie sie Hegel aufstellt, findet sich mehr oder weniger deutlich auch bei den neueren Aesthetikern, ohne dass jedoch es zur Aufstellung einer besonderen Kunstgattung gekommen wäre. Der Wirrwarr in diesem Gebiete ist desshalb bis heute geblieben.

Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berl. 1846), dessen Gliederung der Künste wir schon oben (p. 35 sq.) erwähnten, spricht (p. 141) von „gewissen Tongebilden" in der Sprache, welche der Dichter „als Werkstücke für die Gestaltung seiner Schöpfungen"

brauchen könne. Er sagt: „Es hat sich in den Worten gleichsam ein Vorrath von Formen und in der Rede ein Instrument gebildet, dessen Tasten der Geist berührt, und auf dem er die Melodien seiner Gedanken spielt.“ — „Es hat sich gleichsam (?) gebildet!“ Wer ist der Es? —

Bei Kahlert (System der Aesthetik. Leipzig 1846) heisst es (p. 255): „Das dichterische Ideal ist, wie wir sehen, allerdings Bild, aber ein weit höheres, als Metapher und Gleichniss. Die Metapher hat ihr Verhältniss zur Vorstellung, das Gleichniss zum Phantasiegebilde, welches von dem seine Umrisse überwachenden Begriffe gezügelt wird. Das Ideal, die Erscheinung der Idee, ist bildliche Aeusserung der Vernunft.“ P. 251 warnt Kahlert vor Verwechselung „einer Vorrathskammer tropischer Ausdrücke“ mit der Poesie. Er meint (p. 256), „dass ein Sprachkünstler als Dichter höchstens Allegoriker sei,“ wobei denn die Frage bleibt, ob er denn als Sprachkünstler selber nichts ist? —

Solger (Vorlesungen über Aesthetik, herausgegeb. v. Heyse) erkennt, (p. 259) dass für die Poesie die Sprache nicht in demselben Sinne Material ist, als man von einem Material der übrigen Künste spricht; er fasst sie als die Kunst der reinen, das Mannigfaltige aus sich erzeugenden Idee, als die universelle Kunst und stellt ihr die anderen, an sinnliche Darstellung gebundenen Künste gegenüber. Er sagt, nachdem er die „Haupteintheilung in Poesie und Kunst“ aufgestellt, „die Poesie ist die universelle Kunst; sie ist die sich selbst modificirende und bestimmende Idee.“ „Die Poesie und die darin lebendige Idee muss selbst eine Wirklichkeit annehmen, die aber nur als Wirklichkeit der thätigen Idee, nicht des Objektes erscheint.“ „Die Wirklichkeit nun, welche die Idee sich giebt, ist die Sprache, welche mithin nicht äusseres Mittel oder Organ der Poesie ist, sondern die Existenz und Thätigkeit der Poesie selbst, insofern diese Thätigkeit ganz Wirklichkeit werden muss.“ — (Genaueres in diesem Sinne: Solger, Erwin, Th. II, p. 73, 76, 81.) —

Nicht klarer ist sich hierüber Carrière, (den Danzel, Lessing II, p. 46A citirt), wenn er sagt: „dass das Material, in welchem der Dichter arbeitet, eigentlich (!) doch die Phantasie des Hörers oder Lesers ist.“ Mit solchem: „eigentlich“ ist in der Wissenschaft eben Ernst zu machen. —

Vischer, der die Sprache richtig als „blosses Vehikel“ für die Poesie bezeichnet, als für welche nur „die Phantasie“ selbst das Material sei; (Aesthetik, Th. III, 2. § 836, p. 1163) der ferner (§ 838) die Poesie als die „Totalität der anderen Künste“ fasst, und „den Standpunkt der bildenden Künste auch in dieser wiederkehren“ sieht, war, wie Hegel, nahe daran, eine Sprachkunst als selbstständige Kunst zu erkennen. Bestimmt genug heisst es: (l. c. p. 9) Das Material der Poesie sei die Phantasie der Zuhörer, „Sprache sei nur das Werkzeug, womit in diesem Material gearbeitet wird,“ aber, wie Hegel, lässt er dann (§ 850, p. 1215) „die Dichtkunst „es sein,“ welche schöpferisch und sprachbildend“ wirke. Das Material der Sprache in seinen Einzelheiten zu betrachten weist er dann „der Rhetorik“ zu, nicht ohne deren „wesentliche Formen“ auch für die Poetik geeignet zu finden. Dass die Sache hiermit in genügender Weise sich nicht erledige, deutet er p. 1219 an, wo er sagt: „Genaue Analyse“ cet. der „poetischen Sprache würde für die Poetik von tiefem Interesse sein. Man habe dieselbe bisher nur von der Voraussetzung aus, dass das Ganze prosaisch sei, untersucht; man dachte an keine tiefere Ableitung cet.“ „So habe von jeher die trübste logische Verwirrung, die dürftigste äussere Aufreihung in diesen Erörterungen geherrscht. Es wäre aber eine gründlichere Untersuchung und Berichtigung nicht sowohl Aufgabe der Aesthetik, als vielmehr einer getrennten Poetik. Jene habe dazu keinen Raum übrig.“ — Schlägt man dann eine neuere Poetik auf, z. B. die von Gottschall, (Breslau 1858) so findet man statt der gründlichen Untersuchung etwa die Bemerkung (p. 149): „Es bedürfe wirklich diese Lehre einer gründlichen Reform, zu der leider die Grenzen, die diesem Werke vorgezeichnet seien, nicht den genügenden Raum gewährten.“

Manche neuere Aesthetiker endlich, wie Zeising (Aesthetische Forschungen, p. 470) helfen sich freilich glatt über diese Schwierigkeiten fort, indem sie kurzweg: „die Sprache das Darstellungsmittel für die Poesie nennen, welche für den Dichter dieselbe Bedeutung habe, wie die übrigen Stoffe für die übrigen Künstler.“ —

Aehnlich, und den Sprachkünstler charakterisirend, der sich für einen Dichter hält, sind Rückert's Worte: (Ausgew. Ged.,

p. 289) die Poesie ist ihm: „des Worts demüthge Dienerin," so dass er erklärt:

„Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dies hohe Amt ist vor der Welt das meine."

6. Die Gliederung der Sprachkunst.

Wir gehn dazu über, den Inhalt der Sprachkunst im Einzelnen zu bezeichnen und zu klassificiren. Er zerlegt sich uns in drei deutlich auseinandertretende Gruppen, welche ohne Zwang eine Parallele mit den Gattungen der Sculptur, der, wie wir sahen, der Sprachkunst entsprechenden bildenden Kunst zulassen. Man erinnert sich hierbei, dass Demokrit (wie Olympiodor zu Platons Philebus p. 242 anführt) die Namen als ἀγάλματα φωνήεντα bezeichnete, ebenso (nach Proclus zu Plat. Kratyl. p. 6) Pythagoras. (vide: Lersch, die Sprachphilosophie der Alten I, 26 und III, 19.)

Fassen wir nämlich die Kunst des Bildhauers allgemein als solche, durch welche eine kontinuirliche Masse Form empfängt, so werden wir behauene Grenzsteine, Denksteine, mancherlei Formirung von Backsteinen, Säulen und Pilasterbildungen, selbst, wie in Indien, in Thiergestalten, Postamente u. d. m. als Bildhauerwerke, wenn auch niedrigsten Ranges, gelten lassen; ebenso z. B. jene bergartig aus Erde aufgeworfenen Reliefs in Nordamerika, welche Vischer (Th. III, p. 269) „gebaute Plastik, plastisches Bauen" nennt, ferner die Obelisken: steinerne Sonnenstrahlen, die Steinpfeiler des Nordens, (cf. Kugler, Kunstgesch., p. 10) die Idole von den Sandwichinseln, die „Bildersteine" in Nordasien, (cf. Springer, Kunstgesch., p. 12) den indischen Dagop, reihenweise Aufstellung von Sphinxen, Widdern cet., Memnonen in Aegypten, Elephanten cet. in Indien: symbolische Bauwerke. Dass dergleichen schliesslich der verhältnissmässig leichten Technik eines Steinmetz zur Ausführung überlassen werden könnte, thut nichts zur Sache. Vischer (Aesth. Th. III, p. 89) bespricht, wie vielfältig der Künstler erst durch das Handwerk hindurchgeht, wie z. B. Peter Vischer, bei den Griechen der δημιουργός, χειρώναξ, wie denn τέχνη ebensowohl Kunst wie Handwerk ist. Findet doch Aehnliches auch bei der Dichtkunst statt, sofern

Uebung in der Behandlung der Sprache bis zu ihr hinanreicht. Solche Werke nun, ob zwar an sich selbstständig gedacht, vielleicht auch zufällig, wenn z. B. der Cultus sich einmischt, selbstständig erhalten, lehnen sich gewöhnlich an etwas Architektonisches an, sei es Bau oder Garten, verschwinden auch wohl unbeachtet in der Mannigfaltigkeit als einzelne Theile, obwohl sie in sich gegliederte Ganze sind.

Wird dann zweitens die Bildhauerkunst nach Gehalt und Technik bedeutender, so sichert sie ihren Werken von selbst eine eigenthümliche und selbstständige Bedeutung, und zwar in dem Maasse, als sie das individuell Menschliche, z. B. in Büsten, Medaillons, zur Erscheinung bringt. Diese Eigenstellung wird dadurch nicht beeinträchtigt, dass es, wie im Wesen der Malerei, so in der Natur der Sculptur liegt, sich, z. B. als Reliefdarstellung in Giebelfeldern, eine architektonische Beziehung oder Umgebung zu wünschen und sich so an die Werke einer räumlich umfassenderen Kunstgattung anzulehnen. In diese zweite Abtheilung gehören also z. B. Statuen, Gruppen, Reliefs cet. (cf. Vischer, Aesth., Th. III, p. 461). — Es ist endlich drittens die Sculptur im Stande, eine freie Verbindung mit anderen bildenden Künsten einzugehn, etwa so, wie die Malerei sich zur Unterstützung von Sculpturwerken herbeilässt. Sie giebt namentlich der Architektur die Mittel, ihre Strebungen klarer auszusprechen, ihre Wirkungen zu steigern, harmonisch zu machen, zuzuspitzen, ihr Erscheinen reicher und würdiger hervortreten zu lassen. Dabei ist sie nicht darauf beschränkt, sich nothwendig wieder mit Kunstwerken zu verbinden, sondern auch Dinge, welche an sich der Prosa des Lebens dienen, werden ihr als Hintergrund, von dem ihr Schmuck sich frisch und klar abhebt, willkommen sein, ja sie wird dergleichen prosaische Werke selbst erfinden oder darstellen, um sie entweder durch ihr Ornament in eine gefällige Beziehung zum ästhetischen Gefühl zu setzen, oder um durch sie für ihre kleinen Kunstwerke passende Träger zu erhalten. Hierher gehören z. B. die geflügelten assyrischen Pallastwächter, ägyptischen Sphinxe, in Bezug auf welche Springer (Kunstgesch., p. 16) von einer „architektonischen Sculptur“ spricht, ebenso die umgekehrten Reliefs: ἔντυπον, ἔγγλυφον, intaglio für Siegelringe, auch Pasten, Gemmen, ἔκτυπον, ἀνάγλυφον als Schmuck am

Körper, an Bechern, Leuchtern cet. — Es tritt hier zu der Kunstthätigkeit des Bildners noch die Reflexion, um verständige und sinnige Beziehungen zu ermitteln, so dass die Wirkung des Ganzen wesentlich (wie etwa bei der Betheiligung der Malerei in Schmückung der Gewänder) auf feinen und gebildeten Geschmack berechnet ist. Man denke etwa an Benvennto Cellini's Thätigkeit. — Vischer (Aesthetik, Th. III, p. 331) bezeichnet diese ganze Kunst als „untergeordnete Tektonik," sagt aber: „Niemand rühme sich des Kunstsinns, der sich nicht auch für diese untergeordneten Zweige, wodurch diese Kunst sich conkret mit dem Leben verschlingt, lebendig interessirt." Er verlangt von den Ornamenten, dass sie sich „organisch in einer den Zweck selbst klar symbolisirenden Weise" mit dem Geräth vereinigen z. B. Thierfüsse an Tischen, Panthertatzen am Weintisch, Widderkopf am Sturmbock cet. —

Es ist, wie wir in Bezug auf unsere Parallelisirung der Sculptur mit der Sprachkunst noch schliesslich bemerken, auch nicht zufällig, dass ein besonders hervorragendes Werk der Sprachkunst, das Epigramm, mit Einzelwerken der Plastik vielfach in Verbindung trat. In der griechischen Anthologie z. B. sind namentlich Bildsäulen, in ihrem charakterisirenden Momente aufgefasst, Gegenstände eines Ausspruchs, durch welchen diesem Momente gleichsam das Wort geliehen wird; ebenso die natürlichen Menschengestalten in plastischer Situation. Dergleichen sind z. B. Myrons Kuh, Jupiters Bildsäule von Phidias, die badende Venus, das Bild der Geliebten, die Venus des Praxiteles. Herder, („Blumen aus der Anthologie", Bd. 20 p. 124 der ges. Werke) sagt fein: „Es ist ein und derselbe Sinn, der diese Kunstwerke und ihre Exposition in Worten hervorbrachte" und bildet eine besondere Abtheilung seiner Epigramme (p. 149) aus „jenen schildernden, welche die Griechen auf ihre Kunstwerke machten." — Alle jene Kunstwerke der Sculptur endlich, die der Architektur oder dem Schmucke dienenden wie die selbstständigen, wie die Kunstwerke aller Gattungen überhaupt, verfallen, sobald sie als fertig der Welt der Erscheinungen übergeben worden sind, gehen ihrer Verwitterung, Abnutzung, ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. Der Akt ihrer Schöpfung ist auch die Blüthe ihres Daseins, dann unterliegen sie dem Loose alles Endlichen.

Und auch hierin theilt die Kunst der Sprache das Geschick ihrer Schwestern, denn die Gesebichte der Sprachen zeigt ausnahmelos nur den allmählichen lautlichen Verfall, die Abnntzung, das Absterben ihrer Kunstwerke. —

Als den oben geschilderten drei Gattungen der Sculptur entsprechend können drei Formen unterschieden werden, unter denen die Werke der Sprachkunst erscheinen. Sie sind nämlich zuerst innerhalb der Sprache selbst zn erkennen, obwohl sie als Werke der Kunst dort nicht mehr hervortreten. Hatten wir für die entsprechenden Formen der Sculptur die Bezeichnung „gebaute Plastik, plastisches Bauen“ uns angeeignet, so mag für jetzt der zn wenig umfassende Ansdruck: musikalische Sprache, sprechende Musik andeuten, welche Stelle innerhalb der Sprachkunst wir bezeichnen wollen. Wir geben dieser ersten Abtheilung den Titel: Die Sprache als Kunst.

Den selbstständigen Werken der Sculptur entsprechen dann zweitens die selbstständigen Werke der Sprachkunst, und die zweite Abtheilung handelt so von der: Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit.

Endlich entspricht den Sculpturen, welche der Künstler mit grösserer oder geringerer Absichtlichkeit und Reflexion als Schmnck verwendet — „der untergeordneten Tektonik“ — die dritte Abtheilung der Sprachkunst, welche wir, da sie deren nnselbstständige Werke in sich begreift, unter dem Titel: Die (Werke der) Sprachkunst im Dienste der Sprache behandeln wollen.

Man sieht schon an dieser Stelle leicht, dass in der Sculptur wie in der Sprachkunst die Unselbstständigkeit der Werke der ersten und dritten Abtheilung gemeinsam ist, und dass also diese Abtheilungen in so fern zusammenfallen. Der Unterschied zwischen ihnen ist, dass in der ersten Abtheilung die noch nicht vollzogene Sonderung von Bauen und Bilden, von Singen und Sagen zur Betrachtung kommt, in der dritten aber eine hergestellte Verbindung von Bauen und Bilden, Sprachkunst und Sprache; dort ist die Vereinigung eine unmittelbare, naive, hier eine vermittelte, reflektirte. In der ersten Abtheilung ist desshalb die Kunst aus einer bisherigen Verkennung hervorzuziehn, ist zu zeigen: die Sprache als Kunst; in der dritten haben wir es mit einem bewussten Schaffen zu thun, welches desshalb auch schon

immer als ein künstlerisches bemerkt worden ist, und der Titel: Sprachkunst im Dienste der Sprache drückt dies aus. —

Wir fügen dieser allgemeinen Angabe über unsere Eintheilung der Sprachkunst einige Erläuterungen hinzu und handeln zuerst von der

I. Sprache als Kunst.

Dass Sprache Kunst ist und in welchem Sinne sie so zu nennen ist, werden wir im ersten Abschnitte des besonderen Theiles ausführlich darthun. Welcher Gattung menschlicher Thätigkeit man sie zuzurechnen habe, ist bisher nicht genügend untersucht und beantwortet worden. Die Ansichten, welche die Wissenschaft hierüber entwickelt hat und für jetzt festhält, lassen sich aus Heyse (System der Sprachwissenschaft, ed. Steinthal. Berl. 56) in genügendem Maasse entnehmen, und wir wollen deshalb diese vorläufige Besprechung an seine Darstellung anschliessen. Heyse führt aus (p. 25), dass die Sprache „ihrer Substanz nach nicht dem praktischen, sondern dem theoretischen Geiste angehöre," sie sei (p. 27) „die Aeusserungsform des denkenden Geistes oder der Intelligenz des Menschen," „nothwendig für das menschliche Individuum als solches," (p. 38 sq.) „für die menschliche Gesellschaft" (p. 41) und für Werke der Kunst und Wissenschaft, welche dem Individuellen entrückt seien und dem allgemeinen Geiste angehörten (p. 45). Sie sei also (p. 60) „ein dienendes Organ des Geistes," aber (p. 62) „nicht der physische Organismus des Menschen, noch auch der subjektive Geist ist das schaffende Prinzip der Sprache; sondern die Erzeugung der Sprache geschieht mit Nothwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewusstsein, aus innerem Instinkte des Geistes." — Weiter bespricht dann Heyse (p. 36 sq.) das Verhältniss der Sprache zur Kunst: beide seien Aeusserungsformen des theoretischen Geistes, beide seien kein Handeln und gingen nicht auf einen ausser ihnen liegenden Zweck, beide seien nicht blosse Nachbildung der äusseren Objecte, sondern stellten einen geistigen Inhalt dar und zwar für einen der idealen Sinne: Gesicht, Gehör. Dennoch sei die Sprache nicht Kunst, und der Unterschied sei folgender: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand. — Die Kunst stellt ihn in sinnlicher Form dar für die

Anschauung, die Phantasie. — In der Sprache ist da sinnliches Element, der Laut, objektiv betrachtet, blosses Mittel der Aeusserung. Es kommt hier alles auf den geistigen Inhalt an. Für die Kunst ist das sinnliche Element der wesentliche Stoff, in welchem sie bildet, nicht bloss Darstellungsmittel, sondern integrirender Theil des Kunstwerkes.“ —

Ist dies nun richtig? —

Mag, was von der Kunst gesagt wird, gelten; dem, worin die Sprache ihr entgegengesetzt wird, kann man nicht beistimmen. Es heisst: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand.“ Da würde zunächst der Ausdruck: „entwickelt den Gedanken“ zu meiden sein, auch wenn man unter Gedanken überhaupt die Bewegungen, Lebensakte der Seele verstehen will, denn die Sprache als solche entwickelt nicht schon: sie stellt nur heraus, stellt dar; dass sie ferner „in logischer Form“ darstelle, würde genauer heissen müssen: in bestimmt artikulirten Zeichen der Vorstellungen und der Beziehungen derselben zu einander; dass endlich sie allein „für den Verstand“ darstelle, kann nichts Anderes bedeuten, als dass sie für ein Verstehen, für das Verständniss darstelle. —

Heyse selbst bemerkt (p. 67) richtig gegen Becker (Organism. der Sprache): Dieser „construire die Sprache nach abstrakt-logischen Kategorien.“ Dagegen sei zu sagen: „Der Laut ist schon da, ehe der Begriff da ist, als Ausdruck des animalischen Seelenlebens, der Empfindung. Der Begriff erschafft den Laut nicht: er gestaltet ihn nur um, und macht ihn zu seinem Organe, (wozu wir setzen: so weit dies möglich ist). Das ursprünglich Gestaltende aber ist in der Sprache überhaupt nicht der logische Begriff, sondern der vernünftige Geist überhaupt, der durch verschiedene untergeordnete Entwickelungsstufen oder Formen sich erst allmählich zum logischen Begriffe hinaufarbeitet“ cet. P. 68 heisst es noch: „Bei Becker fängt die Sprache mit dem abstrakten logischen Begriffe an, statt mit ihm aufzuhören; denn mit dem Erreichen dieses Standpunktes erreicht zugleich die ursprüngliche Sprachschöpfung ihr Ende; die organische Identität des Geistigen und Sinnlichen ist aufgelöst, indem der Geist zur Herrschaft gelangt, und der Laut zum blossen Zeichen des Begriffes herabsinkt.“ —

Hat sich nun wohl Heyse bei seiner Entgegensetzung von Sprache und Kunst nicht der von ihm getadelten Becker'schen Vorstellung zu nahe gestellt? — Wir glauben, dass unsere Verbesserung schon hier als solche erkennbar ist, sagen also: Die Sprache stellt die Lebensakte der Seele in bestimmt artikulirten Zeichen der Vorstellungen und deren Beziehungen zu einander für das Verständniss dar, und fragen nun, indem wir das von der Kunst Gesagte vergleichen, stellen sich diese bestimmt artikulirten Zeichen etwa nicht dar: „in sinnlicher Form"? — Man denke doch nur an Dasjenige, was in der Musik und gar in der Dichtkunst: „sinnliche Form" zu nennen wäre! — Und wir fragen dann: ist das Verständniss durch die Sprache nicht ein Verstehen auf Anregung dessen, was Heyse Anschauung, Phantasie nennt, und umgekehrt: wird in der Kunst durch Anschauung und Phantasie etwas Anderes bewirkt, als eben das Verständniss des Kunstwerks? — Wollte man zweifeln, ob das Verständniss, zu welchem die Sprache führt, durch „Anschauung und Phantasie" vermittelt werde, so erinnere man sich — bis zur genaueren Erörterung dieses Punktes — zunächst nur an den ursprünglich symbolischen Charakter der Sprache, daran, dass die Zeichen, deren sich die Sprache bedient, zwar in der fertigen Sprache als willkürlich erscheinen, in der That aber nicht minder Bilder sind, als z. B. die Tonbilder der Musik, die Vorstellungsbilder der Poesie, Bilder freilich nicht der äusseren Welt, sondern der Bewegungen und Lebensakte unseres Innern. Mit dem von Heyse selbst (p. 37) Gesagten: „Die Sprache ist keineswegs der reine, farblose Ausdruck des abstrakt-logischen Gedankens; sie hat innerlich und äusserlich sehr viel sinnlich-anschauliche, phantastische Elemente," lässt sich zwar schon berichtigen, was wir hier von ihm besprechen, aber diese Anschaulichkeit, Sinnlichkeit, Phantastik ist vielmehr, wie sich später zeigen wird, die Natur der Sprache, nicht ein zufälliges Element in ihr, von dem sich eben nur „sehr viel" findet. —

Wenn nun Heyse weiter sagt: „das sinnliche Element der Sprache, der Laut, sei blosses Mittel der Aeusserung, es komme hier alles auf den geistigen Inhalt an", so mag er sich selbst entgegnen (p. 35): „der Laut steht zum Geistigen nicht im Verhältniss des Mittels zum Zweck, sondern ist das natürliche Organ

des denkenden Geistes." — Dass das Lautbild im Gebrauch nach und nach zum blossen Mittel wird — oder sagen wir besser: zu werden scheint — kann sein Wesen nicht ändern; zu sagen, dass alles auf den geistigen Inhalt ankommt, heisst behaupten, dass nichts auf die Lautform, auf die phonetische Seite der Sprache ankomme. Ist das so? — Heyse sagt (p. 66): „Wir dürfen nie vergessen, dass der Geist durchaus der wesentliche Inhalt und die herrschende Macht, der Lautstoff nur dienendes Element ist. Die physiologischen Gesetze und Erscheinungen in der Sprache sind nur Symbole psychischer Verhältnisse und haben nur als der sinnliche Ausdruck geistiger Bestimmungen Werth und Bedeutung cet. „Diese Lautformen also sind nur Symbole psychischer Verhältnisse"? Und dienen denn Symbole? Sind sie nicht vielmehr so „integrirende Theile der Sprache, wie es Heyse (vide oben) nur immer vom sinnlichen Element des Kunstwerks im Verhältniss zu diesem selbst verlangen kann; sind sie nicht „der wesentliche Stoff" der Sprache?

Wir prüfen auch noch die übrigen Punkte, in welchen nach Heyse Sprache von der Kunst sich unterscheidet.

Heyse sagt (p. 36): „Die Sprache kommt jedem vernünftigen Menschen als solchem zu; die Kunstdarstellung hingegen setzt eine besondere Begabtheit des individuellen Geistes voraus. Auch das Verständniss des Kunstwerks ist nicht jedem gegeben, wie das Verständniss seiner Sprache". — Es sind dies die gewöhnlichen Vorstellungen von der Sache, aber sie sind unrichtig, wie wir ausführlich oben (p. 10—15) in Bezug auf die Kunst nachgewiesen haben. Was aber die allgemeine Befähigung „jedes vernünftigen Menschen" für die Sprache betrifft, so ist zu bedenken, dass über sie nicht leicht zu urtheilen ist, da wir ja die Sprache nicht mehr machen, sondern erlernen, dass aber bei der uranfänglichen Sprachschöpfung sich die Begabteren wahrscheinlich gerade so vor den übrigen ausgezeichnet haben, wie in der Kunst die Genies und die Talente vor den Nachtretern und bloss Aufnehmenden; dass ferner „jeder vernünftige Mensch" allerdings spricht, weil die Vernünftigkeit (worüber später Weiteres) vor Allem von der Sprachentwickelung bedingt ist, dass aber manche Völker in der That wenig Vernünftigkeit und so auch nur unvollkommene Sprache aufweisen; dass endlich noch heute innerhalb der bestehenden

Sprachen mindestens ein ebenso grosser Unterschied zwischen dürftig und gewaltig Sprechenden, zwischen kärglicher und überreicher Verwendung des Wortschatzes, zwischen bloss Nachsprechenden und die Sprache Umschaffenden besteht, wie nur irgend — die einzelnen Kunstgattungen als Eine Kunst zusammengefasst — zwischen den ächten Künstlern und Solchen, welche der Kunst ferner stehn. — Wie aber mit dem Sprechen, so verhält es sich, wie leicht zu sehen, auch mit dem Verständniss der Sprache. —

Heyse trennt ferner die Kunst von der Sprache in Beziehung auf ihren Stoff. Er sagt: „Der Sprachstoff sind die Worte und Wortformen, nicht der rein sinnliche, materielle Laut nach seinen physikalischen Unterschieden und Verhältnissen.“ „Er ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames; die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen nnd logischen Beziehungen. Der Stoff des Kunstwerkes hingegen ist an sich ein rein Natürliches, Geistloses. Dieser ist an sich todt; der Sprachstoff ist nur scheinbar ruhend“ — cet. —

Hiernach soll also ein schon für sich Geistiges, Bedeutsames nicht Stoff eines Kunstwerks sein können, nur ein an sich Todtes. Es ist wohl zu sehen, wie Heyse zu solcher Aufstellung kommt. Will man nämlich im Begriff die einigende Idee des Kunstwerks gegenüberstellen dem Material, durch welches sie sich aussprechen soll, so erscheint natürlich in diesem Verhältniss die Idee als das Bestimmende, Thätige, der Stoff als das Bestimmte, Leidende, so dass also auch ein an sich Lebendes, Geisterfülltes, wenn es als Material zur Verwendung kommt, sein Eigenleben soweit aufgeben muss, als die beherrschende Einheit es fordert — aber folgt denn daraus, dass nun auch für sich der Stoff kein Leben haben darf? — Duldet Gartenbankunst nur Vertrocknetes? Formirt nicht die Tanzkunst z. B. einen an sich schon lebendigen Körper? Hält Heyse den Ton der menschlichen Stimme, welchen die Vokalmusik verwendet, für an sich geistlos, nicht bedeutsam, todt? Nennt er ihn nicht (p. 34) selbst: „die ideellste Lebensäusserung des animalischen Seelenlebens“? Und nun die Dichtkunst mit ihren Nebenkünsten, z. B. der des Schauspielers, arbeitend in todtem Stoff!

Endlich sagt Heyse (p. 37): „Die Sprache ist nur ein Stoff, ein Vorrath einzelner Begriffszeichen, wie sie etwa in Wörterbuch

und Grammatik vorliegen. Diese Theile stehen zwar in lebendiger Beziehung zu einander, aber nur der Möglichkeit, noch nicht der Wirklichkeit nach. Ein wirklicher Zusammenhang wird erst hergestellt in einem Rede-Ganzen, einem Sprach- oder Schriftwerk.“ Weiterhin wird dann noch erklärt, „die Poesie sei die redende Kunst“, „das Dichtwerk zugleich Sprach- und Kunstwerk“. —

Dass, um mit dem Letzten anzufangen, es ein Irrthum ist, wenn man ein Dichtwerk für ein Sprachwerk ansieht, haben wir zur Genüge besprochen. Nun vermisst Heyse an der Sprache, damit sie ein Sprachwerk sein könne, die Totalität, ohne welche doch ein Kunstwerk nicht bestehe, sie biete nur Theile, kein Ganzes. Aber was sagte denn Heyse kurz zuvor? — „Der Sprachstoff ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames, die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen“ cet. Nun soll das Alles doch „nur der Möglichkeit nach, nicht in Wirklichkeit“ so sein? Die wirkliche Sprache aber wäre „der Vorrath an Begriffszeichen in Wörterbuch und Grammatik“? — Gewiss nicht. — Vielmehr bietet die wirkliche Sprache nur Ganzes, die Auflösung der Sprache in an sich sinnlose Einzelheiten ist lediglich theoretische Abstraktion. Man nimmt mit hinlänglicher Sicherheit an, dass alle Wörter sich auf Wurzeln zurückführen lassen. Was ist denn nun als der Inhalt dieser Wurzeln zu denken? Heyse giebt hierüber Auskunft: (p. 134 sq.) „Da die Wurzel den reinen Inhalt der Vorstellung ohne alle formelle (logisch-grammatische) Begrenzung darstellt, so kann sie nicht Ausdruck der einzelnen bestimmten Vorstellung als solcher sein (wie sie das Wort bezeichnet); sondern sie muss vielmehr der noch ungesonderten, den blossen Stoff des Wahrgenommenen enthaltenden Anschauung in ihrer Totalität entsprechen. Die Nothwendigkeit dieser Bedeutung der Wurzel wird aber vollkommen einleuchtend, sobald wir sie als Form der Mittheilung eines geistigen Inhaltes auffassen. Als solche kann sie unmöglich Zeichen einer einzelnen Vorstellung sein, sondern muss einen reicheren Inhalt haben, indem sie einen ganzen Gedanken vertritt. Das Bezeichnen einzelner Vorstellungen (Dinge, Thätigkeit, Eigenschaften u. s. w.) durch Laute ist ein blosses Nennen.“ „Wie jeder Akt des denkenden Geistes seinem subjektiven Inhalte nach ein ganzer Gedanken ist: so muss nothwendig auch jede

Sprachäusserung der Absicht des Sprechenden nach ein ganzer Satz sein, „wie auch jetzt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist. (Becker, Organism. S. 19.)“ cet. — Dies ist richtig, und dies ist auch festznhalten für alle spätere Entwickelung der Sprache, denn was die Wurzel zu Stande brachte: Verständniss, das wollte auch bis jetzt die Sprache, und sie erreicht ihre Absicht nicht weniger, sondern besser, bestimmter. Immer denkt also die lebendige Sprache, der wirklich Sprechende ein Ganzes, nie ist die wirkliche Sprache blosser Vorrath von Wörtern, nie meint sie ihre einzelnen Bestandtheile. Dass unsere Theorie solches Ganze zerlegen, vereinzeln kann, dass unsere Grammatiken und Wörterbücher dieses Vereinzelte wissenschaftlich behandeln, ist hierbei völlig gleichgültig; es könnte sonst auch wohl weiter behauptet werden, dass die Wörter selbst nur der Möglichkeit nach vorhanden seien, in Wirklichkeit vielmehr die Sylben und einzelnen Laute. Die Sache stellt sich also gerade umgekehrt: in der Wirklichkeit bezieht die Sprache immer nur ihre Wörter anf einander, die Wörter in ihrer Einzelheit sind Abstraktionen, Sprache nur der Möglichkeit nach. — (Man vergleiche hierüber noch W. v. Humboldt „Ueber die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues.“ Ges. Werke Bd. 6. p. 42.)

Heyse sagt (p. 37): „unter allen Künsten steht die Musik der Sprache am nächsten,“ nnd stellt damit selbst gewissermassen die Sprache in die Reihe der Künste. In der That ist das Hervorbrechen der Sprache, wie Heyse richtig (p. 42 sq.) erörtert, nicht „aus einem äusserlichen Bedürfnisse“ herzuleiten, sondern es ist „das Bedürfniss des denkenden Geistes an sich, sich zu ännsern,“ (p. 44) die Sprache also ist sich selbst Zweck. Ebenso frei und zugleich mit derselben innerlichen Nothwendigkeit, wie der mnsikalische Laut, entsprang die Wurzel dem menschlichen Organismus; ähnlich wie dieser im Gebiete der empfindenden Seele, der Naturseele, war anch dieser als Ausdruck der sich selbst bestimmenden, bewussten Seelenakte zunächst noch unbestimmt, sicherlich vom musikalischen Tone nicht zu weit entfernt und verschieden, aber ihn trieb allerdings ein anderes Bedürfniss hervor, als dasjenige, welchem der musikalische Ton genügte, das Bedürfniss bestimmter Abbildung einer bestimmteren, helleren Seelenthätigkeit, und so entfaltete er sich zur Sprache, welche

nicht weniger Kunst forderte, nicht weniger Kunstgenuss gewährte, als die Musik, welche aber über deren Wirkungen nach der Seite des Geistes hinausging. — Wir bezeichnen also im Allgemeinen als Inhalt unserer ersten Abtheilung die Betrachtung über das Wort und über die Wortformen, welche von andern Gesichtspunkten auch Gegenstand lexikalischer und grammatischer Behandlung sind. Wenn das Wörterbuch den Sprachstoff, d. h. den materiellen Inhalt der Wörter feststellt, die Grammatik das Formelle der Sprache, also die Sprachformen und die Beziehungen, gemäss welcher diese eintreten, das Werden also der Wörter zu Worten erörtert, geht unsere Untersuchung auf das Schaffen und Entstehen des Stoffes und der Form als einer Einheit, durch welche ein bestimmter Seelenmoment zur Darstellung kommt. Wenn die Musik ihre Empfindungen kund giebt durch Tonbilder, offenbart sich die Kunst der Sprache durch Lautbilder, d. h. durch Töne, welche an sich Bedeutung haben, gedeutet werden. Wir haben zu beachten, dass das Wort Bild selbst ein Bild ist, wenn es Tonbild bedeuten soll, denn der Ton an sich, das Hörbare ist nicht fähig, ein Simultanes darzustellen, wie es das sichtbare Bild vermag. Der Ton erfolgt successiv, ist nur ein wiederholtes Erschüttern, aber in unserer Auffassung wirkt er nach Art eines Bildes, und man kann in lauter Bildern sagen: das Gehör schaut ein Zeitbild an.

Betrachten wir die einzelnen Wörter einer als abgeschlossen erscheinenden Sprache, so treten sie uns freilich nicht als Kunstwerke, als Bilder entgegen; sie sind eben als Baustücke hineingearbeitet in den Bau der Sprache, thun einzeln ihren Dienst und erscheinen uns lediglich als Zeichen für Jenes, was sie bedenten. Aber doch auch in den Fügungen der Sprache kommt es vor, dass wir an ihre künstlerische Natur erinnert werden, wie wenn ein Wort emphatisch steht, und so das erloschene Sprachbewusstsein neu belebt wird, wenn Wortspiele unsere Aufmerksamkeit reizen, oder Räthsel, oder, wenn Reimklänge wirken u. d. m. Man kann zur Veranschaulichung dieses Verhaltens der Wörter in der fertigen Sprache die bekannte Vergleichung der Wörter mit Münzen benutzen, welche schon Quintilian hat: (lib. I, 6, 3.) „utendumque plane sermone ut nummo, cui publica forma est.“ (cf. Fortunat, art. rhet. III, 3.) Vide auch Plutarch

(de Pyth. orac. 24) „ἀμοιβῇ γὰρ ἔοικε νομίσματος ἡ τοῦ λόγου χρεία, καὶ δόκιμον μὲν αὐτοῦ τὸ σύνηθές ἐστι καὶ γνώριμον, ἄλλην ἐν ἄλλοις χρόνοις ἰσχὺν λαμβάνοντος.“ — Zweifellos nämlich weist die Münze an sich ein Kunstwerk auf, aber kaum ist sie geschaffen, so bewirkt die Allgemeingültigkeit ihres Stoffes allgemeine Benutzung, und sie wird konventionelles Zeichen für Mittheilung und Umtausch von Werthen. Wenn dann nicht ausbleiben kann, dass das Gepräge — das Bild und die Charakterisirung — sich nach und nach abnutzt und verwischt, wodurch dann das Künstlerische zurückgeschoben, endlich vergessen wird, so hindert doch andererseits nichts, dass jedes Stück einmal von einem Künstlerauge betrachtet werde, am ehesten wohl, wenn die Gepräge verschiedener Stücke verglichen werden, oder wenn neugeprägte in Umlauf kommen. Es dienen aber auch kostbare Stücke Liebhabern zum Schmuck, und endlich bethätigt sich an Münzsammlungen zwar überwiegend ein historisches Interesse, doch geht neben diesem auch ein künstlerisches, und die Freude an der Münzsammlung ist nicht bloss auf den Besitz eines wissenschaftlichen Hülfsmittels gegründet. Die Werke der Kunst also, welche wir in der ersten Abtheilung zu betrachten haben, begegnen uns in der ausgebildeten Sprache nur noch als Zeichen, aber diesen Zeichen und ihren verschiedenartigen Combinationen fehlt nirgend ästhetische Beziehung, und es wird unsere Aufgabe sein, diese herauszustellen. —

Unsere zweite Abhandlung behandelt weiter:

II. Sprachkunst in ihrer Selbstständigkeit.

Wenn schon, wie wir ausführten, es die Darstellung des bestimmten Seelen-Moments ist, welche die Werke der Sprachkunst charakterisirt, so ist damit doch nicht gesagt, dass solche Darstellung stets in den Grenzen des einzelnen Wortes oder des grammatischen Satzes ihre vollständige Form gewinne. Es können mehrere Worte, mehrere Sätze sein, welche diesen Einen Moment ausdrücken, ohne dass durch diese quantitative Zunahme aus dem Sprachkunstwerk ein Werk der Poesie wird, denn es liegt die Einheit des Seelenmoments in ihm selbst, im Gedanken, nicht in den Worten als solchen, seinem Material. So ist auch die Sculptur, welche ebenso den Moment darstellt, nicht auf Dar-

stellung Einer Figur beschränkt; der plastische Künstler kann Gruppen bilden und berührt damit keineswegs das Gebiet der Malerei. —

Es kann nicht behauptet werden, dass die Seele in Einem Moment auch nur Eine Vorstellung zu fassen im Stande sei. Lotze (Mikrokosmus, Bd. I, p. 232) sagt: „Obgleich es sehr schwierig sein würde, durch unmittelbare Beobachtung zu entscheiden, ob mehrere Vorstellungen zugleich im Bewusstsein vorkommen können, und ob nicht vielmehr überall uns nur die Raschheit der Abwechselung mit diesem Scheine täuscht, so nöthigt uns doch die Thatsache, dass wir überhaupt Vergleiche anstellen können, zu der Annahme einer möglichen Gleichzeitigkeit. Denn wer vergleicht, geht nicht bloss von dem Vorstellen des einen der verglichenen Glieder zu dem Vorstellen des andern über; um den Vergleich zu vollziehen, muss er nothwendig in einem untheilbaren Bewusstsein beide, und zugleich die Form seines Ueberganges zwischen beiden zusammenfassen. Wenn wir eine Vergleichung mittheilen wollen, sind wir durch die Natur der Sprache genöthigt, die Namen beider verglichener Glieder und die Bezeichnung der Beziehung zwischen ihnen zeitlich auf einander folgen zu lassen, und dies verursacht uns wohl die Täuschung, als fände in der Vorstellung, die wir mittheilen wollen, das gleiche Nacheinander statt; aber zugleich rechnen wir doch darauf, dass in dem Bewusstsein des Andern unsere Aussage nicht drei getrennte Vorstellungen, sondern die eine Vorstellung einer Beziehung zwischen zwei andern veranlassen wird. Obgleich wir endlich, gewöhnt an den Gebrauch der Sprache, auch unseren verschwiegenen Gedankengang in die Form einer innerlichen Rede bringen, so ist doch offenbar auch hier die Reihenfolge, in welcher zeitlich die Worte für unsere Vorstellungen sich verknüpfen, nur eine Nachzeichnung der Beziehungen, die wir zwischen ihren Inhalten früher vorstellten, und diese Gewohnheit des innerlichen Sprechens verzögert eigentlich den Gedankenlauf, indem sie das ursprünglich Gleichzeitige in eine Reihe auflöst. — Bürgen uns nun diese Thaten des beziehenden Wissens für die Gleichzeitigkeit einer Mehrheit von Vorstellungen, so scheinen sie zugleich die Bedingungen des Stattfindens derselben zu lehren. Nur für unverbundenes Viele hat das Bewusstsein keinen Raum; es ist

nicht zu eng für eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder wir durch Beziehungen getheilt, geordnet und verbunden denken." Lotze führt dies dann weiter durch, an den Auffassungen musikalischer Vielheiten, architektonischer Mannigfaltigkeit u. a. m. —

Bei der flüssigen Natur, der Feinheit des Stoffes, welcher der Sprachkunst dient und der Poesie, sind freilich scharfe Grenzen in jedem einzelnen Falle schwer zu ziehen. Es wird bei manchen Werken nicht zu entscheiden sein, ob der Eine Moment nur sich entfaltet hat, sein Licht weiter ausstrahlt, oder ob mehrere Vorstellungen aus leiserem Conflikt, welcher sie mehr nur auf einander bezogen erscheinen lässt, als in einander verflochten anzuerkennen sind. —

Aber dieser Mangel absoluter Festigkeit haftet allen Klassifikationen an; sie können nur ordnen, den überströmenden Reichthum des Lebens umfassen sie nicht. — Immerhin wird für die Unterscheidung ausreichen, wie wir schon erörtert haben, dass es sich bei den Werken der Sprachkunst nicht um den Gedankengehalt handelt, um die Fülle und Tiefe der Erfindung, wie bei der Poesie. Diese holt ihre Stoffe aus dem Gebiete des inneren und äusseren Menschenlebens, steht desshalb in Bezug zur Philosophie, Moral, zur Religion, Pädagogik, reinigt, lehrt, versöhnt, der Sprachkunst aber fehlt dies Alles, denn sie erfasst des Menschen Inneres nur von der Naturseite, stellt nur in so weit dar, als der Seelenmoment Sprache werden kann und soll. In der Poesie schliesst die künstlerische Einheit den Conflikt von Vorstellungen und Gedanken ab, deren jeder eine Sphäre erfüllt, in der Sprachkunst bringt die Einheit des Kunstwerks ein Vieles zusammen, welches für sich unselbstständig sein würde und nur durch seine Beziehung auf das Eine Halt bekommt. Es bleibt darum ein Werk der Poesie im Wesentlichen dasselbe, ob es nun z. B. in griechischer oder in deutscher Sprache zum Ausdruck komme, das Kunstwerk der Sprachkunst dagegen, z. B. das Wortspiel, Räthsel, Epigramm u. a., ist meist nur in einer bestimmten Sprache möglich, annähernd richtige Uebertragung aber in eine andere Sprache würde wieder einen Sprachkünstler erfordern. Ja, die geistige Natur des Stoffes, in welchem der Sprachkünstler arbeitet, ergreift nicht selten diesen selbst und bedingt sein Schaffen, wie man denn z. B. bei gewissen Witzreden, namentlich bei

den sogenannten Wortwitzen, welche sich zuweilen (wie bei Shakespeare) weit fortspinnen lassen, gar wohl fühlt, wie nicht sowohl ein bewusster Gedanke, sondern eine durch das Wort angeregte Wörter-Association das Weitergehen veranlasst. Ueberhaupt erhält Dasjenige, was in der Sprachkunst gesagt wird, seinen Werth und seine Bedeutung nur dadurch, wie es gesagt wird, während wir mit Göthe vom Dichter vor Allem verlangen, dass er uns etwas Tüchtiges, Gehaltvolles zu sagen habe, indem wir annehmen, es werde dann auch an den rechten Worten nicht fehlen. —

Es bleibt uns noch die dritte Abtheilung:

III. Die Sprachkunst im Dienste der Sprache.

Die Werke dieser Abtheilung sind im Allgemeinen als Schmuck der Rede aufzufassen, d. h. also als unselbstständige Kunstmittel. Wie schon erörtert wurde, wird ihnen um des Umstandes willen, dass sie gewissermassen in Abhängigkeit von anderen Darstellungen durch Sprache treten, ihr Charakter als Hervorbringungen der Kunst nicht zu bestreiten sein. Solger (Vorlesungen über Aesthetik ed. Heyse p. 103) sagt: „Der Schmuck hat einen edlen Ursprung. Was in der Sittlichkeit die Sitte und der Anstand, das ist im Schönen der Schmuck; beide die Aeusserung der ihnen zu Grunde liegenden Ideen in der Erscheinung des gemeinen wirklichen Lebens"; wobei zu bemerken ist, dass nicht bloss das gemeine wirkliche Leben sich des Schmuckes bedient, sondern dass ebensowohl die Hervorbringungen der Kunst ihn benutzen.

Wenn in der ersten Abtheilung die Sprachkunst, wie sie in der Sprache selbst niedergelegt ist, uns als Erzeugniss eines Kunsttriebes und unmittelbarer Eingebung erscheint, der Sprachkünstler als naiv schaffend und das Geschaffene sogleich auch verwendend; wenn ferner die Werke, welche wir der zweiten Abtheilung zuwiesen, eine bewusst-künstlerische Verarbeitung des Materials voraussetzen, so haben wir es in dieser dritten Abtheilung mit Werken zu thun, deren Wirkung in Bezug auf ein ihnen an sich Fremdes berechnet und abgewogen wird. Nicht bloss also die Art ihrer Verwendung, sondern ihre eigene Gestaltung erfolgt nach Zwecken und wird durch Reflexionen bestimmt. Wo

nun bei Hervorbringung von Werken eine Absicht sich betheiligt hat, tritt deren Verständniss unschwer ein, denn die Reflexion wird von der Reflexion verstanden, weil sie dieselbe naturgemäss anregt, und darum ist denn dieser Theil der Sprachkunst schon früh als solche erkannt und vielfach und eifrig behandelt worden. Bei der Anfstellung dieser Lehre von den Figuren der Rede schwankte man freilich, ob man sie der Rhetorik oder der Poetik zuzuordnen habe. —

Die Verwendung dieser der Reflexion angehörigen Sprachkunstwerke findet in jeder Gattung von Darstellungen durch die Rede statt; auch ist es vielleicht mehr angemessen, die Sprachkunst als mitwirkend bei der Musik anzunehmen, als die Poesie, so dass z. B. man die Operntexte betrachten kann als verständig und zweckmässig entworfene Gerüste, welche die Skizze eines Ganzen geben, geeignet, einzelne Momente aneinander zu reihen, so dass sie durch die Situation Stimmung erhalten und bestimmteres Verständniss der Musik vermitteln. Es ist wenigstens nicht zweifellos, ob man den Operntext zu den poetischen Werken rechnen könne. Hegel (Aesthetik, Bd. 3. pag. 201) nennt es zwar „ein schädliches Vorurtheil, zu meinen, die Beschaffenheit des Textes sei für die Composition eine gleichgültige Sache", aber er findet doch „für die Musik nur eine gewisse mittlere Art von Poesie passend, welche wir Deutsche kaum mehr als Poesie gelten lassen", „eine Poesie, im Lyrischen wahr, höchst einfach, mit wenigen Worten die Situation und Empfindung andeutend; im Dramatischen ohne allzu verzweigte Verwicklung klar und lebendig, das Einzelne nicht ausarbeitend, überhaupt mehr bemüht, Umrisse zu geben, als dichterisch vollständig ausgeprägte Werke." — Demnach steht er nicht so fern von der gewöhnlichen Ansicht, wie sie z. B. Westphal ausspricht: („Harmonik und Melopöie der Griechen." p. 17) „Bei uns ist die Musik eine freie selbstständige Kunst geworden; sie tritt zwar noch häufig genug in Begleitung der Poesie auf, aber die Poesie ist dann, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets das untergeordnete Element. Der poetische Text unserer Oper ist fast überall ohne Kunstwerth und kann auf den Namen einer wirklichen Poesie keinen Anspruch machen." —

7. Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst.

Die Gebilde der Sprachkunst sind flüchtiger Natur. Was Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ von dem Schauspieler sagt, gilt fast in gleicher Weise vom Sprachkünstler. Auch dieser bedarf zur Würdigung seiner Werke als von Werken der Kunst eines auserlesnen Kreises,

„Der, rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geist
In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht.
Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meissels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung cet.“

Sprache ist kein fester Besitz, ist vielmehr eine immer erneuerte Eroberung, Sprache ist nur Sprechen. Und so tauchen namentlich die Werke der Sprachkunst, welcher wir unserer ersten und dritten Abtheilnng: „Sprache als Kunst“ und „die unselbstständigen Werke der Sprachkunst“ zuordneten, in Strömen unter, welche sie mit sich führen, den verschiedenartigsten Einflüssen aussetzen und so unserer Beachtung entführen. Die Geschichte dieser Sprachkunstwerke ergiebt sich daher aus der Geschichte der Sprache selbst, nächstdem aus der Kenntniss der Literatur. Nur die Werke der zweiten Abtheilung, welche in ihrer reicheren Entfaltung es zu selbstständigen Gestaltungen gebracht haben, besitzen auch eine Geschichte, obwohl auch bei ihnen, wie bei den Volksliedern, die Namen der Verfasser sich uns meistens entziehen. —

Indem wir Genaueres den Einleitungen zu den einzelnen Abtheilungen vorbehalten, bemerken wir vorläufig nur Folgendes.

Sprachkunst tritt zugleich hervor mit der Sprache selbst, oder vielmehr das Hervortreten der Sprache ist schon ein Akt der Sprachkunst. In mannichfacher Weise gehen Aeusserungen des menschlichen Geistes — auch durch Töne — dem ersten geglie-

derten Sprachganzen voraus; das erste Wort, oder sagen wir genauer: die erste Wurzel ist aber Erzeugniss der Kunst.

Was zunächst im Wege steht, dies anzuerkennen, ist der Umstand, dass wir in den Worten der fertigen Sprache nur einzelne Glieder der Rede zu erblicken gewohnt sind, dass wir also in ihnen ebensowohl die Totalität, Abgeschlossenheit nicht finden, wie die Freiheit der Erscheinung, ohne welche wir uns ein Kunstwerk nicht denken können. Beides ist schon oben besprochen worden. Es sind erstens die einzelnen Wörter für sich nicht das Wort in unserem Sinne. Das Wurzelwort bedeutete nothwendig einen solchen Umfang des Sinnes, wie ihn in der fertigen Sprache uns der grammatische Satz zeigt, denn von Anfang an konnte man, wenn man sprach, nur von einem Moment des Seelenlebens ein Bild geben wollen, d. h. einen Sinn ausdrücken. Dieser Sinn, die Bedeutung, konnte, weil an den zeitlich erscheinenden Laut gebunden, auch in der Wurzel nur successiv zur Entfaltung kommen, und so geschah im Wesentlichen nichts Neues, als zu immer bestimmterer Hervorkehrung des Sinnes die Wurzeln zu Wörtern auseinandertraten, welche ebensowohl die Bedeutung tragen, als — und dies ist das Zeichen, dass sie als einzelne für sich nichts sind — die Beziehung auf einander kund geben. Der Laut des Wortes ist einmal Träger eines Bildes, welches die Wurzel darstellt; er zeigt ferner Formationen an sich, Flexionen, Figurationen, welche als Hervorbringungen einer künstlerischen Technik zu bezeichnen sind. — Soviel an dieser Stelle über die Totalität und Abgeschlossenheit der Sprachkunstwerke, welche die Sprache selbst bilden. —

Die Schöpfungen dieser Art gehören durchaus einer vorhistorischen Zeit an (cf. p. 52 sq.) und die Untersuchung über den Ursprung der Sprache beschäftigt sich mit ihnen. Aber auch, wenn die Sprache sich gebildet hat, wenn ein grammatischer Bau sich festgestellt hat, zeigt und verwirklicht sich der angeborene Trieb zur Sprachkunst. Das Lautbild erfährt beständige Umbildungen, obwohl der Laut selbst erstarrt ist, und die Beziehungen werden mannichfach figurirt. Der Sprachkörper, dessen ursprüngliche Bedeutung dem Bewusstsein allmählich schwindet, erscheint dann als blosser Stoff für die neuen Formationen, welche, weil sie auf dem Grunde schon vorhandener Bedeutungen und Be-

ziehungen — auf dem Grunde des fertigen Sprachkörpers — sich erheben und gegen diesen sich abzugränzen und deutlich oder bedeutend zu machen haben, der Reflexion ihr Entstehen verdanken, oder doch von reflectirendem Bewusstsein begleitet werden. Die Lehre von den Tropen und Figuren, unter welcher Bezeichnung die Untersuchung über diese Bildungen gewöhnlich zusammengefasst wird, entnimmt ihre Belege vorzugsweise der Literatur, und es gehören also diese Sprachkunstwerke der historischen Zeit an. —

Auch der Einwand, dass diese Sprachwerke, sowohl die der vorhistorischen Zeit als der historischen, nur im Dienste der Rede, sei es der gewöhnlichen Mittheilung, sei es von Werken der Poesie, Rhetorik cet. gefunden werden, nimmt ihnen den künstlerischen Charakter nicht. Wir haben auch hiervon bereits gehandelt und fügen nur noch einige Bemerkungen hinzu. —

Wenn gewöhnlich angenommen wird, dass, was wir Mittheilung nennen, unter den Menschen sogleich von Anfang durch die Sprache erfolgte, so dass man sich vorstellt, Sprache sei eben nur hervorgebracht worden um dieses Zweckes der Mittheilung wegen, so muss man sich vor der Annahme hüten, als sei das äussere Bedürfniss, in dessen Dienste die Mittheilung sich der fertigen Sprache als des bequemsten Mittels heute bedient, auch der Trieb gewesen, welcher sie ursprünglich hervorrief. Dazu steht das Bedürfniss zu niedrig, dazu ist die Natur der Sprache zu edel. Dem Zweck einer Verständigung unter Geschöpfen derselben Gattung genügt eine Hervorbringung affectvoller Laute, wie sie z. B. Hunde, Hühner hervorbringen; es genügt für die Naturbedürfnisse eine grössere oder geringere Menge von Naturlauten, und auch Menschen, welche im Besitz der fertigen Sprache sind, greifen nicht selten, aus Bequemlichkeit oder in der Heftigkeit des Affects, auf solche Naturlaute zurück, um ihren Willen kund zu thun, und sind sicher verstanden zu werden. Denkt man an den überlegenen Organismus des Menschen, so sieht man leicht, wie er, wenn es nur auf dieses äussere Bedürfniss bei ihm angekommen wäre, eine höchst mannichfaltige Sammlung solcher Laute würde gebildet haben. Was aber haben diese mit den Lautbildern der Sprache, mit dem symbolischen Ausdruck der Seelenmomente zu thun?

Dennoch ist richtig, dass das Hervorbringen von Lauten und Hören, dass Sprechen und Verstehen sich bedingen, und in diesem Sinne allerdings ist auch das Sprachkunstwerk Mittheilung, aber eben nicht anders, wie jedes Werk der Kunst überhaupt.

Einmal im Besitz der Sprache entzieht sich der Mensch hauptsächlich durch sie der rohen Gewalt äusserer und innerer Natur: „er spricht sich aus", „er lässt mit sich reden", und er wendet den edleren Lautstoff jetzt an, wo auch ein niederer ausgereicht haben würde. Das Geflecht der Zwecke ergreift so allmählich die Kunstwerke der Sprache, zerstört durch den übergreifenden Sinn des Redeganzen die Bilderpracht der einzelnen Wörter und zwingt sie zu seinem Dienst, in welchem sie als blosse Zeichen verwandt werden. Nur der forschende Geist der Wissenschaft, der feine Sinn des Sprachkünstlers erinnert sich ihrer ursprünglichen Symbolik. Auch als der erste Stein behauen wurde und regelmässig geformt, war an sich ein Kunstwerk geliefert worden; es kam auf seine Bestimmung an, ob er etwa — bei hervorragender Grösse — als Gedenkstein in seiner Form auch seine einzige Existenzberechtigung finden sollte, oder ob er, zusammengefügt mit anderen, zur Erbauung einer Wohnung, Brücke u. d. m. dienen sollte. — Und, wie die Sprachkunst, geht z. B. auch die Baukunst von vorn herein mit dem Bedürfniss Hand in Hand, so dass vielfach es nur von unserer Betrachtung abhängt, ob wir einen Kunstbau oder einen Bedürfnissbau erkennen wollen. —

Es bleibt uns noch übrig, im Allgemeinen zu bezeichnen, in welchen Perioden der Völkergeschichte vorzugsweise die selbstständigen Werke der Sprachkunst entstehen. —

Dass nicht jede Kunst zu jeder Zeit und an jedem Orte auftreten, sich entwickeln, blühen kann, ist, wenn man die Erdvölker überhaupt in Betracht zieht, sogleich einleuchtend; der Satz gilt aber auch für die Kulturvölker im Besonderen.

So sagt man mit Recht, es sei die Plastik namentlich bei den Griechen zu besonderer Vollkommenheit gediehen und zwar der Art, dass die Schönheit, welche dieses Volk überhaupt in der Kunst verwirklichte, vorzugsweise den Charakter der Plastik ausprägte, z. B. also in seiner Poesie. Malerei dagegen, die geistigste unter den Künsten der ersten Triade, erschien bei weitem nicht

in derjenigen Höhe und Selbstständigkeit, welche ihr nachmals christliche Innerlichkeit und modernes Geistesleben verliehen haben; sie ging nicht um Vieles über das Dekorative im Dienste der Plastik nnd Architektnr hinaus. Noch weniger gelangte bei ihnen die Mnsik zu einer Stellung, wie sie ihr im Leben der christlichen Völker geworden ist; sie war ebenfalls nur Dekoration für eine andere Kunst, für die Poesie; sie verlebendigte das Wort zum Recitativ, unterstützte die phonetische und symbolische Wirkung der Sprache durch eine Melodie nnd ein diskretes Mittönen einfacher Instrumente, aber zn einer Selbstständigkeit hat sie es nicht gebracht. So ist es denn anch erklärlich, dass nachher unter den christlichen Völkern die Plastik völlig znrücktrat und erst dann wieder anfgenommen wnrde, als man überhanpt znr Erkenntniss des antiken Geistes sich zurückwandte. —

Auch die selbstständigen Werke der Sprachkunst haben eine Stätte, welche ihnen eigenthümlich zugehört, wie die Plastik den Griechen, so dass man sagen kann, es trage, was hier an Knnst überhaupt producirt wurde, wesentlich den Charakter der Sprachkunst. Diese Stätte ist der Orient, namentlich Arabien, Palästina, Syrien, auch Persien. Mangel an Objectivität der Betrachtung nnd der Lebensinteressen hinderte hier die Entwickelung zur Dichtkunst; lebhaftes, reizbares, ein für Momente im höchsten Grade entflammtes Seelenleben drängte zu Werken der Sprachkunst. —

Wir geben die vortreffliche Schilderung, welche Renan („Histoire des langues sémitiques") von dem Geist der semitischen Hauptvölker, Hebräer und Araber, entwirft. Er sagt dort (p. 5): „Les Sémites ne comprirent point en Dien la variété, la plnralité, le sexe". (cf. p. 9: „ils n'ont jamais compris la mnltiplicité dans l'nnivers.") „La conscience sémitique est claire, mais pen étendne; elle comprend merveilleusement l'unité, elle ne sait pas atteindre la multiplicité. Le monothéisme en résume et en expliqne tons les caractères."

Renan begreift daher die Art ihrer Kunst (p. 9): „La conception de la mnltiplicité dans l'univers, c'est le polythéisme chez les penples enfants; c'est la science chez les penples arrivés à l'àge mûr. Voilà ponrquoi la sagesse sémitiqne n'a jamais dépassé le proverbe et la parabole, à pen près comme si la philosophie grecque eût pris son point d'arrèt anx maximes des sept

sages de la Grèce. (Besser wäre hier dem proverbe und der parabole die Dichtkunst gegenübergestellt worden; von Wissenschaft im strengeren Sinne war überhaupt nicht die Rede.) Le livre de Job et le Kohélcth, qui nous représentent le plus haut degré de la philosophie sémitique, ne font que retourner les problèmes sous toutes les formes, sans jamais avancer d'un pas vers la réponse; la dialectique, l'esprit serré et pressant de Socrate y font complétement défaut" cet. Und weiter (p. 10): „La poésie des peuples sémitiques se distingue par les mêmes caractères. La variété y manque absolument. Les thèmes de la poésie sont, chez les Sémites, peu nombreux et bien vite épuisés. Cette race n'a connu, à vrai dire, que deux sortes de poésie: la poésie parabolique, le maschal hébreu, dont les livres attribués à Salomon sont le type le plus parfait, et la poésie subjective, lyrique, comme nous dirions, représentée par le psaume hébreu et la Kasida arabe. formes courtes, ne dépassant jamais une centaine de vers, exprimant un sentiment personel, un état de l'âme, et dont l'auteur est lui-même le héros. (Renan bemerkt hierzu: „La poésie des Moallakat est, sans contredit, la plus subjective de toutes les poésies, les poëmes de cette sorte n'ayant aucun sujet déterminé et étant l'expression de la personnalité du poëte, si bien qu'on ne peut les désigner que par le nom même de leur auteur: la Moallaka d'Antara cet." . . .) Ce caractère éminemment subjectif de la poésie arabe et de la poésie hébraïque tient lui-même à un autre trait essentiel de l'esprit sémitique, je veux dire à l'absence complète d'imagination créatrice, et, par conséquent, de fiction. Le poëte sémitique ne se résigne jamais à prendre au sérieux un sujet étranger à lui-même Ainsi, nulle trace de poésie narrative ou dramatique, aucune de ces grandes compositions où le poëte doit s'effacer: la fiction des Sémites ne s'élève jamais au-dessus de l'apologue; le conte leur est venu de l'Inde et ne s'est développé parmi eux que bien tard. En général, le sentiment des nuances manque profondément aux peuples sémitiques. Leur conception est entière, absolue, embrassant très-peu de chose, mais l'embrassant très-fortement." Und p. 12: „Le monothéisme et l'absence de mythologie expliquent cet autre caractère fondamental des littératures sémitiques, qu'elles n'ont pas d'épopée. La grande épopée sort toujours d'une mythologie; elle

n'est possible qu'avec la lutte des éléments divins, et dans l'hypothèse où le monde est envisagé comme un vaste champ de bataille où les dieux et les hommes se livrent de perpétuels combats. Mais que faire pour l'épopée de ce Jéhovah solitaire, qui est Celui qui est? cet." — p. 356 spricht Renan von den „innombrables petits discours en vers qu'on trouve dans les recueils d'histoire et de poésie anté-islamiques. Tel est, en effet, le genre le plus ancien de la poésie arabe: une poésie toute personnelle, exprimant en quelques vers une situation de l'auteur, et se rattachant à un récit. C'est la forme primitive de la poésie sémitique, forme qu'on trouve dans les plus anciens monuments de l'histoire hébraique, et presque dès les premiers jours du monde, dans la chanson de Lémek (Gen. IV. 23 - 24). Un ancien auteur arabe cité par Soyonthie, dans le curieux ouvrage intitulé Mouzhir, l'a très-bien remarqué: Les anciens Arabes, dit-il, n'avaient d'autre poésie que les vers isolés que chacun prononçait à l'occasion." — p. 131 bezeichnet Renan den Charakter der prophetischen Darstellung: „Sous la dynastie de Jéhu une grande révolution s'opère dans l'esprit du prophétisme. A l'ancien prophète, homme d'action, faisant et déposant les rois au nom d'une inspiration supérieure, succède le prophète écrivain, ne cherchant sa force que dans la beauté de sa parole. La littérature hébraique, limitée jusque-là au récit historique, au cantique et à la parabole, s'enrichit ainsi d'un genre nouveau, intermédiaire entre la prose et la poésie, et auquel nul autre peuple n'a rien à comparer." —

Der Mangel eigentlicher Dichtkunst bei den Semiten beruht so auf demselben Grunde, wie der Mangel an bildenden Künsten, an einer Wissenschaft, wie der Mangel einer organisirten Gesellschaft, eines Staates, eines entwickelten Systems von Rechten und Pflichten, kurz eines objektiv sich darlegenden Volksgeistes. Der Poesie der Semiten musste es an Inhalt fehlen. —

Wie auch die Natur der Sprache mit solcher Art der literarischen Darstellung übereinstimmte, zeigt Renan: „L'esprit de chaque peuple et sa langue sont dans la plus étroite connexité." — „La langue étant le module nécessaire des opérations intellectuelles d'un peuple, des idiomes peignant tous les objets par leur qualités sensibles, presque dénués de syntaxe, sans construc-

tion savante, privés de ces conjonctions variées qui établissent entre les membres de la pensée des relations si délicates, devaient être éminemment propres aux énergiques déclamations des Voyants et à la peinture de fugitives impressions, mais devaient se refuser à toute spéculation purement philosophique cet.“ (De l'origine du language p. 190. cf. fast dieselben Worte in der hist. des lang. sem. p. 18. —).

Wie man sieht, hinderte im Orient die üppige Blüthe der Sprachkunst eine selbstständige Entfaltung der Poesie, und so finden wir auch bei den Culturvölkern des Abendlandes, dass, wie nahe auch Sprachkunst und Poesie an einander gränzen, doch ein bedeutender Aufschwung der einen Kunst regelmässig von einem Sinken der anderen begleitet ist. Es liegt dies in der Natur der Sache, und kann in ähnlicher Weise im Gebiete der bildenden Künste an der Geschichte der Plastik und Malerei beobachtet werden. Sprachkunst hat allein mit dem individuellen Seelenleben zu thun; dieses regt sich immer und sucht seine künstlerische Gestaltung; nur dann tritt es zurück, wird übertönt, findet geringe Beachtung, wenn mächtigere, objective Interessen in das Bewusstsein eintreten und uns *begeistern*. Darum sind z. B. diejenigen Zeiten, welche man prosaisch zu nennen pflegt, der Sprachkunst günstig, denn solche prosaische Zeiten sind mit ihrer Welt — mit *dieser* Welt — zufrieden und hinlänglich durch sie ausgefüllt, wollen von den idealen Gestalten aus einer anderen Welt nichts wissen und verlangen darum nicht nach dem Dichter.

Es verhält sich ähnlich mit den Zeiten einer beginnenden Kultur, welche zu objectiver Weltanschauung noch nicht gelangt sind. Es mögen dann wohl Anregungen zu künstlerischen Gestaltungen durch das Wort in Menge vorhanden sein, aber es fehlt den Menschen dieser Zeiten jene aus dem Reichthum klarerer Welterfassung stammende Besonnenheit, welche sich frei macht vom subjectiven Affect und dadurch erst ein freies Spiel der Phantasie ermöglicht. Auch im Leben ausgezeichneter Individuen ist dies zu bemerken. Sprachkunst beginnt, die reifere Weltanschauung führt zur Poesie, das prosaische Alter neigt wieder zu beschaulicher Darstellung des einzelnen Seelenmoments. So kann man von der Geschichte der selbstständig auftretenden Sprachkunst im

Allgemeinen dies aussprechen, dass ihre Blüthe mit jener der Dichtkunst alternire. —

Auch ist in Bezug hierauf noch Folgendes zu bemerken, was die Geschichte aller Gattungen der Sprachkunst betrifft. — Sprachkunst als Kunst der Sprache geht nothwendig dem Gebrauch vorher, welchen das Leben in der gewöhnlichen Mittheilung von der Sprache macht; eine lange Einwirkung auf die Entwickelung der Sprache durch fortgesetzte Ausbildung der Sprachkunst ist ferner vorauszusetzen, ehe Poesie entstehen konnte, ehe eine technisch ausgebildete Prosa möglich wurde. Eine Menge von Ausdrucksmitteln für jeden Moment der Seele musste in der Sprache niedergelegt worden sein, ehe sie für die Zwecke der Literatur ein brauchbarer Diener sein konnte. — Mit dem Hervortreten jener Scheidung in gebundene Rede und literarische Darstellung in Prosa hört die naive Freude an der Sprachkunst, welche jenen Gegensatz so nicht kennt, zwar nicht auf, tritt aber zurück vor dem Gedankengehalt von Poesie und Wissenschaft. Hat aber Poesie einen Gipfelpunkt erreicht, in den Zeiten, welche man klassisch zu nennen pflegt, so tritt regelmässig eine Periode der Erschlaffung ein, und sofort erscheint dann wieder die Menge der Sprachkünstler, welche, in solchen Zeiten der Kultur von längerem Athem als die naiven Vorgänger, die Gedanken-Eroberungen der Dichter als Sprachstücke in den allgemeinen Sprachschatz eintragen, und es beginnen dann die Zeiten, in welchen über „Vermischung des prosaischen und poetischen Stils“ geklagt wird. Es endet so Sprachkunst, wie sie begann, als Indifferenz von Prosa und Poesie, nur, dass sie den Weg von der Naivetät bis zur Reflexion durchlaufen hat, und es ist nicht zu übersehen, dass auch durch diese reflektirte Sprachkunst der Sprache ein Gewinn an Scheidung, Schärfe, Feinheit erwächst. —

Wir schliessen hier mit diesen allgemeinen Andeutungen ab, bei welchen es nur um die Aufstellung einiger leitenden Gesichtspunkte zu thun war. —

B. Besonderer Theil.

Abschnitt I.

Die Sprache als Kunst.

I. Vom Ursprung und vom Wesen der Sprache.

Der Mechanismus des Lebens, die geschlossene Ruhe des Weltganges zeigt uns nur Eine Unterbrechung; es ist der Mensch, welcher den Zwiespalt in die Natur wirft und ihr Gesetz der Nothwendigkeit durchbricht. Durch ihn kommt es zum Gegensatz von Geist und Materie, von Freiheit und Nothwendigkeit; das grösste Wunder in der Natur, ja das einzige ist das menschliche Ich. Von dem Standpunkt dieses Ich aus erscheint das Leben, welches den Thierleib beseelt, als kein eigenes; in ihm lebt nur die Natur, aus ihm spricht nur Natur, und was sie so verkündet, ist wieder Natur. Es ist wohl richtig gesagt: (Hegel, Naturphilosophie p. 654) dass „das theoretische sich Ergehen der Vogelstimme ein höheres ist, als die Stimme des Bedürfnisses", aber auch in jener singt doch nur die Gattung und nicht das Individuum, bethätigt sich der Reichthum des Alllebens, nicht die Kunst des Einzelnen. —

Zur Sprache bringen es, wie wir sehen, nur diejenigen Geschöpfe, welche es zu einem Ich bringen; nur ein Ich hat etwas zu sagen, was sich nicht — nach dem Naturtriebe — von selbst versteht; die Thiere sprechen um desshalb nicht, weil sie für sich nichts zu sagen haben; sie kommen zu keiner Kunst, darum

auch nicht zur Sprache: „die Kunst, o Mensch, hast du allein“. — In der That stellt die Kunst der Sprache den Unterschied zwischen Mensch nnd Thier am genauesten dar. Eine Vergleichung der geistigen Fähigkeiten zeigt allerdings, dass die Thierseele in Bezug auf Empfindung, Vorstellung, Gedächtniss, Verstand, Willen weniger entwickelt ist, als die Seele des Menschen, aber unsere Rubrizirungen dieser Fähigkeiten sind anfechtbar, und eine feste Gränze zu ziehen in Bezug auf sie zwischen den begabtesten Thiergattungen nnd den niedrigst stehenden Menschen ist nicht leicht, wenn man unbefangen prüft. Die Sprache aber zeigt nns deutlich diese Grenze, denn die Töne der Thiere sind specifisch unterschieden von der Sprache der Menschen, wie später noch besprochen werden wird, nnd man wird daher sicherer nnd besser von der Sprache aus anch den Unterschied in geistiger Beziehung feststellen können, wenn man eben als Kennzeichen des Menschengeistes diejenige Weltauffassung bezeichnet, welche sich in der ruhigen Klarheit und artikulirten Bestimmtheit der Sprache zu erkennen giebt. —

Wäre der Mensch nur ein Ich, schon an sich frei, durch sich selbst bestehend, statt dass dieses erst als Akt einer Entwickelung, Befreinng auftritt, so würde er sich anch dnrchaus seine eigene Sprache geben, er würde sie erfinden; brächte es dagegen der Mensch zu keinem Ich, wäre er nichts weiter, als Naturgewächs, wie das übrige Dasein, so würde auch seine Sprache nichts weiter sein, als ein Gegebenes, wie die Sprache der Thiere. Es ist aber der Mensch solche Natur, welche sich entwickelt zum Ich, nnd so anch ist die Sprache eine auf natürlicher Grundlage zur Freiheit sich entwickelnde Kunst — φύσις und θέσις — nnd dies nicht in einem Neben- und Nacheinander, sondern in beständiger gegenseitiger Dnrchdringung. —

Soll nun näher vom Ursprung der Sprache gehandelt werden, so ist zu bemerken, dass wir von einem zeitlichen Ursprunge nichts wissen können. Denn wir vermögen ein Sein wohl zu begreifen, nicht aber das Nicht-Sein, können also an einem Ursprunge in diesem Sinne wohl die Seite sehen, nach welcher schon ein Sein erfolgt ist, nicht aber die andere, nach welcher es noch nicht ist. Das Nicht-Seiende ist ja wegen seiner absoluten Unbestimmtheit ebenso Grund zn Nichts wie zn Allem.

Wenn man das Nicht-Seiende mit Gott oder mit Natur benennt, oder mit Anlagen, Fähigkeiten, Kräften zu Diesem und Jenem, wozu es werden soll, ohne es schon irgend zu sein, so verdeckt man nur mit Worten, dass man nichts anzugeben vermag, als (Nichts, nihil, οὐδέν ist immer nur kontradiktorisch, nichts an sich) eben das Unbestimmte. „Die Mütter“ bei Göthe (Faust. Th. II) mögen der Ursprung sein:

„Gestaltung, Umgestaltung, Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, Umschwebt von Bildern aller Creatur“ — In der That giebt es wissenschaftlich keine Schöpfung, wir wissen nur von einer Entwickelung. —

Die Sprache entstand zuerst, als die erste Wurzel, Werk der schöpferischen Kunst des Menschen, den ersten zum Aussprechen reif gewordenen Seelenakt darstellte; — aber sie entsteht noch immer, und dieses Entstehen ist zu begreifen, wenn ihr Wesen verstanden werden soll.

Unsere Erörterung über den Ursprung der Sprache hat also einen idealen Vorgang im Auge, der desshalb auch immer geschieht; sie zeichnet einen Entwurf, in dessen Gebiet sich die Wirklichkeit im Wesentlichen gehalten haben muss und ferner hält. Was solcher Erörterung einige Sicherheit geben kann, ist einmal dies, dass aus der unveränderlichen Natur des Menschen geschlossen wird, die wir studiren können, dass ferner wir die lebendige Sprache von jener Erörterung aus verstehn. Dies ist auch nur, was die Wissenschaft erreichen kann, sonst ist Ursprung der bestimmten, zeitlich gegebenen Sprache ebenso unbegreiflich, wie der des bestimmten Menschen. Kann etwa ein entstehendes Menschenkind allein weiterleben? Entstand sofort Mann und Frau? Solche Fragen löst der Mythus besser als der wissenschaftliche Verstand. Wir wissen genug vom Ursprung des Menschen, wenn wir wissen, wie er jetzt entsteht. Unsere Frage heisst also etwa: Wie begreifen wir die Sprache aus denjenigen Bedingungen und im Einklange mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind. —

Die neuere Sprachforschung seit Wilhelm v. Humboldt pflegt die Frage in diesem Sinne zu stellen; es stellt sie so z. B. Lazarus, Leben der Seele, Bd. 2. p. 8. — Heyse, System der Sprachwissenschaft, p. 47. — Steinthal, Grammatik, Logik und Psycho-

logie, p. 231. — Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (übers. v. Böttiger), Bd. 1. p. 394 u. And. — Den älteren Untersuchungen über den Ursprung der Sprache lag die Ansicht, nach welcher ein bestimmter, zeitlicher Anfang einer als fertig zu denkenden Sprache anzunehmen sei, zu Grunde, oder wurde doch nicht bestimmt genug abgewiesen. So spricht Plato im Kratylus (p. 424) von dem ὀνομαστικός, wie man von einem μουσικός und γραφικός rede, der also ὀνομαθέτης, ὀνοματουργός sei; Cicero (Tusc. disp. I, 25) spricht von dem „qui primus, quod summae sapientiae Pythagorae visum est, omnibus rebus imposuit nomina“ (von derselben mystischen Person, welche nach Proclus (zum Cratyl. p. 6) Pythagoras bezeichnete als: ὁ τὰ ὀνόματα τοῖς πράγμασι θέμενος) und vergleicht ihn mit dem ersten Staatengründer. Leo Magentius zu Aristoteles (de interpr. p. 102) nennt diesen Erfinder νομοθέτης und so auch Ammonius zu Arist. de interpr. p. 24 B ed. Ald. (cf. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, Th. I, p. 28). Theophilus (ad Autol. lib. II, p. 98) schrieb diese ὀνομαθεσία dann Gott selbst zu. (cf. Davis zu Cic. Tusc. I, 25.) — Eustathius trägt auch die Vorstellung vor, welche aus Homer zu entnehmen ist, dass Götter und Menschen, jeder für sich, eine besondere Sprache erfunden hätten. (Zur Ilias I, 404, p. 124, 24. —)

So wurde die Frage nach dem Ursprung der Sprache eine Frage danach, wie sie als Erfindung der Menschen hätte entstehen können, oder durch eine Offenbarung Gottes, denn beides ist ein bestimmter Akt. Damit war denn die Vorstellung nothwendig verknüpft, dass die Sprache auch nicht hätte entstehen können, so dass von ihrer nothwendigen Verbindung mit dem Geiste des Menschen kein Bewusstsein vorhanden war. —

Bis auf Wilhelm von Humboldt, wie schon gesagt, kommt man hierüber nicht recht hinaus trotz Herder's schöner Bemühung, in seiner Preisschrift: „über den Ursprung der Sprache, 1770,“ welche Süssmilch's „Beweis, dass der Ursprung der Sprache göttlich sei“ (Berlin 1766) hervorrief. Rousseau z. B. („Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“), der sich der Annahme eines übernatürlichen Ursprungs der Sprache nicht entziehen zu können meint, lässt sich hierdurch nicht hindern, an ihrer Nothwendigkeit und selbst an ihrem Nutzen für

das Menschengeschlecht zu zweifeln. Er bleibt nämlich in dem Dilemma stecken: „que la parole paroît avoir été fort nécessaire pour établir l'usage de la parole“ und schliesst seine Betrachtungen über den Ursprung der Sprache mit den Worten: „Quant à moi, effrayé des difficultés, qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues aient pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qni voudra l'entreprendre, la discussion de ce difficile problême, lequel a été le plus nécessaire de la société déjà liée à l'institntion des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société?“ — In Bezug aber auf den Werth der Sprache führt er u. A. dem „peuple lettré“ den Isaac Vossius an (de Poëmat. Cant. et viribus Rhythmi, p. 66) (Note 13): „Nec quidquam felicitati humani generis decederet, si, pulsa tot linguarum peste et confusione, unam artem callerent mortales, et signis, motibus, gestibusque licitum foret quidvis explicare. Nunc vero ita comparatum est, ut animalium quae vulgo bruta creduntur, melior longe quam nostra hac in parte videatur conditio, utpote quae promptius et forsan felicius sensus et cogitationes suas sine interprete significent, quam ulli qneant mortales, praesertim si peregrino utantur sermone.“ —

Ebenso bewegt sich Lessing (Bd. X. „Zus. zu K. W. Jerusalems Schrift“: „dass die Sprache dem ersten Menschen durch Wnnder nicht mitgetheilt sein kann“) innerhalb dieser Gegensätze: „Sprache durch Wunder mitgetheilt“ und „des Menschen Selbsterfindung der Sprache“, welche die Einsicht versperren, dass Sprache weder ist noch nicht ist, sondern immer wird. —

Bezeichnet doch noch Fichte (Sämmtliche Werke, Bd. VIII.) in der Schrift: „Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache“ diese als ausgegangen von einer Hieroglyphensprache, einer Erfindung von Hordenhäuptern, Heerführern etc., deren Ansehn dann zur Nachahmung bewogen hätte. — Zu Dergleichen passt, was Feuerbach („Pierre Bayle“ p. 219) anführt, dass vielen Gelehrten und selbst Philosophen, z. B. dem Thomasius, Gott für den Urheber auch der Schreibekunst gegolten habe. Heumann bestritt diesen übernatürlichen Ursprung u. A. damit (Acta philos. I. p. 807): es wäre nicht einzusehen, warum Gott

dann dem Moses nicht auch artem typographicam offenbart hätte. —

Die Sprache ist überhaupt nicht für sich allein zu denken, sie besteht nur in und durch ihre Verbindung mit dem Menschengeiste, der, wie spezieller gezeigt werden wird, eben so wenig ohne sie wäre, wie sie ohne ihn ist. Deshalb kann sie für sich selbst weder als ein Geschenk Gottes gedacht werden, denn der Mensch hätte sie ohne die ihr entsprechende geistige Entwickelung nicht zu gebrauchen vermocht, noch als Erfindung von Menschen, denn diese würde eine Fülle von Reflexion voraussetzen, wie sie ohne die Sprache nicht gewonnen werden kann.

Wenn nun also mit Herder (Ursprung d. Spr.) gesagt wird: „Die Sprache gebar sich mit der ganzen Entwickelung der menschlichen Kräfte", so bleibt ferner die Frage, ob ihre Entstehung anzusehen sei als nothwendige Entwickelung der Menschennatur, so dass sie lediglich als Naturerzeugniss zu betrachten wäre; oder ob sie aus dem Ich stamme, einer willkürlichen, mehr oder weniger besonnenen Reflexion, so dass sie als ein Produkt menschlicher Freiheit erschiene. —

Diese Frage, zu verschiedenen Zeiten modificirt und in verschiedene Formen gekleidet, ist von Alters her vielfach Gegenstand der Untersuchung gewesen; am bekanntesten ist sie unter der Form, ob die Sprache φύσει bestehe oder θέσει, durch Natur oder durch Satzung. —

Lersch hat im ersten Theile seines Werkes: „Die Sprachphilosophie der Alten dargestellt an dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache" das hierhergehörige Material zusammengestellt, doch ist zu dessen genauerer Auffassung die Vergleichung mit Steinthal nöthig: „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (namentlich p. 42 sq. νόμῳ und φύσει p. 72 sq. und p. 312 sq.: φύσει, νόμῳ, θέσει.) — Es ist uns hier nicht um genauere Erörterung der in dieser Beziehung wichtigen geschichtlichen Nachrichten zu thun, auch übergehen wir die einschlagenden Arbeiten der neueren Zeit und bemerken nur, dass ausser Heyse, im „System der Sprachwissenschaft" p. 49—69 namentlich Steinthal: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens" eine kritische Uebersicht über die neueren Untersuchungen

vom 16. Jahrhundert an giebt. Eine Zusammenstellung der Werke, welche über Ursprung der Sprache seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen sind, findet man bei J. Kelle: „Gedanken über den Ursprung der Sprache." [Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen von L. Herrig (11. Jahrgang) Bd. 20 p. 314 sq.]. —

Wir unsererseits haben im Vorhergehenden die Lösung des Problems, ob φύσει, ob θέσει, bereits angedeutet. Weder nämlich durch Natur noch durch menschliche Satzung besteht die Sprache, sondern, wie der Mensch selbst, ist sie eine Durchdringung von Resultaten der Nothwendigkeit mit der Bethätigung der Freiheit. Sprache ist eben Kunst, in Bezug auf welche Göthe sagt: (Einleitung in die Propyläen) „Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, dass der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Werth hineinlegt." — Darum nun kann Vieles an der Sprache aufgewiesen werden, wonach sie φύσει, Vieles, wonach sie θέσει zu erachten ist. Sie ist Naturprodukt, sofern sie in der Natur des Menschen und deren Zusammenziehung mit der übrigen Welt gegründet ist, sofern sie dem Organismus des Menschen nach nicht auch nicht sein könnte; so aber ist sie doch nur als ein noch nicht bestimmtes Material, in ihrer Anlage. Hält man nun diesen Gesichtspunkt einseitig fest, so kann man wohl mit Epicur (nach Proclus) sagen, es sei dem Menschen so natürlich zu sprechen, wie dem Hunde zu bellen. Schol. des Procl. zu Plat. Krat. p. 9: ὁ γὰρ Ἐπίκουρος ἔλεγεν, ὅτι οὐχὶ ἐπιστημόνως οὗτοι ἔθεντο τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ φυσικῶς κινούμενοι, ὡς οἱ βήσσοντες καὶ πταίροντες καὶ μυκώμενοι καὶ ὑλακτοῦντες καὶ στενάζοντες. — Auch jetzt hält z. B. Renan diese Ansicht im Wesentlichen aufrecht. Indem er die Erfindung, die Willkür des Menschen als Erzeuger der Sprache mit Recht abweist, hebt er auch die Freiheit auf und die Kunst, welche, wenn schon zunächst ohne bestimmtes Bewusstsein, von Anfang an bei Gestaltung der Sprache mitwirken. Er sagt (de l'origine du langage, p. 90 sq.): „Si on accorde, en effet, à l'animal l'originalité du cri, pourquoi refuser à l'homme l'originalité de la parole? — L'homme a la faculté du signe ou

de l'interprétation, comme il a celle de la vue et de l'ouïe; la parole est le moyen qu'il emploie pour exercer la première, comme l'oeil et l'oreille sont les organes des deux autres. L'usage de l'articulation n'est donc pas plus le fruit de la réflexion que l'usage des différents organes du corps n'est le résultat de l'expérience. Il n'y a pas deux langages, l'un naturel, l'autre artificiel; mais la nature, en même temps qu'elle nous révèle le but, nous révèle les moyens qui doivent servir à l'atteindre. Lucrèce a dit ceci en si beaux vers qu'on ne peut s'empêcher de les citer cet." Es folgen die Verse: lib. V, 1027—1039, und es stimmt also Renan mit Epicurus überein. —

Will man nun aber zugeben, dass dem Menschen die Sprache natürlich sei, so fragt sich doch eben weiter, welches denn die Natur des Menschen sei, denn offenbar ist ihm eine besondere eigen; und es ergiebt sich dann, dass sie, was immer ihr angehört, in Form freier Selbstthätigkeit herausstellt. Es verbindet sich so das Ich mit dem Bewusstlosen; und Freiheit, Willkür, Kunst, Vieles von menschlicher Erfindung zeigt sich namentlich, wenn wir die weitere Entwickelung und Ausbildung der Sprache in's Auge fassen. Tragen nicht gewisse Elemente der Sprache deutlich die Zeichen der Willkür an sich? —

Man denke z. B. an die Zahlwörter. Es mögen diese ursprünglich Conkretes bezeichnet haben, aber mussten sie nicht willkürlich, mehr oder weniger zufällig gewählt worden sein, und — da nun bis zur Zahl hundert grosse Uebereinstimmung aller indogermanischen Sprachen stattfindet — konnten sie anders als durch eine θέσις zum Gebrauch sich feststellen? — So ist denn eine Ansicht nicht ohne Grund, wie sie der Platonische Hermogenes (Cratyl. p. 384 D) ausspricht: Οὐ δύναμαι πεισθῆναι, ὡς ἄλλη τις ὀρθότης ὀνόματος ἢ ξυνθήκη καὶ ὁμολογία und wie z. B. Tiedemann („Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache" 1772) sie durchführt, nach welchem durch Noth und Ueberlegung die Menschen zur Erfindung der Sprache gekommen seien (vid. Steinthal, Urspr. d. Spr. p. 5—12).

Die Durchdringung der Gegensätze von Freiheit und Nothwendigkeit, Erfindung und natürlichem Hervorbrechen der Sprache ist von der neueren Sprachforschung anerkannt worden. J. Grimm (über den Ursprung der Sprache p. 42 sq) sagt z. B.: „Welchen

Vokal und welchen Consonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einfluss immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In diesen einfachsten Bildungsgesetzen sehen wir also auch hier Nothwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel pâ gr. πιεῖν, sl. piti ausdrückt, so hindert nichts, dass ein anderer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte. Ein grosser Theil der indogermanischen Wurzeln hat bloss sein historisches Urrecht, dem nur organische Bestimmungen zutreten können. Wir schliessen uns auch Steinthals Auffassung an (Gesch. der Sprachwiss. bei den Griech. u. Röm. p. 314), welcher nachweist, dass den grossen Geistern des Alterthums, Plato und Aristoteles, diese Auffassung von der Sprache im Wesentlichen schon zugeschrieben werden müsse. Wir citiren eine Stelle: „Die alten Sophisten meinten, die Sprache (ὀνόματα) sei νόμῳ, Sache willkürlicher Subjektivität; ihnen gegenüber behauptete Kratylos, sie sei φύσει, den Dingen objektiv zukommend und das Wesen derselben ausdrückend. Plato zeigte, dass die Sprache, als ὀνόματα gefasst, keine Wahrheit enthalte; obwohl die Laute eine ihnen innewohnende Bedeutung haben, so seien dennoch die Wörter (ὀνόματα) nur ξυνθήκῃ Ausdrücke für bestimmte Vorstellungen. In der Sprache aber als λόγος Rede, Satz, liege bald Wahres, bald Falsches. Als solche ist sie ihm auch die Grundbedingung der Dialektik. Endlich aber ist die Seele, und was sie ihrer Natur gemäss thut, ganz eigentlich φύσει, und darum sind es auch die νόμοι. Dieselbe Ansicht, aber klarer und bestimmter entwickelt, hat Aristoteles. Wenn es falsch ist, nur kurzweg zu behaupten, Plato habe die Sprache für φύσει erklärt, so ist es noch falscher, meine ich zu sagen, nach Aristoteles sei dieselbe κατὰ ξυνθήκην im Sinne der Sophisten, nämlich Werk subjektiver Willkür. Wenn aber oben gezeigt wurde, dass Plato wie Aristoteles die Sprache für ξυνθήκῃ entstanden erklärt, so ist hier zu zeigen, dass auch umgekehrt, dieser wie jener die Sprache für κατὰ φύσιν halte.“ —

Wird nun aber diese Durchdringung von Freiheit und Noth-

wendigkeit, wie im Menschen so in der Sprache, gefühlt und begriffen, — das Wunder des Menschen-Ich als solches anerkannt — so ist auch die Zurückführung der Sprache auf göttlichen Grund geboten, da des Menschen Wesen hiermit als einzig dastehend, die sonstige Natur überragend und desshalb aus ihr allein nicht begreiflich erscheint. Das Räthsel der menschlichen Freiheit, welcher wir praktisch so sicher zu sein glauben, als sie uns theoretisch unerweisbar, ja widersprechend erscheint, kann nur durch Annahme eines Faktums gelöst werden. Müssen wir uns des Menschen Erschaffung als unerklärt gefallen lassen, so denn auch die Sprache als in dieser Schöpfung einbegriffen. —

Und nunmehr dürfen wir uns besinnen und fragen, welchem Gebiete menschlicher Thätigkeit wir hiernach die Sprache einzuordnen haben. Wir erkennen in ihr eine Aeusserungsform des theoretischen Geistes für den idealen Sinn des Gehörs, welche ihren Zweck in sich selbst trägt, finden, dass sie auf Grundlage der Natur durch freien Akt der Seele und zwar ohne reflectirendes Bewusstsein hervorgebracht wird, dass sie schliesslich auf eine nicht weiter zu begreifende schöpferische Fähigkeit des Menschen zurückgeführt werden muss, welche nichts hindert als göttliches Geschenk zu fassen — wird nicht schon hier die Vermuthung sich aufdrängen, dass Sprache entsteht in Folge jener eigenthümlichen Begabung unseres Wesens, welche man Kunsttrieb nennt? In der That ist bedeutenden Männern bei der Frage nach der Entstehung der Sprache diese als eine Kunst erschienen, obwohl sie ihre Ansicht nicht mit solchem Nachdruck aussprachen oder doch verfolgten, dass klar geworden wäre, es handle sich ihnen um mehr, als um blosse Vergleichung der Sprache mit der Kunst. Und so ist dies ohne nachhaltige Wirkung geblieben. —

Wir nennen zuerst Platò im Cratylus. Dort bespricht er (p. 423 sq.), in welchem Sinne das Wort als Nachahmung des Dinges zu betrachten sei, und fragt, wie man Den zu nennen habe, welcher auf ähnliche Weise, wie der Musiker oder Maler, aber in anderem Material, die Dinge nachzuahmen und darzustellen wüsste durch Buchstaben und Sylben. (*εἴ τις αὐτὸ τοῦτο μιμεῖσθαι δύναιτο ἑκάστου, τὴν οὐσίαν, γράμμασί τε καὶ συλλαβαῖς, ἆρ' οὐκ ἂν δηλοῖ ἕκαστον ὅ ἔστιν; — καὶ τί ἂν φαίης τὸν τοῦτο δυνάμενον, ὥσπερ τοὺς πρότερους τὸν μὲν μουσικὸν*

ἔφησθα, τὸν δὲ γραφικόν; —) Hermogenes nennt ihn den ὀνομαστικός, und es wird nun weiter die nachstehende Thätigkeit in Zusammensetzung der Worte aus den einzelnen Buchstaben mit dem Verfahren der Maler bei Abbildungen verglichen. Wie nun die Gestalt des Lebendigen in der Malerei entsteht, so kommt es auch in der Sprache endlich zu einem Grossen, Schönen und Ganzen, d. h. es entsteht ein Sprachganzes für die Benennungskunst, oder Redekunst, oder eine andere Kunst, welche sie sein mag (p. 425): καὶ πάλιν ἐκ τῶν ὀνομάτων καὶ ῥημάτων μέγα ἤδη τι καὶ καλὸν καὶ ὅλον συστήσομεν, ὥσπερ ἐκεῖ τὸ ζῷον τῇ γραφικῇ, ἐνταῦθα τὸν λόγον τῇ ὀνομαστικῇ ἢ ῥητορικῇ ἢ ἥ τις ἔστιν ἡ τέχνη.) —

Stellt nicht auch unser J. Grimm (Urspr. d. Spr. p. 53) die Sprache mit der Kunst zusammen und hebt selbst eine Unterscheidung wieder auf, welche er zu setzen scheint? Er sagt: „Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser aller Eigenthum, und doch bleibt es höchst schwierig, sie vollständig zu besitzen und bis auf das Innerste zu ergründen. Die grosse Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrath der Wörter oder mit noch weniger aus.“ — Viel entschiedener spricht sich Böckh aus: („Von dem Uebergange der Buchstaben in einander.“ Ges. kl. Schriften, Bd. III, p. 206) „Da die Namengebung nach einem festen Gesetze gegangen ist, jede Aeusserlichmachung aber eines Innern im Menschen, selbst die bewusstlose, sobald sie nicht blosser Trieb der organischen Natur ist, und nach Gesetzen vollendet wird, Kunst genannt zu werden verdient, so muss die Spracherfindung, wie die Tugend, in Uebereinstimmung mit Platon eine Kunst heissen, und eine um so grössere Kunst, je innigere Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, wenn man so sagen darf auch nur bewusstlos, und ein je klareres Gefühl von der Uebereinstimmung der Laute mit den Begriffen sie erforderte“ cet. Wir führen noch Göttling an („Ueber die Entstehung der Sprache“ in den „gesammelten Abhandlungen aus dem klassischen Alterthum“ Bd. 2). Er sagt richtig (p. 4): die Sprache sei „eine im Fortschreiten begriffene Kunst“, denn „was (p. 17) ist überhaupt Kunst anders, als das Schaffen einer Form für einen Gedanken?“ — „Die Töne (p. 10) sind dem Menschen angeboren, aber nicht die künstliche Artikulation dieser Töne,

durch welche er sich von der blossen Continuität der Stimme der Thiere unterscheidet; sie muss mühsam erlernt werden." — „Wir sind zu Staat, zu Kunst und Wissenschaft ebenso nothwendig durch inneren Drang getrieben, wie zur Sprache; aber auch sie sind unser geistiger allmählicher Erwerb, wie die Sprache, und diese trägt, wie jene, das Kennzeichen aller menschlichen Schöpfungen, die Unzulänglichkeit, an der Stirn." —

Können wir uns im Wesentlichen mit diesen Worten Göttling's einverstanden erklären, so bietet uns doch seine weitere Ausführung des zuletzt Gesagten zu einigen Bemerkungen erwünschten Anlass. Es heisst nämlich weiter bei ihm: „Der Gedanke führe ein höheres Leben als das Wort, welchem er entsprechen soll" und „indem Geist durch Sprache entstehe, entstehe jedesmal, mehr oder weniger, eine Art schwächlicher Fehlgeburt des Geistes." — Näher begründet er dies dadurch, dass der Gedanke doch höher sei, als die Form, durch welche er sich den Sinnen darstelle, wie man denn auch sehe, dass neue Abstraktionen nur mit grosser Mühe in der Sprache ausgedrückt würden. —

Es würde bedenklich um eine Kunst aussehen, wenn ihre Werke am Ende doch nichts wären, als „mehr oder weniger schwächliche Fehlgeburten des Geistes", wie es Göttling von der Sprache aussagt, welche er doch für eine Kunst erklärt. Aber es ist dies eine schiefe Ansicht von der Sache. —

Dass Gedanke und Wort unterschieden sind, einander nicht decken, ist zwar richtig, wie denn z. B. Steinthal (Grammatik, Logik und Psychologie p. 152—224) dies scharfsinnig und erschöpfend nachweist, und, wenn man will, mag man also dem Geist „ein höheres Leben" zuschreiben, als dem Worte, aber damit ist wenig Bestimmtes gesagt. Es giebt viele Arten, wie wir Geist in Formen ausdrücken: die bildenden Künste haben ihre Weise, ihn darzustellen, Musik spricht ihn aus, in der Poesie giebt er sich in den Formen der Phantasie eine Offenbarung, und überall wird gesagt werden können, der Geist als das alle diese Formen belebende und erfüllende Allgemeine führe ein höheres Leben, als jede einzelne, irgendwie bestimmte Weise seiner Darstellung. Darum eben ist es dann gar nichts gesagt, wenn man es als besondere Eigenthümlichkeit irgend einer einzelnen Kunst, wie z. B. der Sprachkunst hervorhebt, dass ihre Werke die Totalität des

Menschengeistes nicht zur Erscheinung brächten. — Der Geist, sofern er zur artikulirten Sprache sich hingedrängt fühlt, spricht sich sicher auch aus, aber freilich nur insofern er eben so sich bestimmt hat; und er spricht seine Gedanken immer bestimmter, immer entsprechender aus, je mehr er in der Technik der Sprachkunst fortschreitet. Ist es etwa anders in den anderen Künsten? — Dass die Sprache nicht jede Seelenbewegung aussprechen kann, ist richtig, aber damit wird doch nur dies gesagt, dass es einer gewissen selbstbewussten Bestimmtheit, einer Artikulirung dieser Seelenbewegungen bedarf, damit sie für die Darstellung durch Sprache geeignet werden, damit sie zu Worte kommen können. Soll denn die Sprache z. B. zugleich auch Musik sein? Göttling hätte ebenso umgekehrt bemerken können, dass kein einzelner, bestimmter Menschengeist der Sprache im Allgemeinen, also allen Sprachen zusammengenommen, gewachsen ist, ja dass er nicht eine einzige vollständig zu beherrschen vermag, und würde dann mit demselben Rechte versichern dürfen, die Sprache führe „ein höheres Leben", als der Menschengeist. —

Die Hauptsache aber ist, dass Göttling, der die Sprache für eine Kunst erklärt, nicht weiss, was von einer Kunst zu verlangen ist, was nicht. Ihm schwebt es als Aufgabe der Sprache vor, den Gedanken auf das Bestimmteste zu bezeichnen, während doch die Kunst nur in Bildern, und zwar die Sprachkunst in Lautbildern, also in der Form eines Einzelnen den Geist, das Allgemeine zur Darstellung bringt. Die Sprache hat nicht und will nicht haben die Schärfe der mathematischen Formel. —

Es ist dies ein wichtiger Punkt, welcher später genauer zur Erörterung kommen wird.

II. Entstehung der Sprache durch die Wechselwirkung des Lautvermögens mit dem Geiste des Menschen, der hierdurch zu seiner Entwickelung gelangt. —

Die Bedeutung der Sprache für das Menschengeschlecht ist so ungemein gross, ihr Auftreten erscheint so nothwendig, und ihre Wirkungen fallen so sehr in die Augen, dass hierin wohl der Hauptgrund zu suchen ist, weshalb man nicht Ernst damit

zu machen wagte, sie für eine blosse Kunst zu erklären, was auch im Uebrigen dafür sprechen mochte. Nun ist dies sogleich zuzugeben, dass die Sprache von allen Künsten die meiste Verwendung findet und desshalb am wenigsten entbehrlich erscheint; aus den Werkstücken, welche sie liefert, erbaut sich der theoretische Geist des Menschen nicht nur seine Wohnungen, sondern auch seine Prachttempel; nach dem Gepräge, welches sie ihren Lautbildern aufdrückt, bestimmen wir allgemein verständlich Sinn und Bedeutung und Werth der einzelnen Seelenakte, so dass der Umtausch der verschiedenen Vorstellungen unter noch so verschiedenen Individuen durch sie vermittelt werden kann. Aber man erhält einen mangelhaften Begriff sowohl von der Nothwendigkeit des Entstehens, wie von den Wirkungen der Kunst überhaupt und so von denen der einzelnen Künste, wenn man nur deren reinste und freieste Schöpfungen, ihre — doch immer nur relativ — vollkommenen Werke ins Auge fasst, als stellten sie die ganze Kunst dar; wenn man es unterlässt, diese auch da anzuerkennen, wo sie vermischt mit anderen Lebensäusserungen auftritt, dienend oder schmückend, helfend oder anregend und ermunternd. Auch der Wilde, welcher seine Höhlen und Hütten für sein Bedürfniss zurichtet, zeigt bald, nachdem das Nothwendige beschafft ist, darüber hinaus seine Kunst und will, dass sein Bauwerk gefalle, und auch die für den Miethsertrag construirten Gebäude unserer Culturzeit verschönern sich durch die Kunst, soweit sie können. Kalligraphen, Stuben- und Schildermaler sind immerhin Maler und ihre Werke sind irgendwie Kunstwerke. Was die Plastik angeht, welche wir schon sonst mit der Sprachkunst in Parallele stellten, so gilt, was wir so eben in bildlichem Ausdruck mit Bezug auf sie von der allgemeinen Anwendung der Sprache sagten, zweifelsohne auch von ihr, denn Bausteine, Ornamente, Münzen sind sicherlich Werke der Plastik und von weitester Verwendung. Der taktschlagende Trommler macht Musik, wie der vergnügt pfeifende Schusterjunge, der vor sich hinsummende Denker, wie der Fiedler, der zum Tanze aufspielt — Und so finden wir für die Poesie ein Gebiet, welches an Umfang demjenigen der Sprache zu vergleichen ist, wenn wir z. B die meisten sogenannten Lügen der Kinder hierher rechnen, an Tiefe es aber übertrifft, wenn wir, worüber wei-

ter unten noch ein Wort, z. B. Hegels Logik als ein Werk der Poesie zu bezeichnen keinen Anstand nehmen. —

Denkt man nun hieran nicht, sondern berücksichtigt nach der hergebrachten Weise der Betrachtung nur die Spitzen der Künste, so schrumpft natürlich ihr Wirkungskreis sehr zusammen und man erkennt weder, wiefern sie aus der Cultur des Menschengeistes erwachsen, noch wie sie auf diese Cultur zurückwirken. Man vernachlässigt dann die werdende Kunst, die Kunst in ihrer Entwickelung, und es gelingt nicht, das Entstehen der Künste psychologisch zu begreifen, wie wir oben (p. 20 sq.) andeuteten, dass es geschehen könne, nämlich so, dass man das entsprechende Entgegenkommen des Makrokosmus für den Mikrokosmus begreift, d. h. die Wechselwirkung der Menschenseele mit der Weltseele. Und ebenso erhält man über die Wirkungen, welche die Künste auf die Entwickelung des Menschengeistes ausüben, nur ungenügende Vorstellungen. Denn die Wirkung der vollendeten, reinen Kunstwerke ist reiner Genuss, worüber denn nichts weiter zu sagen ist, aber die speciellen Wirkungen der sich lebendig entwickelnden Künste auf die Cultur der Menschheit treten so nicht hervor und erscheinen darum als unverhältnissmässig gering gegen die der Sprachkunst, der hellsten der Künste, bei der sie am leichtesten zu bemerken sind. Es ist nicht rathsam, den Begriff des Wortes Kunst in jeder Weise zu pressen und zu verengern, wie denn das Alterthum sowohl in der Theorie wie namentlich in der Praxis für den Begriff seiner τέχνη und ars das Ineinanderspielen von Handwerk und Kunst durchaus zugelassen hat. —

Wir nun haben es hier allein mit der Kunst der Sprache zu thun, müssen jedoch, ehe wir deren Entstehen behandeln, einige Erörterungen allgemeinerer Natur voransgehen lassen, um das Gesetz ihrer Entwickelung zu begründen So wichtig es nämlich für die scharfe Auffassung des Begriffes der Sprache ist, dass man ihr erst dann diesen Namen giebt, wenn sie als Menschensprache sich von anderen, unvollkommneren Lautäusserungen der Menschenseele, wie sie uns etwa mit den höheren Thiergeschlechtern gemein ist, unterscheidet, so nothwendig ist es doch andererseits, diese noch nicht artikulirten Laute — wie auch den Ersatz, den etwa Gebehrden für sie bieten sollen — mit in Betracht zu ziehn, wenn

man die Entwickelung des Menschen bis zur Hervorbringung der Sprache hin begreifen will. Denn diese Entwickelung ist eine stätige, und das Gesetz, welches in jenen Lauten überwiegend noch als Naturnothwendigkeit wirkt, hört nicht auf, die Kraft, welche sie erzeugte, schwindet nicht beim Eintreten der dem Menschen allein eigenthümlichen Sprache, sondern sie erhält dann nur an den Akten der menschlichen Freiheit eine stets zunehmende Betheiligung des Ich, welches endlich das naturgegebene Material als blosses Mittel für seine Werke verbraucht.

Da haben wir denn zu untersuchen, in welchem Verhältniss die Lautänsserung des Menschen zu der Entwickelung seines Geistes steht, wie also der Laut die Lebensakte der Seele bedingt, und wie diese den Laut bedingen. Wir fassen also dieses Verhältniss als das einer Wechselwirkung, wobei wir uns des Misslichen bewusst sind, was mit dieser Bezeichnung verbunden ist. Das Wort, wie auch die weitere, sich anschliessende Betrachtung lässt als der Zeit nach abwechselnd erscheinen, was doch zeitlich nicht zu bestimmen ist. Wechselwirkung ist nicht zeitlicher Wechsel; sondern gegenseitiges Hervorbringen, Bedingen, Fördern ist gemeint. Göthe („Sprache in Prosa. Abth. 4.“) sagt: „Die grosse Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, dass man immer das Innere und Aeussere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muss. Es ist immerfort Systole und Diastole, Einathmen und Ausathmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.“ —

Was wir als Kraft und Stoff unterscheiden, ist eins nicht ohne das andere; je nach unserer Betrachtung erscheint Alles als Kraft, Alles als Stoff, wirklich sind jedoch beide nur in ihrer Durchdringung; sie erschaffen, bedingen, erneuern und erhalten einander. Und so sind Leib und Seele, des Menschen Stoff und Kraft, wenn sie einander entgegengestellt werden, blosse Abstraktionen; sofern der Leib Einheit ist und als Einheit wirkt, heisst er Seele, sofern diese Einheit sich zu einer Vielheit gliedert und als solche erscheint, wird sie Leib genannt; sofern die Seele wahrnehmend ist, tritt sie hervor als Sinnesorgan, und umgekehrt schaffen und bedingen die Sinnesorgane die wahrnehmende Seele. Das Leben selbst ist nichts als solche sich beständig schaffende,

sich beständig aufhebende Einheit von polaren Gegensätzen, als Attraktion und Repulsion, deren eine wir dem Geist, die andere dem Körper zusprechen. Dieser nämlich unterscheidet unsere Abstraktion als das Bestimmende und das Bestimmte oder Bestimmbare, während doch in Wirklichkeit nur Beides in Einheit ist, und zwar als lebendiges Individuum. In diesem lebendigen Individuum ist also der Leib keineswegs als passiv zu denken, vielmehr wirkt er die Seele — und nur als diese Wechselwirkung von Leib und Seele wird das Leben begriffen.

So finden sich denn in allen Lebensäusserungen des Menschen die Momente der Selbstbestimmung, welche der Seele zugeschrieben werden, mit solchen der Bedingtheit, Freies findet sich mit Nothwendigkeit verflochten, und die Entwickelung des Menschen erfolgt ebensowohl von innen nach aussen, wie von anssen nach innen; gewisse Stufen leiblicher Entwickelung müssen erreicht sein, damit die entsprechenden geistigen Thätigkeiten wirklich d. h. wirksam werden können.

Was nun vom ganzen Menschen ohne Nöthigung von aussen her geschaffen, mit Freiheit gestaltet wird — und dies ist das Wesen der Kunst und so auch der Sprache — das zeigt als des Menschen Abbild auch denselben Charakter sowohl der Freiheit als der Bedingtheit, ist ebensowohl dem Menschen natürlich, d. h. nothwendig, wie dem Vogel das Singen, als es andererseits mit Freiheit das Individuum ansspricht, verleiblicht ebensowohl die Seele, als es den Leib vergeistigt.

Und wie durch den Prozess der Wechselwirkung die Entwickelung des Menschen überhaupt zur Reife gebracht wird, so vollzieht sich durch eben diesen Prozess auch die Entwickelung des Menschen von der Natursprache, in welcher ein Minimum des Ich sich bethätigt, bis zur Sprache als Kunst, welche den Menschen wesentlich ausspricht. —

Das Gesetz der Wechselwirkung von Innen und Anssen ist ein sehr allgemeines. —

Hegel hat in Auffassnng dieser Verhältnisse viel Schönes Man sehe z. B. wie er („Wissenschaft der Logik" Bd. 2 p. 171 bis 177) an dem Verhältniss des Aeusseren und Inneren nachweist, dass es lediglich Reflexionsbestimmungen sind, mit denen man hier zu thun hat, und dass erst die Identität der Erschei-

nung mit dem Inneren eine Wirklichkeit ist. Verwandter Art sind die Betrachtungen über die Wechselbeziehung intensiver und extensiver Grössen bei Trendelenburg („Logische Untersuchungen“ Bd. 1 p. 292 sq.), durch welche er „an einer Reihe von Beispielen zeigt, dass sich das Intensive immer in ein Extensives kleidet, das ihm entspricht. Der intensivere Druck überwältigt den Widerstand einer grösseren Masse. Die intensivere Wärme erfüllt einen grösseren Raum. Die intensivere Helligkeit verbreitet sich weiter“ cet. „Der intensivere Wille stellt sich in der rascheren That oder in dem sich steigernden oder länger dauernden Widerstand dar. Das intensivere Talent ist vielseitiger oder schafft mehr und besser“ cet. Es heisst am Ende: „Hiernach sind intensive und extensive Grössen unzertrennlich. Die intensive ohne die extensive wäre eine qualitas occulta, die extensive ohne die intensive eine ausgegossene Vielheit ohne Einheit des Ursprungs. Intensive und extensive Grösse sind eine und dieselbe Bestimmtheit, nur nach zwei verschiedenen Seiten hin betrachtet. Der Sprachgebrauch darf uns hier nicht irren, wenn er die Einheit auflöst und einzelne Seiten für sich als extensiv oder intensiv bezeichnet cet.“ —

Wie nun alles Leben auf solcher Wechselwirkung beruht, ist sichtbar. Auch der Baum wächst nicht bloss von innen heraus, sondern durch beständige Wechselwirkung des erzeugten Stoffes mit der erzeugenden Kraft. Ansehnliche Grösse eines Gewächses ist so nur möglich, wenn es ihm gelingt, die Zellen des Stengels zu verholzen, so dass dieser zum Stamm wird. Auch das Laub ist nicht bloss Zeichen normaler Entwickelung, sondern ebensowohl Bedingung für sie. Bäume z. B., welche durch Insektenfrass ihr Laub verlieren, kränkeln und sterben ab. Schilfrohr wird dadurch ausgerottet, dass man es oft abmäht. —

Bei den höheren Thiergattungen kann beobachtet werden, dass die Jungen von den Eltern zu Lebensäusserungen, wie sie ihrer Art entsprechen, angeleitet werden, sowohl zu denen der Glieder als der Stimme, denn erst hierdurch machen sich diese reif, gelangen sie zum wahren Verstande ihrer Gattung.

So nun beruht auch die Entwickelung des Menschen auf der Wechselwirkung von Kraft und Stoff, Seele und Leib, derart, dass ein Aeusserliches verinnerlicht wird und dieses wieder zu einem

Aeusseren sich gestaltet. Jeder Fortschritt im Innern wird hervorgebracht durch die Veräusserung des Gehaltes der vorigen Stufe, jeder Fortschritt in der Aeusserung setzt voraus, dass seine vorige Form sich verinnerlicht habe, d. h. in das Bewusstsein eingetreten sei. Es ist dies normal, und andere Weisen der Entwickelung erscheinen einseitig und kränkelnd. —

Es ist ja diese Form, welche wir Ich nennen, als Gehalt eben nur ihre Aeusserung. Darum sagt Göthe: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachtung niemals, wohl aber durch Handeln. Suche deine Pflicht zu thun, und du weisst gleich, was an dir ist.“ —

Fragen wir, wie gelangt der Mensch zur Tugend, und lassen wir uns Aristoteles antworten, um zu hören, dass es durch Wechselwirkung geschieht. Er sagt (Eth. Nicom. II, 1): Die Tugenden sind weder von Natur noch wider Natur, sondern, von Natur veranlagt in uns, werden sie erst durch die Gewohnheit (ihrer Ausführung) wirklich. (*οὔτ' ἄρα φύσει οὔτε παρὰ φύσιν ἐγγίνονται αἱ ἀρεταί, ἀλλὰ πεφυκόσι μὲν ἡμῖν δέξασθαι αὐτάς, τελειουμένους δὲ διὰ τοῦ ἔθους.*) Denn, sagt er, was man thun muss, um Etwas zu lernen, das lernt man, indem man es thut. (*ἃ γὰρ δεῖ μαθόντας ποιεῖν, ταῦτα ποιοῦντες μανθάνομεν.*) Das Wesen der Wechselwirkung kann nicht besser ausgesprochen werden, denn in der That strebt jeder Willensakt nicht nur nach aussen zu seiner Bethätigung, sondern ebensowohl wirkt das Durchsetzen und Vollenden des Willens auf die Befestigung der Willenskraft zurück; erst durch öftere Bethätigung der *πάθη* kommt es zum *ἔθος*, bildet sich *ἦθος*, ein Charakter, wogegen das Nichtdurchführen von Vorsätzen schliesslich — wie der Nichtgebrauch beim Magneten — alle Kraft des Willens vernichtet, so dass es richtig heisst: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Was man Gewohnheit nennt und als eine altera natura von unbezwinglicher Macht hält, ist das allmählich sich herstellende Produkt beständig realisirter Thätigkeiten, welche ihre Rückwirkungen von aussen nach innen üben. So ist Abhärtung, jede Geschicklichkeit cet. durch dergleichen Wechselwirkung zu erklären. —

Die Beispiele drängen sich auf, sobald man um sich blickt. Treibt nicht die Kraft zur Muskelthätigkeit und steigert diese

Thätigkeit der Muskeln nicht ihre Kraft? — Hunger treibt zum Essen, aber „l'appétit vient en mangeant". Wenn Cranioscopie und Phrenologie lehren, dass die Seele das Leibliche baue, so ist gewiss, dass die Physiognomie Macht hat, die eigene Seele zu stimmen; der Lerntrieb scheint in uns zu liegen, aber er erzeugt sich immer neu und wächst, je mehr er sich bethätigt und Erfolge hat. Worin liegt jene Macht der Liebe? Ovid (remed. am. 503) sagt: „Intrat amor mentes usu: dediscitur usu Qui poterit sanum fingere, sanus erit."

An ihren Früchten, sagt die Schrift, werdet ihr sie erkennen; Aristoteles (Pol. I, 1): Alles, was ist, wird bestimmt durch das, was es leistet und was es vermag. (Πάντα δὲ τῷ ἔργῳ ὥρισται καὶ τῇ δυνάμει.) —

Und so sagen wir denn zunächst allgemein von der Entwickelung des Menschengeistes dies: dadurch, dass unser Geist sich erschafft in der Sprache, wird er selbst erst in Wirklichkeit. —

Wir machen zuvörderst auf einige Wahrnehmungen aufmerksam, deren ein Jeder sich leicht erinnert, um das Gesagte zu veranschaulichen. Dahin gehört, dass wir selbst das Aussprechen entschieden als die Ergänzung einer inneren Bewegung empfinden, als Erleichterung von vorausgegangener Belastung oder Spannung; nun erst, mit dem Aussprechen, hat sich ein Lebensakt vollendet und ist wirklich geworden. Daher erfordert Schweigen Ueberwindung und Anstrengung. Greise müssen wieder sprechen, um denken zu können, Kinder, um es zu lernen. Weiber sprechen mehr, und weniger überlegt als Männer, weil sie laut denken müssen, um überhaupt denken zu können; sie sind vielleicht nicht inconsequenter, als die Männer, aber sie erscheinen so, weil sie auch ihre Ueberlegungen veröffentlichen. Selbst ein Entschluss zu körperlicher Thätigkeit wird nicht selten bei ihnen durch einen wenn auch unartikulirten Ausruf eingeleitet, z. B. bei Mädchen, wenn sie schnell zu laufen vorhaben. — Ueberhaupt kommt es, damit das Gesetz der Wechselwirkung sich zeige, nicht darauf an, dass wir nur die artikulirte Rede in Betracht ziehn. Kinder lernen offenbar an ihrem eigenen Schreien, welches ihnen ihr Leid objektivirt, anschaulich d. h. hörbar hinstellt, sich selbst verstehn und fördern sich so auf dem Wege des Bewusstseins. Wie aber

die Aeusserung selbst es ist, welche hier wirkt, kann man daran sehn, dass nicht selten Kinder ohne Grund, etwa aus Uebermuth, oder von Anderen im Scherz dazu angestiftet, mit einigem Geschrei beginnen, bald aber dadurch sich selbst rühren, Thränen hervorbringen und nun aufs Wirklichste schreien; sie schreien, weil sie schreien können, denn die Bethätigung einer Kraft giebt Lust, so dass, wie Aristoteles bemerkt (Eth. Nic. X. 4, 5): es zweifelhaft ist, ob unsere ganze Lebensthätigkeit der Lust wegen erfolge, oder der Thätigkeit wegen die Lust. Die schöne Stelle heisst: „Die Lust schliesst die Thätigkeiten ab und vollendet sie, so auch das Leben, nach welchem man strebt. Darum strebt man vernünftig auch nach der Lust, da sie Jedem dieses zu Erstrebende zur Vollendung bringt. Ob aber wir wegen der Lust das Leben erwählen, oder um des Lebens willen die Lust, mag für jetzt dahin gestellt sein. Beides scheint zusammengefügt zu sein und eine Trennung nicht zu gestatten, denn ohne Lebensäusserung keine Lust, und jede Lebensäusserung erfährt durch die Lust ihre Vollendung.“ — (ἡ δὲ ἡδονὴ τελειοῖ τὰς ἐνεργείας. καὶ τὸ ζῆν δὲ, οὗ ὀφέγονται. εὐλόγως οὖν καὶ τῆς ἡδονῆς ἐφίενται. τελειοῖ γὰρ ἑκάστῳ τὸ ζῆν, αἱρετὸν ὄν. Πότερον δὲ διὰ τὴν ἡδονὴν τὸ ζῆν αἱρούμεθα, ἢ διὰ τὸ ζῆν τὴν ἡδονήν, ἀφείσθω ἐν τῷ παρόντι. συνεζεῦχθαι μὲν γὰρ ταῦτα φαίνεται, καὶ χωρισμὸν οὐ δέχεσθαι. ἄνευ τε γὰρ ἐνεργείας οὐ γίνεται ἡδονή. πᾶσάν τε ἐνέργειαν τελειοῖ ἡ ἡδονή.)

Die wechselseitige Belebung des Wortes und der Lebensäusserungen schildert Göthe („Schaffhausen und Rheinfall“): „In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu Allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, Dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören.“ —

Wie aber namentlich auf das Denken anregend, ja schaffend gewirkt wird, wenn man es ausspricht, erfährt Jeder, welcher eine stille Ueberlegung im Gespräch fortzusetzen in die Lage kommt. Wie an dem ausgesprochenen Worte sich entzündend findet der Gedanke Licht, wird klar, reich, neu, und mühelos strömen für den so eben erbrachten Geistesgewinn die Worte zu, um ihn zu vollenden. Und wie es an dem Einzelnen sich zeigt, so lässt es sich von den Völkern aussprechen, dass sie zwar sich ihre Sprache

bilden, dass aber nicht minder die Sprache sie wiederum bildet und bestimmt. Es ist z. B. nicht selten, dass bei Veränderung der Sitten eines Volkes die früheren Bezeichnungen für die geänderten Vorstellungen nicht mehr passen und mit neuen vertauscht werden. Das Sträuben conservativer Geister gegen solche Aenderung des Sprachgebrauchs ist dann nicht ohne Grund, denn die neuen Ausdrücke bestimmen gewiss ihrerseits sehr wesentlich die allgemeine Denk- und Handlungsweise. So stemmt sich bei Sallust (Cat. 52, 11) Cato gegen eine Umwandlung der Sprache, in welcher er den Verfall der Sitte erkennt: „Hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat. Jampridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus; quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est.“ Ebenso Licinius (Sall. Hist. fragm. 3, 82): „Quod ego vos moneo quaesoque ut animadvortatis, neu nomina rerum ad ignaviam mutantes otium pro servitio appellotis.“ —

Bei Griechen, Römern, Deutschen, Franzosen, Engländern ist zu sehn, dass die sprachliche Form mit dem Volke steigt, sinkt, sich entwickelt, verfeinert, verbildet. Die Sprachen zeigen darum den Geist dieser Völker. Die französische Sprache lässt z. B. entschieden das Zurücktreten der Individualität gegen den Nationalgeist erkennen. Man vergleiche mit ihr die deutsche in Bezug auf die Ungebundenheit unseres Stils, auf unsere Uebersetzungskunst, auf den Reichthum unserer Lyrik, die Menge der Fremdwörter cet., so erkennt man Individualismus und Universalismus der Centralisation der Franzosen gegenüber, welche sich von der Akademie ihr Lexikon und ihre Orthographie geben lassen. Die englische Sprache zeigt z. B. eine auffallende Uebereinstimmung in Bezug auf ihre Sprachentwickelung mit dem Volkscharakter darin, dass sie ohne äusseren Zwang trotz starker Veränderung der Aussprache ihre Schreibweise festhält. Man sieht hier dieselbe Schonung des Althergebrachten, wie bei dem englischen Recht, der englischen Kirche u. a. m. Ueber die Verkürzungen, welche die Engländer durch Accent, Tilgen der Flexionen, Aufgeben von Conjunctionen cet. so energisch durchführen, sagt Addison (bei Herrig, the Brit. Class. Auth. p. 188): Der Engländer sei „a man who is sparing of his words, and an enemy to loquacity“, „the English delight in silence more than any other European nation.“ —

Digitized by Google

Diese Dinge sind denn auch bekannt genug, und auch das Gesetz der Wechselwirkung ist vielfach bemerkt, und von der neueren Sprachwissenschaft, wenn auch ohne die nöthige Durchführung und nicht in genügender Allgemeinheit ausgesprochen worden. —

Wir erwähnen zuerst einer schönen Bemerkung Jean Paul's (Levana, Bd. 36 p. 92). Er sagt: „In den allerersten Monaten kennt das Kind noch kein schaffendes Spielen, in dem schleunigst wachsenden Körper und unter der einströmenden Sinnenwelt richtet sich die überschüttete Seele noch nicht zu den selbstthätigen Spielen auf" — „Erst später — wenn allmählich ein Wort um das andere den Geist freispricht, hebt die grössere Freiheit des Selbstspiels an. Es regt sich die Phantasie, deren Flügelknochen erst die Sprache befiedert. Nur mit Worten erobert das Kind gegen die Aussenwelt eine innere Welt, auf der es die äussere in Bewegung setzen kann." — Da die ganze, freie Thätigkeit des Kindes Spielen ist, so heisst Jean Paul's Rede: Menschliches freies Denken und Thun entwickelt sich nur an der Sprache. —

Allgemeiner und bestimmter äussert sich hierüber Trendelenburg (Logische Untersuchungen, Bd. I, p. 378): „Der Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken — greift tiefer. Wenn es die Aufgabe wäre, psychologisch das Denken zu entwickeln, so müsste die Betrachtung der Sprache die erste Stelle einnehmen. Denn durch das immer bereite Zeichen des Wortes lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und in einander flössen, zu fixiren und zu unterscheiden, und mit jeder fixirten und unterschiedenen Vorstellung wächst ihm die Kraft, reicher und schärfer zu combiniren. Durch das Zeichen wird unsere Herrschaft über die Vorstellungen bedingt, und ohne Zeichen, seien sie die natürliche Lautsprache oder ein künstliches Ersatzmittel, giebt es kaum einen Ansatz menschlichen Denkens." —

Es findet sich endlich das Gesetz selbst bestimmt ausgesprochen von Lazarus (in einer Bemerkung, welche Heyse, System der Sprachwissenschaft, p. 39 anführt und welche nach Steinthal (in der Vorrede p. X) einem gedruckten Werke nicht entnommen

ist): „Der Geist ist wesentlich Thätigkeit; aber alle seine Thätigkeit geht durch das Medium der Sinnlichkeit hindurch, von dem ersten Aufnehmen des Objektiven bis zur höchsten Aeusserung des Innern, Subjektiven. Darum bedarf er der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern, zur Entwickelung seines geistigen Vermögens selbst; denn diese Bildung oder Entwickelung des Innern geht stufenweise vor sich, und jede Stufe muss erst äusserlich oder geäussert werden, bevor eine höhere innere sich entwickelt.“ —

Das Verdienst, diese Auffassung von der Bedeutung der Sprache der Wissenschaft geweckt zu haben, gebührt Wilhelm von Humboldt. In der „Einleitung in die Kawi-Sprache“ (abgedruckt in den gesammelten Werken Bd. 6 unter dem Titel: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.“ p. 51 sq.) heisst es: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermassen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äusserlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Nothwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehn; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Uebereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indess auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stosse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschliesst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüth ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen üblichen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem

der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im artikulirten Laut eines denkenden, im unartikulirten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichen Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach aussen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlautes ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äusseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung, und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschliessender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der andern Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äusseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffasst, zusammenhangenden Beschaffenheit einen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vorstellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modifikationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellektuelle Streben nicht bloss den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das athmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich

mit dem dargestellten Objekt die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Akten die Welt mit dem Menschen, oder anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich passt die, den Thieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen" — cet. —

Wir haben diese ganze Stelle auch desshalb hierhergesetzt, um zu zeigen, dass W. v. Humboldt die Wechselwirkung von Geist und Sprache keineswegs auf die artikulirte Sprache beschränkt, sondern ihre Kraft als dem Wesen des Lautes überhaupt angehörig erkennt. — Bestimmter noch heisst es (l. c. p. 304 sq.): „Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in artiknlirten nmgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zngleich eine intellektuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisirender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbstständig, schaffenden Prinzip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, dass er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht angenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinns. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an." —

Um die Art der Wirkung begreiflich zu machen, welche die Darstellung eines Seelenakts durch die Sprache auf die Entwickelung unseres Geistes übt, hat Lazarus („Leben der Seele") von der Sprache gesagt, ihre Wirksamkeit liege in der Verdichtung des Denkens, was Steinthal (Urspr. d. Spr. p. 133) als Schaffung „einer ganz neuen psychologischen Kategorie" preist. Man sieht ja, was das Bild sagen will, doch wird es wohl besser vermieden, da der Gedanke durch seine Darstellung als Laut wohl versinnlicht wird, aber doch nicht „zusammengepresst", sondern nur scharf und bestimmt umgränzt. Es wird genug sein, wenn wir sagen, dass den einzelnen Gedanken durch ihre Lautdar-

stellung ein Körper gegeben wird, d. h. ein gewisses beharrendes Dasein. Was Dies für die Entwickelung des Menschengeistes bedeutet, kann uns Aristoteles sagen (Analyt. post. II, 19): „Alle lebenden Wesen haben eine gewisse angeborene Fähigkeit zu unterscheiden: (δύναμιν κριτικήν) die Empfindung. (αἴσθησιν). Einigen derselben ist es verliehen, die Empfindung bleibend zu haben (als μονή), anderen nicht; die ersteren können also auch Auffassnng haben (γνῶσις), ohne unmittelbar zu empfinden. — Unter diesen Wesen findet wiederum Verschiedenheit statt, denn aus dem Verharren (μονή) der Empfindung entwickelt sich bei einigen ein Begriff (λόγος), bei anderen nicht. Aus der Erinnerung der Empfindung (d. h. also auf Grund jener μονή), wenn sie wiederholt wird, entspringt Erfahrung (ἐμπειρία), denn viele Erinnerungen sind Eine Erfahrung. (αἱ γὰρ πολλαὶ μνῆμαι τῷ ἀριθμῷ ἐμπειρία μία ἐστίν.) Aus diesem Allgemeinen, dieser Einheit des Vielen in der Seele, nimmt praktische und theoretische Wissenschaft den Anfang (τέχνης ἀρχὴ καὶ ἐπιστήμης), und zwar die praktische, wenn es sich um das handelt, was geschehen soll, die theoretische, wenn es das betrifft, was ist.“ Aristoteles bezeichnet so den Gang der psychischen Entwickelung richtig, aber er erkennt nicht, wodurch dies Beharren der Empfindungen bewirkt wird, wodurch es weiter zur Bildung der Erfahrung kommt. Er sagt weiter, dass diese Eigenthümlichkeiten der Seele weder einwohnen noch aus anderen bekannten Zuständen abzuleiten seien, sondern eben aus der sinnlichen Wahrnehmung (ἀπὸ αἰσθήσεως), wie wenn bei einer Flucht aus der Schlacht erst Einer wieder stehen bleibt, auch die Anderen wieder zum Stehen kommen. Und so sei die Seele nun einmal. (ἡ δὲ ψυχὴ ὑπάρχει τοιαύτη οὖσα οἷα δύνασθαι πάσχειν τοῦτο.) Wir sind jetzt im Stande, Aristoteles hier zu ergänzen. Das Beharren der Empfindungen knüpft sich an deren Objektivirung durch den Laut, die Erfahrung entsteht durch Fixirung der Begriffe in Worten. —

So könnte man in Bezug hierauf sagen, die Wirkung der Sprache auf die Seele des Menschen sei, dass diese in den Stand gesetzt werde, Erfahrung zu machen und so zu Kunst und Praxis und Wissenschaft zu gelangen. Wenn das Thier wesentlich in der Gegenwart lebt, höchstens einige Vergangenheit mitumfasst, kommt der Mensch durch die Sprache zur Entwickelung, welches sein

unterscheidendes Merkmal ist. Die Thiere bedürfen desshalb immer wieder der sinnlichen Anregung, um bestimmt zu werden, der Mensch lässt mit sich reden, und dem unendlich feineren Mittel entspricht die Wirkung, denn durch die Sprache kommt das Menschengeschlecht dazu, eine Geschichte zu haben. —

III. Die natürlichen Vorstufen der Sprache bis zur Schaffung der Sprach-Wurzel, d. h. bis zum Hervortreten der Kunst der Sprache.

Fasst man Sprache allgemein als theoretische Aeusserung des Menschengeistes, so lässt sich eine unvollkommnere (unartikulirte) von einer vollkommneren unterscheiden. Wir bezeichnen die Entwickelungen jener als Vorstufen zu dieser.

Von jeder Art des Sprechens aber gilt dieses, dass sie einen Seelenmoment darstellt, dass es also immer ein Satz ist, um es grammatisch zu bezeichnen, welcher herauskommen soll. W. von Humboldt (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues cet. p. 42) sagt: „Nur die verbundene Rede muss man sich in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todtes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.“ Von jeder Art des Sprechens redet H. Leo („Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze“) in dem Abschnitt: „Vom Ursprunge und Charakter unserer Sprache.“ Nachdem er dort ausgeführt, „dass die Sprache nicht mit dem Worte anfängt, sondern mit dem Satze, welcher die kleinste noch selbstständige, lebendige Einheit der Sprache bildet“, „dass ja auch die einzelnen Gesten der Pantomime ganze Sätze darstellen“, sagt er (p. 125): „Die Sprache fängt nicht mit Wörtern an, sondern mit Gesten und anderen Bezeichnungen — das Offenbaren des Innern eines Kindes fängt mit Weinen nnd Lächeln, mit Wegwenden vom blendenden Lichte, mit Zuwenden zum wohlthuenden Lichte — kurz! mit Gesten an, und das Gerede über den Ursprung der Sprache reduzirt sich zuletzt auf die Frage: wer lehrt dem Menschen Lächeln und Weinen, Niessen (?), Schlafen (?) und Schreien?“ —

Als nächste Offenbarung des Geistigen erscheint die sinnliche

Lebendigkeit selbst, die Bewegung des Leibes. Die Seele regt sich in der ersten Zeit des Lebens wie im Traume, noch ohne Mittelpunkt, ohne ein Ich; scheinbar giebt sie nichts wieder, als kosmische, siderische, tellurische Einflüsse, lebt sie nur eben das Naturleben mit, und somit scheint auch die Empfindung — wie wir diese unmittelbarste Weise nennen, in welcher sich Bewusstsein kund giebt — als Regung der Natur, als nicht selbst geschaffen. —

Dem entsprechend scheinen dann auch die ersten theoretischen Aeusserungen der empfindenden Seele, jene Bewegungen des Leibes, der Gesichtsmuskeln unmittelbar gegeben zu sein und ohne Willensakt zu erfolgen. Nimmt man sie so an bei ihrem ersten Auftreten, so wird doch die Dauer dieser ihrer Unmittelbarkeit nur auf so lange bemessen werden, bis sie der Seele als ein Aeusserliches, Gegenständliches bekannt werden, und auch dies muss sicherlich als vom Anfange an in irgend einem Masse stattfindend angenommen werden, wenn man doch zuzugeben genöthigt ist, dass es fortschreitend der Fall ist. — So werden denn schon diese ersten Verleiblichungen der Empfindung, welche der Mensch als eine Bejahung seines Wesens mit Befriedigung bewirkt und als Erleichterung von der Spannung, in welche ihn die Naturbeeinflussung versetzt, gern hat, zu Mitteln, den Geist dahin zu bringen, dass er aufmerkt und unterscheidet. Hiermit treten dann ferner so die leibliche Bewegung wie das Geschrei allmählich in den Dienst eines Wollens. Das Kind nämlich lernt strampeln und schreien; — nicht strampeln, nicht schreien, also gegen den natürlichen Trieb wirken lernt es erst später, aber in der ersten Position des Willens, welcher zunächst noch so sehr mit der Natur geht, dass er als ein eigener des Individuum nicht betrachtet wird, liegt an sich auch die Möglichkeit, d. h. die Fähigkeit, diese zu negiren, und so erzeugt sich eine Wahl und ein Wollen. Hierauf rechnet z. B. der Erzieher, wenn er mancherlei scheinbar unbewusst ausgeübte Ungezogenheiten der Kinder auch schon in sehr zartem Alter zu unterdrücken bestrebt ist. —

Wenn wir übrigens hier als Aeusserungen der Seele die Bewegungen des Leibes und des Stimmorgans nebeneinander nennen, so sollen sie damit nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Der Gesichtssinn, auf welchen jene wirken, ist von dem Erscheinen im

Digitized by Google

Raume abhängig, und wenn auch bei ihrer weiteren Ausbildung durch Aktion, Gestikulation, Mimik das Räumliche der Art bewegt wird, dass es den Bewegungen der Seele zu folgen und auf sie zu deuten versuchen kann, so hindert doch die Schwere des Stoffes jede tiefere, wesentliche Bezeichnung. — Genauer ist zu sagen, dass die Gebehrde es wohl vermag, ruhendes Dasein zu malen, nicht aber bewegtes (cf. Lessing, im Laokoon). Wenn das sichtbare Zeichen die bewegte Psyche darstellen will, stützt es sich auf eine Sprache, wie z. B. es bei der Fingersprache der Fall ist.

Dagegen erfolgt nun eine höchst vollkommene Verleiblichung der Seelenbewegungen durch den Laut der menschlichen Stimme. Ist ein Nervenreiz stark genug, um den Organismus des Menschen zu einer Reaktion anzuregen, dann stellt sich eben durch das Ausklingen des Stimmlautes die Totalität des Leibes gegen das Erzittern der Theile wieder her. Die Stimme wirft die Erregung nach aussen und bringt dadurch die gestörte Einheit des Organismus zur Ruhe zurück. In Bezug auf den Reiz verhält sich der Mensch überwiegend empfangend, in Bezug auf den Ton ist er mehr schaffend, denn „beim Tongeben sind die Stimmbänder das Primitive und nicht die Luft". — (Joh. Müller, Physiolog. Bd. II, p. 231.) In der Stimme macht sich der Organismus in seiner Totalität kundbar, so dass der Ton als ein kurzes Leben des Körpers erscheint, in welchem dessen innere Qualität ausstrahlt; er übt deshalb auch nicht sowohl auf einen einzelnen Sinn seine Wirkung, als er unmittelbar die innerste Empfindung ergreift. Stimme und Gehör entsprechen einander. —

Man kann den Ton auffassen als Raum, der in Zeit verklingt. Ein Daseiendes wirkt auf die Empfindungsnerven, drückt sie mit stofflicher Schwere — als solcher Körper für immer — da bringt z. B. Stöhnen den Schmerz in rhythmische Bewegung, macht ihn zu einem zeitlichen d. h. zu einem verschwindenden, obwohl zurückkehrenden. Raum wirkt wie Ewigkeit, Zeit bringt Trost. — Hielte die Spannung des Körperlichen an, welche zum Ton reizt, so wäre eben die Continuität des Organischen aufgehoben. Dass sie sich wiederherstellt, geschieht durch die Selbstständigkeit der Stimme, welche nun nach aussen in einem Nacheinander Dasjenige darstellt, für dessen Existenz das ruhende Nebeneinander des Organismus nicht mehr genügte. So ist das Aussen ein

Innen, das Innen ein Aussen; uns kann nicht wundern, dass Empfindung zu Ton wird, denn der gehörte Ton wird sogleich wieder Empfindung. —

C. Poggel (Das Verhältniss zwischen Form und Bedeutung in der Sprache. p. 9) sagt über denselben Gegenstand: „Durch jedes Gefühl im thierischen Körper, sei es Schmerz oder Wohllust, empfangen nach den Lehren der Physiologie die Nerven seiner Sinne eine Erschütterung, oder allgemeiner, eine Veränderung. Diese Veränderung theilt sich vom Mittelpunkte des Empfindens dem Nervengewebe des übrigen Leibes mit. Auch die Nerven des Stimmorgans empfangen diese Erschütterung und üben dadurch eine entsprechende Wirkung auf die Muskeln dieses Organs aus. Die Erschütterung der Stimmmuskeln bringt einen Ton hervor, welcher nichts als diejenige Bewegung der Luft ist, welche ihr jene Muskeln mittheilen. Im Tone ist also der Luft dieselbe oder doch eine ähnliche Bewegung mitgetheilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. So müssen wir uns offenbar die Entstehung jedes ersten Lautes, welchen ein Thier von sich giebt, denken. Er ist das vollkommen unwillkürliche Ergebniss innerer Organbewegung. Der Gesang der Vögel macht hiervon nur in so fern eine Ausnahme, dass nicht mittelbar durch ein Gefühl, sondern unmittelbar durch eine Vorstellung die Bewegung der Lautwerkzeuge entsteht. Man wird zu dieser Annahme genöthigt durch die Erfahrung, dass sich Vögel im Gesange nachahmen. Nachahmung aber ist nur mittels Vorstellung möglich.“ —

Man kann jene uns treffenden und reizenden Bewegungen als Wellenschwingungen fassen, welche mit verschiedener Schnelligkeit in der Folge der Wellen verlaufen. Schwere, zu welcher Druck, Schlag, Stoss u. d. m. gehören, hat die langsamsten Schwingungen; schnellere Schläge, Stösse etc. werden Anlass zu Schallwellen; schneller als Schallwellen sind die Wärmeschwingungen, welche auch wieder rückwärts sich zu Schall, zu Druck modificiren können; dann folgen die Lichtschwingungen, zuletzt die der Elektricität. Helmholtz („Die Lehre von den Tonempfindungen“ p. 221) sagt: „Dieselben Sonnenstrahlen, welche vom Auge als Licht empfunden werden, empfinden die Nerven der Hand als Wärme, dieselben Erschütterungen, welche die Hand als Schwirren empfindet, empfindet das Ohr als Ton.“ — Ton ist somit an sich

selbst subjektiv, auf unsern Organismus berechnet, ohne uns nur Schwingung der atmosphärischen Luft. Wir sehen die Schwingungen nicht mehr, so bald sie zu schnell werden, wir hören sie nicht mehr, sobald sie zu langsam erfolgen, blosse Quantitätveränderung ändert unsere Empfindung, unser Urtheil. —

So für uns gegeben und berechnet stellt der Ton die Bewegungen der Seele auf das Vollkommenste dar, wie schon Aristoteles hervorhebt (Rhet. III, 1): „τὰ γὰρ ὀνόματα μιμήματά ἐστιν ὑπῆρξε δὲ καὶ ἡ φωνὴ πάντων μιμητικώτατον τῶν μορίων ἡμῖν· διὸ καὶ αἱ τέχναι συνέστησαν, ἥ τε ῥαψῳδία, καὶ ἡ ὑποκριτικὴ, καὶ ἄλλαι γε.“ —

Darum ist Stimme Eigenthum der höheren Thiergattungen, deren einzelne Daseinsmomente sich von einander unterscheiden; sie ist Zeichen einer Entwickelung, d. h. eines Räumlichen, welches doch nur dadurch, dass es in Zeitliches übergeht, sein Wesen vollständig darlegt; bei dem im eminenten Sinne sich entwickelnden Geschöpf, dem Menschen, der eine Geschichte hat, bildet sie sich fort zu den unendlichen Unterscheidungen der Sprache. —

Endlich ist darauf hinzuweisen, wie auch die Doppelnatur des Menschen als eines naturbestimmten und selbstbestimmten Wesens in der Stimme ihren Ausdruck findet. Die Stimme ist nämlich ebenso gegeben und durch den Organismus zu unzählichen Modifikationen bedingt, wie sie andrerseits selbstthätig erzeugt und willkürlich vom Bewusstsein benutzt und gestaltet wird. —

Was die Naturseite der Stimme betrifft, so ist diese ein so wesentlicher Theil des leiblichen Daseins, dass aus ihrer Stärke, Schwäche, Höhe, Tiefe, Reinheit, Trübung, Gleichmässigkeit cet. ein Schluss auf den Organismus gemacht werden kann. Man denke z. B. an die Stimme der Castraten, an die von Männern mit besonders hoher, von Weibern mit besonders tiefer Stimme. Sie macht also Geschlechts- und Altersunterschiede leicht kenntlich, sie ändert sich in Krankheiten; „alle anfregenden Leidenschaften, Schreck, Zorn, heftiger Schmerz, heftige Freude, Abscheu, manche Narkotika, besonders Belladonna, die Trunkenheit, heftige Einwirkungen auf das Gehörorgan, chronische Herz- und Lungenleiden bringen auf die Stimmnerven eine mehr oder weniger andauernde Depression oder Lähmung hervor.“ (cf. Joh.

Müller, Physiologie l. c.) — Jedenfalls scheint für eine Phonognomik ähnlich Grund und Anhalt vorhanden, wie für die Kranioscopie. —

Die Seite der Freiheit, der Selbstbestimmung zeigt sich bei der Stimme in ihrer Geschichte. Obwohl bedingt durch allo jene bezeichneten Einflüsse, welche ihr den Charakter des Zufälligen, Individuellen aufdrücken, entfaltet sie sich dennoch zu einer Gestaltung, welche, unabhängig von diesen Naturbedingungen, ein Selbstbewusstes, Selbstgewolltes, ein Allgemeines darzustellen vermag. Die natürlichen Modifikationen der Stimme zeigen sich, obwohl sie immer merklich sind und beständig sich geltend machen, nicht im Stande, den freien Austausch der Gedanken zu hindern. Der menschliche Laut erscheint im Wesentlichen nicht an den Organismus gefesselt; er gewinnt ein Leben eigener Art durch das allgemeine Medium der Luft, wird zu einem Gemeingut der Gattung und seine wunderbare Gewalt nimmt zu mit seiner Artikulirung. Keineswegs aber tritt diese Artikulirung erst ein mit der Sprache im engeren Sinne. Je mehr die Empfindung bei dem Kinde unterscheidet, desto artikulirter wird auch der Schrei. Mütter verstehen bald an der Art des Schreiens, was ihr Kind will. Zu dergleichen Artikulationen kommen auch Hühner, Hunde und andere Thiere. —

Wir erörterten oben (p. 151), wie dadurch, dass sich die ersten Empfindungen der Seele durch Bewegungen des Leibes und durch die Stimme eine Verleiblichung gäben, sich also zur Anschauung und Wahrnehmung brächten und nun als eine in's Menschliche übersetzte, zum Verständniss gebrachte Natur mit grösserer Macht und Bestimmtheit auf die Seele zurückwirkten, es zur Unterscheidung innerhalb des dumpfen Webens der Empfindung käme. Es ist dies festzuhalten, denn der Irrthum ist nahe liegend, als ob nur die grössere Menge und die Unterschiede des sinnlich Wahrgenommenen die allmähliche Entwickelung des Geistes herbeiführten. Er fördert sich selbst seinem Wesen nach an den Dingen. Nicht, was uns vor Augen und Ohren ist, nehmen wir wahr, sondern was wir mit Augen und Ohren auffassen; nicht die Dinge selbst erregen unsere Empfindung, sondern dass und wie wir uns zu den Dingen verhalten. Wie der Geist die Dinge nimmt, so bringen sie ihn zu einer Darstellung in Bezug

auf sie, nnd indem er diese Darstellung als die seine bemerkt, sich in ihr erkennt, und fühlt, dass er sie in seiner Gewalt hat, bringt er die Entwickelnng des Menschen allmählich vorwärts. Er braucht also den Laut nothwendig, nm, wenn anch nur andeutend, die Dinge kennen zu lernen; die einseitig auffassende Empfindung führt ihn nicht nur nicht zum Erkennen, sondern würde ihm für sich hierbei nur hinderlich sein. Wie freilich auch durch den Laut der Mensch die Dinge doch nur auf seine Weise kennen lernt, sieht man z. B. an der Verschiedenheit der Onomatopoeïen, welche bei den verschiedenen Racen ganz verschieden lauten, obgleich sie nicht allein Dasselbe bedeuten, sondern es auch auf dieselbe Weise darstellen wollen. —

Die sich nach den einzelnen Lebensmomenten der Seele immer mehr in sich unterscheidende Stimme erlangt zunächst Dehnung, Schärfung, dann Betonung als Steigerung ihres Ausdrucks und als Modificirung. Es bleibt dies auch innerhalb der ausgebildeten Sprache als eigenthümlich individuelle Zngabe zn dem reinen Laute der Wörter, wie denn überhaupt der Seele nichts wieder verloren geht, wenn es anch andere Formen gewinnt, was sie einmal sich errungen hat. Freilich schwindet Dies, wie auch begleitende Gestikulation, in der Rede der sogenannten höheren Gesellschaftsklassen, welche in ihrer Farblosigkeit den Anschein zu vermeiden sucht, dass der individuelle Affekt noch irgend welche Macht übe. —

Zuerst und am entschiedensten empfindet die unterscheidende Seele den direkten Gegensatz zwischen einer Verneinung und einer Bejahung des Organismus, den Gegensatz von Schmerz und Lust. Seufzen, Aechzen, Stöhnen erkennt den vorhandenen Widerspruch an, und bei bestimmten obwohl individnell verschiedenen Graden und einer gewissen Dauer der Empfindung tritt Weinen ein. Durch diese Aeusserungen entäussert sich die Seele ihres Schmerzes, befreit sich theoretisch von ihm, so dass er „beim Weinen zu Wasser wird.“ —

Leicht erkennt man nnn auch bei diesen Aeusserungen die Rückwirkung auf die Seele. Der Hörer tritt in die Stimmung des Weinenden ein; Weinen an sich selbst, ohne Rücksicht auf die objektive Ursache, bringt zur Traurigkeit; vor Allen rührt der Weinende sich selbst, sobald er anf sein Weinen achtet, und man

kann bei Kindern es verfolgen, wie sie Seufzen, Aechzen, Stöhnen, Weinen erlernen und dann auch bei entfernteren, leichteren Anlässen gern ausüben. Dass sie aber dadurch in die Natur ihrer Empfindungen eindringen, sie kennen lernen, abschätzen, kurz, dass sie sich so in ihrem Empfindungsleben vervollkommnen, es in seinen Akten mehr und mehr sondern, ist leicht zu ermessen. —

So bereitet sich nun die Seele vor, den Gegensatz zum Organismus auch als sich wieder ausgleichenden, als überwundenen verstehen und fassen zu können, somit den Schein von dem Wesentlichen eines Gegenstandes abzulösen — gewissermassen Form zu scheiden von Inhalt; — denn das Lachen tritt ein bei der Wahrnehmung, wie der Widerspruch einer Erscheinung dadurch sich aufhebt, dass sie als blosser Schein offenbar wird. Zum Lachen kommt es erst später; es ist dem Weinen an Geist überlegen, denn es kann nicht erfolgen ohne eine Art von Bewusstsein über die Gegensätze, welche das Weinen nur unmittelbar kund giebt. Das Thier lacht nicht, denn es bleibt in der Einheit oder im Gegensatz stecken, es ist dumm ernst und dumm lustig. —

Entsprechend wird dann auf dieser Stufe auch die Fähigkeit der Aeusserungen für den Gesichtssinn sich ausgebildet haben. Ich vermuthe, dass Kinder die Gebehrden, welche die Gegensätze einfach bezeichnen, wie Zu- und Wegwinken, Nicken oder Schütteln des Kopfes etwa zu derselben Zeit verstehen lernen und sich aneignen, in welcher sie für das Lachen gereift sind. —

Es muss übrigens schon an dieser Stelle auf den Unterschied zwischen dem Inhalt der Empfindung und dem Inhalt ihrer Aeusserung durch den Laut hingewiesen werden. Die Empfindung nämlich, wie sie unmittelbar, durch irgend einen Nervenreiz hervorgerufen wird, nimmt zwar das Ding selbst, von dem dieser Reiz ausgeht, nicht in sich auf, aber sie steht doch mit ihm in einem direkten, sinnlichen Bezuge, erscheint von ihm abhängig, gleichsam von ihm erfüllt. Wird aber diese Empfindung nach aussen hin dargestellt, so ist der Zusammenhang mit dem den Reiz veranlassenden Dinge nur noch ein mittelbarer, und die Darstellung lässt nothwendig das Ding ausser Acht, und damit auch die genauere, individuelle Bestimmtheit des Reizes. So kann denn der Laut auch nur von dem Individuum, welches ihn her-

vorbringt und sich der Quelle des Reizes noch bewusst ist, völlig und bestimmt verstanden werden. Ja es wird der Laut selbst, wo es sich eben nur um Aeusserung einer Empfindung handelt, in seiner bestimmten Ausprägung kanm beachtet, — genug, dass er Lant ist. — So fragt Vansen in Göthe's Egmont (4. Aufz.): „Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?“ und Jetter antwortet: Ah! Da fragt Vansen weiter: „Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?“ und Soest sagt: Eh! worauf Vansen höhnt: „Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet.“ — Es können gar vielerlei Empfindungen ein Stöhnen, Seufzen, Aechzen, Weinen, Lachen zur Folge haben, und, wenn auch Unterschiede in diesen Aensserungen vorhanden sind, wird doch aus ihnen auf die Verschiedenheit der Dinge, welche die Erregungen veranlassten, gar nicht geschlossen werden können, und nur in geringem Maasse auf die Verschiedenheit der Erregungen. Es ist also klar, dass zwischen unserer Empfindung und deren Darstellung durch den Laut ein wesentlicher Unterschied besteht. —

Wir bezeichnen diesen Unterschied, welcher bei der eigentlichen Sprache um so viel stärker hervortritt, als die artikulirten Worte von der Natnrgewalt der hier in Betracht kommenden Laute sich entfernen, zunächst dahin, dass die Aeusserung unbestimmter ist, vom Individnellen mehr abgewandt, als die Empfindnng, welche dnrch sie bezeichnet und vollendet wird. Die Beschränktheit unserer Ausdruckmittel lässt nicht zu, dass die speziellen Anlässe zu den Reizen und deren Schattirungen vollkommen verständlich wiedergegeben werden, und es ist damit deutlich eine Gränze unserer Entwickelungsfähigkeit angegeben, und zwar eine Gränze nicht bloss für die Entwickelung unserer Sprache, sondern ebensowohl für die unseres Denkens, welches gerade durch die Sprache seine Form erhält und so bestimmt wird.

Erwägen wir dies noch genauer. —

Wir sprechen von der Beschränktheit unserer Ausdrucksmittel. Soll dies etwa nur heissen, dass die Zahl der Dinge in der Welt und die von deren Bezügen grösser ist, als die der Veränderungen, welche der Mensch seinen Lauten zu geben im Stande ist? — Dies zu untersnchen träfe das Wesen der Sache nicht. Es fragt sich vielmehr, wie weit überhaupt ein Seelenakt dnrch den sinnlichen Laut darstellbar ist. —

Müsste nicht, wenn vollkommene, genaue Wiedergabe stattfinden sollte, vor Allem das Material, in welchem wiedergegeben werden soll, dasselbe sein, wie dasjenige ist, in welchem die Seele arbeitet? Da es nun aber ein fremdes ist, — der Laut — wie kann da Genaueres herauskommen, als ein Bild? —

Das Bild ist keine Verdoppelung des Abgebildeten; es giebt ein Einzelnes, aber ein solches, in welchem nur die wesentlichen Züge — wesentlich für uns, die bildenden — enthalten sind; es setzt also ein Allgemeineres an die Stelle des Individuellen, obwohl an diesem, und schafft demnach absichtslos Materialien zu Werken der Kunst.

Darf man vielleicht, wenn erwogen wird, dass unsere Aeusserungen die Spannung, in welche uns die Empfindung versetzt, erleichtern, auch hier schon von einer versöhnenden Wirkung der Kunst sprechen, welche die individuelle Empfindung zum Bilde umschafft, und sie dadurch sowohl verallgemeinert und damit ihre Schärfe abstumpft, als in den Bereich der menschlichen Sphäre rückt und so ihrer Fremdheit entkleidet? —

Die Dinge an sich verhalten sich gleichgültig gegen uns; wir wenden uns ihnen zu und fühlen den Nervenreiz; der Reiz veranlasst uns, sie, wiefern und wie wir sie empfanden, so es in einem Lautbilde auszutönen. Hiermit sind sie der Aussenwelt zurückgegeben, sind sie uns wieder zu Objekten geworden, aber zu solchen, welche gleichsam den Durchgang durch unser Wesen genommen haben, die wir also kennen und verstehn. Sie haben damit ihre Fremdheit und Gleichgültigkeit abgelegt, und es ist deshalb nicht zu verwundern, dass unsere Laute uns mehr ergreifen und sicherer die Empfindung unserer Geschlechtsgenossen in gleicher Art erregen, als es das Sehen derselben Objekte bewirkt. —

Wie nun zeigt sich uns hierin eine Gränze nicht bloss unserer Sprache, sondern auch unseres Denkens? Wir deuten sie schon hier an, obwohl erst im Gebiete der eigentlichen Sprache sie vollständig zu erkennen ist. Wir fassen also nicht Dinge auf, oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen. Wir kommen also durch die Wechselwirkung unseres Geistes mit unsern Lautäusserungen zu einer Entwickelung, welche uns von dem Naturleben entfernt und

in eine künstliche Welt versetzt, welche Wahrheit und Giltigkeit nur für uns beanspruchen kann.

Genau genommen lebt jedes Geschöpf nur in derjenigen Welt, welche es mit seinem Dasein zu erfüllen im Stande ist. Das Allleben erscheint nur in der Form unaufhörlicher Verleiblichung in Einzelwesen, deren jedes das allgemeine Leben in anderer Art darstellt. Die Individuen bethätigen ihr eigenthümliches Leben in einem bestimmten Kreise je nach dem Masse ihrer Kraft und schaffen sich ihr besonderes Lebensgebiet. Auch des Menschen Geist und des Menschen Welt sind nicht der Geist und die Welt, sondern sein Geist und seine Welt; — aus dieser Welt kann er nicht heraus. Und wie er, durch das Erdleben bedingt, nur in der Erdatmosphäre zu athmen vermag, ihm keineswegs also allgemein und unter jeder Bedingung ein Mitleben mit der Schöpfung verliehen ist, so auch ist er in geistiger Beziehung auf eine bestimmte Sphäre angewiesen, die er selbst ausstrahlt. Er selbst ist der Erdgeist. Bedingung zu seiner Entwickelung ist nicht die Allnatur, sondern eine Reizung durch jene seinem Wesen zugängliche Natur und ein Verkehr mit derselben. Aus dieser beschränkten Theilnahme an dem Allleben erwächst ihm die eigene, beschränkte Welt, wie er sie in seiner Sprache sich darstellt. Das Luftmeer, in welchem wir athmen, wird in unsere Machtsphäre gerückt durch den Laut; wir verkörpern in ihm durch Schallfiguren unsern Geist. W. v. Humboldt („Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues." p. 59 sq.) sagt: „In jeder Sprache liegt eine eigenthümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äusserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten." „Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschliesslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis" — cet.

Die absolute Existenz der Welt und das bedingte Menschendasein sind an einander nicht messbar; um sich selbst zu finden,

Digitized by Google

um seiner selbst sicher und froh zu werden, muss der Mensch seine eigene Welt sich erbauen, eine Welt, in welcher seine Werthe gelten, sein Denken, seine Interessen, die Moral, wie sie für sein Geschlecht passt, sein Glauben, seine Kunst. Diese Welt der Bilder, für deren Erschaffung die Natur nur Grundlage ist, wird für den Geist fixirt durch den Sprachlaut, für die Erscheinung durch das Handeln. — Die Erkenntniss aber, wie Sprache den Menschen nicht nur entwickelt, sondern auch begränzt, lässt sich schon aus der Entstehung und der Natur der noch unartikulirten Laute der Empfindung erschliessen. Es wird unsere Aufgabe sein, diesen Punkt später genauer zu besprechen: an dieser Stelle führen wir noch einige Worte Lotze's an (Mikrokosmus Bd. III, p. 103), welche von jener zweiten Menschenwelt handeln: „Die anwachsende Gesellschaft der Menschen wandelt immer grössere Gebiete der Erdoberfläche zu einer zweiten, wohnlichen Natur, zu dem Schauplatz einer geselligen Lebensordnung um. In demselben Maasse, als dies gelingt, lockert sich der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Aussenwelt; er gewöhnt sich, die meisten seiner Bedürfnisse nicht mehr unmittelbar von ihr, sondern aus dritter Hand durch das Ineinandergreifen der geselligen Arbeit befriedigt zu sehen; mit seinen Vorstellungen, seinen Gefühlen, Sorgen und Planen ist er weit mehr auf diese neue zweite Ordnung der Dinge, auf das verkettete Ganze der menschlichen Gesellschaft verwiesen, als auf die ursprüngliche Natur, die immer mehr dem Blicke sich entziehende Grundlage seines Daseins. Erst dann, wenn dieser erste Fortschritt den Schwerpunkt des Daseins aus der natürlichen Welt in die künstliche Welt der Gesellschaft verlegt hat, beginnt das eigenthümlich menschliche Leben und die Möglichkeit seiner weitern Entwicklung. Denn aus dem Stegreif zu geniessen, was die geschaffene Natur freiwillig darbietet, sind die Thiere mit uns gleichbefähigt; die auszeichnende Aufgabe der Menschheit ist es, die Welt erst zu erschaffen, in welcher sie ihre höchsten Güter finden soll.“ Es heisst dann weiter (p. 104): „So baute der menschliche Geist über der greifbaren sinnlichen Welt des thatsächlich Vorhandenen die nicht minder reiche Gliederung einer Welt von Verhältnissen auf, die dasein sollen, weil ihr eigner ewiger Werth

ihre Verwirklichung gebietet. Und diese ganze künstliche Ordnung des Lebens, die er zu der geschaffenen Natur hinzuzuerschaffen hatte, erschien dem Geiste der Menschheit nur in einzelnen Augenblicken der Verzweiflung, die dem Bewusstwerden begangener Missgriffe entsprangen, als ein willkürliches wiederaufhebliches Gebilde seiner eigenen Erfindung; im Ganzen hat dem Gemüthe der Menschen die sociale Ordnung ganz in der Weise einer unaufheblich gegebenen Naturnothwendigkeit imponirt.“ —

Die Laute des Stöhnens, Aechzens, Seufzens, des Lachens und Weinens sind nicht die einzigen, welche die Empfindungen der Seele im Laute abbilden. Der Mensch hat sich gegen unzählige Beeinflussungen der Aussenwelt festzustellen, um sich in ebenso vielen Akten auf's Vielseitigste kennen zu lernen und zu verwenden. Es tritt bei diesen Lauten bald mehr die Stärke des Reizes hervor, und das Individuum erscheint von der Naturseite her bestimmt, bald überwiegt die zusammenfassende, sich selbst empfindende und wollende Thätigkeit der Seele. —

Theilt man die Empfindungen ein in solche der Lust und Unlust, so ist doch nicht zu übersehen, dass es nicht von ihrem Inhalt abhängt, ob sie der einen oder der anderen Art angehören, sondern von ihrem Verhältniss zu derjenigen Seelenstimmung, in welche sie eintreten; auch die Laute bezeichnen die Empfindung nur relativ, wie die ausgebildete Sprache nur relativ den Gedanken bezeichnet. Wie zahlreich zeigen sich deshalb die Schattirungen der Empfindung! — Freude, Lustigkeit, Entzücken, und ebenso Schmerz, Betrübniss, Trauer, Angst, Grauen, Entsetzen erscheinen wohl als Empfindungen von einfacher Weise, auch die Anspannung der Seele in der Verwunderung, im Stannen, in der Ueberraschung, im Aerger, Grimm und Zorn ist von verschiedener Art, aber feiner stufen sich Empfindungen ab, wie Bangigkeit, Kummer, Theilnahme, Sorge, Ermüdung, Verdruss, und viele schwanken zwischen Lust und Unlust, wie Wünschen, Hoffen, Zweifel, Erwartung, Ungeduld u. a. m. Die Menge der Laute für diese Empfindungen in allen ihren leisen oder starken Färbungen lässt sich nach den Schriftzeichen nicht abschätzen, mit denen wir sie anzudeuten pflegen; sie würde so verhältnissmässig sehr gering erscheinen. Man wird annehmen müssen, dass die jetzt noch aufgeführten Empfindungslaute nur arme Ueberreste

eines früheren Reichthums darstellen, denn auf dem Standpunkt der fertigen Sprache lernt der Mensch immer mehr ihrer entrathen. Die ursprünglichen Laute sind vielfach in Wurzeln übergegangen, wie es offenbar ist z. B. bei: ächzen, das Wehe, jubeln, jauchzen, ἰάχειν, οἶκτος u. a. m., und sie sind bei schwächer werdendem Sprachgefühl bis zur Unkenntlichkeit verbraucht worden, besonders aber wird festzuhalten sein, dass ihre ungemein individuelle Natur einer Fixirung und Erhaltung widerstrebte. Es handelte sich bei ihrer Hervorbringung gewiss nicht um irgend welche Reinheit des Lautes, sondern es kam darauf an, ob sie mit Rauhheit und Schärfe ausgestossen würden, oder milde und schmeichelnd gehaucht, ob sie heller oder dumpfer erklangen, verhältnissmässig stark oder schwach, hoch oder tief, gedehnt oder abgebrochen, sicher und fest, oder zögernd und schwankend u. s. w. — Hieraus kann weiter geschlossen werden, dass im Anfange weniger der unbestimmt gehaltene Vokal die Art der Empfindung charakterisirte, als der begrenzende Consonant. Der beginnende Consonant mochte von der Miene, welche die Gesichtsmuskeln bewegte, bestimmt werden; der schliessende war freier, denn mit Vollendung des Lautes stellte sich das Individuum aus der Herrschaft des Reizes heraus; blosse Consonanten deuteten wohl am meisten auf den Willen. So kann man sich das mehr oder weniger reine a als Ausdruck unbestimmter Erwartung, Verwunderung vorstellen; in ba liegt — man denke an die entsprechende Verziehung der Gesichtsmuskeln — Bezeugung des Ekels, in ha der kräftigen Freude, in ach das Ende des Seufzens, in st! br! bst! ein Gebot. —

Je weniger nun in überwältigender Weise die Empfindung durch die Objekte angeregt wird, desto selbstthätiger, eigenartiger kann der Mensch den Laut gestalten. Gewiss hat schon jede neue Anschauung bei der frischen Empfänglichkeit des Organismus, wie wir sie auf dieser Stufe voraussetzen müssen, genügend gereizt, um den Laut zu wecken, und, sofern irgend welches Verhältniss zu dem Angeschauten in der Seele sich vermittelte, durch einen Laut, der Sinn hatte, auch die Art dieser Beziehung anzudeuten. Dass blosse Wahrnehmungen, — auch ohne besondere Affection — zu Lautreflexen anregen, kann man an den fortwährend plappernden Kindern sehn. Man bedenke, wie die aus-

drucksfähigen Theile unseres Organismus zu den ihnen eigenen Aeusserungen nicht bloss durch wirklich erfolgende materielle Einwirkung gebracht werden, z. B. Muskelzusammenziehungen, Erröthen, Schauder, sondern schon durch jede lebhaftere Vorstellung, und man wird das Wirken des besonders fein organisirten Sprachapparats begreifen. Wir nehmen an, dass die blosse räumliche Gegenwart von Objekten, welche in irgend einer Art Aufmerksamkeit auf sich zogen, durch Empfindungslaute bezeichnet werden konnte, so dass also deiktische, im Anfang sicher eine Gebehrde nur begleitende Töne den Sinn von Raumadverbien und von Pronominibus vertraten. Nahe stehen die Empfindungen des Befremdens, des Interesse, des Gefallens, Behagens. Für den darstellenden Laut lassen sie Freiheit, denn sie regen an, aber überwältigen nicht, so dass das Subjekt, statt einzig seine Empfindung austönen zu müssen, Ruhe behält, zu beobachten und die Art der Einwirkung auf sich genauer kennen zu lernen. Der Laut wird sich so den Objekten gemäss bestimmter zu charakterisiren suchen, gleichsam Farbe annehmen, in gewissem Sinne nachahmen.

In der That glauben wir, dass gerade bei den Empfindungslauten — nicht erst bei der artikulirten Sprache — von der Schallnachahmung, der sogenannten Onomatopoeie zu sprechen ist (cf. auch; Heyse, System der Sprachwissensch. p. 72 sq.). Es scheint ja naheliegend, dass der menschliche Laut die in demselben Material des Tönens sich kund gebende Natur für sich benutzt; nicht zwar zur Benennung, denn dazu würde Artikulirung eintreten müssen, aber zur näheren Bezeichnung der Wahrnehmung; dass er ferner nicht nur ein bu oder bä oder ban wiedertönen lässt, sondern auch ein Säuseln und Rauschen der Blätter, ein Knarren und Krachen der Aeste, ein Rieseln des Wassers, Rollen des Donners, Summen der Bienen, Pfeifen des Windes u. d. m. —

Weiter aber bieten sich die durch die Nerven des Gesichts, Geschmacks, Geruchs, Gefühls vermittelten Eindrücke dar, und, um diese wiederzugeben, findet freilich eine direkte Nachahmung nicht statt. Nun aber müssen wir festhalten, dass niemals ein einzelner Sinn für sich allein wirkt, dass immer der gesammte Organismus sich mitbetheiligt, und dass an sich die Schwierigkeit der Nachahmung bei dem Gehör sich darbietenden Objekten im Wesentlichen dieselbe ist, wie bei den anderen stummen, da im-

mer nicht davon die Rede sein kann, den gehörten Ton selbst darzustellen, sondern nur durch ihn den von ihm ausgehenden Reiz. Bei βηχ, tuss oder spiro, πνέω zeigt sich z. B. wie derselbe Vorgang durch verschiedene Laute nachgeahmt werden kann, welche der Empfindung entsprechen und einem Hörbaren nachschaffen. (Mehr darüber später.) — Erfolgte in der Seele eine isolirte Auffassung der einzelnen Sinnesreize, so würde allerdings schwer einleuchten, wie überhaupt eine Reizung z. B. des Geschmacks oder des Hautgefühls für das Organ des Gehörs erfassbar, d. h. zum Ton gestaltet werden könnte. — Aber der Sinnesreiz wird in uns auf eine Einheit bezogen, auf das Bewusstsein; er wird in seiner Isolirung weder empfunden, noch als solcher im Tone wiedergegeben. Es spiegelt sich daher in dem charakterisirenden Laute weder das Objekt, noch der einzelne Sinnenreiz, sondern eine Totalempfindung, deren lautliches Abbild — ein Analogon des Natürlichen bietend, aber keine Wiederholung — besser Nachschöpfung als Nachahmung genannt werden mag. Für die einzelnen Nerven ist ja das Gehirn und Rückenmark der gemeinsame Mittelpunkt; erst hier wird der Reiz, welchen der Nerv erleidet, zur Empfindung. Darum vertauscht auch der Sprachgebrauch vielfach die den Sinnen zukommenden besonderen Bezeichnungen unter einander oder lässt sie einander vertreten. — Herder (Ueber den Ursprung der Sprache) sagt richtig: „Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte, erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloss sinnliche Empfindungen in uns, und als solche fliessen sie nicht Alle ins Eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt. Da liegt die Erklärung.“ — Man spricht von hellen und dunkeln Tönen und Farben, von stechendem und brennendem Gefühl und Geschmack, von weichem und hartem Ton, süssem Gefühl, scharfem Geruch, schreienden Farben, u. d. m. Oedipus (Soph. Oed. Col. 137) sagt zum Chor: ὅδ' ἐκεῖνος ἐγώ· φωνῇ γὰρ ὁρῶ τὸ φατιζόμενον, so auch (Oed. Tyr. 371): τυφλὸς τὰ τ' ὦτα τὸν τε νοῦν τὰ τ' ὄμματα. Klopstock sagt (Eislauf): „Sonst spähst dein Ohr ja Alles.“

Göthe (Röm. Eleg.): „Fühle mit sehender Hand.“ — Und so konnte Longin (XXVI, 2) von der Schilderung verlangen: τὴν ἀκοὴν ὄψιν ποιεῖν. — Auch in der Praxis macht man von dieser Fähigkeit der Sinne, für einander einzutreten, Gebrauch; auf sie stützen sich die Methoden, blinde und taube Kinder zu erziehen. — Es ist aber auf diese Vertauschungen in den Lautbezeichnungen der Sinne besonders aufmerksam zu machen, weil sie, obwohl angenommen werden muss, dass sie schon bei den unartikulirten Lauten der Empfindung hervortreten, doch besonders für das Verständniss der artikulirten Sprache von Wichtigkeit sind. Sie erklären die von Heyse (l. c. p. 95) als symbolisch bezeichnete Anwendung des Lautes in „Wörtern, wie klar, hell, trübe, dunkel, dumpf, spitz, mild, lind, weich, hart, rauh, scharf, stumpf, glatt, gleiten, schlüpfen, fliessen, wallen, Zorn, Groll u. d. m.“ Bei Bildung solcher Laute hörte und tönte der ganze Mensch.

Man ist Humboldt (Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, p. 81) darin gefolgt, derartige Lautbezeichnung symbolisch zu nennen. Humboldt selbst drückt sich vorsichtig aus: „Man kann diese Bezeichnung (wenn z. B. stätig, stehen, starr den Eindruck des Festen giebt, das Sanscritische li schmelzen, auseinandergehn, den des Zerfliessenden) obgleich der Begriff des Symbolischen in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen.“ — Wir nennen sie eine analoge, (ein Ausdruck, den Humboldt auf eine andere Art der Sprachbildung [p. 82] anwendet), sprechen aber auch nur von dem Laute als solchen, nicht schon von den Wörtern. Auch Heyse (l. c. p. 99) behandelt solche Uebertragungen der Sinnesthätigkeiten und Sinneseindrücke von einem Sinn auf den andern und nennt sie Begriffs-Metaphern, z. B. also: stumpf auf dem Ohre, caeca mens, bitter kalt, bittere Armuth cet. Er deutet hiermit auf einen im Gebiete der artikulirten Sprache eintretenden Wandel der Bedeutung, welcher dieselbe Erscheinung bietet, dass Analoga für einander eintreten; es kommt dies hier aber nur soweit in Betracht, als wir dadurch die beginnende Charakterisirung des Empfindungslautes zu begreifen vermögen. Es ist ja auch, wenn man die Wörter dieser Art bespricht, lediglich um deren Lautkörper zu thun, und es ist besser, nicht vorzugreifen und zunächst

die Ausdrucksfähigkeiten des Lautes an sich zu prüfen. Erst mussten diese Erfolge auf den Vorstufen der Sprache errungen sein, der Mensch musste erst eine gewisse Macht über sein Lautmaterial erlangt haben, dann erst konnte eine freie Gestaltung — das Wort — entstehen, in dessen Gebiete dann, freilich in erhöhter Form, die Errungenschaften der vorangegangenen Arbeit wieder auftreten. In der ausgebildeten, artiknlirten Sprache finden wir das Lachen und Weinen, das Jubeln, Stöhnen, Aechzen, das Nachahmen, Deuten der Empfindungslaute als interjektionale Elemente, als Spuren der Onomatopoeie wieder auf, degradirt freilich zu blossem Lautmaterial; und weiter noch erstreckt sich die Verwendung dieser nach einer Analogie erfolgenden Lantbildungen, welche als solche deshalb nicht mehr nachweisbar sind, weil sie der Artikulation ganz nahe rücken und in dem Maasse verschwinden mnssten, als die Sprache (im engeren Sinne) sich ansbildete und sie in den Wurzellant erhob. — Giebt man mit Heyse (l.c. p. 72 sq.) zu, dass Schallnachahmungen auch nnartikulirt als „Naturlaute, welche der Vernunftsprache noch nicht angehören", hervorgebracht werden konnten, so muss auch angenommen werden, dass Analoga zu diesen, den Reizungen aller Sinne gemäss, als blosse Laute vorhanden waren. —

Es kann endlich der Reiz, welcher die Empfindung anregt, der Art sein, dass er das Subjekt zur Thätigkeit bestimmt, sei es, um sich mit der Aussenwelt überhaupt in Verkehr zu setzen, sei es, um den Eigenorganismus zu behaupten oder geltend zu machen. Laute, welche solche Thätigkeit anzeigen oder begleiten, z. B. Rufe, wie he! st! ha! werden eine Einwirkung des Objekts nicht erkennen lassen, desto entschiedener aber die Energie, zu welcher der Organismns sich anspannt. —

Ehe wir dazu fortgehn, den psychologischen Fortschritt zn besprechen, welcher nach dem Gesetz der Wechselwirkung mit diesen Lauthervorbringungen sich verflicht, bemerken wir, dass, weil die wahre Natur des Wortes als eines Kunstwerkes — dies erst ist Symbol — nicht erkannt wurde, man vielfach die artikulirte Sprache unmittelbar ans diesen Lauten herzuleiten snchte. Man liess dabei ansser Acht, dass bei Bildnng der Wörter eine Freiheit sich wirksam zeigt, welche diesen Naturlauten abgesprochen werden muss, und dass mit Auffindung des Lant-

stoffs die Wortform noch nicht erreicht ist. — Da die Alten ihre Ansichten einfacher herauszusagen pflegen, führen wir Epikur als Vertreter dieser Ansicht an. Er erklärt die Entwickelung unseres Geistes in derselben Art, wie die der Sprache. Die Erkenntniss erfolgt durch die Sinne, zu denen von den Dingen her Bilder (εἴδωλα) ausströmen. (Lucret. IV, 35: rerum simulacra, quae quasi membranae summo de corpore rerum dereptae volitant ultro citroque per auras.) Bei wiederholten Eindrücken derselben Art (τύπος) kommt es in uns zu einer (πρόληψις) Vorstellung, und was die Sinne so geben, ist nur Wahres (ἐναργές). Verknüpfen wir dann die Vorstellungen, so irren wir leicht, und es ist so der Irrthum lediglich eine Zuthat von uns. So nun erzeugt sich auch die Sprache durch Ansammlung von Naturlauten (φθόγγοις) je nach der verschiedenen Erregbarkeit der Völker. Später tritt dann die Convention der Menschen hinzu und damit denn vieles Verkehrte. (Diog. Laert. X. 75. sq.) In neueren Zeiten hat namentlich Wüllner mit Gelehrsamkeit und Feingefühl versucht, die Wurzeln auf ursprüngliche Interjektionen zurückzuführen, so z. B. („Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen", p. 5.) ἄχομαι, ἀιάζω, ἀλαλάζω, ἰάχω, ächzen, jauchzen cet. Von der im Lateinischen und Deutschen Stille gebietenden Interjektion st leitet er stare, στῆναι, stehen, das Sanscrit: sta, στέλλειν, stellen; von der Interjektion dâ, beim Ueberreichen gesprochen, das griechische τῆ, (z. B. Od ι, 347: κυκλωψ, τῆ, πίε οἶνον) dare, δοῦναι cet. — Es versteht sich nach dem Obigen, dass diese Ableitungen sich auf ein Richtiges stützen und in zahlreichen Fällen richtig sein können; da aber das Wort einen höheren, freieren Ursprung hat, als dies Lautmaterial, so ist Sicherheit der Nachweisung vom Worte aus nicht möglich, und es zeigt sich bei zu grossem Eifer im Nachweisen deutlich die Gewaltsamkeit, mit welcher ein Symbol zu einem Naturlaut gemacht werden soll. —

Untersuchen wir nunmehr die Weiterentwickelung des Bewusstseins, wie sie durch diese Thätigkeit der Lauterzeugung vermittelt wird. —

Wollen wir die Aussenwelt mit dem Namen Wirklichkeit bezeichnen, so ist das, was den Lauten des Schreiens, Weinens, Lachens, den weiteren Empfindungslauten als Bedeutung zu

Grunde liegt, ein nicht Wirkliches, oder genauer: ein nur für den Menschen Wirkliches; nicht die Dinge treten in's Bewusstsein, sondern die Art, wie wir zu ihnen stehen, je nach den einzelnen Lebensmomenten, in denen wir zu ihnen in Beziehung treten. Das ganze und volle Wesen der Dinge wird selbst nach dieser Seite, nach welcher sie eine Einwirkung auf uns ausüben, niemals in einem Blicke von uns erfasst. Unsere Lautäusserungen warten keineswegs ab, bis unsere Wahrnehmung und Erfahrung uns zu einer vielseitigen, irgendwie respektablen Erkenntniss der Dinge verholfen hat; sie erfolgen sofort, sobald der Reiz empfunden wird, sie verzichten daranf, dem Dinge homogen zu sein, sie wollen eben nur sich genügen. Es ist dies natürlich nicht so zu verstehen, als spräche die Seele nur ihre Empfindung aus, wenn sie im Laute anstönt, losgelöst von der übrigen Welt, ohne Bezug auf die Wirklichkeit — vielmehr schafft der Mensch, (und zwar wirkt dabei sein eigener Organismus als Theil dieser Wirklichkeit) seine Laute unter dem übermächtigen, tonangebenden Einfluss der Natur, und deren Färbung also zeigt sich überall. Ertönte beim Regnen ein Menschenlaut, wie etwa pln, beim Geräusch des Brechens wie frag oder brech, beim Schnüren, Würgen, wie ἀχ oder ἀγχ, so ist dies immer Interjektion, aber eine von der Natur der Vorgänge mitbestimmte, und wenn also auch der Laut unmittelbar ein Wirkliches nicht bedeutet, so deutet er doch auf analoge Vorgänge in einer Welt, welche nur durch die Einwirkung der Wirklichkeit zu Stande kommt und sie so gleichsam abspiegelt. —

Dagegen tritt nun die Lautäusserung als Laut wirklich ein in die Welt; sie wird selbst ein Ding, und zwar ein solches, welches den Menschen zum Schöpfer hat und desshalb von ihm verstanden wird. Nachdem die Empfindung die Laute pln — frag — ἀγχ ausgegeben hatte, wurden diese Eigenthum der Seele, welches an ihnen sich in ihrem Verhalten zu diesen bestimmten Vorgängen erkannte. —

Sehen wir nun, welcher Unterschied darin liegt, ob die Seele nur durch Anschauung und Wahrnehmung die Vorgänge der Wirklichkeit sich zu eigen macht, oder dadurch, dass sie sich der Vermittelung des Lautes bedient. — Der Empfindungslaut erfolgt sofort nach dem Reiz, wie wir sagten. Der Reiz aber kommt nicht schon durch den Vorgang oder durch das Ding an sich zu Stande,

sondern nur so weit, als die Seele diesem ihre Aufmerksamkeit zuwendet; sie empfängt demnach den Reiz nur durch das, worauf sie merkt; sie nimmt statt des Dinges selbst nur wahr dessen Merkmal, bestimmte Eigenschaften des Dinges, wodurch sie es als ein besonderes von den anderen Dingen unterscheidet. So lange nun die Seele nur wahrnimmt, ist ihre Anschauung an das einzelne Objekt gebunden, sie kennt und fasst es nur als diese einzelne sinnliche Erscheinung. Jetzt ertönt der Laut, hervorgerufen durch das Merkmal, und indem die Seele den Laut vernimmt, erkennt sie an ihm nicht mehr diesen Vorgang, dieses Ding, sondern ihre Art, dies aufzufassen -- Welche Art ist dies? —

Das Merkmal des Regens, welches zu dem Laut plu veranlasst, passt nicht nur auf den wahrgenommenen Regen, sondern auf jeden, und so passt der Laut auf Alles, was solches Merkmal an sich hat oder haben kann, z. B. auf viele andere Bewegungen des Wassers; der Laut bu deutet nicht bloss auf dieses Rind, sondern auf die Thiere derselben Gattung überhaupt; ein Laut ha! kann jede Art der Ueberraschung bezeichnen, das weh! jeden Reiz, welcher Schmerz erregt. Die Seele empfängt also an dem Laut eine neue Wahrnehmung, welche allgemeiner ist, als die ursprüngliche, vielfach bestimmbar also und dabei der Bestimmung immer bedürfend, weil sie in jedem einzelnen Falle bestimmt sein soll, der Laut Bestimmtes immer zu bedeuten hat. Die Seele erhält damit den Antrieb, erfährt den Zwang, das Ding vorstellen zu müssen nach Anleitung des Lautes und gelangt dadurch zu einer Thätigkeit höherer Art, nämlich aus einem Allgemeinen das Einzelne zu finden; sie stellt das Objekt sich auf ihre Weise hin und lernt es in dieser Form kennen; sie erhebt sich damit von der Anschauung zur Vorstellung, wodurch weiter auch für das Bewusstsein der Gegensatz des Subjekts zu der objektiven Welt sich herausbildet. –

Wie die Seele aus dem Reiz des Lautes wieder zu dem Merkmal des Dinges gelangt, ist nicht schwer zu begreifen, denn aus der Reizung dieses Merkmals ist er ja selbst entsprungen, und wir haben die Erfahrung, dass auch sonst bei uns ein Aeusserliches das analoge Innerliche erregt: zornige Gebehrden entflammen Zorn, Gähnen erregt die Empfindung oder Vorstellung der Langeweile und steckt desshalb an, die Haltung des Hochmüthigen for-

dert uns heraus; man zwingt sich heitere oder traurige Mienen an und wird dann wirklich so gestimmt — zwar auch, weil man eben will, aber man wählt doch diese Mittel. —

Aber wie kommt weiter die Seele von ihrem Merkmal auf das angeschaute Ding? Sie kommt, erinnern wir, zu diesem überhaupt nicht, denn sie schaute es niemals so an, wie es ist, sie empfing es nur als ein Subjektives. Demnach objektivirt nun der Laut diese unsere subjektive Auffassung, und es beginnt damit die Errichtung jenes Lautreiches, nach dessen Gesetzen wir vorstellen, denken und dichten, nach W. v. Humboldt's Ausdruck: (Verschiedenh. des menschl. Sprachb p. 76) „die von dem Menschen nach den Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich heraus objektivirte Welt". —

Bei der Beschränktheit unseres Organismus ist uns nur so vergönnt, die Aussenwelt zu ergreifen, dass wir auf Aneignung des unendlichen Reichthums der Individualität verzichten und das Aehnliche gruppenweise zusammenfassen sowohl im Laut wie im Bewusstsein. Die Gebehrdensprache, noch auf dem Standpunkt der unmittelbaren Wahrnehmung, ist dem Rechnen mit Ziffern zu vergleichen, die Lautsprache verhält sich wie das Rechnen mit Buchstaben. —

Die Beziehung dieser Lautwelt zu der wirklichen, der ja auch sie schliesslich angehört, ist deutlich; für sich hat sie keinen Bestand, aber sie führt nicht hinein in die Welt der Dinge, sondern begleitet sie gleichsam parallel. Wie auch ferner der strebende Mensch mit seinem Bewusstsein über das Wort hinaus will, das Tiefere, Ungesagte fordernd und suchend, immer nimmt ihn der Laut wieder gefangen, indem er momentan ihn befriedigt. Und so kann man hier ebensowohl sprechen von einer Entwickelung des Menschengeistes, der die Individuen in Genera verwandelt, statt des Einzelnen das Allgemeine ergreift, als man andererseits an dieser Stelle schon unsere Unfähigkeit bekennen muss, das Individuum, d. h. die Wirklichkeit zu erfassen. —

Auch die praktische Seite unseres Geistes erfährt natürlich eine Fortbildung, wenn die theoretische sich entwickelt; beide bilden sich an und durch einander. Die Aufmerksamkeit z. B., welche erst allmälig gelernt werden muss, ist schon Wille, der die Intelligenz anspannt, auf Reize zu achten. Da nun das

theoretische Bewusstsein auf dem Standpunkt der Vorstellung sich dem Objekte gegenüber weiss, so entwickelt sich — worauf hier nicht weiter einzugehen ist — in praktischer Beziehung der Trieb zum Begehren.

Wenn man berücksichtigt, dass des Menschen Entwickelung hiermit nicht abgeschlossen ist, und dass dieser Umstand, dass sein Vermögen weiter reicht, auch schon die besprochene Stufe der Entwickelung zu einer anderen, höheren macht, als sie hier zunächst von uns beschrieben werden kann, so wird man im Uebrigen doch auch zugeben müssen, dass diejenigen Thiere, welchen mannigfaltige Stimmlaute zur Verfügung stehen, auch einen analogen Fortschritt ihrer Intelligenz aufzuweisen haben, welcher freilich in Bezug auf die Erhebung zur Vorstellung und zum Vorsatz in seinem Beginn auch schon abbricht Man vergleiche hierüber: z. B. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache Th. I. 9te Vorlesung — und Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. p. 62. sq.: „Vom vernunftlosen Intellekt." der den Thieren „bloss eine unmittelbare Erkenntniss" zuschreibt, uns „neben dieser auch eine mittelbare", doch aber bemerkt, (unter Berufung auf Leroy, sur l'intelligence des animaux) dass „eine schwache Spur von Reflexion, von Vernunft, von Wortverständniss, von Denken, von Vorsatz, von Ueberlegung sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Thiergeschlechter allerdings bisweilen zu unserer jedesmaligen Verwunderung kund gebe". — Den Zusammenhang solcher Entwickelung mit der Lauthervorbringung hat Schopenhauer nicht bemerkt. —

Hegel (Encyclopädie, § 451) nennt die Vorstellung „erinnerte Anschauung", sagt, es übertrage diese „den Inhalt des Gefühls in ihren eignen Raum und ihre eigne Zeit" und mache ihn dadurch zum „Bilde", (Encycl. § 452) in welchem die „unmittelbare, einzelne Anschauung" durch „Subsumtion unter ein Allgemeines (die Vorstellung) eingereiht und so zum Eigenthum der Intelligenz werde" (l. c. § 454). Es sei nun „dies Gebilde des Selbstanschauens noch subjektiv, und es fehle ihm noch das Moment des Seienden". (l. c. § 457.) Sie äussere sich also, produzire Anschauung, mache Zeichen, (§ 458) werde zur Sprache, in welcher also „die Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen ein zweites höheres, als ihr unmittelbares Dasein, erhielten, eine Existenz, die im Reiche

des Vorstellens gelte". (§ 459.) — Es versteht sich aus dem Hegel'schen Standpunkte, dass die Entwickelung, welche hier geschildert wird, darin ihre Erklärung findet, (cf. z. B. § 350) dass der Geist an sich selbst das ganze objektive Sein umfasse, so dass seine Erinnerung ihm eben nur sein Eigenthum zuführe, welches er dann wieder äusserlich mache, frei behandele und zum Erweis seiner Eigenthumsrechte stempele — so entstehe Sprache. —

Der Ort der Sprache ist hier im Allgemeinen richtig bestimmt, (siehe auch Rosenkranz, Psychologie, p. 250 sq.) die Auffassung im Uebrigen, nach welcher die Worte uns die Dinge gäben, sowie deren Verkettung den Zusammenhang der Welt — haben wir oben widerlegt. —

Nachdem nun diese Stufe der Geistesentwickelung erreicht ist, zu welcher die Wechselwirkung von Seele und Laut den Menschen führt, tritt jene Hervorbringung von Lauten ein, welche man artikulirte Sprache zu nennen pflegt.

IV. Die Sprachwurzel als Werk naiver Kunst. Ihr Wesen im Gegensatz zu den Naturlauten, ihre Gestalt, ihr Lautmaterial; ihre Fähigkeit, der Mittheilung zu dienen. Die Symbolik der Laute.

Wir hatten die Bewegung der Wechselwirkung zwischen Seele und Laut so weit begleitet, dass wir erkannten, wie die Bildung von „Vorstellungen" dem Wesen der Empfindungslaute gemäss erfolgt, und wie damit im Bewusstsein die Unterscheidung eines Objektiven vom Subjekt eintritt. Wie wir nun wahrnehmen, dass innerhalb der vollendeten Sprache reicherer und gewaltigerer Gebrauch derselben Hand in Hand geht mit der Erweiterung und Vertiefung des geistigen Lebens, so haben wir auch den Uebergang von der Sprache der Naturlaute zu der artikulirten aus der vorgeschrittenen Geistesentwickelung zu begreifen. —

Wenn also die Seele, indem sie ihre Lautäusserungen sich deutet, als vorstellende sich allgemeiner verhält, gruppenweise die einzelnen Erscheinungen zusammenfasst und so zu Begriffen gelangt, wird in Folge dessen auch ihr Laut die Unmittelbarkeit der Natureinwirkung verlieren und eine Bestimmung von Seiten des

Bewnsstseins erfahren, mit welcher dieses ausdrückt, dass es nicht mehr von dem Reiz einer sinnlichen Anschaunng ergriffen wird nnd eine Empfindung austönen mnss, sondern dass es von seiner Vorstellung geleitet ist. Der nunmehr hervorgebrachte Laut giebt demnach nur noch ein Bild der Erscheinungen und Vorgänge, ein Lautbild, welches nicht mehr, wie der Empfindungslaut, bloss das Schattenbild ist, welches der von der Sonne der Natur dnrchleuchtete und aufglänzende Organismus wirft, sondern eine Ausführung, an welcher die Seele mit eigener Kraft sich betheiligt. — Indem wir dies Bild gebrauchen, fällt uns ein, dass wir in ähnlichem Bilde von Heraclit das Gegentheil gesagt wissen (nach Ammonius zu Arist. de interpret. p. 24): „ἐοικέναι γὰρ τὰ ὀνόματα ταῖς φυσικαῖς ἀλλ' οὐ ταῖς τεχνηταῖς εἰκόσι τῶν ὁρατῶν. οἷον ταῖς σκιαῖς καὶ τοῖς ἐν ὕδασιν, ἢ τοῖς κατόπτροις ἐμφαίνεσθαι εἰωθόσι“ cet.

Wenn nämlich durch ein Hörbares — den Laut — ein Reiz, eine Empfindung dargestellt wird, kann diese Darstellung freilich nur ein Bild sein, wie wir schon oben (p. 157 sq.) erörterten, und insofern sind alle Empfindungslaute Lautbilder, aber das Bild, welches die Vorstellnng entwirft, ist noch ein anderes. Denn als vorstellend ist der Mensch nicht mehr eins mit der Natur; er unterscheidet die Objekte und deren Reizungen von sich und will nicht diese selbst darstellen, sondern solches Bild von ihnen, wie er es sich eingebildet hat. Diese Einbildung ist sein Werk, und auch sie, wie jedes Innerliche, drängt dazu, — wenn schon nicht mehr aus blosser Gewalt der Natur — sich nach Aussen hinzustellen, hören zu lassen, was und wie sie ist. Aber, entrückt den unmittelbar zwingend auf den Organismus wirkenden Reizen der Natur, hat nunmehr die Seele Zeit sich zu besinnen, sie hat Stellung genommen, ringt sich durch zu jener Freiheit, ohne welche ein Gebilde der Kunst nicht zu Stande kommt. Herder sagt: (Ursprung d. Spr.) „Das erste Merkmal der Besinnung war das Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden.“ — Der Mensch selbst will nun eine Darstellnng eines innerlichen Vorgangs geben, will einen Lebensmoment der Seele in einem Lautbilde verkörpern. Er will dies; mag man nnn im Besonderen den Grund, welcher ihn dazu bewegt, als Freude an einem Spiel bezeichnen, welches seine

Vorstellung mit dem natürlichen Lautmaterial zu treiben beginnt, oder als Regung der Imagination, welche im Laute feste Gestalt zu gewinnen bemüht ist. Es wird also ein Innenbild dargestellt durch ein Aussenbild, d. h. ein an sich Allgemeines, welches doch als Besonderes gemeint wurde, wird dargestellt durch ein anderes Besondere, welches doch an sich ein Allgemeines bezeichnet. Der so gebildete Laut ist demnach Symbol, und der Mensch betritt, indem er ihn hervorbringt, das Gebiet der Kunst. — Wir führen hierzu Schelling an (nach Lotze, Geschichte der Aesthet. in Dtschl. p. 293): „Darstellung des Absoluten mit absoluter Indifferenz des Allgemeinen und Besonderen im Besonderen — und dies sei die Aufgabe der Kunst — sei nur symbolisch möglich. Schematismus sei die Darstellung, in welcher (wie z. B. beim Denken) das Allgemeine das Besondere bedeute, oder Besonderes durch Allgemeines angeschaut werde; Allegorie deute (wie z. B. beim Handeln) Allgemeines durch Besonderes an; Symbol sei die Synthesis beider, in welcher (wie in der Kunst) weder Allgemeines das Besondere, noch dieses jenes bedeute, sondern beide absolut Eins seien.“ — Es versteht sich, dass wir uns bescheiden, von dem „Absoluten“ etwas Genaueres zu wissen, aber, wenn man uns sonst noch gestattet, auch der Allegorie den Kunstcharakter zuzugestehn, können wir im Uebrigen wohl beistimmen. —

Bevor wir die ungemein wichtige Frage über die Bedeutung, welche den so gebildeten symbolischen Lauten eigen ist, (im folgenden Abschnitt) fortführen, geben wir an, welche Vorstellung von diesen ersten Schöpfungen der artikulirten Sprache man sich nach der neueren Sprachforschung zu machen hat. Die Sprachwissenschaft nennt sie Wurzeln. Um sie in den indogermanischen Sprachen aufzufinden, hat man, wie z. B. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie p. 43 und 44) entwickelt, „alles formelle und zufällige von einer gegebenen Wortform abzustreifen.“ Es sind ferner, da „diese Wurzeln zwar durch Abstraction gewonnen werden, hieraus aber keineswegs folgt, dass sie nicht wirklich wären,“ da vielmehr die Annahme wahrscheinlich ist, „dass solche Wurzeln in der frühesten Periode des Sprachlebens, das heisst in der der Flexion vorausgehenden, auch getrennt von allen Zusätzen eine reale Existenz hatten, dass mit andern Worten

wenigstens viele derselben einmal wirkliche Worte waren, als indogermanische Wurzeln nur solche Lautcomplexe anzuerkennen, welche nach den Lautgesetzen der indogermanischen Ursprache sprechbar sind.“ Es ergiebt sich z. B. in der Wortform ἐτίθετο das ἐ als eine Form, welche Vergangenheit bezeichnet, τι als Reduplicationssylbe, το als Bezeichnung der dritten Person Sing. Med. also bleibt als Wurzel θε; würde ἐγίγνετο so zerlegt, so käme man zu der für sich nicht aussprechbaren Wurzel γν, es ist also γεν (γένος, Skt. g'ân) anzunehmen. —

Bestimmt behauptet z. B. Max Müller (Vorlesungen über Wissensch. d. Spr. übers. von Böttger. Abth. I. p. 307): „Die Wurzeln sind nicht, wie dies gewöhnlich behauptet worden, blosse wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht.“ — Und so heisst es bei Schleicher (Die deutsche Sprache p. 7): „Die Laute und Lautcomplexe, deren Function es ist, die Bedeutung auszudrücken, nennen wir Wurzeln.“ (p. 44): „Die Form der Ursprachen war keine andere, als die einfachste, deren die Sprache überhaupt fähig ist.“ „Sämmtliche Ursprachen bestanden also nur aus Bedeutungslauten.“ „Der Satz z. B. „der Mensch steht,“ oder, was in dieser Periode wohl nicht lautlich geschieden ward, „die Menschen stehen,“ oder auch „des Menschen Stand,“ dies und noch manche andere Beziehung, in welcher die Bedeutungen „Mensch“ und „Stehen“ neben einander gestellt gefasst werden können, alles diess muss in der Urperiode unseres Sprachkörpers gelautet haben ma sta, denn diess sind die kürzesten Wurzelformen, die Grundbestandtheile jener zwei Worte.“ —

Nicht so betrachtet die Wurzeln z. B. Renan, der sie den einfachen Elementen vergleicht, auf welche in der Chemie die Körper zurückgeführt werden: (hist. d. lang. sémit. p. 450.) „les racines sont en philologie ce que les corps simples sont en chimie.“ Er sagt (de l'origine du lang. p. 153): „En analysant les langues les plus anciennes, on voit peu à peu s'effacer les limites des catégories grammaticales, et on arrive à une racine fondamentale qui n'est ni verbe, ni adjectif, ni substantif, mais qui est susceptible de devenir tout cela.“ Er giebt dann zu, dass Sprachen, wie z. B. die chinesische, auf dieser Stufe des Ausdrucks stehen bleiben können, aber, fragt er: „Est-ce là une raison pour

dire que le radical pur a en effet précédé la distinction des noms et des verbes? Non, certes. Le thème primitif qui se cache sous les formes dérivées, bien qu'il constitue seul la partie essentielle de ces formes, n'a jamais existé à l'état simple." — In demselben Sinne erklärt sich Pott. (Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. Th. II. Abth. I.) Er sagt (p. 194) die Wurzeln sind „stets nur ideale, dem (vom?) Grammatiker zu seinem Geschäft nöthige Abstraktionen", „ein Produkt, oder wohl richtiger gesprochen, Edukt grammatischer Kunst, einer, so zu sagen, chemischen Analyse." „Man hat also die Wurzel historisch nicht vor der Rede, und rein in der Sprache vorhanden zu denken, sondern bereits in Verbindungen eingegangen." „Es genügt, (p. 95) dass die Wurzeln — unausgesprochen — nur gleichsam als kleine Bildchen der Seele vorschweben, während der Mund sie fortwährend mit bald dieser bald jener Form umkleidet und so in hundertfachen Fällen und Verbindungen der Luft zum Weitertragen übergiebt" — (cf. auch p. 224.) —

Was Pott sagt, scheint uns als Warnung zu beherzigen, dass man nämlich nicht mit Ausziehung der Wurzeln auch annehmen dürfe, die Ursprache entdeckt und festgestellt zu haben; aber es wird sich nicht bestreiten lassen, dass die Laute der Ursprache so gewesen sein können wie unsere Wurzeln, — wir wissen es jedenfalls nicht besser — und dass sie ungefähr so gewesen sein müssen. Schwerlich sind die Laute der Ursprache so bestimmt gewesen, wie wir sie jetzt künstlich bestimmen, aber andererseits können wir sie nicht als bloss der Seele vorschwebend denken, denn immer handelte es sich doch um einen bestimmten Sinn, also um eine bestimmte Aeusserung, und wie hätte diese gesprochen werden können, ohne eine wenn auch nur den Beginn der Artikulation anzeigende Form? Ob nun zugleich mit dem Auftreten der Wurzel auch Bildung von Wortformen aus ihr anzunehmen sei, kann unentschieden bleiben, ganz unwahrscheinlich aber ist, dass unter den gesprochenen Formen sich die der Wurzel nicht vorzugsweise befunden habe. — Und so mögen wir denn schliesslich wohl der vorsichtigen Erklärung hierüber beistimmen, welche Steinthal giebt: (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 276 sq.) „Nur auf dem

Gebiete des sanskritischen Stammes können wir mit Recht von Wurzeln reden; denn nur hier ist bis jetzt die grammatische Analyse so weit vorgeschritten, dass sie in der Mehrzahl der Fälle von den Wortformen der lebendigen Rede alle formalen Elemente abzulösen und einen Grundstoff zurückzubehalten versteht, den man eben Wurzel nennt.“ — So sind wir hier im Stande in den Wurzeln Sprach-Elemente aufzustellen, welche nicht nur einen abstrakt theoretischen Werth haben, welche nicht nur zum Behufe grammatischer Rechnung und Formulirung hypothetisch angesetzt werden; sondern die Wurzeln — in so weit sie richtig aufgestellt sind, was in einem grossen Theile derselben wenigstens höchst wahrscheinlich ist — stellen wirkliche Sprach-Elemente der Urzeit dar und kommen den ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung sehr nahe, mögen oft genug mit ihnen zusammenfallen. — Hiernach könnten wir uns die Aufgabe stellen, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes — von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform nicht bloss als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen. — „So können wir uns z. B. von vorn herein des Gedankens gar nicht entschlagen, dass zu einer bestimmten Zeit, es sei 4000 oder 5000 vor Chr., der sanskritische Stamm eine reine Wurzel-Sprache gesprochen habe, die der chinesischen innerlich sehr ähnlich gewesen sein wird. — Freilich — war diese doch niemals eine solche, wie die chinesische; denn die sanskritischen Sprachen sind flexivisch geworden, diese aber ist es nicht, in ihnen muss also ein Trieb gelegen haben, der in dieser nicht lag. — Wahrscheinlich war die Verschiedenheit unerfassbar gering; darum aber war sie doch nicht minder vorhanden und wuchs mit jedem neuen Sprach-Akt.“ —

Was die Lautform der indogermanischen Wurzeln angeht, so haben sich die Sprachforscher für ihre Einsylbigkeit entschieden. Schleicher (Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen Th. II, p. 2-7) stellt hin: „Unverbrüchliches Gesetz der indogermanischen Wurzeln ist die Einsilbigkeit.“ — Bopp (Vergleichende Grammatik, p. 194 sq.) unterscheidet Verbalwurzeln und Pronominalwurzeln, beide aber sind einsylbig. Von den Verbalwurzeln, welche er objektive nennt, ist W. von Humboldt der Ansicht, dass sie schwerlich auch Wörter gewesen

seien, dagegen glaubt er, dass dies bei den Pronominalwurzeln anzunehmen sei. (Ueber die Versch. des menschl. Sprachbaues. p. 116 sq.). Er sagt: „Ausser dem Gesetze der Einsylbigkeit sind die sanskritischen (d. h. die von uns indogermanisch genannten) Verbalwurzeln keiner weiteren Beschränkung unterworfen, und die Einsylbigkeit kann unter allen möglichen Gestalten, in der kürzesten und ausgedehntesten, sowie in den in der Mitte liegenden Stufen hervortreten. Dieser freie Spielraum war auch nothwendig, wenn die Sprache innerhalb der Grenze der Einsylbigkeit das ganze Reich von Grundbegriffen umfassen sollte. Die einfachen Vokale und Consonanten genügten nicht; es mussten auch Wurzeln geschaffen werden, wo mehrere Consonanten, zu einer untrennbaren Einheit verbunden, gleichsam als einfache Laute gelten; z. B. sta stehen, eine Wurzel, in welcher das Alter des Bestimmtseins des s und t durch das einstimmige Zeugniss aller Glieder unseres Sprachstamms unterstützt wird; so ist in skand steigen (lat. scando) die alte Consonanten-Verbindung an den beiden Grenzen der Wurzel durch die Begegnung des Lateinischen mit dem Sanskrit gesichert. Der Satz, dass schon in der ältesten Periode der Sprache ein blosser Vokal hinreicht, um einen Verbalbegriff darzustellen, wird durch die merkwürdige Uebereinstimmung bewiesen, mit welcher fast alle Individuen der indo-europäischen Sprach-Familie den Begriff gehen durch die Wurzel i ausdrücken.“ — Die Wurzeln der semitischen Sprachen zeigen uns drei Consonanten, müssen also, wenn Vokale hinzutreten, zweisylbig ausgesprochen werden, erhalten dadurch aber schon immer eine bestimmte grammatische Form. Demnach scheint auch bei diesen (z. B. nach Ewald, hebräisch. Grammat.) ursprüngliche Einsylbigkeit angenommen werden zu können.

Renan freilich weicht in Uebereinstimmung mit seiner oben gegebenen Ansicht über die bloss ideale Existenz der Wurzeln auch hier von dieser Ansicht ab — (de l'orig. d. lang. p. 166 sq.): „Ce n'est donc que par une hypothèse purement artificielle qu'on suppose à l'origine de toutes les langues un état monosyllabique et sans flexions. cet.“ In Bezug auf die semitischen Sprachen sagt er: (histoire générale des langues sémitiques. p. 94) „Telle est la facilité avec laquelle le système des langues sémitiques se laisse ramener à un état plus simple qu'on est tenté de croire

à l'existence historique et à la priorité de cet état, en vertu du principe, si souvent trompeur, que la simplicité est antérieure à la complexité.“ Nachdem er diese Ansicht, als deren Vertreter er Michaelis, Adelung, Klaproth, Gesenius, W. v. Humboldt u. A. nennt, auseinandergesetzt, sagt er: (p. 97) „On arrive ainsi à une langue monosyllabique, sans flexions, sans catégories grammaticales, exprimant les rapports des idées par la juxtaposition ou l'agglutination des mots; à une langue, en un mot, assez analogue aux formes les plus anciennes de la langue chinoise. Un tel système devrait sans doute être considéré comme logiquement antérieur à l'état actuel des langues sémitiques; mais est-on en droit de supposer qu'il ait réellement existé?“ Er weist dann auf die Gewaltsamkeit hin, mit welcher der Uebergang aus dem einsylbigen in den triliteralen Zustand hätte geschehn müssen und schliesst: „Loin de débuter par le simple, l'esprit humain débute en réalité par le complexe et l'obscur; son premier acte renferme en germe les élémens de la conscience la plus développée: tout y est entassé et sans distinction. L'analyse découvre ensuite des degrés dans cette évolution spontanée, mais c'est une grave erreur de croire que le dernier degré, auquel nous arrivons par l'analyse, soit le premier dans l'ordre généalogique des faits.“ — vide auch Schleicher, Compendium der vergl. Gramm. der indogerm. Sprachen Th. I, p. 3 und die Citate daselbst. —

Es ist übrigens interessant zu bemerken, wie vielfach den Sprachforschern bei Betrachtung dieser ältesten Sprachformen der Gedanke oder das Gefühl kam, dass sie es hier mit Kunstschöpfungen zu thun hätten. Wo z. B. W. v. Humboldt von der Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform spricht, (Ueber die Versch. des menschl. Sprachb. p. 104) schildert er als Product eine Synthesis, welche den Charakter der Schönheit trägt, nicht etwa den der Angemessenheit. Er sagt: „Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im ächtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Theile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliessen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige An-

gemessenheit des einen Elements zu dem andern, so dass keins über das andere gleichsam überschiesst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwickelung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Ueppigkeit über das schöne Bedürfniss des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, dio Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das blosse, klingelnde Sylbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Prinzip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden constitutiven Haupttheile der Sprache äussert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht — cet." „Ueberhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Theile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meissel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist." „Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt u. s. w." —

So äussert sich Curtius, Griech. Etymol. p. 21: „Die Aufgabe des (indogermanischen) Sprachforschers ist nicht die nachzuweisen, wie sich ein Chaos, ein „Urschlamm" allmählich gestaltet hat, sie gleicht eher der des Kunsthistorikers, der die lebensvollen Gestalten der Blüthezeit aus den strengen aber scharfen Typen einer älteren, grundlegenden Kunstperiode erklärt." —

Fr. Schlegel (Alte und neue Lit. I, p. 127, bei Pott Etymol. Forsch. II, I, p. 195) sieht in den Wurzeln das göttlich Positive in den Sprachen, den Grundriss der im Worte ursprünglich niedergelegten Naturoffenbarung, wozu Pott bemerkt, dass die Wurzeln immer ein „höchstens der Ahnung und poetischen Anschauung" sich kundgebendes Mysterium bleibe. Ist es, fragen wir, anders bei jedem wahrhaften Kunstwerk? — Pott

selbst führt in poetischer Schilderung aus, (l. c. p. 231 sq.) dass nicht der Verstand die Sprache schuf, „vielmehr, freilich nicht ohne hülfreiche Mitwirkung und ordnende Aufsicht des Verstandes, des Menschen Phantasie, von erregtester Sinnlichkeit entzündet," und „desshalb mag der Sprachforscher erst wieder Kind oder Naturmensch werden, um wie durch poetisches Ahnen sich wieder zurückzuversetzen auf den Standpunkt des Sprachbildners, zu dem Ende, die oft lyrischen Stimmungen, ja dithyrambisch kühnen Sprünge und Flüge der Sprache in ihren Combinationen zu begreifen. Es gehört reproducirende Phantasie dazu, die dereinstigen Intentionen einer Sprache wiederzubeleben — nur hat man bei solchem Geschäft eigene selbstthätige Phantasie zum Schweigen zu bringen, und nicht zuzugeben, dass sich die ihr angehörenden Dichtungen — einmengen. Uebrigens, weil die Sprache durch und durch symbolisch, hat der Verstand keine Wörter ausschliesslich und von Hause aus für sich, muss sich vielmehr beständig in Bilder (Verstand selbst, Begriff, Vorstellung u. a. sind solche) hüllen lassen und nur, weil nachmals die ursprüngliche Lebendigkeit ihrer sinnlichen Wahrheit (das Etymon) im Gefühle der Völker ermattet, endlich, beim täglichen Gebrauche, gar das Bewusstsein jener Wahrheit völlig aufhört, nehmen sie später häufig den Schein an entsinnlichter Verstandeswörter." —

Wenden wir uns noch zu Max Müller. Er sagt: (Vorles. über d. Wissensch. d. Spr. Th. I, p. 331) „Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjektionen, noch Schallnachahmungen; sie sind phonetische Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur innewohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie existiren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dass wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen, durch göttliches Wirken." p. 306 heisst es: „Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Göthe vergleicht, und dennoch liegt etwas wahrhaft Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt." — Fragen wir, warum in dieser Art das Schaffen der artikulirten Sprache so vielfach mit dem Schaffen der Kunst verglichen wird, ohne dass man das Wort

Kunst direkt mit der Sprache in Verbindung zu bringen wagte, so finden wir den Grund bei M. Müller angedeutet, wenn es bei ihm, und zwar wieder in einer Vergleichung der Sprache mit der Kunst — heisst: (p. 335) „Der Aufbau der Sprache erfolgt nicht wie der Zellenbau in einem Bienenstocke, auch nicht wie der Aufbau der St. Peterskirche durch einen Michel Angelo. Er ist das Ergebniss unzähliger wirkender Kräfte, von denen jede bestimmten Gesetzen folgt und die zuletzt das Resultat ihrer combinirten Wirkungen, befreit von Allem, was sich als überflüssig oder unnütz erwiesen, zurücklassen." „Was der Hervorbringung der Wurzel vorangeht, ist das Werk der Natur, was ihr nachfolgt, das Werk des Menschen, nicht in seiner individuellen und freien, sondern in seiner collektiven und regelnden Fähigkeit." —

Wir glauben hier zu sehen, dass Müller sich keine Stufe der Kunst vorstellen kann, als entweder eine solche, welche auf dem Naturtrieb der Thiere beruht, oder die aus höchster menschlicher Besonnenheit hervorgeht. Aber, wenn der Mensch dem Standpunkt der Thierseele sich entrückt, tritt er somit sogleich auf den von Michel Angelo? Geht er auf dem langen Wege seiner Entwickelung nicht durch einen naiven, sich selbst noch nicht erfassenden Zustand erst allmählich zur Reflexion, zum selbstbewussten Schaffen? Wie zwischen den Bau der Bienenzelle und dem Bau der Peterskirche indische Phallussäulen, ägyptische Tempelbezirke und Todtenbehausungen, Labyrinthe, Mithrashöhlen" u. a. m. sich stellen, so sind die Wurzeln, nicht bloss die in der Sprache erhaltenen, sondern die unzähligen, welche spurlos untergegangen sind, als Schöpfungen eines Kunsttriebes zu betrachten, der nicht weniger auch dem Dasein des Menschen nothwendig ist, als den Bienen der ihrige, und der fort und fort die Sprache technisch wie ideell fortbildet, wie es die Geschichte der Sprachen zeigt. Die Stufe der Kunst, auf welcher die Wurzeln geschaffen wurden, ist die der unbewussten Symbolik. Wenn Müller sagt, was der Wurzel voranging, sei das Werk der Natur gewesen, was ihr folgte, Werk der Menschen, so fehlt gerade dies, dass er uns sagt, wessen Werk die Wurzel selbst war, nämlich Natur, von welcher der Mensch Besitz nahm. —

Es ist nöthig zu bemerken, dass im Wesentlichen alle Wörter der artikulirten Sprache auf Wurzeln zurückzuführen sind,

dass also der Sprache überall der symbolische Charakter zukommt. Einzelne Interjektionen, wie Hm! Pfui! einzelne Schallnachahmungen, wie Kuckkuk, haben sich als Naturlante eingemischt, aber im Uebrigen haben wir nur Symbole, d. h. nicht Lantbilder von Reizen, sondern Lantbilder von Vorstellungsbildern. Die Ausnahmestellung der Deutelaute, welche anch als Pronominalwurzeln betrachtet werden können," (siehe oben p. 164) wird später noch zu besprechen sein. — Buschmann (Ueber den Naturlaut. p. 391. [Abhandl. der Akad. der Wissensch. vom Jahre 1852]) sncht zwar das Entstehn gewisser Lante dadnrch zu erklären, dass er auf ihre überaus leichte Artikulation hinweist, welche sich naturgemäss entwickelt habe, aber er scheint im Irrthum. Er sagt: „Der Laut, mit welchem so viele Völker übereinstimmend oder ähnlich den Vater oder die Mutter benennen, schwebte, als erste Artikulation, auf den Lippen des lallenden Kindes; von den Kindeslippen entnehmen die Völker diese Laute und führen sie als Wörter in die Sprache ein. Die Ausdrücke für Vater und Mutter — ganz oder in ihrer Grundlage — sind in einer grossen Menge von Sprachen Naturlante: von der Natur dem Kinde eingegebene Laute, durch ein Gefühl erpresst nnd den unvollkommenen, nngeübten Organen angemessen. Sie bestehen in den einfachsten und materiellsten Lautgebilden oder beruhen auf ihnen. Daher sind die Sprachen der verschiedensten Erdtheile und Völkerstämme in diesen Wörtern einander so ähnlich; diese Aehnlichkeit, übrigens nicht so gross, als man gewöhnlich glaubt, zeugt aber nicht im Geringsten für Sprachverwandtschaft." Als Beweis dient u. A. „dass öfter Formen, welche der Regel nach Vater bedeuten müssten, in einigen Sprachen die Mutter bezeichnen, und umgekehrt Formen für Mutter in gewissen Sprachen die Bedeutung von Vater haben." Wer, sagt Buschmann, wollte hier nicht die Wirkung rein mechanischer Kräfte erkennen? — Wir meinen, dass aus mechanischen Kräften Wörter nicht entstehen, dass aber Vater und Mutter Namen d. h. Wörter sind und nicht Laute. Bei Vater ist Zurückführung auf die Wurzel pâ, im Skt: nähren, schützen geboten, bei Mutter auf die Wurzel mâ: messen, schaffen. (vide Curtius, griech. Etymol. p. 299, 243.)

Und so sagen wir denn, dass die Frage nach dem Lautmaterial der Wurzel durch unsere Darstellung der Lautent-

Digitized by Google

wickelung genügend beantwortet ist, dass zugleich damit auch — worüber noch weiter zu reden sein wird — das Verhältniss der Lautform zur Bedeutung angegeben ist, so weit es überhaupt angebbar ist. Wir fassen unsere Entwickelung dahin zusammen: Der Mensch entnimmt das Lautmaterial, wie überhaupt jedes Material, der Natur. Ihr sprechen wir mit unsern Lauten nach, wie wir empfinden, dass sie zu uns spricht. Es spricht aber theils die Natur von aussen zu uns, durch Schälle oder durch analoge von uns in Schall übersetzte Reize, theils tönt unsere eigene, innere Natur ihre Bewegungen aus in den Empfindungslauten, blossen Reflexbewegungen in den Stimmorganen, aber auch in Lauten, welche Vorgänge der Aussenwelt analogisch begleiten. Man kann sich endlich auch vorstellen, dass diese Naturlaute selbst, jemehr sie dem Menschen bekannt und geläufig wurden, desto leichter Anlass geben konnten zu weiteren sekundären Lauthervorbringungen, welche den ureigenen Lauten analog waren.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese zuletzt bezeichnete Lauthervorbringung sich im Grunde als diejenige ausweisen würde, welche W. v. Humboldt (l. c. p. 82) als die „analogische" bezeichnet. Heyse (l. c. p. 96) sagt von ihr, dass „nicht klar wird, wie sie sich von der symbolischen Bezeichnungsweise unterscheiden solle." —

Worin also bei den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand geirrt wurde, scheint mir eben dies zu sein, dass diese Natur-Lautbilder entweder schon als Wörter oder doch als die Sprachwurzeln selbst gefasst wurden, aus ihnen unmittelbar also die Bildung der artikulirten Sprache, unter Einräumung irgend welcher zufälliger, unerklärlicher Abänderungen, sich ergeben sollte. Das ist ein Sprung. Es kann aus diesen Lauten nur die Beschaffenheit des Materials erklärt werden, aber sie haben nichts zu thun mit der Form, d. h. mit der Artikulirung der Wurzel und des Wortes, und hier ist es eben, wo der Begriff der Kunstschöpfung, welcher eine neue Kraft des Menschen in bestimmter Weise einführt und als einwirkend aufweist, sich fruchtbar zeigt, indem er das Unerklärliche durch Vergleichung mit den bekannten Erscheinungen im Gebiete der Kunst aufhellt.

Die Möglichkeit des Eintretens einer Kunstthätigkeit ist abhängig von einer gewissen Herrschaft über das Material. Darum

muss vielfacher Gebrauch und hinreichende Ausbildung des Lautvermögens dem Schaffen der artikulirten Sprachwurzel vorangegangen sein, ohne dass zu entscheiden sein wird, wie die von uns geschilderten Perioden der Lautentwickelnng auch zeitlich sich gesondert haben. — Mit den Lanten strömten der Seele Bilder zu, welche die Einbildnngskraft beschäftigten. Aber lange gewiss war diese Anregung nur stoffartig, verharrte die Seele in bloss auf und abwogender tränmerischer Erinnerung an die Anssenwelt. Erst nachdem durch Gewöhnnng die Seele mit Freiheit diese Bilder sich vorznstellen gelernt hatte, regte sich die Phantasie, wagte sich die Lnst und die Kraft hervor, mit diesen Bildern zu spielen, ein Abbild von ihnen im Lante zu gestalten, selber zu schaffen. Da gab gottgegebene Begeisterung den Muth, den Anstoss zum Bilden, da prüfte (und wählte in demselben Augenblick) Besonnenheit — wir müssen sagen: unbewusste Besonnenheit — an dem momentanen Inhalt des Seelenlebens das Lautmaterial, welches die Natnr entgegentrug, schon lange entgegengetragen hatte, und es entstand die Sprachwurzel, welche ebensowohl die Spnren der Natnr an sich trägt, deren Material sie verbraucht, als die der Freiheit, welche sie der formenden Phantasie verdankt. —

Wenn nun auf dem Standpunkt der ausgebildeten Sprache wir die Natur in der Sprache nicht mehr verstehn und nachzuempfinden nicht wagen, weil wir uns unsicher fühlen, nnd leeren Einbildnngen zu verfallen fürchten, so glanben wir aus jenen Spuren künstlerischer Freiheit nnr anf Willkür schliessen zu dürfen, wie etwa der nüchterne Locke (Essay concerning hnman understanding. Book III, ch. II, 8): „Words by long and familiar use, as has been said, come to excite in men certain ideas so constantly and readily, that they are apt to snppose a natural connexion between them. Bnt that they signify only men's peculiar ideas, and that by a perfect arbitrary impositions, is evident, in that they often fail to excite in others (even that nse the same language) the same ideas we take them to be signs of: and every man has so inviolable a liberty to make words stand for what ideas he pleases, that no one hath the power to make others have the same ideas in their minds that he has, when they use the same words that he does."

Scharfsinnig bespricht A. F. Bernhardi („Sprachlehre“ Th. I, p. 51 sq.) den Uebergang „nachahmender Zeichen in willkührliche.“ —

Wer andrerseits den Spuren nachgeht, welche die Einwirkung der Natur auch in der artikulirten Sprache überall offenbaren, der kann leicht, indem er das Moment der Freiheit zu leicht nimmt und bei Seite schiebt, dazu kommen, entweder mit Herder die äussere Natur d. h. Schallnachahmung, oder mit Wüllner die innere, d. h. die Interjektionen als genügend zur Erklärung der artikulirten Sprache zu erachten. Beide freilich corrigiren sich selbst, von der Wahrheit getrieben. Herder sagt: (Ursprung der Sprache) „Was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur; aus den Interjektionen aller Wesen genommen und von Interjektionen menschlicher Empfindung belebt; die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlnng, Leidenschaft und lebender Einwirknng personificirt, ein Wörterbuch der Seele, das zngleich Mythologie und eine wunderbare Epopee von den Handlungen und Reden Aller war. Also eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse: was ist Poesie anders?“ Und ebenso beschreibt Wüllner bei seiner Interjektionstheorie doch eigentlich das Verfahren der Kunst. Er bemerkt, (Ueber die Verwandtschaft des Indogerm. Semit. und Tibet. p. 12, 13) dass die Interjektionen, z. B. pfui, doch „keineswegs mit der Stärke der wirklichen Empfindung gesprochen werden“ (sondern mit der Stärke der vorgestellten). „Sobald das geistige Leben des Menschen wirklich erwachte und sich Sprache bildete, erwachte auch sein Bewusstsein und seine Freiheit.“ „Der Laut der wirklichen Empfindung wurde frei von dem Geiste aufgefasst und mit schwächerer, durch die Vorstellung erweckten, Empfindung hervorgebracht.“ „Hier haben wir den Anfang der eigentlichen Sprache; der Empfindungslaut wird sprachliche Wurzel.“ — Herder also wie Wüllner lassen die Sprache nicht ohne Weiteres aus der Nachahmung der äusseren oder inneren Natur hervorgehn, wie etwa die Pflanze ihrer Natur gemäss wächst, sondern Herder erkennt in ihr „Dichtung“ voll Leidenschaft und Interesse, und Wüllner sieht, dass

„Freiheit der Auffassung“ und von der „Vorstellung“ geleitete Hervorbringung den Uebergang der Interjektionen zur artikulirten Sprache vermitteln.

Kann man nicht, was Göthe (Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan) von der Dichtkunst sagt, auf die Kunst der Sprache anwenden? „Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewusstlos begegnen beide einander, und zuletzt weiss man nicht, wem eigentlich der Reichthum angehöre.“ —

Es handelt sich nun um genauere Angabe, wie bei der Formirung der Wurzeln die Freiheit des Kunstschaffens sich bethätigte. Die Schwierigkeit, hier etwas Sicheres zu finden, rührt her von der Entfernung des Standpunkts, auf welchem der Mensch sich solche Untersuchung erst zur Aufgabe stellen kann, von dem, welchen er untersuchen will. Wir untersuchen von der ausgebildeten Sprache aus. Von da nun schauen wir in das Getriebe des wundersamsten Organismus, dessen Kräfte und Wirkungen wir zwar in jedem einzelnen Falle in Bewegung setzen und an dem eigenen Geiste erfahren können; — stehen wir doch als Mitschaffende vollkommen im Umkreise dieser Lautwelt — dessen Totalität aber sowohl in Bezug auf den Wörterschatz, wie in Betreff der grammatischen Verflechtung nur der Möglichkeit nach dem Einzelnen eröffnet ist. So sind wir auch in der eigenen Seele heimisch zugleich und scheinen die Gebieter zu sein, und doch auch wieder bleiben wir staunende Fremdlinge und zeigen uns als Unterworfene. Nichts ist unserem Nachdenken verschlossen, und dennoch umgiebt uns überall ein Geheimniss. —

So sind es zwar schliesslich die Wurzeln, durch welche wir jede Seelenbewegung verkörpern, aber das Verständniss für den Zusammenhang dieser Laute mit der Bedeutung ist uns verloren. Dazu kommt, dass die Urwurzeln aus Einer Sprache gar nicht mehr zu gewinnen sind, dass nur die Vergleichung der Sprachen durch Abgränzung des Gemeinsamen von dem jeder Sprache Eigenthümlichen bis zu ihnen gelangt, dass selbst dann von Bestimmung der Urvokale fast ganz abgesehen werden muss, so dass nichts als das Knochengerüst der Konsonanten mit hinlänglicher Sicherheit erkennbar wird. So viel wird jedoch zu sagen sein,

dass die Wurzeln in ihrem Laute zu charakterisiren suchten, was sie bedeuten sollten, dass die Form von ihrem Inhalt, dem Sinn, abhängig war, dass nicht der Zufall über den Laut entschied, sondern eine Wahl, und wir werden Renan (orig. du lang. p. 148) beistimmen können: „la raison qui a déterminé le choix des premiers hommes peut nous échapper; mais elle a existé. La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire, toujours elle est motivée.“ Der Inhalt des Auszusprechenden konnte die Seele in sehr verschiedener Art bewegen. Das Wohlthuende, Anziehende, Beruhigende, Erleichternde, ebenso das Widrige, Abstossende, Aufregende, Belastende wurde empfunden, nach Anleitung der entsprechenden Naturlaute vorgestellt und der Vorstellung gemäss artikulirt. So wirkte die Erscheinung des Kräftigen, Ungeheuren, Unmessbaren anders, als die des Schwachen, Winzigen, Unansehnlichen auf Sinne, Empfindung, Vorstellung; so ferner das Einfache, Bestimmte, Klare, Fassbare, Harmonische anders, als das Vielfältige, Trübe, der Wirrwarr, die Missform, das Unproportionirte, die Verzerrung. —

Welches aber auch der auszusprechende Inhalt sein mochte, so war immer im Akt der Aeusserung selbst eine Befreiung von einem Drange, Erleichterung von einem Eindrucke vorhanden, und die Formirung des artikulirten Lautes wirkte auf die Seele, wie die Erschaffung eines Kunstwerks. Selbst das Schreckliche und Erschütternde verlor, aufgenommen in die menschliche Vorstellung und dieser gemäss dargestellt, an seiner Naturgewalt, wie die Tragödie das Unglück zwar zeigt, aber auch auflöst. — Der Zwang der Natur in Charakterisirung der Laute, stärker hervortretend bei stark in die Sinne fallenden Anregungen, bei schwächeren der Freiheit des Subjekts mehr Raum gebend, milderte sich, gab der Darstellung nur noch die Richtung an, in welcher sie sich zu bewegen hatte. Alle Seelenkräfte wirkten empfangend und schaffend zusammen; zu einem Abwägen, einer Wahl blieb dem eintretenden Besinnen Zeit, und so musste, unerkennbar, wie es uns geworden ist, doch das Gefühl für Wohlklang, für wohlthuende Wirkung bei Schaffung der Sprachwurzeln zugleich mit dem Streben nach der reinen und scharfen Charakterisirung sich geltend machen. — W. v. Humboldt's (Verschiedenh. d. menschlichen Sprachb. p. 78) Bemerkung ist hier zu berücksich-

tigen: „Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse (der Sanscrit-Grammatik) tragen in Allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraktion ihr Dasein verdanken. Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird.“ — Dabei ist nun Folgendes nicht ausser Acht zu lassen. —

Glückliche Begabung für Kunstschaffen ist in allen Gattungen der Kunst nur verhältnissmässig Wenigen verliehen, dazu müssen Begeisterung und Gestaltungskraft zusammenkommen, wie Aristoteles in Bezug auf die Dichtkunst sagt (Poet. 17), dass sie Begeisterung und besonderes Talent erfordere. (*διὸ εὐφυοῦς ἡ ποιητικὴ ἐστιν ἢ μανικοῦ· τούτων γὰρ οἱ μὲν εὔπλαστοι οἱ δὲ ἐξεταστικοὶ εἰσιν.*) Die ungeheure Mehrzahl der Menschen hält sich zwar von dilettantischen, schüchternen Versuchen zu eigenen Schöpfungen nicht zurück, ermangelt aber der hinreissenden Kraft, durch welche das Genie auch die Mitmenschen zum Beifall zwingt, und doch erhalten sich gerade nur durch diese Theilnahme die Kunstwerke in der Geschichte des Geschlechts, erbauen sich die Reiche der Kunst. In diesem Sinne (wie wir oben [p. 13 sq.] ausführten) kann man sagen, dass überhaupt nicht die Einzelnen, dass erst die Volksgenossen zusammen — Repräsentanten der Gattung — die Kunst schaffen, denn die Beifall Gebenden haben ihren Antheil an der Kunst, auf den angenommenen Grundlagen bauen Talente weiter, und Angeregte verbreiten wenigstens, was sie erfreut hat. Nicht anders ist das Werden der Sprachkunst zu denken. — cf. W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 6.) „Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maass der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder Einzelne musste darin von dem Andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren cet.“ Keinem war verwehrt, seine Lautgebilde sich zu gestalten, wie noch

jetzt, genau genommen, Jeder seine eigene Sprache spricht, und so traten diese sicherlich im Anfange in überwuchernder Fülle hervor. Aber für denselben Sinn stellte der Eine mangelhafter, ein Zweiter glücklicher das Lautbild hin, das Sprachgenie endlich ein schlechthin befriedigendes, welches die übrigen beseitigte, wie noch jetzt, wenn Mehrere, um, was ihnen vorschwebt, zu bezeichnen, an Synonymen herumrathen, und es endlich Jemand gelingt, das eigentliche Wort zu finden, dann sofort der Streit aufhört, die Anderen schweigen, weil Jeder fühlt, dass die Lautform gefunden ist, welche gewählt werden musste.

Wir bezeichnen hiermit einen Vorgang, für den die Geschichte der Sprache unaufhörlich die Beispiele bietet. Horaz sagt (de art. poet. 60 sq.):

„Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt; ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque."

Die Zusammenstellung der drei Wortstämme bin, war, sein in unserer Grammatik zu Einem Verbum enthält z. B. solche Geschichte. Ueberhaupt, wie wir bei dieser Gelegenheit erinnern, ist festzuhalten, dass die Sprache niemals fertig gemacht wird, dass die sprachschaffende Kraft, die Kunst der Sprache, so lange sich thätig erweist, als eben gesprochen wird, nur freilich, wie sich von selbst versteht, in jeder Zeit den veränderten Bedingungen gemäss, welche ihrem Hervortreten zu Grunde liegen. Man verkennt dies häufig und gränzt eine besondere, lange vor aller Geschichte abgelaufene Epoche des Sprachschaffens ab, welche mit der Wurzelhervorbringung abgeschlossen sein soll, nach welcher gleichsam eine Degeneration des Menschengeschlechts in dieser Beziehung eingetreten sei, als ob nicht ganz von selbst der Fortschritt in der Technik sich einstellen musste, dass der nur mit den Lauten und durch die Laute denkende Mensch nunmehr diese selbst, wie sie ihm zur Natur geworden, zu jeder weiteren Darstellung benutzte, sobald sie ihm hierzu in hinlänglicher Zahl ihre Symbole zu Gebote stellte. Geistesentwickelung ist eben auch Entwickelung dieser Laute. Niemals hörte die sprachschaffende Kraft auf, wie es Sitte geworden ist zu versichern, sondern sie fand nur immer weniger Nöthigung, auf die Natur selbst zurückzugehn, um sich Materialien für ihren Aus-

druck zu beschaffen; boten doch die vorhandenen, nächstliegenden, sich als die bequemsten und schönsten, um wie eine schon vermenschlichte Natur benutzt zu werden. Ein Mittel, neue Wörter zu bilden, ist z. B. die Zusammensetzung; eirund, schwarzblau, Milchstrasse, Perlhuhn, Goldfisch cet. sind neue Begriffe. Während nun aber z. B. Tobler (Ueber die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung cet. in der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal. Bd. V. Hft. II, (p. 224) richtig bemerkt: „Die Zusammensetzung ist eine Art Wortbildung neben anderen, obschon ihr nicht derselbe, gleichsam obligatorische Charakter beiwohnt, wie den Formen der Flexion, die den unentbehrlichsten Categorien des Sprachdenkens zum Ausdrucke oder wenigstens Zeichen dienen," so erklärt er doch (p. 230) die Entstehung der Zasammensetzungen aus dem „organischen Unvermögen der Sprache, auf einem gewissen Punkt ihrer Entwickelung angelangt, noch neue Wurzeln oder auch nur Stämme zu schaffen cet." Das Faktum, dass die Bildung neuer Wurzeln einmal aufhört, ist richtig, aber die Vorstellung von einem dann eintretenden „organischen Unvermögen der Sprache" ist unklar und schief. Man kommt nicht auf den Einfall, neue Wörter machen zu wollen, wenn die vorhandenen Lautgebilde, abbildend die Geistesbewegungen bis hierher, sich einer entsprechenden Umbildung fügen, welche die neue Stufe der Entwickelung kennzeichnet, zu welcher eben die vorhandenen hinführten. Dem Bedürfniss genügen ja eben, wie sich zeigt, Ableitungen, Zusammensetzungen, oder es verträgt derselbe Lautkörper eine Ausdehnung seiner Bedeutung. Neue Begriffe würden neue Wurzeln fordern, aber unsere Begriffe sind nicht neuer, als unsere Worte sie entwickeln, leiten sich ab, setzen sich zusammen aus einer mässigen Zahl von Wurzel-Begriffen. Man bedenke auch, dass das hellere Bewusstsein späterer Zeit einen ihm entsprechenden Ausdruck verlangte, verständlicher, als ihn Wurzeln überhaupt zu geben vermögen. Die Wurzeln sind noch ziemlich rohe, der Natur nahestehende Hervorbringungen der Kunst, nicht klarer und bestimmter artikulirt, als die Seelenbewegungen es forderten, welche sich in ihnen verkörperten, so dass sie mehr von der Ahnung erfasst wurden als von einer Erkenntniss — dagegen lehnen sich die Ableitungen, Zusammensetzungen, die auf Analogie beruhenden

Umdeutungen an ein schon Begriffenes an und sind also zu verstehen. Es trat also kein Unvermögen ein, neue Wurzeln und Wörter zu schaffen, sondern man konnte sie allmählich immer weniger schaffen wollen. Kehren denn sonst die Künste zu ihren primitiven Hervorbringungen zurück? —

Wie wir später nachweisen, geht dasselbe Gesetz für das Verhältniss von Lautform und Bedeutung durch die ganze Sprachentwickelung. Auf dieselbe Weise, wie von der Natur her der Mensch die Lautsymbole gewann für den Ausdruck, gewann man sie weiter von den eigenen Symbolen: Bilder von Bildern. Und so kann W. v. Humboldt's Wort (Versch. d. Sprachb. p. 42) nicht genug betont werden: „Die Sprache ist kein Werk, (ergon) sondern eine Thätigkeit (energeia)." „Die eigentliche Sprache liegt in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens." „Nur sie muss man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken." (p. 43): Wir befinden uns mit unserm Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt." „Da jede Sprache schon einen Stoff von früheren Geschlechtern empfangen hat, so ist die den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet: nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend." —

Es blieben also, wie wir sagten, nur diejenigen Wurzeln in der Sprache bestehen, welche Beifall fanden. Max Müller bespricht in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" wiederholentlich diese Wahl, durch welche die Zahl der Wurzeln beschränkt wurde, und wendet auf sie den Begriff von Darwin's „natürlicher Auswahl" an. (II. Serie p. 291) Er meint, dass „dieser Begriff ebenso die Laune wie die Nothwendigkeit ausschliesse, die Anstrengung des Individuums ebenso wie die allgemeine Mitwirkung einschliesse, weder anwendbar sei auf das instinktmässige Bauen der Bienen, noch auf die bewusste Architektur menschlicher Wesen, aber doch diese beiden Operationen in sich combinire und sie zu einem neuen und höheren Begriff emporhebe." — Mag indessen der Darwin'sche Begriff „den Untergang fossiler Reiche und den Ursprung von neuen Spezies erklären," so erklärt er doch nichts an dem Bestande von Wurzeln, welche Hervorbringungen von Menschen sind, für sich selbst kein Leben

führen und von einer begründeten Wahl des Wohlgefallens nicht instinktmässig, nicht mit klarem Bewusstsein, aber mit Sinn und Gefühl dem Sprachschatz zugeführt wurden. Freilich gehört die Sprachwissenschaft nach Müller zu den Naturwissenschaften, und und es sind immerhin schöne Gleichnisse, wenn er (Serie I, p. 352) von „den vier- bis fünfhundert Wurzeln, deren Zahl zu Anfang fast unendlich gewesen sein muss" sagt, „dass ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren", „dass der ersten Feststellung der radikalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte." —.

Es ist nicht schwer, im Allgemeinen zu zeigen, wie sich schon bei der Wurzelschöpfung eine Wahl einstellen musste. Die Empfindungen, welche den empfangenen Reiz ursprünglich in Lauten austönten, die Vorstellungen weiter, welche sich aus diesen entwickelten, waren nur scheinbar allein von den Dingen und von den Vorgängen an den Dingen abhängig und damit sicher bestimmt; sie entstanden vielmehr unter grosser Verschiedenheit der begleitenden Umstände, denn die Auffassung wurde bedingt von den verschiedenen Stimmungen des Subjekts, und nicht minder war die objektive Erscheinung zeitlich und räumlich dem Einfluss anderer Erscheinungen ausgesetzt und dem Wechsel unterworfen. Es ist daher bei Betrachtung der Sprachwurzel ein Zufälliges in Rechnung zu ziehen; nur beim Zusammentreffen von vielerlei günstigen äusseren und inneren Bedingungen entstand sofort ein Schönes und Bleibendes. Klar ist aber, wie hierin sowohl für die Kunstschaffenden wie für die Hörenden Anlass und Aufforderung zu einer Wahl zwischen den glücklicheren und den weniger begünstigten Erzeugnissen gegeben war. — Je schwankender und unbestimmter ferner die ersten Sprachwurzeln nach Laut und Bedeutung waren, je mehr sie erst aus einer lange geübten Arbeit des Sprechens, Hörens, Verstehens sich befestigten, desto häufiger trat offenbar eine Tonbildung emphatischer Art ein, eine beabsichtigte, scharf accentuirte, das Missverstehen ausschliessende, genauer charakterisirende. Eine Art Wetteifer um Kraft, Deutlichkeit, Fülle der Bezeichnung musste bald entstehn, und eine Wahl musste entscheiden. Nicht bloss der Sprachschaffende übte sich,

auch der Hörende; und man sage nicht mit Heyse (System der Sprachwissensch. p. 334): „Der Ursprache können wir ein Streben nach Wohllaut nicht zuschreiben; in ihr ist die Bedeutsamkeit jedes Lautes alleiniges Gesetz", denn schon, wenn ein Harmonisches bezeichnet werden sollte, strebte die analoge Vorstellung nach Wohllaut der Darstellung. Ueberhaupt aber ist klar, dass, wenn beim Sprechen der Sprachapparat das leichter sich Fügende dem Schwerfälligen vorzog, auch das nachfühlende Ohr die gefälligere Form mit grösserer Befriedigung vernahm. — Wenn man bedenkt, mit wie vielerlei verschiedenen Tonfolgen die freilich unbestimmtere Tonkunst eine Stimmung auszudrücken vermag, wird man auch der Sprachkunst einen gewissen Raum freier Bewegung gestatten für Gestaltung ihrer Lautbilder, und wenn ein absichtliches Streben nach Wohllaut, wie jede Absicht, den Sprachbildnern fern lag, so ist es doch nicht gerathen, eine Fähigkeit schlummernd zu denken, welche in der Folge so deutlich wirkte, und welche von vorn herein berührt wurde. Sollte doch der Lautkörper nur eben Bild sein; erst der begrifflich bestimmende, unterscheidende Verstand legte den Hauptdruck auf festere Umgränzung der Formen selbst mit Ausschluss des Wohllautes. —

Es wäre ein luftiges Unternehmen, dies an den Wurzeln, welche uns nur unsicher vorliegen, nachweisen zu wollen, aber wenn man angenehme und harte, unrein und trübe klingende Sprachen, gefällige und widerstrebende unterscheidet, so muss der jetzt wahrgenommene Unterschied auch schon in der ursprünglichen Anlage vorhanden gewesen sein, denn es ist in den Sprachen dasselbe Gesetz der Entwickelung, welches fortwirkt und welches seinen Gang niemals unterbrach, jetzt thätig, wie im Anfang. —

Dass übrigens eine Entscheidung bei der Wahl der Wurzeln sich nicht immer vollzog, beweist der Umstand, dass sich Varietäten derselben nebeneinander erhielten und zugleich in dem Kunsttempel der Sprache Aufnahme fanden. Pott (Etymologische Forsch. Th. II, Abth. 1, p. 266 sq.) nennt diese Erscheinung Wurzel-Variation. Er sagt: „Es giebt in den Sprachen Wurzeln oder Formen, mit kleinen Verschiedenheiten, welche aber doch der Art sind, dass man jene nicht wohl als successive Umwandlungen ein und desselben Stoffs, oder, anders ausgedrückt, als blosse mund-

artliche Varianten betrachten kann, sondern diese Verschiedenheiten vielmehr für Töne oder Tinten halten muss, die, von vorn herein zur Bildnng bald mehr bald minder begrifflich variirter, wenn schon der Hauptsache nach sich gleich bleibender Grundthemata mit aufgenommen nnd ihnen beigemischt, einen der Absicht nach dynamischen und bedeutsamen Charakter an sich tragen. Z. B. wandern und wandeln (lustwandeln) entsprangen nicht durch mnndartlichen Lautwandel aus einander. Sie sind vielmehr einander coordinirt, und ihre Differenz, welche geistig in mehr oder weniger angestrengter Fortbewegung besteht, wird durch den lantlichen Gegensatz von r nnd l auf eine angemessene Weise fühlbar gemacht." „Für solche nebenverwandte Wurzeln ist oft nicht einmal ein gemeinsames Urbild reell in der Sprache zu finden, sondern mag nur gleichsam als ideelles Schema dem sprachschaffenden Geiste vorgeschwebt haben." Pott bezeichnet das Verhältniss, in welchem sie zu einander stehen, mit dem Bilde „einer schwesterlichen Beiordnung." Solche Wurzeln sind z. B. γλαφ, γραφ, grab; γλαφ, γλυφ; scalp, sculp; trak, trank, trah; brak, prah, sprak; sprak, sprang, sprang. — (vide auch Heyse, System d. Sprachw. p. 350, und Curtius Grundzüge der griech. Etym. p. 55 sq.)

Wir erinnern ferner an die auf späteren Stufen der Sprachentwickelung hervortretende Auswahl der Formen, deren Ergebniss die Grammatik als Anomalie bezeichnet. So erhielten sich z. B. im Griechischen die Abundantia, wie δάκρυον und δάκρυ, ὑίος und υἱοῦ; Heterocliton genannt, wenn man denselben Nominativ voraussetzt, wie Οἰδίποδος und Οἰδίπου von Οἰδίπους, Metaplasmus, (μεταπλασμὸς κλίσεως) wenn der Casus auf einen ungebräuchlichen Nominativ hinwiese, wie δένδροις, wozu τὸ δένδρον passt, und δενδρεῖον. (vide Buttmann, ausf. Sprachl l, p. 204 nnd II, p. 74.) Ebendahin gehören die sogenannten Heterogenea, wie z. B. im Lateinischen: callus, callum; menda, mendum; vesper, vespera cet. Wieviel Casus, Modi, Numeri sind nicht in den einzelnen Sprachen allmählich ausgeschieden worden — hier im Laufe vieler Jahrhunderte, was unsern Kindern mit ihren selbstgefertigten Wörtern und Wortformen in wenigen Monaten begegnet. Man sieht übrigens an vielfachen Spuren, dass auch die Sprechübungen der Kinder, adoptirt und weiter ausge-

prägt von Müttern, Ammen, älteren Geschwistern, nicht gänzlich ausgeschlossen wurden bei der Auswahl des Sprachschatzes. Lautlich mag man sie erkennen an der dem Dahlen, Plappern, Lallen der Kinder eigenthümlichen Verdoppelung der zuerst ergriffenen Sylbe, wie in Papa, Mama, pappen, hop-sasa, popo, babá, kaka, pipi, tiktak, baubau, und die Sprache nahm diese Wörter auf, wenn ihre Bedeutung in irgend welcher Art der Kindlichkeit dieses Lautspiels zu entsprechen schien, bei welchem das Onomatopoietische eine Hauptrolle hatte; sie fand auch wohl in ihnen Antrieb zu ähnlichen Bildungen. Wir haben so: Kling - Klang, Sing-Sang, Schnick-Schnack, Misch-Masch, Wirrwarr, Tamtam, Griesgram, Kukuk, Kiebitz, Lirum - Larum, Zickzack u. d. m. Diez (etymol. Wörterbuch der Roman. Spr. Th. I, p. 290) bemerkt bei „Ninno". „Es bedeutet zuerst ein Wiegenkind und scheint entstanden aus der Formel ninna - nanna (auch im port. üblich), womit man die Kinder einwiegt, vb. it. ninnare einwiegen, neupr. niná einschlafen. Auf das ablautende nanna bezieht sich lomb. nana Kind, auch Bettchen (flor. andare a nanna schlafen gehn) sp. ebenso nana (hacer la nana schlafen) wallon. naner einschlummern u. dgl., andere Vokale kamen zur Geltung im cat. nen, nena Kindchen, im venez. nena Amme, im Henneg. nenen dass., im limous. naina Wiege. Woher nun jenes schlafbringende ninnananna, worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt? Weder nidus Nest, Bettchen (lomb. nin), noch nanus, noch nin (s. oben mina) lässt sich darin erkennen; nur ein auf nn oder mn ausgehender Stamm würde genügen. Aber Kinder- und Ammenwörter können leicht in hohes Alterthum hinaufsteigen und aus verlorenen Wurzeln herrühren; hierzu mag aus Hesychius νάννον Wiegenlied angeführt werden. Ninna-nanna ist eine der häufigen, gewöhnlich über den Gränzen der Etymologie liegenden Ablautformeln wie das lomb. ginna-gianna Name eines Kinderspiels, oder litta-latta Schaukel" cet. — cf. auch p. 318: piccione, fr. pigeon von pipio bei Lampridius; p. 147: cuccagna, welches mit coca Kuchen, oder dem ital. Kinderwort cucco Ei zusammengestellt wird. — Wörter solcher Art sind auch z. B. frz. crin-crin (schlechte Geige), tran-tran (Schlendrian), trictrac, zigzag, froufrou, im Engl. haddy-doddy (lächerlicher Mensch) helter-skelter (bunt durcheinander, holterdipolter) fiddle-faddle, (Geschwätz) u.

d. m. Besonders in der Sprache der Mandschu ist diese kindliche Lautbearbeitung bewahrt worden und wird vielfach auf Begriffliches übertragen (Mithridates 1, 514): Glockenklang ist dort: tschang-tschang; Eisenklang: tang - tang oder tang-ting; Wassertröpfeln: tap-tip; Rauschen der Seide: pes-pas; Gelächter kiki-kaka; Herzklopfen: tuk-tuk; unaufhörlich: siran-siran; mehrmals: tahin - tahin; zuweilen: mutan-mutan u. d. m. —

Das Vorhandensein ferner der Synonyma in allen Sprachen zeugt ebenso von der verschiedenen Auffassungsweise verwandter oder auch derselben Erscheinungen, wie von der Arbeit, dem Streit, dem Wählen des Kunstschaffens. Wir führen hierzu Renan an (histoire des langues sémitiques p. 96 sq.), der Beispiele giebt von dem ausgezeichneten Artikulationssinn (cf. W. v. Humboldt Versch. der Spr. p. 84) der Semiten. Renan giebt hebräische Onomatopoeien an, welche anscheinend auf monosyllabische Formen zurückzuführen seien: „Aux deux lettres גר, par exemple, semble attachée l'idée de gratter, racler; nous les trouvons dans les verbes גרב, גרד, גרה, גרז, גרל, גרם, גרס, גרע, גרר, גרש qui, tous, semblent offrir un sens identique. — Aux deux lettres פר semble attachée l'idée de séparation, de rupture; on les retrouve dans toute la série פרד, פרס, פרש, פרש, פרץ, פרק, פרך, פרס, פרט, פרע, פרח; et, avec un adoucissement de la première radicale: ברא, ברה, ברד, ברש, ברם, ברד; et par le changement du ר en sifflante: פצה, פצח, פצל, פצם, פצע, כצל, כצע, כצר, כזא, כזק, כזר, כתל, כתר, כדל. — Les deux articulations fondamentales קץ, exprimant l'idée de couper, donnent: קצץ, קסס, גזז, גזה, גזם, גזע, גזל, גזר, חדד, גדד, קדד, גדה, גרף, גדז, חצץ, קצב, קצה, קצע, קצר, כסח, כסם, כתת, חצה. Ainsi le sens nous apparaît partout attaché à deux articulations fondamentales, qui s'addoucissent, se fortifient, se complètent de mille manières, selon la nuance qu'il s'agit d'exprimer. קצץ désigne l'idée de briser avec plus de force que גזז, et פרץ, l'idée de séparation avec plus d'éclat que פרם; mais c'est toujours une même idée, comme c'est toujours un même son qui fait l'âme de ces diverses séries.“ —

Wenn nun wir nicht im Stande sind, die bedeutsame Kraft der Wurzeln jetzt noch genügend zu empfinden, so wird die feinere Beurtheilung über den Kunstwerth dieser Symbole noch weniger möglich sein. Die Anfänge der bildenden Kunst stehen

unseren Auffassungen eben so fern. Am ehesten noch können wir von der Geschicklichkeit im Nachahmen eine Vorstellung gewinnen, wenn uns die Urbilder genauer bekannt sind, nach denen man gestaltete. So nun verhält es sich mit den aus Nachahmung des Hörbaren in der Natur entstandenen Wurzeln, aus denen z. B. Verba der folgenden Art hervorgingen: *κράζω, κρίζω, κρώζω, βρέμω, βρομάομαι, βρυχάομαι, μηκάομαι*, balare, mugire, hinnire, fremere, rugire, brausen, rieseln, zischen, brummen, blöken, grunzen, meckern cet. Solche Bildungen zeigen nur geringe Kunstthätigkeit, beruhen auf Nachahmung, sind gewissermassen nur Uebersetzungen aus den unartikulirten Naturlauten in die artikulirte Menschensprache. Natürlich ist jedoch auch hier nicht die Rede von der direkten Nachahmung des Schalles selbst, welche als Benennung hätte gebraucht werden können, sondern von einer Nachbildung unserer durch den Laut erweckten Vorstellung. Das unterscheidet schon Plato, wenn er (Cratyl. 423) auf die Frage, ob der Etwas benennt, der dessen Laut wiedergiebt, das Bedenken erhebt: *Τοὺς τὰ πρόβατα μιμουμένους τούτους καὶ τοὺς ἀλεκτρυόνας καὶ τἆλλα ζῷα ἀναγκαζοίμεθ' ἂν ὁμολογεῖν ὀνομάζειν ταῦτα ἅπερ μιμοῦνται.* In der That ist, wie wir schon oben bemerkten, der Zwang, welchen der von Natur gegebene Schall auf die Nachbildung übt, nicht so gross, dass diese nicht in verschiedenen Sprachen ganz verschiedene Laute zeigen könnte. Man vergleiche z. B. die Biene summt, l'abeille bourdonne; *ὄνος ὀγκᾶται*, l'âne brait, asinus rudit, der Esel yahnt; die Ente schnattert, le canard cancane; l'hirondelle gazouille, die Schwalbe zwitschert; l'ours gronde, der Bär brummt u. d. m. —

Bei dergleichen Lauten war eine Vergleichung mit dem Urbilde der Natur so naheliegend, dass man sie auch schon im Anfang mit Bewusstsein angestellt vielleicht denken darf. Obwohl gerade hier die Kunstthätigkeit nur gering war, trat sie doch stark hervor, und die Freude am Gelingen mag nicht klein gewesen sein. Es deckten sich bei diesen Bildungen Laut und Bedeutung für das Menschenohr so auffallend, dass sie für alle Folgezeit bestehen blieben; wegen ihrer Gebundenheit und Unfreiheit in Laut und Bedeutung zeigten sie sich überhaupt Veränderungen, Ableitungen, Erweiterungen der Bedeutung wenig

günstig. Schönheiten so einfacher Art sind aber für kultivirte Ohren etwas zudringlich, und W. v. Humboldt (Versch. des menschl. Sprachb. p. 80) wollte sie daher, „wo sie irgend stark hervortreten, von einer gewissen Rohheit nicht freisprechen." —

Ehe wir aber näher zusehen, wie die Laute und Lautverbindungen zu Bildern der Vorstellungen werden, d. h. symbolisch wirken können, haben wir einen Faktor von wesentlichstem Einfluss auf die Gestaltung der Sprache näher zu erörtern, durch welchen die Feststellung der Wurzeln zu Stande kam, von welchem die Wahl und Anerkennung abhing, einen Faktor von solcher Bedeutung, dass insgemein die Sprache nur als zu seinem Dienste entstanden und bestehend erachtet wird — wir meinen die Mittheilung der von den Sprachbildnern hervorgebrachten Lautbilder an andere Individuen, die Betheiligung der Gattung an dem Schaffen des Einzelnen. Man kann sagen, dass der Naturlaut noch ohne Beziehung steht zu der Menschengattung, wenn er auch von anderen Individuen gehört und aufgefasst wird. Wie er selbst unter dem Eindruck individueller Empfindung hervorbricht, so wendet er sich auch nur an die individuelle Empfindung und beschliesst hiermit seine Wirkung. Welche weitere Anregung sollte auch von ihm ausgehn? Er bietet ein Natürliches, welches so, wie es hervorbricht, sich dem Hörenden von selbst versteht. Inhaltlich kann es verstanden und beachtet werden, wie andere Vorgänge in der Natur; die Lautform aber, in welcher es erscheint, giebt keinen Anlass zur Aufmerksamkeit und reizt nicht zur Verwunderung, von welcher doch, wie Aristoteles sagt, anfangs und immer ein allgemeines Wissen und Erkennen ausgeht. (Met. I, 2. διὰ γὰρ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν.) Mit dem Schaffen der Wurzel tritt ein anderes Verhältniss ein. Diese ist vom Menschen mit Freiheit erschaffen, ihm allein angehörend, ein der Entwickelung seiner bevorzugten Natur Eigenthümliches, desshalb eben nur menschlicher Auffassung zugänglich und nur dem Menschen von Interesse. Die Wurzel bedarf der Aufmerksamkeit, um verstanden zu werden, und erregt sie durch ihre Kunstform; sie erweckt die Theilnahme, weil sie im Hörer dieselbe Anspannung der Phantasie beansprucht und so hervorruft, damit ihr Verständniss erfolgen kann, aus welcher sie in dem Sprechenden

ihren Ursprung nahm. Die zu Anfang in unendlicher Fülle geschaffenen Sprachwurzeln hatten ihre Probe, ob sie gelungen seien, eben daran zu bestehen, ob man sie verstand, ob man sie in Gebrauch nahm und beibehielt. Durch die Bildung oder Zurückweisung der anderen wurde der Zersplitterung des Geschlechts in lauter Individualitäten eine Grenze gesetzt. Wenn wir darauf hinweisen, dass hierdnrch erst ein Znsammenwirken der Menschen ermöglicht nnd angebahnt wurde, so haben wir die Bedeutung der Sprache für die Cultur der Menschheit ausgesprochen. —

Die Sprache stellt sich also als Produkt von gemeinsamen Anstrengungen Vieler heraus; dabei wurde Ausbildung der Stimmorgane, Uebung und Schärfung des Gehörs, Bildung des Gedächtnisses, der Phantasie einfach erreicht durch die Conkurrenz der sprachschaffenden Individuen. Sobald die Willkühr der Einzelnen dnrch das Entstehen einer festen Form in der Sprache gebrochen wurde, bereitete sich jene Gemeinsamkeit des Empfindens und Wollens vor, welche als Sitte dem regellosen Spiele der Naturkräfte in dem Leben des Menschengeschlechts ein Ende machte. Wie nothwendig aber auch die Mittheilung sich hiernach für die Wirklichkeit und Vollendung der Sprache erweist, so ist doch weder aus den praktischen Bedürfnissen der Gattung, welche sie so deutlich nnd gewaltig fördert, der Grund für die Schaffnng der Sprache zu entnehmen, noch ist überhaupt Mittheilung als der Zweck zu bezeichnen, um dessentwillen gesprochen wird. — Es ist vielmehr deutlich, dass der Mensch ohne Sprache es nie zu weiteren Bedürfnissen gebracht haben würde, als die sind, zu deren Befriedigung seine reichhaltigen Naturlaute ausgereicht hätten, und dass die Mittheilnng erst dann zum Zweck des Sprechens wurde, als eine gewisse Entwickelung das Entstehen solchen Zweckes möglich machte. — Die Mittheilung ist also einmal als der Faktor festzuhalten, durch welchen die wirklich gewordenen, die vorhandenen Volkssprachen zu Stande kamen, und an sich selbst ist sie als die Folge der geistigen Entwickelung des Menschen bis zur Sprachschaffung hin zu betrachten. Immer entsteht Sprache ans freiem Kunstschaffen, ist sich selbst Zweck; dass dann die Schöpfungen dieser Kunst weiter die mächtigsten Hebel für die Entwickelung des Geschlechts wurden, worin Musik und Poesie ihr ähnlich sind, ist begreiflich aus der Wechselwirkung,

in welcher sie mit der Entwickelung der Menschenseele steht, und kann ihren Kunstcharakter nicht zerstören. — Freilich aber verfällt nun die Sprache, sofern sie in den Dienst der Mittheilung tritt, die Zwecke der realen Lebensinteressen fördert, auch anderweitigen Einwirkungen; sie bildet sich nicht mehr ausschliesslich nach den Gesetzen künstlerischer Technik, sondern hat ebensowohl für Verständlichkeit, wie für Bequemlichkeit der Rede zu sorgen, muss auf die Beschleunigung des Redetempo bedacht sein, wie es die praktischen Interessen in steigendem Maasse verlangen, leitet überhaupt den ganzen Sprachstoff erst zur Gewinnung einer Norm, dann zur Niedersetzung einer Gewohnheit, so dass, wenn endlich der usus tyrannus scheinbar das ganze Sprachgebiet beherrscht, eine Sprache als Prosa gegenübersteht der Sprache als Kunst. —

W. v. Humboldt hat die Punkte, auf welche es hier ankommt, bemerkt. Er sagt (Ueber die Versch. d. menschl. Sprachbaus p. 54): „Ohne irgend auf die Mittheilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine nothwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich; und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Anderen versuchend geprüft hat.“ Ebenso entwickelt Heyse (System der Sprachwissensch. p. 42) mit Anschluss an Humboldt, dass „Sprache nicht als Produkt aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft zu erklären sei.“ —

Wenn nun hier weiter die Frage zur Erwägung kommen muss, wie denn unter den verschiedenen Individuen Mittheilung erfolgen konnte, d. h. wie ein Verständniss noch möglich war, nachdem die Sprachwurzel mit Ausprägung ihres symbolischen Gebildes gerade die natürliche, unmittelbare Verständlichkeit aufgegeben hatte, welche den Naturlauten ohne Zweifel zu eigen war, glauben wir hier die Stelle richtig zu wählen, an welcher von den Pronominalwurzeln, wie Bopp (siehe oben p. 178) sie nennt, zu sprechen ist. Es heisst bei Bopp (I, p. 194): „Aus der zweiten Klasse der Wurzeln entspringen Pronomina, alle Urpräpositionen, Conjunktionen und Partikeln; wir nennen diese „Pronominalwurzeln,“ weil sie sämmtlich einen Pronominalbegriff ausdrücken, der

in den Präpositionen, Conjunktionen und Partikeln mehr oder weniger versteckt liegt. Alle einfachen Pronomina sind weder ihrer Bedeutung noch der Form nach auf etwas Allgemeineres zurückzuführen, sondern ihr Deklinations-Thema ist zugleich ihre Wurzel.“ — Heyse nennt diese Wurzeln Formwurzeln, Steinthal: demonstrative, ebenso Max Müller, Schleicher: Beziehungswurzeln. (siehe G. Curtius, zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung p. 204.) W. v. Humboldt (Versch. d. Spr. p. 115) bemerkt im Anschluss an Bopp, dass, wie er in der Abhandlung „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen“ gezeigt habe, die Personenwörter (Pronomina, Präpositionen, Interjektionen) die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und dass „wahrscheinlich die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben.“

Es sind diese Deutelaute der Sprache von Anfang an offenbar dazu bestimmt gewesen, eine Gebehrde zu begleiten oder zu ersetzen. Sie verfolgten den Zweck, das an sich unbestimmte, beziehungslose Lautbild als für eine bestimmte Umgebung ausgesprochen zu kennzeichnen und durch diese Hinweisung dem Verständniss zu Hülfe zu kommen; ohne Kenntniss nämlich der näheren Umstände, unter denen der Laut — und fügen wir auch hinzu: das Wort — ertönt, ist ein bestimmtes Verstehen, eine individuelle Auffassung nicht möglich. So fasst ihr Wesen auch W. v. Humboldt, der sie „subjektive Wurzeln“ nennt. Er sagt: (l. c. p. 117) „Der Begriff der subjektiven Wurzeln erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermassen ausreichen.“ — Natürlich waren diese Deutelaute nicht sowohl für den Sprechenden an sich nöthig gewesen, als für den Hörenden, und sie dienten also, den Zweck der Mittheilung zu erreichen. Danach charakterisiren sie sich als Formlaute ohne eigenen Inhalt; — „sie haben die Beziehung zur Bedeutung“ sagt Schleicher — (Dtsch. Spr. p. 215) und wir meinen nun, dass diese Laute sich aus einem unentwickelten Zustande der Sprache hinübergezogen haben in die artikulirte Sprache, indem sie dort dieselbe Verrichtung, wie zu Anfang zu erfüllen hatten, nämlich diese, der Mit-

theilung zu dienen. — Heyse (System der Sprachwissensch. p. 102) sagt: „Die Lautgebehrde entsteht in der Sphäre der Subjektivität, ist keine Nachbildung eines äusserlich Wahrgenommenen und hat bereits das Moment der Mittheilung an sich, welches der Sprache wesentlich ist. Es ist also von ihr zu dem Formworte nur ein kleiner Schritt. Es kommt nur darauf an, dass die vage Empfindung der dunkle, instinktmässige Drang der begehrenden Seele, aus welchem die Lautgebehrde entspringt, zur Vorstellung fortgebildet und als solche fixirt und bestimmter begrenzt werde, womit denn unfehlbar auch die Lautform als Zeichen der Vorstellung schärfer gestaltet und vom blossen Laute zum Worte fortgebildet wird.“ — So erkennt auch W. v. Humboldt (l. c. p. 117) diese Deutewurzel als einem „primitiven Zustand der Sprachen“ angehörig. Die artikulirte Sprache konnte sie nicht entbehren, bildete später ja auch ähnliche Formwörter durch Abschwächung aus qualitativen Wurzeln und verwandte die Deutelaute namentlich in ausgedehntem Umfange als wortbildende Suffixe, zu Conjugationsendungen, wahrscheinlich auch als Casussuffixe cet. Steinthal (Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaus p. 278) sagt über diese Verwendung: „Der sanskritische Sprachgeist — hat die hinweisende Kraft der demonstrativen Wurzeln (in ihrer weiteren Entwickelung) aus der Richtung auf die Objekte abgelenkt und in die Richtung auf Kategorieen, Vorstellungsverhältnisse und grammatische Formen übergeführt; und so hat er sich aus den demonstrativen Elementen formale geschaffen. Durch diesen glücklichen Griff ist es ihm gelungen, die grammatisch-formale Seite der Sprache aufs geeignetste, folgerechteste und reichste zu entwickeln.“ —

Die Zahl dieser Laute oder Wurzeln war wohl nur sehr klein; es waren ihrer nicht mehr, als zur Deutung auf die Raumverhältnisse erforderlich waren, denn diese allein waren anfänglich zu bezeichnen. Andrerseits war ihre Verwendung ungemein gross, da die qualitativen Wurzeln nur Sinnliches bezeichneten, überall also die Hülfe der Deutelaute zuliessen. Leo Meyer (Vergleichende Grammatik der griech. u. lat. Spr. Bd. I. p. 323 sq.) bespricht „die Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln“, z. B. ta, dtsch.: da, das, goth.: thata, griech.: τό, lat.: is-te oder i, dtsch.: er, es, goth.: is, ita, ἴ = er cet. und sagt dann (p. 335) über ihre

Zahl: „Die Anzahl der Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit anfstellen lassen, ergiebt sich aus der aufgestellten Uebersicht also als eine sehr geringe, nicht einmal die Zahl der einfachen Laute erreichende“ cet. — Die Scheidung zwischen den Pronominal- und Verbal- oder Nominalwurzeln, wie sie Bopp aufstellt, wird dadurch nicht alterirt, was Schleicher (Comp. der vergl. Gramm. II. p. 287) geltend macht: „Ein Unterschied in der Form der sogenannten Verbalwurzeln (Begriffswurzeln) von den sogenannten Pronominalwurzeln (Beziehungswurzeln) findet sich nicht; die Wurzeln i, ka, ta, ja z. B. sind ebensowohl Pronominal- als Verbalwurzeln. (i demonstr. und ire; ka interrog. und acutum esse; ta demoustr. und extendere.)“ — Es schied schon Aristoteles φωναὶ σημαντικαί, (d. h. ὄνομα und ῥῆμα) und φωναὶ ἄσημοι, (d h. σύνδεσμος [Partikel] und ἄρθρον [Artikel, Pron. dem. u. rel.]) so, „dass er die letzteren nicht als in Einem Range mit ὄνομα und ῥῆμα stehend betrachtete. (Lersch, Sprachphilos. der Alten. II. p. 14.)

Die Hülfe dieser Deutelaute also, welche den Hörenden zur Ergänzung des Verstehens auf ein bestimmtes Anschauen, auf die Berücksichtigung der äusseren Umstände hinwiesen, vorausgesetzt, und vorausgesetzt, dass hierzu noch die Gebehrde mit erst allmählich abnehmender Energie ihre Beihülfe gewährte, wird es zum Begreifen des Verständnisses bei der Mittheilung noch auf Berücksichtigung der folgenden Momente ankommen. —

Zuerst ist klar, dass hierbei von keinem Verständniss die Rede sein kann, welches dem Verstande angehört hätte, denn, was wir im engeren Sinne Verstand nennen, gehört späterer Entwickelung an. Weder der Inhalt der ersten Sprachwurzeln, der sich nur auf simliche Wahrnehmungen bezog, forderte verstandesgemässe Auffassung, noch waren überhaupt die Formen derselben — die Lautbilder — solcher Aneignung zugänglich, welche man jetzt Verstehen nennt. Es konnte sich vielmehr nur um eine Anregung der Phantasie handeln, auf Grund des gehörten symbolischen Lautes eine analoge Vorstellung zu erzeugen. Sicherlich konnte der Hörende die Bedeutung nicht schärfer und genauer erfassen, als der Sprechende, welcher sie durch das Lautbild ausdrückte; sie konnte aber eben nicht deutlicher in der Seele des Sprechenden vorhanden sein, als so, dass dieser es zu einem

Bilde von ihr brachte, zur Aufstellung eines Aehnlichen. Die Auffassung ist somit dieselbe, welche ein Kunstwerk verlangt; sie giebt sich eine Vorstellung von derjenigen Vorstellung, aus welcher das Geschaffene hervorging. Dies spricht z. B. Steinthal (Charakter. d. h. Typ. p. 281) aus, wenn er sagt: „Der etymologische Sinn erschöpft nie die thatsächliche Bedeutung eines Sprachgebildes, soll und kann es nie. Dies liegt im Wesen der Sprache, d. h. der Vorstellung. Der Repräsentant, der blosse Vorsteller eines Anderen, kann nicht dieser Andere selber sein; alle Sprach-Elemente aber haben ein bloss repräsentatives Wesen.“ —

Wie demnach das Sprechen als fortgesetzte Arbeit zu bezeichnen ist, so ist es auch, und zwar gerade darum, das Verstehen. Wird doch auch Sprechen und Verstehen von denselben Individuen geübt, so dass eine Gemeinsamkeit der Arbeit sich um Beides bemüht. Immer streben die Menschen, inniger sich zu äussern, sie streben auch, immer besser zu verstehen. Verständniss kam nur allmählich, und wurde in dem Grade bestimmter, als der Laut an Bestimmtheit zunahm. Man denkt hier leicht an die ungemein grosse Wirkung der Schriftsprache, durch welche der Laut fixirt wird, auf Uniformität, d. h. gleiche Bestimmtheit in dem Verständniss der Volksgenossen, auf gleiche Bestimmtheit des Denkens; sie ist so gross, dass sie ein Volk merklich scheidet in Gebildete und Ungebildete, denn ungebildet sind eben die, welche in der Lautgestaltung und ebenso im Auffassen der Bedeutung unsicher und unbestimmt geblieben sind. —

Bei jener Gemeinsamkeit der Arbeit, wie wir es nannten, lehrte dann das praktische Bedürfniss gegenseitiges Anbequemen, denn sobald die Sprache in den Dienst der Mittheilung tritt, muss sie verstanden werden, da die Interessen sich betheiligen. Wenn also auch ein Missverstehen — wie noch jetzt — keineswegs ausgeschlossen war von den näher kommenden Arten des Verstehens, und anfänglich die unbestimmte Art der Bezeichnung eine breite Möglichkeit der Auffassung zuliess, so gab doch gerade dies den Hauptreiz zum Befestigen, Unterscheiden, zum kräftigen Herausarbeiten der Artikulation. Völliges Verständniss wird, wie wir uns gegenwärtig halten müssen, überhaupt niemals erreicht; es

bleibt ein Rest, das Individuum zeigt sich uns schliesslich als unfassbar. —

Man bedenke ferner, um die Möglichkeit des Verstehens zu begreifen, dass die Zahl der zu verstehenden Wurzeln nur eine beschränkte war, dass die Seele nur mit einer geringen Zahl von Begriffen sich beschäftigte und operirte. Pott (Etymol. Forsch. auf dem Gebiete der Indo-German. Spr. II., 1. p. 73) sagt: „Wie keine Sprache leicht das Maass von einem halben Hundert buchstablicher Grundelemente überschreitet, so giebt etwa ein Tausend die Mittelzahl ab für die Wurzeln, deren sich auf und ab je die eine oder andere Sprache bedient.“ — Max Müller (Vorles. über die Wissensch. der Sprache. I. p. 222) sagt: „Die Sanskritgrammatiker haben den gesammten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt — Unserer Erklärung der Wurzel zufolge müsste indessen diese Zahl 1706 noch beträchtlich verkleinert werden — und es dürfte sich die Zahl primitiver Wortklänge, die eine bestimmte Bedeutung ausdrücken und für die etymologische Analyse des ganzen Sanskritwörterbuches nothwendig gebraucht werden, noch nicht einmal auf ein Drittel jener Zahl belaufen. Das Hebräische ist auf etwa 500 Wurzeln zurückgeführt worden, und ich bezweifle es, dass man im Sanskrit eine grössere Zahl anzunehmen braucht.“ —

Nur die Hauptbegriffe wurden in den Sprachwurzeln ausgesprochen; das Material, welches die Sprachkünstler verwandten, indem sie diese schufen, war kein der Natur des Menschen fremdes, denn die an sich verständlichen Naturlaute hatten es dargeboten und blieben vielfach unmittelbar verständlich. Wäre dies nicht der Fall, so hätte man schwerlich die Ansicht verfochten, die Sprache sei φύσει, so hätte man schwerlich ihr eine eindringendere Kraft zugeschrieben, je näher sie ihrem Naturursprunge stünde, wie Clemens Alex. berichtet: (Strom. I. p. 127) *αἱ δὲ πρῶται καὶ γενικαὶ διάλεκτοι, βάρβαροι μὲν, φύσει δὲ τὰ ὀνόματα ἔχουσιν, ἐπεὶ καὶ τὰς εὐχὰς ὁμολογοῦσιν οἱ ἄνθρωποι δυνατωτέρας εἶναι τὰς βαρβάρῳ φωνῇ λεγομένας.* So haben denn auch die Ansichten von Herder und Wüllner, welche wir oben besprochen, ihren guten Grund. —

Bedenkt man nun endlich noch, dass die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, wie sie die Kultur in steigendem Maasse ent-

wickelt, in jenen Urzeiten nicht vorhanden war, dass die Interessen der Menschen desshalb von geringer Mannigfaltigkeit waren, ja bei den Angehörigen desselben Stammes fast dieselben, so leuchtet die Möglichkeit allmählichen Verstehens, d. h. die Möglichkeit der Mittheilung ein. —

Wir sehen also, wie die natürlichen Bedingungen, unter denen Sprache sich entwickelt, ihr die Verwendbarkeit für die praktischen Bedürfnisse des Lebens sichern; betrachten wir nunmehr, wie die künstlerische Freiheit des Menschen in Gestaltung der Sprache sich bethätigt, wie sie ihre Gebilde aus dem Naturlaute der Empfindung zu Symbolen ihrer Vorstellung entwickelt und erhöht. Wir nehmen damit unsere Untersuchung (p. 188 sq.) wieder auf, welche uns im Allgemeinen ergab, dass in den Wurzeln eine charakterisirende Bezeichnung des Sinnes zu suchen sei, dass die Erhaltung dieser Sprachelemente, ihre Aufnahme in die feste Niedersetzung der Volkssprachen auf einer Wahl beruhe, dass die Schwierigkeit, Bestimmteres über diese Technik der Sprachkunst zu ermitteln, sich uns zu einem Theile durch die Continuität erledige, welche in dem Wirken des sprachschaffenden Geistes in allen Perioden der Sprachentwickelung angenommen werden müsse und zu finden sei, so dass von jeder Gegenwart aus ein Schluss auf die Vergangenheit gemacht werden dürfe und müsse. —

Zunächst ist festzuhalten, dass eine gewisse Willkür von jener Freiheit der Sprachkunst — wie sich von selbst versteht — nicht zu trennen ist. Es findet also (Schleicher, Die deutsche Sprache, p. 8) in den Sprachwurzeln und also auch in den Wörtern „eine allgemeine Nothwendigkeit, ein Bedingtsein des Lautes durch die Bedeutung oder Beziehung nachweislich nicht statt, so dass sich selbst in derselben Sprache für eine und dieselbe Bedeutung oft ganz verschiedener lautlicher Ausdruck findet; so bezeichnet im Indogermanischen sowohl ga als i „gehen“, sowohl div als ruk „leuchten“. „Umgekehrt bedeuten dieselben Laute auch ganz Verschiedenes, — so hat i im Indogermanischen auch demonstrative Bedeutung“. Zwar kann hiergegen eingewendet werden, dass wir nicht mehr ermitteln können, aus welchen Vorgängen oder aus welcher Seite der Vorgänge und Objekte die Vorstellung entnommen wurde, welche durch das Lautbild dargestellt werden

sollte, so dass, „wenn z. B. im Indogermanischen die Lautverbindungen div, ruk, svar, bhrag, allesammt „leuchten“ bedeuten, doch mit Bestimmtheit anzunehmen ist, dass ursprünglich jeder dieser Bedeutungslaute eine von jedem andern verschiedene Funktion besessen, ein verschiedenartiges Leuchten bezeichnet habe“ (Schleicher l. c. p. 127) — aber, (p. 8) „wenn wir auch Bedeutungsmodifikationen für jede dieser Wurzeln annehmen, so können sie doch unmöglich so bedeutend gedacht werden, dass die gänzliche Verschiedenheit der Laute dadurch erklärt würde.“

Es verhilft uns aber überhaupt die Betrachtung der Wurzeln schwerlich zu klarem Verständniss. War doch, worauf wir schon oben hinwiesen, die Vorstellung, welche sich in ihnen abbildete, keineswegs so scharf umgränzt, dass unser heutiges Denken in Worten ihr Wesen und ihre Bedeutung nachzufühlen, also das Verhältniss ihrer Lautform zu ihrer Bedeutung zu beurtheilen vermöchte. Darin ist denn wohl auch der Grund für Das zu suchen, was Curtius (Grundz. der griech. Etymolog. p. 102) über die Schwierigkeit bemerkt, die Grundbedeutung einer Wurzel aufzufinden: „Verführerisch sind in dieser Beziehung auch die indischen Wurzelverzeichnisse. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, den Begriff eines Wortes, zumal eines Verbums kurz anzugeben, so wird man nicht glauben in den von den Grammatikern ihren Wurzeln hinzugefügten Bedeutungen etwas andres als ungefähre Angaben zu besitzen.“ „Mit Recht hat daher Pott, auch neuerdings (II, 2. Aufl. p. 460,) vor einer zu hastigen Benutzung dieser Verzeichnisse gewarnt, und ebenso Westergaard (Radices linguae Sanscritae p. XI) die wohl zu beherzigenden Worte gesprochen: caeterum puto cavendum esse, ne illa grammaticorum de potestate radicum decreta nimis urgeantur, nam illis nihil vagius, nihil magis dubium et ambiguum esse potest. Diese Verzeichnisse — geben kaum etwas andres, als wenn jemand die lateinischen Verba in verba declarandi, sentiendi, eundi, splendendi u. s. w. eintheilte.“ „Wie wenig (bei den Wurzeln) davon die Rede sein kann, ihre Grundbedeutung sei erforscht, das zeigt schon die Menge ganz verschiedener Bedeutungen, die sich unter einer Wurzel vereinigt finden. So bei W. vt nicht weniger als 6, nämlich 1) ire (trans. ferre) 2) obtinere 3) (fetum) concipere 4) desiderare, amare 5) jacere, 6) comedere. So lange diese

verschiedenen Bedeutungen nicht auf ein Centrum zurückgeführt sind, kann der Etymolog eine derartige Wurzel, und noch dazu ausserhalb des Sanscrit, gar nicht gebrauchen." —

Demnach fehlt uns für jede genauere Feststellung der bei der Schaffung der Sprachwurzeln sich bethätigenden Kunsttechnik ein sicherer Anhalt; wir können nur aus der Analogie auf dieselbe oder eine ähnliche Symbolik auch bei den Wurzeln schliessen, wie sie sich im ganzen Verlauf der Sprachentwickelung kenntlich macht. Die Wurzel hat eine reale Grundlage am Naturlaut, sie zeigt weiter Formirung, d. h. Artikulirung nach den Eingebungen der Phantasie; — und so wird auch jedes Erklären in dieser Beziehung sich dahin bescheiden, dass, wenn es Wahrheit zu finden bemüht ist, diese doch ohne Dichtung niemals angegeben, ja gar nicht aufgesucht werden kann.

Damit würden wir denn nicht eben weit über die gegen sich selbst ironische Untersuchung Plato's im Cratylus hinausgekommen sein. Auch bei ihm bildet der Sprachkünstler, der ὀνοματουργός, nicht unmittelbar, ein Natürliches nachahmend, das Lautbild, sondern ihn leitet das εἶδος, die urbildliche Form, durch welche er freilich zur Bezeichnung der Wesenheit der Dinge selbst (οὐσία τῶν πραγμάτων) zu gelangen hofft. Nicht der Erste, Beste ist ein Sprachkünstler, sagt er, sondern nur Derjenige, welcher, auf die von Natur jedem Dinge zukommende Bezeichnung schauend, dann auch im Stande ist, diese Idee einzuführen in die Buchstaben und Sylben. (Crat. p. 390: οὐ πάντα δημιουργὸν ὀνομάτων εἶναι, ἀλλὰ μόνον ἐκεῖνον τὸν ἀποβλέποντα εἰς τὸ τῇ φύσει ὄνομα ὃν ἑκάστῳ, καὶ δυνάμενον αὐτοῦ τὸ εἶδος τιθέναι εἴς τε τὰ γράμματα καὶ τὰς συλλαβάς.) Plato scherzt nun — selbst erstaunt über alle die Weisheit, von der er nicht weiss, von woher sie so plötzlich über ihn gekommen ist — (p. 396) wie diese Uebereinstimmung des Lautbildes mit den Dingen, die μίμησις, an den Wörtern der Sprache nachzuweisen sei, aber auch wir sind uns der Unsicherheit bewusst, mit welcher wir eine Analogie zwischen den Lautbildern und unsern Vorstellungen (εἶδος) von den Dingen geltend machen. Auch Plato weiss, dass dies an den ursprünglichen Wortformen gezeigt werden müsste, dass sonst, wenn an den abgeleiteten herumgerathen würde, nur Possen herauskämen, (p. 426) und nun untersucht er, obwohl er bemerkt,

es sei gar übermüthig und lächerlich, was er von den Urwörtern mittheilen könne, dio Mittel zur Nachbildung, welche die Vokale und die Consonanten darbieten. Das A also zeichnet Grosses, Gewaltiges, das H die Länge, das O das Runde, I das Dünne; — P sei das Organ der Bewegung, wie z. B. in ῥεῖν; durch φ, ψ, σ, ζ werde ein Blasen und Zischen bezeichnet, wie in φυσῶδες, ψυχρόν, σείεσθαι, ζέον; Hemmung und Stehen werden gemalt durch δ und τ, wie in δεσμός, στάσις; Glätte und Schlüpfriges durch λ, wie in λεῖον, λιπαρός, μαλακός; γ deutet auf Zähes und Klebriges, z. B. in γλίσχρον, γλυκύ, γλοιῶδες; N auf das Innere, wie z. B. in ἔνδον, ἐντός. — Wenn nun auch, sagt Plato weiter, durch solche Nachahmung das Urwort dem Dinge ähnlich wurde, so wurde es ihm doch nicht gleich (sonst würden ja alle Dinge doppelt da sein, und Wort und Sache wären nicht zu unterscheiden; [p. 433.].—) es könnten sich also in ein Wort ungehörige Buchstaben einschleichen, in einen Satz ungehörige Worte, in eine Rede ungehörige Sätze; wenn nur im Allgemeinen die Charakteristik festgehalten sei, müsse man zufrieden sein. (ἕως ἂν ὁ τύπος ἐνῇ τοῦ πράγματος περὶ οὗ ἂν ὁ λόγος ᾖ —) Solche aus Aehnlichem und Nichtähnlichem gemischten Wörter bestünden dann, sagt Plato, freilich nicht φύσει, sondern durch Uebereinkunft und Gewohnheit, (ξυνθήκη — ἔθος) [p. 435] womit denn etwa der Begriff der zufälligen „natürlichen Auswahl“ M. Müller's sich vereinigen lässt. —

Wir wissen keine andere Methode der Untersuchung, als die, welche Plato anwandte. Auch die einfachen Elemente des Sprachmaterials sind von Menschen erzeugt, geisterfüllt und desshalb deutungsfähig; sie können, wie Pott, (Etymol. Forsch. II, 1, p. 206) mit Beziehung auf den Cratylus sagt: „in ihrer Eigenschaft als artikulirte Laute unmöglich völlig bedeutungslos sein — wie würden sie sonst in ihren weiteren Zusammenfassungen plötzlich zu bedeutsamen Symbolen? — wenngleich ihre, sehr allgemeine und noch verschwommenere Bedeutsamkeit (etwa wie die Musik gegenüber der Sprache) sich innerhalb des Gefühles hält.“ — „Es versteht sich aber, dass der in die Wurzel gelegte geistige Inhalt unendlich entwickelter und bestimmter ist, als in Sylbe und Buchstabe.“ —

Zwei Einwürfe gegen diese ganze Erörterung drängen sich

allerdings sofort auf; den einen erhebt das Faktum der Verschiedenheit der Sprachen, welche doch alle aus diesen Elementen gebildet werden, den zweiten die Ueberlegung, dass je nach der Combination der Laute unter einander auch ihre Wirkung sich ändert, Untersuchung aber über alle diese möglichen Combinationen nothwendig geradezu ins Endlose führen müsste. —

Wir erledigen das Bedenken, welches aus der Sprachverschiedenheit entnommen wird, zunächst an dieser Stelle durch Hinweisung auf ein Citat bei Pott. („Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächl. vom sprachwissenschaftl. Standp." p. 346.) Pott sagt: „Alle Objekte, Gedachtes wie Seiendes, werden bei ihrer sprachlichen Darstellung in die Subjektivität des Menschen gleichwie in einen Färbekessel getaucht, und gehen daraus natürlich jedesmal mit einer besonderen Färbung hervor. — Carl Chr. Fr. Krause, Abriss des Systems der Philosophie 1. Abth. Gött. 1825. S. 65 fasst das in folgende Worte: „Jedoch in der Bedeutsamkeit der Grundlaute, welche bis jetzt von allen Völkern selbst nur einseitig und in eigenthümlicher Beschränktheit eines jeden erfasst worden zu sein scheint, stimmen alle Sprachen der Erde dem Erstwesentlichen dieser Bedeutung nach überein; nur dass sich diese Uebereinstimmung hinter die Verschiedenheit der Bezeichnung derselben Sache bei verschiedenen Völkern verbirgt; Welches daher entspringt, dass jedes Volk jeden Gegenstand, und insbesondere alle Erscheinungen des Inlebens und Umlebens, nach der ihm eigenen Weise zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln auffasst und demgemäss bezeichnet, wozu die Sonnlage, die Grundbildung und das organische Leben des Landes, nächst den eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen eines jeden Volkes, mächtig und innig mitwirken." —

Was aber das zweite Bedenken betrifft, welches sich darauf stützt, dass ein grosser Unterschied ist, in welcher Art die einfachen Sprachelemente für sich einen symbolischen Sinn auszudrücken scheinen, oder in ihrem Zusammentreten zur Wurzel und zum Wort, dass ferner es unmöglich ist, jede Art dieses Zusammentretens zu untersuchen — so können wir nur eingestehen, dass dieses Bedenken begründet ist, und dass diese Mangelhaftigkeit der Theorie besteht. Den unendlichen Combinationen der Vorstellung entspricht eine grenzenlose Bestimmbarkeit des Laut-

materials; wie die Sprachkünstler hier wählen, darüber entscheidet ihr Talent; ob sie glücklich gewählt haben, darüber entscheidet ihr Stamm, ihr Volk, welcho das Gebildete annehmen oder fallen lassen. — Pott bespricht auch diesen Punkt: (Etymologische Forsch. II, 1, p. 261) „Die einfachen Sprachelemente, Consonanten wie Vokale, haben freilich schon jedes für sich eine gewisse, jedoch, lässt sich kaum läugnen, zwar fühlbare, allein nicht wohl aussprechbare und der Ueberlieferung an Andere fähige Bedeutung; ohnedies in ihrer, real genommen, meist unwirklichen Einzelheit und Aufgelöstheit nur eine constitutive, so zu sagen, die von blossen Theil-Empfindungen oder Brüchen von Vorstellungen. Erst in ihrer Verbundenheit und besonderen Folge innerhalb der Wurzeln erhalten sio, freilich nur relativer Weise (denn sogar das doch schon abgeschlossenere Wort ist nur gedankliches Bruchstück — in Bezug auf den im Satze vollendeten Gedanken) einen ganzheitlichen Sinn. Bezüglich der Aufeinanderfolge von Buchstaben berücksichtige man, wie viel, z. B. der Wirkung auch nur auf das Ohr nach, eine Umdrehung derselben (z. B. gart-en; tragen u. dgl.) austragen kann. Mit der Verbundenheit der Sprachlaute verhält es sich, wie wenn in der Chemie aus zwei Bestandtheilen ein von ihnen wesentlich verschiedenes Drittes (Neutralisirtes) hervorgeht.“ —

Danach haben wir uns denn gegen den Werth und die Sicherheit unserer Angaben das nöthige Misstrauen vorzubehalten, etwa, wie Pott sich hält: (l. c. p. 207) „F. G. Bergmann — bemerkt in seinem Buche: Poëmes Islandais p. 371 an sich nicht unrichtig: „La signification des lettres dont ils se composent: il faut donc connaître le sens des lettres pour pouvoir s'expliquer comment et pourquoi tel mot exprime telle idée.“ Allein A. Reclam's Buch über die Buchstaben nach dem Franz. des Hrn. F. W. Bergmann Leipz. 1840 kann Jeden davon überzeugen, wie sehr — bei solchem Streben nach Ermittelung des etymologischen Werthes der Wurzeln, Wörter u. s. w., als aus der „natürlichen“ Bedeutsamkeit der Laute gls. mit Nothwendigkeit resultirend (nicht auch zugleich durch Wahl und Uebereinkunft festgestellt?) — der Erfolg hinter dem begehrlichen Wunsche zurückbleibt.“ —

Auch darauf ist ja Rücksicht zu nehmen, dass die Schrift diejenigen Verschiedenheiten zum Theil mangelhaft, zum Theil

gar nicht ausdrückt, welche denselben Lauten, namentlich den Vokalen in der lebendigen Sprache eigen ist. Da haben wir etwa ein e im Französischen, aber wie verschieden klingt es in pénétré, misère, grêle, venir, wie verschieden also ist seine symbolische Wirknng! — Die Lateiner schrieben maximus nnd maxnmus, vulnus und volnus, wie also sprachen sie den Vokal? Im Dentschen hören wir andere Laute, wenn der Vokal gedehnt wird, oder nicht, ob er anlantet, inlantet, anslautet z. B. Adler, herab; geben, essen; Mitte, Miethe; Rnf, Zng, Butter; Sohn, Loch cet. — Und so werden wir nun eben auszuführen haben, dass wirklich auch schon an dem Lautmaterial der Sprache eine gewisse Bedeutsamkeit haftet, welche nnser Gefühl erkennt, welche desshalb auch gewiss von den Sprachkünstlern benutzt wurde und benutzt wird, werden aber durch die Angaben und Beispiele nur eben nnsere Meinnng dahin klar machen, dass die Möglichkeit einer Verwendung der Lante nach ihrer symbolischen Kraft sich ergiebt.

Zn charakterisiren wären znnächst die Vokale in ihrem Eigenklang im Gegensatz zn der Tonlosigkeit, dem blossen Mitklang der Consonanten. An jenen hat man offenbar überwiegend das Stoffliche des Lautes, an diesen dessen Artikulirung, so dass sie ein Verhältniss darstellen wie Materie nnd Form. Die Vokale erscheinen daher als das der Bestimmung Bedürftige, flüssig und wandelbar, die Consonanten als das Bestimmende, Feste, Charakterisirende. Die Vokale denten mehr auf die Naturseite der Sprache, die Consonanten mehr auf die Selbstthätigkeit des Mensehen; jene, leicht ansprechend, lassen die unmittelbare Empfindung ausströmen, diese übernehmen die Arbeit der Besonnenheit, des Verstandes; darum unterliegen in der weiteren Sprachentwickelnng die Vokale der Wnrzeln vollständigen Veränderungen, aber unbedingte Aenderung der Consonanten wäre Zerstörung der Wnrzel. Man hat diesen Unterschied durch mancherlei Bilder klar zu machen gesucht. Friedr. Schlegel (Alte u. nene Lit. I, 126) sagt: „Die reinen und eigentlichen Consonanten bilden den Charakter der Sprache und sind der Körper; die Vokale enthalten den musikalischen Bestandtheil und entsprechen dem Prinzip der Seele.“ Bernhardi (Sprachlehre, II, p. 256) sagt, dass „die Summe der Bnchstaben in Elemente für die Empfindung

oder für das Innere, nnd in Elemente für das Aeussere oder die Substanz zerfalle", die Vokale „repräsentirten so die attributiven Redetheile, die Consonanten die substantiven." — P. 307 drückt er dies so ans, dass „der Vokal in der Sprache das poetische und musikalische, der Consonans das verständige nnd prosaische Element darstelle." Vernaleken (Deutsche Verskunst cet. p. 1) nennt die „Vokale gleichsam Blut und Athem, Consonanten die Knochen und Muskeln" des Wortleibes u. d. m. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 74) nennt die „Vokale — Aeusserung der empfindenden Seele, die konsonantische Artikulation — Aeusserung des freien, denkenden Geistes." p. 113: „Wie das schwankende und schweifende Wesen der Empfindung begrenzt und zum Stehen gebracht wird durch den Verstand: so werden dem flüssigen Elemente des Vokals feste Schranken gesetzt durch den Consonanten." „In eben dem Masse als der Mensch von dunklen Gefühlen zn klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen fortschreitet, geht er äusserlich von bloss vokalischen Empfindungslauten znr consonantischen Artikulation über. Wer klar und scharf denkt, wird in der Regel auch deutlich und bestimmt artikulirend sprechen." Heyse betont endlich anch (p. 115) „die ideellere Natur der consonantischen Lante. Die Vokale haben ihrer Natur nach einen dauernden Lant; der Laut der Consonanten hingegen, — kann nicht dauern, sondern ist augenblicklich vorschwindend, hat also ein Minimum des Sinnlichen in sich. — Dazu kommt ferner die Tonlosigkeit der Consonanten. In den Ton-Unterschieden der Vokale offenbart sich dio schwankende Nátnr der passiven Empfindung. Der Consonant hingegen ist als stimmloser Lant zugleich tonlos, und entspricht dadurch der leidenschaftlosen, in gleichmässiger Spannung aufmerkenden Thätigkeit des vorstellenden Bewusstseins." —

Der so bezeichnete Gegensatz wird anschaulich, wenn man den Charakter und die Idiome südlicher Völker mit denen der nördlichen vergleicht, wie sie denn auch in der Poesie durch Anwendung der Assonanz, welche Stimmung giebt, und durch die der Alliteration, welche scharf hervorhebt, zeigen, wohin ihre Neigung und ihr Schönheitssinn sich richtet. Es sind solche enphonische Wirkungen, welche durch Zusammenstimmen von Consonanten entstehen, von jener grösseren Bestimmtheit, welche der Instrnmen-

talmusik eigen ist, der Schönheit reicher Vokalisation entspricht das Wesen der Vokalmusik. Man kann wohl den Satz aufstellen, dass in Bezug auf den Unterschied des Sprachcharakters überwiegender Consonantismus ein Vorherrschen des verständigen Geistes bezeugt, überwiegender Vokalismus die Uebermacht sinnlicher Empfindung. Es hat z. B. die italiänische Sprache auf 10 Vokale 11–12 Consonanten, und unter diesen sind die liquiden —Halbvokale — am häufigsten; dagegen verhalten sich im Deutschen die Consonanten zu den Vokalen, wie 9 : 5, und es erscheint also hier das Princip der geistigen Bedeutsamkeit festgehalten auf Kosten des Wohllauts.

Von den Vokalen erscheinen A, I, U als die ursprünglichen. Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr. I, p. 274) sagt: „Aus drei Vokalen stammen alle übrigen. Es ist ein gewaltiger Satz, den uns Sanskrit und Gothische Sprache zur Schau tragen, dass es ursprünglich nur drei kurze Vokale giebt: A, I, U. Auf dem Verhältniss dieser drei Laute beruht nicht nur ihre eigene Erhaltung oder Abänderung so wie die Zeugung der Längen und Diphthongen, sondern auch Bildsamkeit, Flexion und Wohllaut aller Wörter. Wiederum ist von den drei Vokalen A der edelste, gleichsam die Mutter aller Laute, aus dem zunächst I und U hervorgegangen sind, so dass diese Dreiheit, gleich jeder andern, auf anfängliche Einheit zurückweist.“ Da wir überhaupt nur aus den vollendeten Sprachen heraus über die Vokale urtheilen können, so gilt uns diese historisch begründete Annahme, nach welcher e und o als Trübungen von i und u zu fassen sind. Im Uebrigen können wir uns nicht vorstellen, dass von ursprünglicher Reinheit des Lautes zu einer eigentlichen Trübung fortgegangen sei. Dass die Vokale allmählich sich mannigfaltiger ausgeprägt haben, ist nicht zu bestreiten, aber Unbestimmtheit und Trübheit der Vokalisation wird eher dem Anfang, die Klärung, d. h. die Bestimmtheit dem Fortschreiten zuzuschreiben sein. Wir müssen Wüllner auch für die Wurzelformation beipflichten, wenn er sagt: (Ueber die Verwandtschaft des Indogerman., Semitisch. und Tibetan. nebst einer Einleitung über den Ursprung der Spr. Münster 1838 p. 7.) „Wir müssen den Satz aufstellen, dass der Vokal in dem Empfindungslaute sowohl an sich selbst, als auch hinsichtlich der Länge und Dauer, unbestimmt und schwankend sei.“ — Im

Hebräischen ist die Wurzel entschieden ohne Fixirung der Vokale gewesen. Nimmt also Grimm (Ueber d. Ursp. d. Spr. p. 37) drei Perioden für die Entwickelung der Sprache an 1) des Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter 2) des Emporblühens einer vollendeten Flexion 3) des Triebes zum Gedanken — so würden wir die Feststellung der Vokale frühestens als am Ende der ersten Periode erfolgend uns vorstellen. (Gesenius, Lehrgebäude, p. 26.) (Gegen Grimm, Gramm. I, p. 33 bringt Vieles vor: Wocher, „Phonologie“ § 14, § 80 und „Entwickel. der dtschen Spr. vom 4. Jahrh. her cet. p. 14 — 29.) — Immerhin haben wir A, I, U als die reineren Vokale voranzustellen, zwischen A und I liegt dann E, zwischen A und U liegt O. Die zur Klarheit herausgearbeiteten Vokale breiteten sich später wieder zu gefälliger Mannigfaltigkeit aus, Uebergänge und Verbindungen brachten Weichheit, und die grellen Lichter wichen einem reizenden und milden Helldunkel. Auch hier liegt eine Vergleichung mit der Bildhauerkunst nahe. Zuerst reine Symbolik, chaotische Bildersteine, gräuliche, fratzenhafte Idole, selbst bei den Griechen „eine ganz unbestimmte Zeichnung, charakterlose Köpfe“ cet. Schwanken zwischen „säulenartiger Steifheit“ und „übertriebener, heftiger Bewegung“ in der „hieratischen Periode;“ (Springer, Kunstgesch. p. 75) dann erst Streben zum strengen Stil des Phidias, dem Stil der Formenwahrheit und Formenreinheit, darauf feinsinniger Reiz des Scopas, Praxiteles, grössere Leichtigkeit und Beweglichkeit des Lysippos. — So geht a in ä über, aus clarus wird clair; i in e, aus viridis wird verd; aus ū wird o, so bei den Italiänern croce statt crucem; oder aus u wird ü, wie la lune aus luna, oder ö, wie z. B. engl. sun aus Sunne. Aus dem Diphthong ai wird im Lateinischen ae, (Gen.) aus au wird o z. B. aurum, or; pauper, pauvre. Sprachen, wie die Englische, in Nebelluft sich fortbildend, zeigen in der Art dieser Vermannigfaltigung durch die Unreinheit und Trübheit, zu welcher ihre Laute kommen, den Mangel ästhetischen Sinnes, musikalischen Gehörs. Für das Vorschreiten der Vokalmischungen, Vokalschattirungen mag als Beispiel angeführt werden, dass Schleicher (Dtsche Sprache p. 50) in der deutschen Grundsprache nur 9 Vokallaute zählt, im Mittelhochdeutschen dagegen 22. — Es bildet sich so eine aufsteigende Vokaltonleiter: u, o, a, ö, ä, ü, e, i,

wie sie Heyse (Sprachw. p. 266) aufstellt, deren Mischvokale „etwas Mildes, Weiches, Süsses haben (daher Quintilian XII, 10, 27 das griechische υ jucundissimum findet).“ —

Gerade bei den Vokalen ist am wenigsten zu sagen, dass die Bedeutung sich von ihren Aenderungen abhängig zeigt; wohl aber zeigen sie gleichsam eine Stimmung in der Auffassung, eine Erregung des musikalischen Sinnes, welche Harmonie unter den einzelnen Gliedern des Lautkörpers herzustellen sucht. Demnach kommt bei Würdigung der Vokalisation nicht die einzelne Sylbe für sich in Betracht; das Wort mit seinen Flexionen — im Context der Rede auch der weitere Zusammenhang — ist zu berücksichtigen. — Seltener halten sich Vokale unmittelbar neben einander, ohne ändernd zu wirken, d. h. den Hiatus zulassend, wie wie im Dtsch.: be-erben, im Griech.: δηϊόω; gewöhnlich schwindet der eine durch Zusammenziehung oder erleidet sonst Veränderung. Was in der deutschen Grammatik Umlaut und Brechung genannt wird, beruht auf der Einwirkung der Vokale a (Brechung), i (Umlaut) auf die Vokale der vorhergehenden Silbe, welche ihnen dadurch ähnlicher werden, wie z. B. aus Graf: Gräfin, aus gut: gütig wird wegen des zutretenden i; hilfu, mittelhochdeutsch hilfe, hat im Plnr. hëlfam, mittelhochdtsch hëlfen. —

Dennoch wird sich nicht jeder Zusammenhang zwischen Vokaländerung und Aenderung der Bedeutung abweisen lassen. Wenn z. B. unsere deutschen, stark klingenden Endungen nach und nach in tonloses *e* sich abschwächen, so drückt das Sprachgefühl eben dies hierdurch aus, dass die betreffende Sylbe dem Sprachverstande gleichgültiger geworden ist, ja so überflüssig, dass sie ganz schwinden kann, wie aus sterno, sterne, Stern wurde, aus ofto, ofte, oft. — J. Grimm (Dtsch. Gramm. I, p. 4 sq.) legt dem Vokalismus in der deutschen Sprache „besonders tiefe Bedeutung“ bei, und erklärt ihn für „fester und feiner“ bestimmt, als z. B. in der griechischen und lateinischen. — Man müsse jedoch genau die Bedeutung und Geschichte der Vokale in der Wurzel von denen in der Endung eines Wortes unterscheiden: „Die Vokale in letzteren haben ein kürzeres, geringeres Leben, sind auch häufigeren Veränderungen ausgesetzt und können weniger im Allgemeinen, als im Einzelnen betrachtet werden.“ — Grimm deutet nun auch den Ablaut begrifflich; (cf. Gramm.

II, 80, 82) er sagt: (Geschichte der Dentschen Sprache Bd. I, p. 293) „In den übrigen Sprachen, zumal den älteren ist der Vokalismus manchem Wechsel und mancher Schwächung ausgesetzt; aber die Wirkung bleibt eine bloss phonetische, die Flexion begleitende. Die Dentsche Sprache hingegen strebt diesen Vokalumtausch dynamisch zu verwenden. Unser Ablaut, an sich dem sanskritischen Guna höchst ähnlich, wird dadurch ganz etwas anderes, dass sich aus ihm ein wunderhares, die Flexion aller starken Verhalwurzeln beherrschendes, und von da aus in alle Theile der Sprache strömendes Gesetz entfaltete. Brechung und Umlaut, die anfangs auch nur phonetische Bedentung hatten, sind uns ebenfalls unerlässliche Hehel der Flexion geworden. cet.“ — Wogegen Bopp sich erklärt. Er sagt (Vergleichende Gramm. Bd. I, p. 197): „Im indo-europäischen Sprachstamm erscheint die Wurzel als ein fast unveränderlicher Kern, der sich mit fremden Sylben umgiebt, deren Ursprung wir erforschen müssen, und deren Bestimmung es ist, die grammatischen Nebengriffe auszudrücken, welche die Wnrzel an sich selber nicht ansdrücken kann. Der Vokal gehört hier mit dem oder den Consonanten, und zuweilen ohne irgend einen Consonanten, der Grundbedeutung an; er kann höchstens verlängert oder durch Guna oder Vriddhi gesteigert werden; und diese Verlängerung oder Steigerung, und später (im Germanischen) die Erhaltung eines ursprünglichen a, gegenüber seiner Schwächung zu i oder u, gehört nicht zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse, die klarer angedeutet sein wollen, sondern, wie ich glaube beweisen zu können, nur der Mechanik, der Symmetrie des Formenbaues an.“ — Bopp erkennt also jenem Vokalwandel ästhetischen Charakter zu, obwohl einen nnr äusserlichen, die Mnsik des Lautes betreffenden; Pott dagegen (Etymol. Forsch. Th. II, p. 667) spricht von den Anschwellungen des Präsens zu symholischer Hervorhebung längerer Dauer, ferner (p. 675) von einem begrifflichen Werthe des Vriddhi, dem dynamischen Werthe der Verlängerung in den Spezial-Temporibus (p. 685 sq.), obwohl er „Lust an Formfülle und euphonischen Einfluss der Endungen“ (cf. Bopp, vergl. Gr. II, p. 278 und § 480) nicht leugnen will, (p. 674) und sie „nur dem Prinzip der Bedentsamkeit unter- oder beigeordnet betrachtet.“ — Wenn Pott (p. 678, wo er auch des Ablauts gedenkt,) dem

Vriddhi „mindestens farbengebende Bedeutsamkeit“ zuschreibt, so zeigt dies, dass er auch für die „Mechanik, die Symmetrie des Formenbaus“ correspondirende Seelenbewegungen annimmt. Und freilich wäre erst so ein vollständig ästhetischer Vorgang vorhanden. — (cf. hierüber Heyse. [Syst. d. Sprachw. p. 316.]) —

Ueber die verschiedene Klangschönheit (vocalitas, εὐφωνία bei Quinct. I, 5, 4) der Vokale finden wir Urtheile bei Dionys. Hal. (de compos. vb. XIV.). — Er bezeichnet die langen Vokale als die vorzüglicheren: κράτιστα μέν ἐστι καὶ φωνὴν ἡδίστην ἀποτελεῖ τά τε μακρά — die kurzen seien geringerer Art. (χείρω δὲ τὰ βραχέα — ὅτι μικρόφωνά τέ ἐστι καὶ σπαδονίζει τὸν ἦχον.) Das A bezeichnet er als den wohlklingendsten Vokal (εὐφωνότατον τὸ α —) δεύτερον δὲ τὸ η, τρίτον δὲ τὸ ω, ἔστι δὲ ἧττον τούτου τὸ υ, in welchem der Ton dünner wird, ἔσχατον δὲ πάντων τὸ ι, von den kurzen Vokalen sei o der relativ schönste (— τῶν βραχέων σὐδέτερον μὲν εὔηχον, ἧττον δὲ δυσηχὲς τὸ ο.) (Quintilian vergleicht [XII, 10, 27 sq.] die lateinischen Klänge als sonis duriores mit den Griechischen.) —

Eine Charakterisirung der Vokale auch nach ihrer Bedeutung „als Ausdruck der Empfindung“ giebt Heyse, Syst. d. Sprachw. p. 78 sq. —

A ist jedenfalls der Vokal, welcher am meisten ein stetiges, ruhiges Einwirken auf die Seele malt; subjektiv erregt nach der positiven Seite (z. B. der Lust) erklingt i, nach der negativen (z. B. der Unlust) u, e vermittelt zwischen a und i, verliert an Würde, ohne eben zur Lebhaftigkeit gesteigert zu sein, o steht zwischen a und u und vertritt tieferen Ernst. Hiernach lässt sich weiter der Charakter der Umlaute und Diphthongen bestimmen, wie es Heyse (l. c. p. 80) andeutet. Näher mag etwa anzugeben sein, dass a ein die Beachtung auf sich Ziehendes bezeichnet, Befriedigung ausspricht, Gewissheit, Zuversicht, Bewunderung, Staunen; i ein Schnelles, Blitzendes, Glänzendes, Durchdringendes, Spitzes, Freude, Lustigkeit, Entzücken, Aerger, Grimm; u ein Dumpfes, Dunkeles, Stumpfes, Furcht, Trauer, Schwermuth, Angst, Grauen, Abwehr, Entsetzen; e das mehr Gewöhnliche, Gleichgültigkeit, Unterhaltung, Zweifel, Erwartung, Lächerliches; o das Erhabene, Grosse, Ermüdung, Betrübniss u. d. m. — (cf. Bernhardi, Sprachlehre, II, p. 262 sq. Götzinger, die Deutsche

Sprache. Th. I, p. 240 u. A.) — Die Trübungen im Ton, etwa den halben Tönen in der Musik zu vergleichen: ä, ö, ü bezeichnet Heyse (p. 266) als mild, weich, süss. — i und u sind als Extreme am starrsten in Ton und Bedeutung, sie zeigen in ihren Uebergängen zu j und w die Neigung zu consonantischer Bestimmtheit. —

Vernaleken (Die deutsche Verskunst, p. 17) vergleicht den Klangcharakter der Vokale mit Farben. Er nennt a weiss, i roth, u schwarz, e gelb, o blau. „Orange und violet scheinen prächtige Doppellante (ei, iu); ái wäre rosa, áu himmelblau.“ —

Gestehe man nun dem ästhetischen Gefühl in Bezng auf Wahl der Vokale bei der Wortbildung nur ein Geringes an Einwirkung zu, nehme man ferner an, dass wegen der Beeinflussung benachbarter Laute die Vokale nur sehr bedingt für den mit ihnen verbundenen Sinn verantwortlich sein können, so ist doch andrerseits nicht abzuweisen, dass nicht allein jedem Vokal für sich die Erregung einer besonderen Stimmung zufällt, sondern dass diese auch hervortritt, wenn der Vokal im Worte erscheint. Der Vokal wirkt also entschieden symbolisch, aber nicht umgekehrt wird die Symbolik des Worts immer an den Vokal gebunden erscheinen, wie z. B. in Luft, Himmel, Herr u. d. m. — Es wird desshalb die Sprachkunst namentlich dann die eigenthümliche Kraft und Bedeutung der Vokale zu stimmungsvoller Wirkung benutzen, wenn sie bewusst, oder sagen wir mit gebildeter Empfindung die an sich in der Sprache zufällig erscheinenden Congruenzen von Vokallaut und Bedeutung benutzt. Und, wenn wir von zufälligen Congruenzen sprechen, meinen wir doch nur unser Unvermögen, feineren Regungen des Sprachschaffens nachzuspüren. Wer wollte z. B. für unbegründet erklären, wenn Grimm (Dtsch. Gramm. III. p. 665) den Vokal i als charakteristisch für die Verkleinerungswörter erklärt: „Vor der Consonanz geht i her und die Natur dieses unter allen heitersten, leichtesten Vokals ist auch für den Begriff der Diminution am geschicktesten. Ja es scheint, dass zuweilen das blosse i, unbegleitet von Consonanten, hinreicht, um die Verkleinerung zu bewirken.“ — Zufällig, aber doch nicht minder fühlbar erscheint z. B. die Vokalzusammenstellung in Abgrund, unklar, uralt, taghell, furchtbar, blutroth, hellroth, und die Zahl der durch den Vokal malenden Wörter ist sehr gross. Wir

führen einige an: Hall, Schall, klar, wahr, ganz, Tag, lachen, krachen, Pracht, Macht, Kraft, Strahl, Aar, Gnade, Vater, blank, stark, markig, Rath und That, Allmacht, Allvater, so lat.: clango, clamo, clarus; spitz, Stich, Licht, Blitz, Witz, fliehn, Gesicht, Fisch, List, wiehern, winzig, Kind, nichts, Wind, klingen, lispeln, spritzen, wimmern, girren, schwirren, spielen; Uhu, Unke, Unruhe, murren, brummen, summen, schnurren, husten, Kluft, Urgrund, Sumpf, Lug und Trug, Schlummer, Fluch, Klumpen, Grube, vermummt, unten, plump, dunkel, dumpf, stumpf, Blut; hell, eben, nett, gelb, reden, gellen, schlecht, Menge, betteln, treten, keck, Leder, verstehn, stehn, sehen, schmecken, essen, gehn, weben; rollen, tosen, Donner, todt, roth, Noth, empor, voll, oben, toben, hohl, hoch, gross, stolz, Glocke; krähen, krächzen, gähnen, träge, zähe, plätschern; trübe, wüst, müde, übel, düster, wühlen, fühlen; öde, trösten, Hölle, Höhle, Grösse, dröhnen, stöhnen, röcheln, böse; Glaube, Auge, Taube, blau, laut; pfeifen, schreien, neigen, leiden, schneiden, beissen; theuer, Treue, ungeheuer u. d. m. —

Was die Verwendung betrifft, welche die Kunst der Sprache von dieser Färbung macht, welche die Vokale dem Sinn zu ertheilen vermögen, so findet sie sich natürlich in der geschmückten Rede der Dichter am meisten. Wir führen einige Beispiele an. Göthe (Faust) hat: „Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar.“ (Erlenkönig) „Du liebes Kind, komm, geh' mit mir. Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir.“ Uhland: (Sängers Fluch) „Weh' Dir, verruchter Mörder, Du Fluch des Sängerthums.“ Schiller: „Hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen.“ (Glocke). Fr. Schlegel: (Alarcos) „Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront, der Väter Denkmal, sonst Alarcos hoher Stolz!“ Schiller: (W. Tell) „Und so, in engerm stets und engerm Kreis, Beweg ich mich dem engsten und letzten, Wo alles Leben still steht, langsam zu.“ — (Bürgschaft): „Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell.“ — Aehnlich im Lateinischen, z. B. Hor. Od. I, 2:

„Jam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit pater“ — Virg: Aen. I, 90:
„Intonuere poli et crebris micat ignibus aether.“ — Aen. I, 84:

„Incubuere mari, totumque a sedibus imis
Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis
Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.“ oder Aen. IV, 667:
„Lamentis, gemituque, et femineo ululatu — Tecta fremunt.“

Namentlich lässt sich die Wirkung der Vokale fühlen, wenn sie in Contrast zu einander stehn, wie bei Uhland: (Sängers Fluch):

„Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin, süss und milde, als blickte Vollmond drein.“

(Grab am Busento):

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“ cet.

(Graf Eberhard):

„Man lispelt leichte Liedchen; man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht.“ cet.

Zu einer mit den Vokalen verwandten Wirkung bringen es die Diphthongen und Vokalumlante z. B. bei Schiller: (Taucher) „Und hohler und hohler hört man's heulen.“ (Glocke) „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Bei Bürger: (Lied vom braven Mann):

„Es dröhnt und dröhnte dumpf heran
Laut heulten Sturm und Wog um's Haus.“

(Leonore):

„Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp,
Und sprühte Feuerfunken.
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken.
Geheul, Geheul aus hoher Luft;
Gewinsel kam ans tiefer Gruft.“

Es regt übrigens ein reicher Vokalwechsel an sich selbst schon die Empfindung an und belebt sie. —

Was die Consonanten betrifft, so erklärt Dionysius Hal. (de comp. vb. XIV) von den Semivocalen das schmeichelnde λ für den angenehmsten, (ἡδύνει μὲν γὰρ αὐτὴν [τὴν ἀκοὴν] τὸ λ, καὶ ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον) das zornerregende ρ für den kräftigsten, (τραχύνει δὲ τὸ ρ, καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναιότατον) das r hiess auch bei den Römern litera canina nach Lucilius bei Charisius p. 100 P. (cf. Persius 1, 109: sonat heic de nare canina litera.) wird auch wohl von Englischen Gramma-

tikern the dog-letter genannt), μ und ν, Nasaltöne, seien mittlerer Art, den Tönen des Hornes vergleichbar, (κερατοειδεῖς ἀποτελοῦντα τοὺς ἤχους) unangenehm aber σ, namentlich, wenn es öfter wiederkehre, ein Zischen mehr geeignet für Bestien, als für Menschen. (ἄχαρι δὲ καὶ ἄηδες τὸ σ, καὶ, εἰ πλεονάσειε, σφόδρα λυπεῖ. θηριώδους γαρ καὶ ἀλόγου μᾶλλον, ἢ λογικῆς, ἐφάπτεσθαι δοκεῖ φωνῆς ὁ συριγμός.) Dagegen sei ζ sehr angenehm; unter den mutis seien die aspirirten φ, χ, θ die vorzüglichsten, dann folgten die mediae: β, γ, δ, die geringsten seien die tenues: π, κ, τ. (Κράτιστα μεν οὖν ἐστιν, ὅσα τῷ πνεύματι πολλῷ λέγεται, δεύτερα δὲ, ὅσα μέσῳ, κακίω δὲ, ὅσα ψιλῷ.) cet.

Die Untersuchung, für welche Vorstellungen die verschiedenen Consonanten als die entsprechenden Lautbilder erscheinen, kann nur Heyse's Worte (Sprachwiss. p. 126) wiederholen: „Zu einer solchen Symbolik der Sprachlaute ist bis jetzt wenig Haltbares geleistet." —

Die Benennungen der Sprachorgane erfolgen vielfach durch eben diese Organe, wie in *K*ehle, *g*ula, *G*aumen, *g*uttur, *G*urgel, *c*ollum, *h*als; goth.: *t*uggô, lat.: *d*ingua, *l*ingua, *Z*ahn goth.: *t*unthus, sanskr.: *d*anta, *d*ens, *δάκνειν*; *M*und, *M*aul, *n*asus, *n*iesen, Lip*p*en, la*b*ia. (Heyse l. c.)

Betrachtet man die Consonanten nach diesen Organen, so stellen sich die Lippenlaute den Vokalen am nächsten und zeigen sich desshalb weniger entschieden zur Ausprägung der Bedeutung; sie fordern nur geringe Anstrengung des Organismus und erscheinen daher als Symbole für das Schwächere. Bedeutungsloses Lippenspiel, wie Heyse sagt, wird durch Wörter angedeutet, wie babbeln, plappern, blubbern. *M* ist dunkel, denn es erzeugt sich bei Lippenschluss; es deutet auf gehemmte Kraft, wie in hemmen, dämmen, stemmen, klemmen, müde, matt, Mühe, Mangel; es passt so zu dunkeln Vokalen: mummen, munkeln, murren, mucksen, murmeln, murmur, mutire, mussare, μύω, μυχός, μυστής, μυστήριον. „Verbindet sich m mit r, bemerkt Götzinger (Dtsche Sprache Th. I, p. 251), so treten zwei entgegengesetzte Kräfte zusammen, ein weiterstrebendes und ein zurückhaltendes Element, und es entstehen Silben und Wörter von grosser Energie und bedeutendem Charakter, z. B. Stu*rm*, Thu*rm*, Wu*rm*, A*rm*," p, b, ph, f, w zeigen *B*lasen an, ein Vonsichwerfen,

auch ein *P*ressen, *B*inden. Das weiche *w* malt sehr deutlich: *w*ehen, *w*eben, *w*ogen, *W*ind, *W*elle, *W*asser, *w*allen, *v*olare, *v*ehere cet. Man erinnert sich des Verses bei Bürger:

„*W*onne *w*eht von Thal und Hügel,
*W*eht von Flur und *W*iesenplan,
*W*eht vom glatten *W*asserspiegel;
*W*onne *w*eht mit *w*eichem Flügel
Des Piloten *W*ange an.“ —

Munter und *f*risch, *f*romm, *f*röhlich, *f*rei erklingt *F*; so in *f*egen, *f*liehen, *f*assen, *f*angen, *f*liessen, *f*liegen, *F*ahne, *f*lattern, *f*lare, u. A. hart und fest setzt aspirata gegen media ab bei Karl Lappe:

„*F*riede Dir, *f*reudiger
*F*rost der Nacht!
*B*linkende, *b*lanke
*B*lume des Schnees!“

Wie derb bei Göthe (Faust) das F!

„Wenn einer mir in's Auge sieht,
Werd ich ihm mit der *F*aust gleich in die *F*resse *f*ahren,
Und eine Memme, wenn sie *f*lieht,
*F*ass ich bei ihren letzten Haaren.“ —

Das *B*lasen des *b* und *p* tönt im *b*ah! *p*ah! *P*usten, *B*ombe; charakteristisch klingt auch: βάλλω, βομβέω, πτύειν, ψύχειν, *p*luo, πλεῖν, πλημμυρίς, πλύνω, *b*inden, *b*allen, *P*acken, *p*lump cet., namentlich *pf* z. B. tro*pf*en, hü*pf*en, *Pf*effer, *pf*ui, ta*pf*er cet. —

Die Zungen- oder Zahnlaute eröffnen ihren Laut am entschiedensten und freiesten nach aussen. Heyse (l. c. p. 117) nennt die Zunge „gleichsam den Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen.“ — Der Organismus bedarf zur Erzeugung der Zungen- und Zahnlaute die grösste Activität und äussere Lebendigkeit; daher wohnt diesen eine besondere Kraft des Deutens und Zeigens bei, so dass sie als dem Sinn des Auges am meisten entsprechend zu betrachten sind.

d, *t*, *th* deuten zunächst, wie in *d*u, *d*er, *d*ieser, *d*ort, *t*u, *th*ou, *d*euten, zeigen, δείκω, *d*igitus, in*d*ico. Bei Klopstock lesen wir:

„*D*u wirst die *Z*weifel alle mir enthüllen,
O *D*u, *d*er mich *d*urch *d*as *d*unkle Thal
*D*es *T*odes führen wird."

Sie zeigen ferner ein Hemmen, Zusammendrängen, Dichtes, Trockenes und Analoges; so in *τείνειν*, *t*endere, *δαμάω*, *δᾶν*, *t*enere, *d*omāre, *δαμᾶν*, *D*amm, *t*rahere, *t*reten, *t*rocken, *d*ürr, *d*ehnen u. d. m. Schneidend wirkt *z* z. B. in: *Z*orn, *z*anken, *z*ittern, *z*ähmen, het*z*en, strot*z*en, *z*appeln, *z*ischen cet.

N scheint zu deh*n*en, weist auf *N*ähe, die auch bee*n*gt, auf Be*d*e*n*ken, ein Hi*n*we*n*den zu einem I*n*nen. Wie z. B. in seh*n*en, gäh*n*en, wäh*n*en, ah*n*en, i*n*nen, si*n*nen, mei*n*en, *n*ärgeln, *nun*, *N*oth, *ἐγγύς* E*n*ge, a*n*gustus, A*n*gst. ba*n*ge, a*n*go, *ἄγχω*, *n*ein, *n*icht, *non*, *ne*, *n*egare, *N*eid. —

L und *R* bezeichnen Bewegung, und zwar l eine sanftere, ein G*l*eiten, F*l*iessen, dann ein G*l*attes, *L*eichtes, r ein *R*ollen, *R*ieseln, heftiges Erschüttern, *R*eiben. Die Laute erscheinen so z. B. in *l*eise, *l*inde, *l*ose, *l*ocker, *l*assen, fa*ll*en, que*ll*en, schne*ll*en, g*l*eiten, *l*a*ll*en, *l*ispeln, *l*ieblich, g*l*änzen, lu*ll*en, *l*ieben, *l*aben, *l*eben, *L*ust, *L*icht, tände*l*n, *l*äche*l*n, säuse*l*n, *l*imus, *λεῖος*, *lēvis*, *lĕvis*, *lux*, *l*abes, *γλυκύς*, *γλίσχρος*; dann in *R*innen, *r*ota, *r*äderu, *ῥέω*, *ῥῆμα*, *τρόμος*, *τραχύς*, *r*auh, *κρούειν*, *θραύειν*, *ῥυμβεῖν*, *r*asch, klir*r*en, *r*eissen, *r*utschen, Hu*r*rah! g*r*ollen, *r*oh, *r*asen, *R*iese, *R*äuber cet. Beide Laute wirken in ihrer Art, z. B. bei Göthe: (Faust)

„*R*ege dich, du Schi*l*fgef*l*üste*r*!
Hauche *l*eise, *R*ohrgeschwister!
Sänse*l*t, *l*eichte Weidensträuche,
*L*ispe*l*t, Pappe*l*zitte*r*zweige,
Unte*r*b*r*ochnen Träumen zu."

Und so bei Schiller: (Bürgschaft)

„Und ho*r*ch! da sp*r*ude*l*t es si*l*berhe*ll*
Ganz nahe, wie *r*iese*l*udes *R*auschen,
Und sti*ll*e hält er zu *l*auschen,
Und sieh, aus dem Fe*l*sen geschwätzig schne*ll*
Sp*r*ingt mu*r*me*l*nd he*r*vor ein *l*ebendiger Que*ll*."

S wirkt als Zischlaut kräftig, bezeichnet starke Bewegung; sanft ausgesprochen, erscheint es wenig charakteristisch, ahmt jedoch entsprechende Naturlaute, wie in säu*s*eln, fühlbar nach; ver-

bunden mit anderen Consonanten zu st, sch, sp verstärkt es deren Charakter und malt *St*arres, *Sch*neidendes, *Sp*annendes; noch kräftiger zeigt es angestrengte und plötzlich losbrechende Kraft, wenn r hinzutritt, als *str*, *spr*, *schr*. Man vergleiche σείω, σεισμός, *s*erere, *s*äen, *s*ieben, *s*ausen, *s*anft, *s*acht, *s*ummen, *S*eele; *st*ehen, *st*are, ἵστημι, *st*arr, *st*umm, *St*ock, *st*utzen, *st*aunen, *st*ellen, *st*emmen, *St*imme, *St*ange, *St*ein, *sch*neiden, *sch*elten, *sch*wingen, *sch*impfen, *sch*änden, *sch*äumen, *sch*arf, *sch*nöde, *sp*alten, *sp*erren, *sp*annen, *str*udeln, *str*ömen, *str*ecken, *str*eichen, *str*eifen, *str*ancheln, *str*eben, *str*eiten, *st*erno, *str*enuus, *str*epo, *str*ingo, *str*uo, στυφω, στρώννυμι, *spr*udeln, *spr*eizen, *spr*ingen, *spr*ühen, *spr*itzen, *spr*echen, *schr*eien, *schr*umpfen cet.

Die Gaumen- und Kehllaute, sich schwerer von den Organen ablösend, ertönen wie eine Eröffnung des Innerlichen. Es fehlt ihnen das lebendige, glänzende und spitze Hervortreten der Zungen- und Zahnlaute, aber die geistige Energie erscheint an ihnen gehaltener und intensiver. So scheinen sie mehr die Kunde von den Gefühlsregungen zu geben, mehr also von dem Subject zu zeugen, als von der Aussenwelt: *d*u, *d*er, *d*ieser ist der Andere, *ich*, *ego* bin ich selbst. (cf. Heyse l. c. p. 119.) Aus dem bewegten Gemüth entspringt die Frage, und so stehen den demonstrativen Zungenlauten scr: ta, tas, gr: τός (τοῦ) τό, goth: sa, so, thata, ahd. der, din, daz, die interrogativen Gaumlaute gegenüber: scr: *k*a, *k*as, lat.: *q*uis, *q*ualis, *q*uantus, gr.: κῶς, κόσος, κοῖος, goth.: *h*vas, *h*vô, *h*va, ahd.: *h*uer, *h*uaz gegenüber. *G* ist kräftig, holt aus der Tiefe eine Benennung, malt mit r Bedenkliches: *Gr*eis, *Gr*eifen —

„*Gr*au, *gr*ämlich, *gr*iesgram, *gr*äulich, *Gr*äber, *gr*immig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.“ (Göthei Faust).

G zeigt mit l ein *Gl*eiten, *Gl*änzen, *Gl*ühen, *Gl*itzern; für sich drückt g den Gaumlaut am reinsten aus, wie man bei Hölty hört:

„Sie *g*urgelte, tief aus der vollen *K*ehle,
Den Silberschlag;“ so in *g*uttur, *g*ula, ferner in *g*irren, *g*runzen, *g*ustare, *g*ähnen; schärfer bezeichnet ein *K*, *H*, *Sh* heftige Bewegung, z. B. in *k*laffen, χαίνειν, *h*iare, *h*auchen, *h*allen, *H*ast, *h*eben, *h*eftig, *h*erb, *h*olen; ferner ein Hohles, Gewölbtes: z. B. κοῖλον, *c*avum, *K*eller, *K*essel, *K*ahn, *K*orb, *K*ufe; ein Bedeckendes:

κύων, κεύθειν, cutis, casa, σκεῦος. *Qu* giebt „die Vorstellung des Dicken, Feisten, Breiartigen z. B. Qualm, Qualster, Quirl, Quell, quaken, Qualle.“ (Götzinger l. c. p. 259.) *J* zeigt besondere Fröhlichkeit an z. B. in Jubel, jauchzen cet. — Wir schliessen hiermit diese Andeutungen, welche allerdings nur die Möglichkeit begründen, dass die Laute des menschlichen Organismus zu symbolischer Bezeichnung unserer Vorstellung verwendet werden können. — Mit dem Anerkennen solcher Möglichkeit, wie sie an den einzelnen Fällen anschaulich hervortritt, ist dann eben zugegeben, dass — abgesehen davon, ob die Hinweisung auf diese einzelnen Beispiele jedesmal den richtigen Grund ihrer ästhetischen Geltung trifft — die Sprache auch wirklich in der angegebenen Richtung ihre Lautmittel verwendet hat. Es kann die Frage aufgeworfen werden, welche Bernhardi (Sprachlehre, Th. II, p. 266) bespricht, ob jene Charakteristik der Laute nicht auf Täuschung beruhe, da wir nicht im Stande sind, die Bedeutung vom Laute losgelöst zu denken, so dass z. B. „A nicht die Klarheit ausdrücke, sondern, weil das A in Klarheit vorkomme, wir dem A diesen Begriff beilegten,“ aber wir beurtheilen ja nicht bloss die Laute in gewissen Wörtern als bezeichnend, wie etwa w in weich, sondern empfinden sie ebensowohl als nicht bezeichnend in vielen anderen, wie z. B. dasselbe w in Wuth. Wir haben also ein bestimmtes, ursprüngliches, nicht erst aus der vorhandenen Sprache entnommenes Gefühl für die Lautsymbolik, die Analogie der Lautbilder mit unsern Vorstellungsbildern; dieses Gefühl wohnte also den Sprachbildnern von je her bei und wirkte also von Anfang an. Dass nur eine vage Bedeutung sich für die einzelnen Lautelemente ergiebt, findet Bernhardi (l. c.) schon um desshalb erklärlich, weil „sie zu so vielen, mannigfaltigen, und durchaus verschiedenen Darstellungen brauchbar sein soll, und da so mannigfache Modifikationen durch die Umgebung möglich sind.“ —

Es ist schliesslich festzuhalten, dass der Toncharakter die Bedeutung ja weder giebt, noch bestimmt, sondern nur duldet, dass sie sich an ihn binde; der Laut ist immer nur Material für die Sprache; er kann als solcher nur einer vagen, zu fester Geschlossenheit nicht gelangten Empfindung entsprechen, keineswegs einem Begriffe, aber auch so ist er doch geistgeschaffen und

nach der Natur desselben Menschengeistes geformt, welche ihn für die Kunstgebilde der Wurzeln und Wörter verwandte. —

V. Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild. — Die Bedeutung der Wurzel ist am nächsten der Form des unpersönlichen Verbums zu denken. — Das Auseinandertreten der Wurzel zum Wörtergeflecht ist zugleich Sondern und Verbinden. — Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke, und wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius. — Fortschritt in der Entwickelung der Seelenthätigkeit zum Urtheilen und zur Begriffsbildung durch die Formirung des Satzes. — Der Satz als entfaltetes Bild im Unterschiede vom Urtheil. — Die Sprache des abstrakten Denkens; Bezeichnung des Unsinnlichen. — Die Bedeutung der Worte ist weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich.

Ueber die Bedeutung der Wurzeln lässt sich zunächst Dies aussagen, dass sicherlich, wenn zuerst eine Wurzel ausgesprochen wurde, sie einen Vorgang in der Seele, einen Lebensakt darstellte, dass sie etwas bedeutete; die Wurzel meinte also ein Solches, wie es die entwickelte Sprache in der Form des Satzes auseinanderlegt. Und nicht bloss gilt dies von den Begriffswurzeln, sondern ebensowohl von den Deute- oder Pronominalwurzeln. Sodann ist schon ausgeführt worden, dass die Wurzel Bild ist, dass ihre Bedeutung also durch den Laut nicht genauer bezeichnet werden kann, als dies ein Bild überhaupt zu leisten vermag. —

Die Wurzel also wollte wesentlich Prädikat sein, so dass, wenn die Anwendung eines grammatischen Begriffs, abstrahirt von den Wörtern der ausgebildeten Sprache, hier gestattet wäre, wir ihr eine verbale Natur zuschreiben müssten. Gewiss wurde erst viel später das Bedürfniss dringend, die Subjekte auszusondern; und, was überhaupt die Empfindung reizte, in die Vorstellung überging, war sicherlich nicht die ruhende Substanz, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, und dies also sollte die Wurzel auch bedeuten; nicht also den Regen, sondern dass es regne, (plu)

nicht die Angst, sondern, dass es würgt, (ἀγχ) nicht den Bruch, sondern das Brechen. (frag, broch.) — Danach scheint es der Begriff des unpersönlichen Verbums zu sein, welchem sich die ersten Sprachäusserungen am meisten näherten. Bestritten soll darum nicht sein, dass nicht, wie Buschmann (Ueber den Naturlaut p. 421) sagt: „bei der Sprach-Entstehung Gegenstände und Eigenschaften in einem gewissen Umfange eher Namen fanden, als Handlungen oder Zustände", aber man würde doch auch diese als Prädikate, d. h. verbal zu denken haben. Die Vorstellung, welche Genesis II, 19—20 von Namengebungen erweckt, ist kindlich und hört sich gut an, aber die beschauliche Ruhe, welche sie voraussetzt, war am wenigsten, wenn sie anders bei dem sich zuerst entwickelnden Menschen angenommen werden könnte, zur Sprachschöpfung drängend. Dass Wurzeln nicht einzelne Benennungen können gewesen sein, ergiebt sich aus der Natur des Benennens selbst, welches ja nur als Satz gewollt, als Satz vollzogen werden kann. Abgesehen von der oben besprochenen Hülfe der Deutewurzeln für das Verständniss dieser Wurzelsätze bei ihrer Mittheilung, ist sicherlich Das, was später als Flexion d. h. als Bestimmung für die verschiedenartigen Beziehungen der Verba und Nomina besonderen lautlichen Ausdruck fand, anfänglich durch Betonung ersetzt worden, mit welcher ja die ganz aus einsylbigen Wurzeln bestehende chinesische Sprache überhaupt ausreicht, um die Bedeutung des Gesprochenen sicher zu stellen. Es genügt übrigens zuweilen auch noch in der ausgebildeten Sprache die Form der Wurzel zur Darstellung eines Satzes. Ausser den eigentlichen Empfindungslauten sind Interjektionen, wie plumps! Feuer! Achtung! ja! nein! dahin zu rechnen, ferner die Form des Vokativs und Imperativs, welche beide der Wurzel am nächsten liegen. —

Der Fortschritt im Erkennen und Sprechen erfolgt durch Ausarbeitung des Lautmaterials der Wurzeln in doppelter Richtung. Um die Bedeutung näher zu bestimmen, müssen die Laute auseinandertreten, sich zu besonderen Wörtern unterscheiden, um ferner die Einheit unter den so getrennten Lauten zu erhalten, durch welche diese allein Sinn und Werth empfangen, erzeugen sich andere lautliche Formen, welche das Zusammenwirken der Wörter andeuten und sichern. Es entfaltet sich so die

Wurzel zu einem Geflecht von Wörtern, welche, scheinbar unbekümmert um einander, doch nur wirklich leben, wenn sie zu dem Kunstwerk des Satzes wieder zusammentreten. Wie in der Bewegung der objektiven Welt das Einzelne erst im Zusammenhange mit den anderen Dingen eigene Selbstständigkeit gewinnt, dadurch erst die Eigenart seines Bestehens vollendet, dass es sich von ihnen unterscheidet, so erhält sich die einzelne Vorstellung in der Seele nur durch Verbindung und Abgränzung in Bezug auf alle übrigen als eine feste und selbstständige; ohne diese Thätigkeit verginge sie zwar nicht, aber sie würde verschwimmen in dem allgemeinen Fluss, in der rastlosen Bewegung, welche eben das Wesen der Seele ist. Jene Nothwendigkeit der Trennung erzengt die verschiedenen Wörterklassen, diese Tendenz der Verbindung tritt in den Flexionssprachen als Flexion, in anderen anders hervor.

Wir schalten über diese verschiedenen Arten der Bezeichnung für die Beziehung der Wörter auf einander eine kurze Bemerkung ein.

Alle Sprachen nämlich bezeichnen die Bedeutungen durch Laute, aber deren Beziehungen sind mit verschiedenem Glücke, oder, sagen wir lieber, mit verschiedenem Kunstsinn ausgeprägt, zuweilen mangelhaft, zuweilen gar nicht. Eigentliche Wörter entstehen erst durch lautliche Ausprägung von Bedeutung und Beziehung zusammen. Den sanskritischen Sprachen steht diametral die chinesische gegenüber; sie entbehrt der Wörter, hat eigentlich nur Wurzeln, und die Flexion wird im Wesentlichen durch die Stellung dieser Wurzeln ersetzt. Verschieden von dieser „isolirenden“ Sprache lassen andere Sprachen, namentlich die finnisch-tartarischen, die Beziehungsausdrücke unter einiger Verminderung der Lautfülle mit den Wurzeln verwachsen — (die „agglutinirenden“ Sprachen) — z. B. magyarisch: ir-at-ok ich lasse schreiben, wobei ir = schreiben, at die Bildungsform für Causalia, ok = 1. Person Singularis. — Andere Sprachen, z. B. südafrikanische, welche man „combinirende“ genannt hat, setzen theils an einander, wie die isolirenden, theils verbinden sie, wie die agglutinirenden. Ein treues Abbild des Seelenprozesses giebt nur die Familie der Flexionssprachen, in welchen der Bedeutungslaut zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regel-

mässig verändert werden kann. Diese Bezeichnungsart (im Indogermanischen nnd Semitischen Sprachstamm) ist symbolisch. (cf. Schleicher, Dtsche Sprache p. 20.) Es ist also z. B. (Schleicher l. c. p. 7) „in dem gothischen Worte snnns (Acc. Plnr. zum Nom. Sing. sunns, Sohn) sn die Wnrzel, Bedentnngslant; sie bedentet „gebären, hervorbringen," alles übrige ist Beziehnngslant; so nn, welches die Bezlehnng des in der Vergangenheit geschehenen ausdrückt, n ist Ausdruck der accnsativischen Beziehung, s ist Plnralzeichen" cet. — Im griechischen Worte εἶμι, ich gehe, ist e Zusatz zur Wurzel i, nm ihr die danernde Beziehung des Präsens zu ertheilen, (der Gebrauch von εἶμι als Fntur ist nnnrsprünglich) mi aber drückt die Beziehung der ersten Pers. Sing. aus, (ursprünglich ma „ich") u. s. f." —

Die Frage, in welcher Reihefolge die verschiedenen Wortstämme ans den Wnrzeln sich hervorgebildet haben, in welcher Folge die Beziehungsformen hinzntraten, braucht hier nicht näher erwogen zn werden. Da das Bedürfniss der Satzgliederung diese Hervorbildung bestimmen mnsste, so ist anzunehmen, dass in den sanskritischen Sprachen sich zunächst die Repräsentanten für das Snbjekt nnd das Prädikat sonderten, d. h. Snbstantiv und Verbnm, die Bilder für Ruhe und für Bewegung. Da jedoch jedes Substantiv anch wieder im Prädikat auftreten kann, jedes Verbnm znm Subjekt werden, so ist überhaupt eine scharfe Sonderung des Nomen vom Verbum als erst später angestrebt anzunehmen; auch ist ja eine Vermittelung durch Infinitiv und Gerundium festgehalten worden. Sprachen, wie die chinesische, verwenden dieselbe Wurzel als Nomen, Verbum oder Partikel; so bedeutet ta sowohl Adj. gross, wie Snbst.: die Grösse, wie Verb.: gross sein, vergrössern, wie als Adv.: sehr. (vide Heyse l. c. p. 136.) Auch Sprachen, wie die englische, welche bei dem Bau ihrer Formen sich auf das Nothwendige beschränken, so dass sie wurzelhafter Einfachheit sich wieder annähern, gebrauchen dieselbe Form znr Bezeichnung verschiedener Redetheile. So ist z. B. end, turn, wonder, matter Snbstantiv nnd Verbnm; black, english ist Adjectiv nnd Verbnm; thou Pronomen und Verbum, but Partikel nnd Verbnm. —

Georg Curtins hat in seiner Abhandlnng: „Znr Chronologie der indogermanischen Sprachforschung" die Reihefolge in

der Entwickelung der sprachlichen Formen des sanskritischen Sprachstamms zu bestimmen gesucht. Er lässt auf einander folgen und bespricht 1. die Wurzelperiode (p. 201); 2. die Determinativperiode (p. 206), d. h. die Periode, in welcher gewisse Erweiterungen der Wurzeln stattgefunden haben, wie z. B. aus der Wnrzel jn sich jug und judh, aus ga sich gan erzeugte; 3. Die primäre Verbalperiode (p. 211). In ihr bilden sich Formen mit der Kraft der Anssage dadnrch, dass „an Wnrzeln von nennender Kraft die Personalpronomina als Zeichen des Snbjekts unzertrennlich angefügt werden z. B. dâ - ma Geben ich, dâ-ta Geben der.“ „Es entsteht auf diese Weise ein kleiner Satz, das Urbild aller reicher bekleideten Sätze, deren spätere allmählich sich vermannigfaltigende Entstehung verglichen mit der Schöpfung dieses Ursatzes ein verhältnissmässig leichtes Ding war.“ — Cnrtins nimmt aus „den mannigfaltigsten Gründen „eine Priorität der ältesten Verbalformen vor den gegliederten Nominalformen an.“ Es scheint, (p. 220) dass das Nomen zuerst rein negativ, d. h. dadnrch bezeichnet ward, dass der Wnrzel nicht, wie im Verbum, Pronomina hinzugefügt wurden, ja dass der Unterschied zwischen Nomen und Verbum dem Sprachbewusstsein durch diesen Gegensatz überhanpt erst aufging. Die Wnrzel war an sich weder nominal, noch verbal. Dann folgte eine Zeit, wo sie in Verbindung mit Pronominibus stets verbal, in nacktem Znstande nominal war, später erst dnrch einen neuen Trieb des Sprachgeistes entstand eine neue Vermählung der jetzt zum Nomen gewordenen Wurzel mit dentenden, individualisirenden Suffixen.“ — 4. Die Periode der Themenbildnng, (p. 221) in welcher „zu den thematischen Nominalstämmen die thematischen Verbalformen“ traten.“ 5. Die Periode der zusammengesetzten Verbalformen, (p. 235) d. h. „Verbindnng eines bedentungsvollen Stammes mit einem Hülfsverbum“ in zwei Absätzen auftretend a. als znsammengesetzte Tempusstämme ans ungeformten Nominalstämmen, b. als Znsammensetzung mit geformten Nominalstämmen. 6. Periode der Casnsbildnng, (p. 250) vielleicht in zwei Schichten: 1) Vocativ, Nominativ und Accusativ; 2) Ablativ, Genitiv, Locativ, Dativ. 7. Die Adverbialperiode (p. 258.) — „Eine kleine Anzahl von Partikeln kürzester Form mag möglicherweise schon bald nach der

Wurzelperiode sich festgesetzt haben. Es scheint wenigstens, dass einzelne in nackten Pronominalstämmen bestehen." — Auch Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 277 sq.) stellte sich „die Aufgabe, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes nicht nur so weit hinauf, als die Literatur reicht, zu verfolgen, sondern auch das Werden desselben von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform nicht bloss als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen." Er zeigt sich mit der Reihenfolge, wie sie Curtius angiebt, im Wesentlichen übereinstimmend, doch erklärt sich Steinthal, und, wie uns scheint, mit Recht, gegen „das späte Auftreten der Nominalflexion." — Steinthal fasst seinen Widerspruch zusammen: (Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal Bd. V, Hft. 3, p. 352) „Also: weil mir Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen; und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, dass der Sprachgeist zuerst den einen sollte völlig ausgestaltet haben, während sie den andern immer noch völlig nackt liess; und weil der Ausbau des Nomen wesentlich in der Casusbildung und so wenig in der blossen Themenbildung lag, dass sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden: darum hatte ich angenommen, dass Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, dass also erstlich Verbal- und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren (Typen des Sprachbaues p. 286), und dass zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatze hierzu mit Casuszeichen verbunden wurden. (das. p. 300)" —

Die Fortbildung der Wurzel zu Wortstämmen und Flexionen, durch welche sie ihre Bedeutung auseinanderlegt, bezeichnet eine neue Entwickelung der Seelenthätigkeit. Die Seele trennt und die Seele verbindet ihre Vorstellungen, sie fixirt die Unterscheidungen wie die Beziehungen durch bestimmte Laute, und, indem sie an diesen, wie sie nunmehr objektiv geworden, festhält, wird sie sich ihres Sonderns und Combinirens bewusst, da sie an ihnen ihre eigenen Werke hat, welche sie versteht. Was grammatisch Satz heisst, bezeichnet man im logischen Sinne als Urtheil, und man kann daher ebensowohl sagen: der Fortschritt der sprachlichen Entwickelung verhilft der Seele zum Urtheil, als: die

Fähigkeit der Seele zum Sondern und Verbinden bringt sich zur Darstellung im Satz. Jedenfalls zeigt die sprachliche Entstehung des Urtheils, dass der für ein Urtheil nöthige Akt der Besonderung erst durch die Sprache zur Klarheit und zum Bewusstsein kommt, wie Mill (System der deduktiven und induktiven Logik, Th. I, p. 112) es fühlt, wenn er von dem häufigen Fehler der Logiker in dieser Beziehung spricht, einem ὕστερον πρότερον, denn bei dem Urtheil z. B. der Schnee ist weiss, denke man sicher bei „weiss" anfangs nicht an eine besondere Klasse von Gegenständen, erst nach vielen ähnlichen Urtheilen käme man zum Denken solcher Allgemeinheiten. — Nur durch die Sprache kommt die Seele zum Bewusstsein über ihre Thätigkeit des Sonderns und Verbindens, lernt sie sich als die den Satz setzende, als urtheilende kennen. Sie findet und erkennt sich in dem Bemühen, die Verhältnisse und Bezüge der Dinge, welche sie mit ihren Vorstellungen meint, zu ermitteln, herauszustellen, durch den Laut zu fixiren. So ergab sich z. B. aus der reichen Fülle von Wurzeln, welche denselben Begriff nach verschiedenen Auffassungen darstellten, Anlass und Forderung, eben diesen Begriff im Bewusstsein von verschiedenen Seiten her zu betrachten, wie Curtius andeutet, wenn er sagt: (Gr. d. griech. Etym. I, p. 92) „Die Differenzen der Synonyma sind älter und ursprünglicher als die Differenzen der Begriffssphären." — Zuordnung derselben Attribute oder Prädikate an verschiedene Subjekte, ebenso die Beziehung wechselnder Attribute und Thätigkeiten auf dasselbe Subjekt; Unterordnung von Theil-Vorstellungen unter allgemeinere; Zusammenfassen und Vergleichen solcher Vorstellungen; Versuche, die wesentlichen unter ihnen zu einem Totalbild der Dinge zusammenzunehmen — dies Alles und dazu das immer klarere und bestimmtere Bewusstsein von dieser Seelenthätigkeit als der eigenen, anscheinend mit völliger Freiheit sich entfaltenden, führt den Menschengeist durch lange Zeiten allmählicher Besitzergreifung in das Gebiet der Abstraktion, des Denkens, des Begriffs.

Und hiermit tritt dann ein Wechsel ein in der Stellung des Bewusstseins zu seiner Aeusserung in der Sprache. Das Bewusstsein lernt die eigene Thätigkeit scheiden von dem Natur-Gegebenen; es tritt dem Wechsel der Erscheinungen als ein beharrendes, in sich geschlossenes Ich gegenüber; und, während ihm

anfangs seine Vorstellnngen mit den Dingen, seine Worte mit den Vorstellungen zusammenfielen, nimmt es jetzt Stellnng gegen diese; es erkennt in den Vorstellungen die seinigen, es findet in den Sprachlauten die eigenen Schöpfungen, welche es anscheinend mit Willkür zu behandeln vermag, welche es als blosse Mittel für seine Zwecke benutzt, welche es nicht mehr als unmittelbare Vertreter der Dinge betrachtet, sondern als Zeichen seiner Vorstellungen von diesen. —

Das Bewusstsein nimmt hiermit an, dass es mit dem Lautbilde irgend eine Bedeutung zu verbinden das Recht nnd die Macht habe, dass der Satz dazu da sei, damit es durch ihn sein Urtheil äussere; es betrachtet den an den Lauten gewonnenen Begriff, das in der Satzbildung sich entfaltende Trennen und Combiniren des Verstandes als das Wesentliche, Innere, Geistige, für welches die Ansdrucksmittel der Sprache nur die äussere, mittheilbare Form lieferten. — Man achte hierbei auch darauf, wie die Einheit im Satzausdruck grösserer Mannigfaltigkeit gegenüber festgehalten werden muss, also bewnsster sich gestaltet, als in der Bezeichnung dnrch die Wurzel. In der Ausprägung des einzelnen Wortes werden alle Beziehungslaute durch den Wort-Accent mit dem Stamm vereinigt, im Satz tritt ein Satz-Accent ein, der anch lautlich die Beherrschung selbstständig gewordener Beziehungen fühlen lässt nnd kund giebt. So zeigt sich auch im lautlichen Ausdruck der Fortschritt zum bewussten Urtheil. —

Aber hiermit entfernt sich das Bewusstsein von der Wirklichkeit und fängt sich ein in Abstraktionen, für deren Operationen allein dies Verhältniss so aufgefasst werden darf. Nnr die hervortretende Subjektivität stellt eine, ihr als der denkenden angehörige, Bedentung dem Lantbilde gegenüber, nur der sondernde Verstand findet als das für ihn Wesentliche im Satz: das Urtheil, während in Wirklichkeit die Bedeutnng eine dem Lautbilde analoge, vom trennenden Gedanken abstrahirte Vorstellnng bleibt, nnd anch das Urtheil nichts ist, als die Aufstellung eines in einem Satzgebilde entfalteten, in seine Theilvorstellungen gesonderten Lautbildes. —

Dass eine solche nur gerade für seine Zwecke dienliche und durch sie gerechtfertigte Abstraktion es ist, welche die Be-

dentungen aufstellt, bemerkt der Gebildete oder mehr noch der Gelehrte überall im Verkehr mit Ungebildeten und Ungelehrten, denn beständig hat er seine sogenannte wahre Bedentung der Wörter abzugränzen gegen die schwankende, ihm unkorrekt dünkende des gewöhnlichen Lebens. Es vertragen ja die Lautbilder die Verknüpfung mit jedem analogen Vorstellungsbilde, wie später eingehender besprochen werden wird, und der wissenschaftliche Sprachgebrauch entsteht lediglich aus der Bekämpfung dieser Unbestimmtheit des Bildes, dieses Kunstcharakters der Sprache, welcher dem Laute unzerstörbar inne wohnt, ob ihn auch die Prosa des Verstandes noch so eifrig zu verwischen bemüht ist. Das Ineinanderspielen der Lautbilder aus sinnverwandten Sphären bei jeder Rede ist so mannigfaltig und bunt, es ist so leicht für unsere Vorstellung, sich ein Bild durch ein anderes vertreten zu lassen, unser Bewusstsein über den Wurzelsinn unserer Worte ist so gering, dagegen ist das überkommene Sprachgut so ungeheuer und schwer übersehbar, dass wir die Identität des herrlich entfalteten Satzgebildes mit der einsylbigen Andeutung des Wurzelbildes nicht wohl zu erkennen vermögen. Um die Urbilder, welche unsere Seele in der Sprache umschweben, haben Tausende von Jahren ihren Schleier gelegt. Aber, um an einem Beispiel klar zu machen, was wir meinen, nehme man etwa Göthe's Worte („Der Wanderer") zur Betrachtung:

„Natur, du ewig keimende, schaffst Jeden zum Genuss des Lebens, hast deine Kinder alle mütterlich mit Erbtheil ausgestattet." oder Schiller's:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiss." —

und nun bedenke man die Etymologie:
natura = gnatura von gnascor, vom sanskritischen gnami = zeugen, schaffen, von wo z. B. genius im Lat., im Gothischen aber: keinan = keimen, woher Ahd: chind (Kind) = proles! Was haben hier Schiller und Göthe mehr als die Bilderwelt der Wurzel? —

Sage ich freilich: das Pferd läuft, der Mensch ist gut, so sind Pferd, laufen, Mensch, gut verschiedenen Wurzeln angehörig, aber dies ist zufällig. Die Wurzel nannte das Pferd nicht vom Laufen, dem Menschen nicht vom Gutsein, aber der Satz, die er-

weiterten Anschauungen des Menschen aussprechend, setzt nichts, was nicht anfangs eine Wurzel auch hätte abbilden können; er corrigirt deren Einseitigkeit und vermehrt ihre Zahl in der Form von Sätzen in's Unendliche, indem er verwandte Bilder in die ihnen zukommende Beziehung bringt. So behält Stilpo in gewisser Weise Recht, wenn er behauptet: ἕτερον ἑτέρου μὴ κατηγορεῖσθαι. — (Plut. adv. Colot. 23.) (vid. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, II, p. 6.)

Und der Satz? Ist der Satz in Wahrheit ein Urtheil? Wir sehen davon ab, dass auch nicht einmal im logischen Sinne jeder Satz ein Urtheil ist (z. B. ein Fragesatz), aber ist denn ein Urtheil mehr als Aussage über eine Verbindung von Begriffen, und lediglich um Darstellung solcher Verbindung sollte es dem Kunstgebilde des Satzes zu thun sein? —

Bernhardi (Sprachlehre Th. 1, p. 98 sq.) giebt hier schon das Wesentliche an. Es heisst bei ihm: „Der Erklärung: Sprache sei in artikulirten Tönen dargestellter Verstand und Urtheilskraft, werden wir hinzufügen müssen: sie ist auch dargestellte Einbildungskraft; denn ein jeder Satz spricht ein Bild aus; und nur unsere Gewöhnung daran verursacht, dass wir es nicht merken.“ — (Man sehe auch die ausführliche Besprechung über „Satz und Urtheil“ bei Steinthal: Grammatik, Logik und Psychologie, p. 168 sq.) —

Wir haben im Satze ein Subjekt, zur Person verlebendigt durch das Genus, welches ihm die Sprache verlieh, wie es ihrem Vorstellungsbilde entsprach, sowie durch den Numerus, welcher die Individuen als solche hervorhebt; da ist als Prädikat ein Verbum, welches schon im Tempus Bewegung, Handlung, Leben abbildet, so dass, selbst wenn das Prädikat seinen Begriff in Form eines Adjectivs absondert und als Ruhendes aussagt, die verbale Copula wiederum nicht etwa verbindet, sondern die Begriffe mit dem Bilde des Lebens durchdringt und sie zu einander hin bewegt. Wer hier von Verbindung der Begriffe spricht, hat ein Knochengerüst im Sinne, welches dem secirenden Verstande nützlich ist zu betrachten, welches das Wesen des Satzes aber nicht erschöpft. In der That müssen Geschlecht, Numerus, Tempus, Copula zuerst zerstört werden, ehe man zum Urtheile im Satz gelangt; der Satz ist vielmehr ein Bild, wel-

ches durch schaffende Phantasie aus substantivischer Geschlossenheit sich zu verbalem Leben entfaltet und auseinanderlegt. — Steinthal (Typen des Sprachbaus p. 93) bemerkt, dass „die Grammatik die Formen der Logik zwar vollständig, aber sehr phantastisch entwickelt habe“ und weiter: (p. 101) „dass es sich bei der Logik um die dem Gedanken als solchem, als diesem bestimmten Inhalte absolut zukommende Form handelt, bei der Sprache dagegen um eine gewissermaassen (?) künstlerische Darstellung von Inhalt und Form.“ — Allerdings erscheint uns der grammatisch vollkommene Satz als der angemessenste Abdruck der logischen Prozesse unserer Seele und gilt desshalb als die eigentliche Form für Darstellung der Prosa nach ihrem Verstande und für ihre Zwecke, wie er ja auch in seiner Vollendung, alle Beziehungen klar heraussstellend, der Phantasie weniger zu thun übrig lässt, aber derselbe Gedanke kann doch den verschiedensten Ausdruck finden, und bei weiterer Fortbildung des Satzbaus ist z. B. Beiordnung oder Unterordnung der Sätze keineswegs auch Zeichen von Bei- oder Unterordnung der Gedanken. Wir deuten hier übrigens nur kurz an, dass die Entwickelung des Satzes zur Periode, der Uebergang von der parataktischen Darstellung zur syntaktischen die weitere Entfaltung des Bewusstseins hauptsächlich nach der logischen Seite bedingt. Ein ähnlicher Fortschritt in der Entwickelung einzelner Satzglieder, des Subjekts, Objekts, Attributs, Adverbs zu Sätzen vollzieht sich hierbei, wie zuerst bei dem Uebergang von der Wurzel zum Satz. —

Mit diesem Auseinandertreten des Vorstellungsbildes zu einzelnen Wörtern, mit der Beziehung derselben zur Einheit des Satzes, mit dem Urtheil, erhebt sich, wie wir sahen, die Seelenbewegung auf den Standpunkt des Abstrahirens und des Denkens. Nun tritt in das Bewusstsein ein, was wir Wahrheit nennen und Irrthum. Urtheil ist, wie Aristoteles sagt, (de interpret. c. 4) *σύνθεσις νοημάτων, ἐν ᾗ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει*, und Satz: (c. 5) *ἔστιν ἡ ἁπλῆ ἀπόφανσις φωνὴ σημαντικὴ περὶ τοῦ ὑπάρχειν ἢ μὴ ὑπάρχειν.* Von aussen her empfängt die Seele auf dieser Stufe nichts Neues, sie trennt und verbindet nur ihre eigenen Vorstellungen — wie wird sie jetzt zu Worte kommen, wenn sie dies Wissen von sich, dieses Bewusstsein ihres Trennens und Beziehens ausdrücken will? — Die Welt der Er-

scheinungen ist für dies Bewusstsein geworden zu einem Reiche von Lautbildern; an diesen, nicht an den Dingen selbst hat es sich erkannt als das begriffbildende, urtheilende, denkende, und so bewegt es sich in diesen, und es hat die Vorstellung, dass es mit ihnen die Dinge selber ergreife. —

Dies Bewusstsein, so gefangen von der Schönheit und dem kunstvollen Bau seiner Bilderreihen, in der Gewalt der von ihm selbstgeschaffenen Sprache, kommt, wie wir schon an dieser Stelle bemerken, zur Verdinglichung der durch die Sprache gewonnenen Abstraktionen; die Seelenbewegungen erscheinen als Bewegungen der Welt, die Vorstellungsbilder werden zu Urbildern des Schöpfers, zu Musterbildern für die Schöpfung, wie sie Platons Kunstsinn aus den Sprachsymbolen sich auferbaute. Und wenn Aristoteles an den platonischen Ideen das abstrakte Wort-Dasein erkannte, so fing auch ihn, den scharfsinnigsten der Sterblichen, die Sprache wieder ein in Form ihrer Urtheile und Schlüsse, mit denen er die Weltbewegungen realiter zu erfassen vermeinte. Plato wird vom Geiste der Wurzel beherrscht, Aristoteles von dem wundersamen Geflecht des Satzes. — Wer wird die Analogie läugnen wollen zwischen unserer Seele und den Bewegungen der Welt, wer aber will behaupten, dass diese Analogie Identität sei? —

Dies Bewusstsein also hat an seinen Lautbildern seine Welt, und darum fehlt ihm das Bedürfniss, neue zu schaffen. Es bedarf zwar der Lautmittel, um sein Beziehen und Trennen auszudrücken, aber, da hier nur ein Verhalten der Dinge zu einander in Betracht kommt, so drückt es die Beziehungen nur an den Lautbildern aus z. B. in den sanskritischen Sprachen symbolisch: durch Flexionen, (siehe oben p. 231) für Beziehungen weiterer Art, welche die Denkbestimmungen des Subjekt andeuten, dienen als blosse Formwörter die Partikeln, zum Theil nackte Pronominalstämme, zum Theil erstarrte Casusformen, erst spät entstanden, (siehe oben p. 234) als dem abstrakten Denken angehörig von Kindern gemieden, von Ungebildeten falsch angewendet. —

Wörter also qualitativer Art, Stoffwörter, wurden vom abstrahirenden Menschen nicht weiter geschaffen, denn das abstrakte Bewusstsein schafft keine Kunstwerke. Was den Menschen auf dieser Stufe das Wort suchen lässt, ist kühle, sinnende Reflexion.

Wie sollte diese eine so lebhafte Wirkung auf den Organismus üben, dass er zur Sprachschöpfung schritte? — Und dennoch forderte nun auch der Gedanke seinen Ausdruck, und er fand ihn, indem er die Lautbilder seiner Auffassung gemäss umdeutete.

Wie die Dinge in der Welt, obwohl alle vom Geiste getragen, nicht einmal sinnlich und noch einmal geistig existiren, ebensowenig schafft der Mensch einmal Lautäusserungen für die Sinnlichkeit und dann andere für den Geist. Die scheinbar sinnliche Welt entdeckt sich ihm nach und nach als Erscheinung eines geistigen Princips; und so genügt auch der scheinbar bloss auf die Sinnlichkeit deutende Laut, um auch die ihm zu Grunde liegende Thätigkeit der Seele als solche im Bilde zu zeigen. Wir führen hierzu eine Bemerkung Bernhardi's an: (Sprachlehre, Bd. II, p. 11) „Betrachten wir die Sprache als Allegorie unseres Wesens, als Spiegel und Bild von uns selbst: so liegt die Idee sehr nahe, dass es nur eine scheinbare Trennung sei, wenn wir die Welt in die sinnliche und unsinnliche zerschneiden, sondern dass die eine die andere nur reflektire, und dass ein geheimes Band zwischen beiden sei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach dessen Entdeckung die Philosophie von jeher strebte.“ —

Die Urwörter also selbst, als solche Sinnliches bedeutend, werden von dem sich tiefer erfassenden Bewusstsein ergriffen und spiegeln in dem Wandel, in der Vergeistigung ihrer Bedeutung die Entgegensetzung ab, zu welcher die Seele gelangt, wenn sie ihr Ich von den Dingen sowohl trennt, als mit ihnen verbindet. Es beruht das Eintreten dieses Wandels auf einer Analogie, welcher die Seele folgt; einem Bilde der Körperwelt scheint ein Vorgang im Bewusstsein zu entsprechen, und so setzt man das erste, um das zweite zu bezeichnen. Im Sinne des Aristoteles ist es, wie wir später noch betrachten werden, diese Analogie als Proportion zu fassen: Gleichheit der Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären, und so: Aehnlichkeit. Top. I, 70 sagt Aristoteles, man solle Aehnlichkeit bei verschiedenen Gattungen z. B. so aufsuchen: ὡς ἕτερον ἐν ἑτέρῳ τινί οὕτως ἄλλο ἐν ἄλλῳ, οἷον ὡς ὄψις ἐν ὀφθαλμῷ, νοῦς ἐν ψυχῇ. Darauf beruht also z. B. die Metapher: Einsicht. —

Es versteht sich, dass bei diesem Wandel der Bedeutung (Heyse bezeichnet diesen Neubau als „Begriffs-Metapher“ [System der Sprachw. p. 96 sq.] Max Müller als „radikale Metapher“ [Vorles. über d. Wiss. d. Spr. II, p. 334]) jener Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Geist als solcher nicht in das Bewusstsein trat. Wie der abstrakte Gedanke sich allmählich an den Lauten entwickelte, so empfingen diese Laute allmählich einen anderen Sinn. Das auf ein Sinnliches deutende Lautbild galt auch für das Unsinnliche. Gesenius bezeichnet in seinem Lexicon hebraicum רוּחַ als spiritus, flatus, ventus, procella. Da aber „aërem oris divini flatu commoveri censebant,“ so war ventus gleich spiritus dei, und gleich ψυχή (anima), da „vita in oris nariumque spiritu cernitur“ und so ferner gleich: animus, vis divina, cet. Aus dem wohl onomatopoeetisch gebildeten נפח mit ähnlicher sinnlicher Bedeutung ergab sich später: proloqui, aspere invehi in aliquem; (wie spiro und spiritus) so auch entsteht aus der sinnlichen Bedeutung von נְפֶשׁ, halitus, anima, animus. — Aehnlich so von ψύχω blasen, athmen: ψυχή, Hauch, Athem, Seele, und von der Sanskritwurzel an, welche athmen, wehen bedeutet, ἄνεμος, Hauch, wofür lat. anima und animus die Fortsetzung giebt; so θυμός von θύω, brausen. — Aus Wurzel si, siv (Heyse l. c. p. 97) bewegen, griech. σείω, erschüttern, geht goth.: saivala, althd. sêla, Seele hervor, und gleichen Stammes ist: See, goth.: saivs. — Geisten wurde früher gesagt für blasen (angels. gust); goth.: geisjan, bewegen, treiben; daher: gähren, Gischt u. s. w. Geist ist also ursprünglich: bewegte Luft, Hauch (spiritus). —

Streng genommen sollte demnach nicht von einer sinnlichen und unsinnlichen Bedeutung gesprochen werden, sondern nur eben von einer bildlichen, welche ebensowohl zur Bezeichnung von sinnlichen wie von unsinnlichen Begriffen dient. Die allmähliche Scheidung zwischen sinnlicher und unsinnlicher Bedeutung hat sich nicht in allen Sprachen mit derselben Entschiedenheit vollzogen, in manchen wohl gar nicht. Heyse (l. c. p. 100) bemerkt, dass in „manchen Sprachen der Standpunkt des Volksbewusstseins und der Sprache beständig ein phantastisch-poetischer bleibt. So z. B. im Arabischen, wo in dem Worte die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung nie ganz verloren geht.“ Er

sagt, dass „hierin das überwiegend poetische Element und die Bilderfülle der arabischen Sprache liege.“ Wenn er dann richtig hinzufügt; „Wären wir uns ebenso der Urbedeutung jedes Wortes bewusst, so würden wir unsere ganze Sprache nicht minder bildlich finden; wir haben uns aber durch grössere Reife der Abstraktion von diesem sinnlichen Elemente losgemacht“ — so dürfen wir wohl, unbeschadet unserer Hochachtung vor den Abstraktionen, daran erinnern, dass die Betrachtung der Sprache nur dann zu richtigen Vorstellungen führt, wenn sie sich von diesem Standpunkt der Abstraktion fern hält und wirklich „unsere ganze Sprache bildlich findet.“ —

Interessant ist es zu sehen, wie in gewissen Perioden der Sprachbildung die sinnliche Bedeutung der Wörter mit der unsinnlichen kämpft, so dass vielfach noch durch Hinzufügung näherer Bestimmungen dafür gesorgt wird, dass diese letztere verstanden werde. So erklärt Albert Fulda: (Untersuchungen über die Sprache der homerischen Gedichte. Th. I. Duisburg 1865) den pleonastischen Gebrauch von ΘΥΜΟΣ, ΦΡΗΝ, bei Homer aus der Nothwendigkeit, welche in einer früheren Sprachperiode vorhanden war, durch Zusatz dieser Wörter, welche innere Sinnesorgane bezeichnen, manche unsinnlich gemeinte Wörter verständlich zu machen. Zu Homer's Zeit und später wurden diese Zusätze entbehrlich und erscheinen zu einer Zeit, in welcher wohl schon die ursprünglich sinnliche Bedeutung der durch sie erklärten Wörter vergessen war, rein überflüssig, als Pleonasmen. So meint z. B. Fulda (p. 29 sq.) dass Xen. Anab. VII. 4, 1: ὅπως φόβον ἐνϑείη καὶ τοῖς ἄλλοις, οἷα πείσονται das Wort ἐντιθέναι in der sekundären Bedeutung den Zeitgenossen ganz verständlich war, während Homer hierfür noch den Zusatz φρεσί oder ϑυμῷ nöthig hat z. B. Il. γ. 76: αὐτὴ γὰρ ἐνὶ φρεσὶ ϑάρσος Ἀθήνη ϑῆκ', so ζ, 140; λ, 146; ξ, 227; I, 459; δ, 729; N, 121 oder O, 561, 661: αἰδὼ δέοδ' ἐνὶ ϑυμῷ, so Z, 326; ω, 248; λ, 102; α, 361 cet. — So (p. 21) bedeutete χαῖρε δὲ ϑυμῷ anfänglich noch: er glänzte im Geiste, und, so lange noch die Wurzel χαρ in der Bedeutung glänzen vorkam, war ϑυμῷ wirklich erforderlicher Zusatz; nachher wurde χαῖρε ϑυμῷ formelhafter Ausdruck, und ϑυμῷ erscheint als pleonastisch. — Man vergleiche hierzu lateinische Ausdrücke, wie concipere mente, versare animo,

volvere animo, agitare in mente, corpus horret (Plaut.), animus horret (Virgil) cet. —

F. Lassalle (Die Philosophie Heraklits des Dunklen cet. Vorrede p. VI) sagt von der Heraklitischen Philosophie: „bei ihr komme es in Folge ihrer inneren Eigenthümlichkeit mehr als bei jeder anderen auf den Ausdruck selbst und seine sprachliche Wurzel zum Verständniss an," sie habe „vielleicht in höherem Grade, als die meisten Philosophieen an der Erfüllung jenes allgemeinen Gesetzes der Sprachentwickelung mitgearbeitet, die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wortwurzeln in begriffliche Bestimmungen überzuführen," und nehme desshalb „die eigenthümliche Mittelstellung ein, dass ihr die ursprünglich sinnliche Bedeutung des Wortes noch ebenso wesentlich ist, als die von ihr selbst mit ihm vorgenommene und nur mit Hülfe jener Primärbedeutung wahrhaft erkennbare Verarbeitung desselben zum geistigen Begriff." cet. Man vergleiche bei Heraclit Bilder, wie πῦρ, χρόνος, πόλεμος, εἱμαρμένη, ὁδὸς ἄνω κάτω, Δίκη, Εἰρήνη. (Lassalle l. c. Th. I, p. 17.)

Wir können das Wesen der Mythenbildung hiermit zusammenstellen. Die Fetische stehen noch auf der Stufe der Einheit von Sinnlichem und Unsinnlichem. Es ist zunächst Personifikation, gerade, wie wenn die Sprache leblose Gegenstände mit masculinar- oder femininal-Formen bezeichnet. Sobald die Differenz sich dem Bewusstsein des Menschen aufdrängt, bemüht er sich um Ausgleichung, legt entweder seine Kunst in das Objekt und gestaltet es so seiner Idee gemäss, oder er erkennt das Sinnliche als blosses Symbol — womit dann die Trennung im Bewusstsein vollzogen ist. Preller (Griechische Mythologie Bd. I. p. 2) sagt, dass bei der Mythenbildung „die Anmuth und Kühnheit der sinnbildlichen Uebertragungen, welche die Vorstellung von einer Gedankenreihe zur andern zu finden weiss, nicht genug zu bewundern ist, aber sehr natürlich mit den Schöpfungen der Sprache und den Abwandlungen jedes älteren Wortstammes verglichen werden kann, dessen Geschichte ja auch die einer fortlaufenden Reihe von Uebertragungen eines elementaren sinnlichen Eindrucks auf immer entlegnere und künstlichere Vorstellungen zu sein pflegt. Weiter wurde, wie dieses gleichfalls bei den Wörtern zu

geschehen pflegt, bei fortschreitender Entwickelung die erste Naturempfindung oft vergessen und nur das ethische Bild von Muth und Kraft, Schnelligkeit und Jugend — festgehalten und — ausgeführt." — H. D. Müller (Mythologie der griechischen Stämme. Th. II, p. 12) sagt, dass die Vergleichung der Sprach-Entstehung mit der Mythenbildung selbst Analogieen nachweisen könne zwischen den einzelnen Arten des Tropus: Metapher, Metonymie, Synecdoche, Personification und den mythischen Symbolen. Ein Symbol, z. B. Schwert und Wage des Richters ist in der Rede oft als Tropus zu gebrauchen, z. B. Schwert der Obrigkeit, Wage der Gerechtigkeit, der Entscheidung cet. —

Die Sprache hält zuweilen die sinnliche und unsinnliche Bedeutung mit demselben Worte verbunden fest z. B. bei: vorstellen, Herz; zuweilen lässt sie die Urbedeutung fallen z. B. Angst. (gleich: Enge.) Je entschiedener nun das Bewusstsein den Laut von der Bedeutung zu trennen vermag, desto grössere Unabhängigkeit von der Sprache scheint der Geist zu gewinnen, so dass sie ihm zuletzt als eine Sammlung blosser Zeichen erscheint, welche er als Mittel für seine Aeusserungen mit Willkür verwendet. — Von dieser Stufe spricht Bopp: (Vocalismus p. 1) „Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehn, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äusserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder missbrauchen d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren." —

Es ist dies jener Standpunkt, von dem aus wir auch von der Herrschaft des Menschen über die Natur zu sprechen pflegen, vermöge welcher er sie nämlich seinen Zwecken dienstbar mache. Aber dies Verhältniss ist vielmehr als eine erweiterte Hülfsleistung der Natur aufzufassen, als welche, je tiefer in ihr Wesen eingegangen wird, sich immer mehr als einziges Förderungsmittel für alle unsere Bedürfnisse nach jeder Richtung hin darstellt, so dass sie für Alles schon im voraus Befriedigung darbietet, was wir erst nach und nach als Bedürfniss in uns entdecken. Es zeigt sich damit die zunehmende Herrschaft des Menschen über die Na-

tur in Wahrheit als immer mehr erkannte Abhängigkeit von derselben.

So auch wird der Mensch die Herrschaft der Sprache, d. h. die wesentliche Abhängigkeit seiner Geistesentwickelung von derselben nur scheinbar los; das Wort hält ihn um so fester, je weniger er dies bemerkt oder sich eingestehen will. Wir verfolgen jedoch dies zunächst nicht weiter, sondern erkennen an, dass die Sprache schliesslich den Menschengeist zum abstrakten zweckmässigen, verständigen Denken erzieht, welches dann um so erfolgreicher sich äussert und um so schneller zu arbeiten vermag, je mehr es das Wort als gleichgültiges Zeichen zu verwenden versteht. Diese Fähigkeit der Sprache ist die dem „gesunden Menschenverstande" sofort einleuchtende, und sie wird bewundert und durch viele Uebungen in der Erziehung und im Leben selbst ausgebildet; die Sprache wird so zuletzt — im weitern Sinne — zur „Geschäftssprache." —

Um aber zu finden, was und wie Sprache bezeichnet, haben wir die bildliche Natur des Wortes wie des Satzes noch weiter zu untersuchen; wir haben bestimmter anzugeben, wie die Frage zu lösen ist, welche Max Müller (Vorles. Th. 1, p. 319 sq.) bespricht, „die Frage nach dem primum cognitum," „ob die Sprache aus allgemeinen Appellativen oder aus Eigennamen entsprungen ist," d. h. ob „jedes Wort so, wie es zuerst in Gebrauch kam, einen individuellen Gegenstand bezeichnete," oder ob „allgemeine Bezeichnungen zur Constituirung der Sprache unbedingt nothwendig sind." (p. 321.) Als Verfechter der ersteren Ansicht nennt M. Müller „die Philosophen Locke, Condillac, Adam Smith, Dr. Brown und wenigstens bedingt auch Dugald Stewart, als Vertreter der letzteren: Leibnitz. Es heisst bei diesem: (Nouveaux Essais, lib. III, c. 1. p. 297. ed. Erdmann) „Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues, mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle." „Et il est sûr que tous les noms propres ou individuels ont été originairement appellatifs ou généraux." — Adam Smith ist dagegen überzeugt, (vide M. Müller l. c. p. 319 sq.) dass Aufstellung besonderer Namen in Form von Substantiven einer der ersten Schritte zur Bildung der Sprache gewesen sei; es sei also eine besondere Höhle, ein bestimmter Baum cet. mit einem besonderen

Namen belegt worden, der dann weiter den ähnlichen Dingen zuertheilt wurde, und so wären die ursprünglichen Eigennamen zu Gemeinnamen geworden. M. Müller selbst kommt „durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache“ zu der Ansicht, dass jede Wurzel „eine generelle, nicht eine individuelle Idee ausdrückt.“ Adam Smith, sagt er, habe ohne Zweifel darin Recht, dass die erste Benennung auf ähnliche Dinge angewandt worden sei, aber die Entstehung der Namen selbst gehe aus einer allgemeinen Anschauung hervor. So sei z. B. antrum, Höhle vom sanskritischen antar, zwischen, drinnen abzuleiten, und „antrum bedeutete daher ursprünglich Alles, was sich innerhalb der Erde oder sonst eines Dinges befindet.“ — „Ebenso (p. 324) verhalte es sich mit allen Nominibus. Sie drücken alle ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist nothwendigerweise eine allgemeine Idee. Das so gebildete Wort war zuerst nur auf einen Gegenstand berechnet, obgleich es naturgemäss fast augenblicklich auf die ganze Klasse ausgedehnt wurde, welcher dieser Gegenstand anzugehören schien.“ —

Sagen wir nun zunächst genauer, dass die Wörter nicht nur nach ihrem Ursprunge Allgemeines bedeuten, sondern dass sie als Lautbilder nothwendig und immer die Vorstellung nur allgemein zu bezeichnen im Stande sind. Wie allerdings schon in der Natur der Wurzeln die ganze Fortentwickelung der Wörter in Bezug auf ihre Funktion, die Vorstellungen darzustellen, gegeben ist, werden wir später noch sehn.

Sodann aber ist nöthig, dass der Sinn bestimmt werde, in welchem wir das Wort allgemein hier zu nehmen haben. Wenn wir sagen, das Wort bedeute ein Allgemeines, so ist keineswegs gemeint, dass seine Bedeutung alles Einzelne in sich schliesse, worin die Vorstellung zur Erscheinung kommt, sondern gerade dies, dass es mit den Einzelnen als solchen nichts zu thun habe. Die Vorstellung ist kein Einzelnes, sondern ein Bild, veranlasst freilich durch eine Erscheinung oder durch einen Vorgang; und so ist das Wort ein Lautbild dieses Innenbildes, aber weder die Vorstellung noch das Wort ist ein Ausdruck des Dinges. Antrum ist also nicht Bezeichnung für alle einzel-

Digitized by Google

neu Höhleu, sonderu es ist ein Lautbild, welches die Vorstellung von einem Innerhalb darstellt und desshalb für die Zwecke der Mittheilnng geeiguet ist, um Höhlungen zu bezeichnen. Das Wort: Der Mensch bezeichnet keinen einzelnen Menschen, aber ebensowenig alle Einzelnen; — an diese denkt das Wort gar nicht — sagen wir aber etwa: der Mensch ist sterblich, und meinen wir so alle Menschen, oder die Menschheit, so haben wir es schon mit einer Figuration der Sprache zu thun. —

Nichts ist falscher, als anznnehmeu, dass wir durch die Sprache die Dinge in der Welt bezeichnen. Wir haben an der Sprache freilich ein Mittel, um uns mit allen Dingeu theoretisch in Verbindung zn setzen, aber ein durchaus künstliches, künstlich in dem doppelten Sinne, dass die Sprache wesentlich nur Menscheuwerk ist, Natnrgültigkeit nicht besitzt, nur unsere Beziehung zu den Dingen ansdrückt; und dass es nur Werke der Knnst sind, dnrch welche dies gelingt: mittelst eines Einzelnen, nämlich mittelst eines Lautbildes, ein Allgemeines, nämlich die vorgestellte Idee, zu bezeichnen. Dies Lautbild kann als Symbol nur allgemeiu d. h. unbestimmt bezeichnen, es ist, innerhalb gewisser Gränzen, mehrfach zu deuten, bleibt mannigfacher näherer Bestimmnng zugänglich, passt auf alle ähnlichen Vorgänge nud Dinge, wie diejeuigen, welche zur Vorstelluug Anlass gabeu. Mau kann sagen, dass die Vorstellung von deu Dingen nur Dasjeuige entnimmt, auf was sie merkt, dass die Lantbilder nnr Bezeichuungeu dieser Merkmale sind, und dass sie also an sich auf Alles anwendbar sind, was nnr in die Sphäre ihrer Merkmale geräth. Baum ist Baum, ob Feigenbaum oder Ceder, glänzen heisst glänzeu, ob es von einem Feuer ausgeht oder ans einem Auge hervorzubrechen scheint. Aus dieser Unbestimmtheit der Lantbilder erkläreu sich die Synouyma in deu Sprachen. Curtins bespricht in Bezug anf „Das Vage der Wurzelbedeutnng“ (Grundz. d. griech. Etym. p. 95) die Wörter für die Vorstellung: sehen, also die Wurzeln skav, (ahd. scawôn, schauen) spak, (gr. σκοπός, Späher) ak, (lit. akis, Auge, oculus) ϝιδ, (ἰδεῖν) dark (δέδορκα), ϝορ (ὁράω), und sagt „Ausser diesen sechs Verben des Sehens habeu wir nun uoch eine Reihe anderer, die grösstentheils sich als uralt erweisen, so, um beim Griechischeu stehn zu bleiben, noch λεύσσω, βλέπω, θεάομαι. Dieselbe Vielheit lässt sich

aber bei vielen anderen Begriffen nachweisen. Man denke nur an die vielen Wurzeln, welche sagen bedeuten, an die mannichfaltigen Verba des Glänzens und Schimmerns. In dieser Mannichfaltigkeit conkreter und ganz individueller Vorstellungen, welche alle die Fähigkeit verallgemeinert und gleichsam Zeichen des Begriffs zu werden in sich tragen, liegt der Haupterklärungsgrund für die πολυωνυμία, mithin auch für die Vielheit der Sprache und für die Abweichungen selbst nahe verwandter Sprachen untereinander.“ —

Hält man fest, dass die Wurzeln Darstellungen waren, Aussagen, Sätze, und dass die aus ihnen gebildeten Wörter nur mit beständiger Beziehung auf den Satz geformt wurden, so sieht man, dass diese Lautbilder nichts ausdrücken wollten und konnten, dem ein bestimmtes, einzelnes Ding entsprochen hätte, sondern dass es Gemälde, Weltanschauungen sind, welche wir selber schaffen; — selber schaffen, denn auch unsere Vorstellungen bilden ja nicht die Wirklichkeit ab, selbst unsere Farben- und Tonempfindungen reduziren sich ja auf Schwingungen des Aethers, der Luft, wie die Naturforscher zeigen, und Schwingungen selbst, sind sie nicht wieder nur Gesichtsempfindungen von uns? — Alles nun, was die Harmonie einer solchen Bild-Schöpfung in uns nicht stört, sollte es auch unter anderen Umständen noch so viele anderweitige Betrachtung gestatten, wird leicht von demselben Lautbilde mitgemeint und bezeichnet. —

Und so entdeckt sich an der Allgemeinheit der Bedeutung des Lautbildes die allgemeine, d. h. die unbestimmte Natur der menschlichen Vorstellungsbilder selbst, welche die Dinge der Welt ideell erfassen, nicht individuell, symbolisch, nicht real, sie darum auch nicht stückweise bezeichnen, sondern bündelweise. Hierin ist die nothwendige Erleichterung der Weltauffassung gegeben, wie sie dem Menschengeiste verliehen ist, hierin auch die feste Begränzung seiner Fähigkeit, die Dinge sich anzueignen. Natürlich meint in jedem konkreten Falle der Redende das Einzelne, Individuelle, nie aber kann er es sagen, und die sinnliche Welt, die Umgebung, der Zusammenhang muss seine Meinung ergänzen. Darum versteht auch Keiner den Anderen vollständig durch die Rede; er versteht ihn nur, soweit er seine Stimmung theilt, seine

Weltanffassung, Erfahrung; soweit er im Stande ist, sich in seine Seele zu versetzen.

W. v. Humboldt (Versch. d. m. Sprachb. p. 66) sagt: „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehn ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Uebereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen." — Wir mögen uns nicht enthalten, hier in Kurzem den Inhalt eines Vortrags des Professor M. Bréal mitzutheilen, welchen er unter dem Titel: „Les idées latentes du langage" veröffentlicht hat. Es heisst da: (p. 8 sq.) „Je me propose de montrer qu'il est dans la nature du langage d'exprimer nos idées d'une façon très-incomplète, et qu'il ne réussirait pas à représenter la pensée la plus simple et la plus élémentaire, si notre intelligence ne venait constamment au secours de la parole, et ne remédiait, par les lumières qu'elle tire de son propre fonds, à l'insuffisance de son interprète. Nous avons une telle habitude de remplir les lacunes et d'éclaircir les équivoques du langage, qu'à peine nous sentons ses imperfections. Mais si, oubliant pour un instant ce que nous devons à notre éducation, nous examinons un à un les éléments significatifs dont se composent nos idiomes, nous verrons que nous faisons honneur au langage d'une quantité de notions et d'idées qu'il passe sous silence, et qu'en réalité nous suppléons les rapports que nous croyons qu'il exprime." Bréal zeigt z. B., wie verschiedene Bedeutungen des Suffixes ier der Franzose je nach den Umständen errathen müsse in Wörtern, wie pommier, encrier, prisonnier, chevalier, voiturier, carrossier cet. Er sagt (p. 20), dass die Sprache dem Gedanken nur zu seiner Entstehung den Anlass gebe (provocation), mehr aber nicht, und vergleicht die Wirkung einer Horazischen Ode oder Periode des Demosthenes treffend mit einem Tizianischen Gemälde, welches seine Wirkung lediglich dem Gesammtschein verdankt, welcher verschwindet, wenn wir nahe herzutreten. (p. 29 sq.) In der That zeigt die Sprache auch in dieser Erregung der Illusion durch die angewandten Kunstmittel jene Art der Wirkung, welche der Kunst eigen ist. —

Wie wenig die Dinge sich decken mit den Lautbildern, durch

welche wir sie bezeichnen, ist leicht zu sehn. Es giebt eine unzählige Menge von Dingen und eine unzählige Menge verschiedener Zustände der Dinge, unzählige Vorgänge auch zwischen ihnen, und nur eine beschränkte Zahl von Wörtern, von Kunstwerken, welche wir zu ihrer Bezeichnung verwenden. So fehlt für Vieles, was wir doch empfinden, das Wort — man denke z. B. an die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks, oder daran, wie entschiedene Abweichungen in der Art der Sinnesempfindung unbezeichnet bleiben, wenn wir gewisse Farben blau oder grün nennen, oder wenn wir gewisse Lust- oder Schmerzgefühle kenntlich machen wollen; dann wieder, als sei auf unserer Seite der Ueberfluss, haben wir für dasselbe Ding zahlreiche Synonyma, bilden auch besondere Namen für dasselbe Thier aus verschiedenen Wurzeln, nur um Geschlecht oder Alter zu bezeichnen u. d. m. Auch wechseln die Dinge, während das Wort für sie dasselbe bleibt, wie wenn von vepna gesprochen wird zur Zeit der Gothen, im Ahd. von wâfan, jetzt von Waffen; es wechseln auch die Vorstellungsbilder, ohne dass das Wort davon berührt wird, wie z. B. bei himins, himil, Himmel; bei οὐρανός, coelum; und ebenso ändern die Wörter ihre Bedeutungen, obwohl die Dinge in ihrem Wesen beharren. —

Man sieht, wie die Frage, ob die Wörter Individuelles bezeichnen oder Allgemeines, schief gestellt ist; weder Individuelles bedeuten sie, noch Allgemeines, bedeuten überhaupt nicht die Dinge, sondern — und zwar bildlich — nur uns selbst, nur unsere Welt. Allerdings sollen unsere Worte die Dinge bedeuten — und dies giebt dann die rastlose Arbeit für das Menschengeschlecht, welche gleichbedeutend ist mit der Aufgabe der geistigen Entwickelung überhaupt. —

Wie demnach schon früher (p. 241) das Verhalten der Sprache uns daran erinnerte, dass der Gegensatz von Sinnlich und Unsinnlich nur unserer Abstraktion angehört, so entnehmen wir ihr jetzt, dass der Gegensatz von Individuum und Gattung eben nur von uns so gesetzt wird. —

W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 31) sagt: „Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben. — Jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns

gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Ueberzeugung nicht untergehen, dass die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.“ —

VI. Verhältniss der Sprache zu der menschlichen Entwickelung überhaupt. — Die Sprache als Mittel. — In welchem Sinne die Sprache unser Eigenthum ist. — Das Denken und das Sprechen. Die sogenannte innere Sprachform. — Die Sprache des Bedürfnisses, die Sprache der Mittheilung, die Sprache der Prosa, die Sprache der Poesie in Bezug darauf, wiefern sie Sprache als Mittel verwenden. — Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar, und hat hieran ihre Gränze. — Sprache bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. — Untersuchung, wie der Kunstcharakter der Sprache die gesammte Entwickelung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft, bedingt. — Anhang: Analogie der Entwickelung von Schrift und Sprache.

Es sei uns vergönnt, ehe wir in die Erörterung des Einzelnen weiter eintreten, zum Abschluss unserer Erörterungen von der Wechselwirkung der Sprache und der Seelenthätigkeit einen Blick zu werfen auf das Verhältniss der Sprache zu der menschlichen Entwickelung überhaupt, dann anzudeuten, von welcher Bedeutung sich hierbei die Bildlichkeit der Wörter erweist, und wie namentlich die menschliche Wissenschaft von dem Kunstcharakter der Sprache bedingt wird. —

Sprache ist so sehr eine dem Menschen wesentliche Lebensthätigkeit, dass er ohne sie nicht zu denken ist. Darum fällt auch dies zuerst ins Auge, dass die Sprache für ihn Bedürfniss ist, Bedürfniss ebensowohl für sein sinnliches Dasein, wie für seine geistige Entwickelung. Daraus ergiebt sich von selbst, dass sie uns nach allen Seiten als blosses Mittel zur Verwendung zu kommen scheint. Ueberall gehn wir ja bei unserer Be-

trachtung der Dinge von dem Interesse aus, welches sie für uns haben, und wir meinen zunächst, sie erkannt zu haben, wenn uns ihre Werthschätzung in Bezug auf uns gelungen ist, wenn wir sie im Verhältniss zu unserer Existenz bestimmt haben.

Es würde auch eine andere Art der Betrachtung gerade bei der Sprache fremd und ungehörig erscheinen, da sie ganz und gar dem Menschen angehört und eben nur dem Menschen. Ist sie doch viel deutlicher nur menschlich, als z. B. Vernunft, Geist, den auch die Thiere haben, zeigt sie doch allein deutlich, wie weit unser Denken von dem thierischen sich unterscheidet, beruht doch, um es mit Eins zu sagen, auf ihr der Charakter unseres Geschlechts. Auch haben die Untersuchungen, welche von Alters her über den Ursprung und das Wesen der Sprache angestellt wurden, diese Vorstellung zur Grundlage, dass die Sprache Bedürfniss, Mittel, dass sie unser Eigenthum sei. — Nun ist die Sprache aber nicht so unser Eigenthum, wie etwa unsere Glieder, welche mit uns da sind und von selbst wachsen, eher so, wie die Luft, welche wir athmen. Diese nehmen wir auf mit unseren Organen, verändern sie, indem wir sie gebrauchen, und immer neu machen wir sie zu unserem Besitz. — Oder vergleichen wir mit dem Rechte, welches wir auf die Sprache beanspruchen, das Recht, mit welchem wir jene Summe von Vorgängen und Thaten, welche wir unsere Geschichte nennen, als unser Eigenthum bezeichnen können. Zweifellos ist diese ein Produkt unserer Kräfte, wie sie sich an der Welt entfalten; sie wird stets neu von uns erschaffen; sie erhält sich als ein ideelles Besitzthum, gleichsam als ein theoretischer Niederschlag der Prozesse, welche die Bemühungen der Einzelnen herbeiführten, in dem Gedächtniss, und nicht minder auch praktisch in der fortlaufenden Arbeit der Geschlechter. Aber, wie wir eigentlich nicht unsere Glieder haben, welche vielmehr uns constituiren, und noch weniger die Luft, obwohl sie uns immer zu Gebote steht, so lange wir im Stande sind, sie uns anzueignen, so ist auch die Geschichte unserer Machtsphäre entrückt, der Art, dass wir willig in ihr das Wirken von Gesetzen ahnen, von Naturgesetzen, zu welchen vielmehr wir uns als Mittel verhalten. Alle unser Wesen constituirenden Kräfte erscheinen so zugleich als unsere Herrscher und als Diener, — und namentlich in Bezug auf die Sprache ist desshalb immer

Digitized by Google

wieder betont worden, dass sie — wie die Kunst — göttlicher Natur sei, zum Geschenk uns verliehen, zu nothwendigem Gebrauch. Rötscher (Kunst der dramatischen Darstellung p. 187) führt von der Bettina an (im Briefwechsel mit der Günderode): „Sprache und Rhythmus sind nicht nur Werkzeuge, sondern selbstschaffende Mächte und Melodien gottgeschaffener Wesen, die in sich fortleben, jeder Gedanke aus der Seele hervor lebendig; der Mensch erzeugt die Gedanken nicht, sie erzeugen den Menschen.“ — Fichte (Reden an die deutsche Nation p. 119) sagt: „Es kommt darauf an, dass eine Sprache (in ihrem Volke) ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.“ —

Welcher Art ist also wohl unser Eigenthum an der Sprache? — Dass sie uns der Anlage nach verliehen ist, wird nicht bestritten werden können, und ebensowenig, dass wir ihren wirklichen Bestand uns schaffen, ihre Verwendung uns erarbeiten. Wenn einerseits sie uns als dienendes Mittel überall zu Gebote steht, beweist sie doch vielfältig auch eine ihr eigenthümliche Macht, der wir in unserer Entwickelung im Ganzen wie in den Gedankenprozessen im Einzelnen verfallen, und, wie man von den grossen Ideen der Geschichte noch eher sagen kann, dass sie den Einzelnen und die Geschlechter beherrschen, als dass sie von diesen ausgehe, so darf von unserm Eigenthum an der Sprache nur so die Rede sein, dass wir anerkennen, wie sie auch uns habe und beherrsche. —

Es wird damit nur in einem erweiterten Gebiete das Gesetz der Wechselwirkung der Seelenbewegung mit dem Laut anerkannt. „Die Sprache — sagt W. v. Humboldt (Versch. des menschl. Sprachb. p. 37) — erkennen wir als die erste nothwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen im Stande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Prinzip derselben. Beides aber geht nicht nach einander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Haltung des intellektuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwickelung seiner Sprache, als des Werkzeugs jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem

Inneren Freiheit erschafft, sucht nnd erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zngleich wieder auf die Sprache zurück.“ — „Die Geisteseigenthümlichkeit nnd die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, dass, wenn die eine gegeben wäre, die andere müsste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellektualität nnd die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äusserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genng denken.“ — Und, mit bestimmter Rücksicht anf die real vorhandenen Sprachen, heisst es daher p. 12: „So innerlich auch die Sprache dnrchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äusseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein.“ —

Es erscheint die Sprache demnach mehr als eine Macht, welche durch die Menschen hervorgebracht ist, als von ihnen; man möchte sagen, dass sie nur an ihnen sich entfaltet. — Wenig oder nichts schaffen Verstand, Einsicht oder menschlicher Wille an dem eigentlichen Bestande der Sprache. Hätte Reflexion einen wesentlichen Antheil an ihr, so würde ihr Ursprung, ihr Wesen der Reflexion sich leicht wieder erschliessen. Vergebens aber versucht diese einzudringen; dunklere Arten des Vorstellens, Empfindens, Fühlens, Merkens verhelfen zn einer Vorstellung von ihrem Weben nnd Wesen. Wenn dennoch der logische Verstand Grammatiken aufstellt, Lexika sammelt und etymologisch ordnet, so kann ja solche Rubrizirung anch bei jeder Gattung der Naturgebilde erfolgen, denn Alles ist irgendwie anch unserm Verstande homogen geschaffen oder doch zum Theil zugänglich. Auch die Botanik ordnet die freie Planzenwelt nach Merkmalen und nach Reflexion, aber am wenigsten doch ist es Menscheneinsicht, ist es Verstand, in welchem die Idee der Pflanze wnrzelt. Und wenn es schliesslich gelingt, in der Grammatik eine vollständige, angewandte Logik zu finden — freilich mit zahlreichen Unverständigkeiten gemischt — so entnehmen wir doch nur Dies hieraus, dass, da durch den ganzen Menschen die Sprache zur Entwickelung

kam, sicherlich auch jene Bestimmtheit und Consequenz des Denkens, welche als logischer Verstand gern wie eine besondere, bevorzugte Abtheilung des menschlichen Geistes gefasst wird, in ihr sich wirksam bewies, und als die Ordnung in dem Sprachmaterial — namentlich in dem Gebiete der Syntax — abgesondert werden kann. —

Die gewöhnliche Ansicht denkt sich das Verhältniss des Gedankens zur Sprache der Art, wie sie Form und Materie einander entgegenzustellen pflegt, dass nämlich das Denken als bestimmend, die Sprache als bestimmt, jenes als das Inhalt Gebende und Herrschende, diese lediglich als das Empfangende und gehorsam Darstellende gefasst wird. Es ist dies unrichtig, und muss nach dem von uns entwickelten Gesetz der Wechselwirkung der Seelenthätigkeit und unserer Lautäusserung beurtheilt werden. Es ist nämlich desshalb hier von keinem prius des Denkens die Rede, weil es sich als theoretisches eben nur an und mit der Sprache zugleich entwickelt. Mit den auf vorangegangenen Stufen der Sprachbildung durch Laute fixirten und somit wirklich gewordenen Bildern operirt die Seele, und sie zieht aus den Erfolgen dieser Operationen Schlüsse, trennt endlich die Operation selbst von den Objekten und kommt so zu einer Welt von Abstraktionen, von ihr eigenthümlichen Begriffen. Wir erschliessen uns ebenso die Welt des Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren, Schmeckbaren zunächst durch die Anwendung der Sinnesorgane; unsere Wahrnehmungen bringen wir dann zur Correktheit durch reflektirende Vergleichung, und endlich sondern wir den Sinn und seine Thätigkeit von den objektiven Bedingungen, unter denen er wirkt. Eben dadurch, dass wir die Sinne gebrauchen, gewinnen wir sie zu unserm bewussten Eigenthum. Aus dem Gesetz der Wechselwirkung ist andrerseits auch, wie wir hier einschalten, der neuerdings aufgestellte Satz zu verwerfen, welcher umgekehrt behauptet, dass die Sprache es ist, durch welche die Vernunft verursacht würde. Wir können uns die Anschauung der interessanten Schrift nicht aneignen, welche ihn aufstellt. Es heisst da u. A. (bei Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttg. 1868. Bd. I, p. 105): „Die sprachliche Einzeldarstellung der Begriffsentwickelung — wird es zur zweifellosesten Sicherheit und Deutlichkeit erheben, dass, so lange die Sprache

nicht unter Einwirkung von Schrift und Literatur weit über den eigentlichen Zustand ihrer Reife hinausgeschritten ist, zwischen dem Bemerken und seinem Ausdrucke im Laute nicht nur eine lange Zwischenzeit, wie bisher noch als möglich angenommen worden, nicht verfliesst, sondern es auch noch viel zu wenig wäre, wenn wir sagen wollten, er folge demselben unmittelbar wie der Schrei der Schmerzempfindung. Von allen den Verstandesobjekten, die wir in welcher noch so alten Zeit auch immer in einem Sprachlante dargestellt erkennen, erscheint keines ihm wirklich als Ursache oder Veranlassung voraus: vielmehr, wie alle Entwickelung der Dinge zunächst aus ihnen ähnlichen unmerklich, alsbald aber, wenn sich die Reihe viele Glieder hindurch fortsetzt, bis zu gänzlicher Verschiedenheit verändert, so durchlebt ein jeder Laut für sich, unabhängig von jedem Zweck des Bezeichnens, Schilderns oder Aeusserns, eine rein lautliche und körperliche Generationenkette von Verwandlungen, in welchen sich Vernunft und Geistesthätigkeit so wenig wie bei dem Wachsthum der Thier- und Pflanzen-Körper wirksam zeigen. Auf der andern Seite bleibt die Vermehrung des Bemerkens hinter der Fortentwickelung des Lautes stets einen Schritt zurück und rankt sich gleichsam an ihm empor, so dass jeder einzelne Theil der Sprache dem ihm entsprechenden Einzeltheile der Vernunft voransgeht, und also auch nicht die Vernunft die Sprache, sondern nur die Sprache die Vernunft, wenn auch nicht vollendet und fertig die vollendete, verursacht haben kann.“ —

Wir halten dieser Auffassung gegenüber die tiefere Anschauung W. v. Humboldt's fest: (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 33.) „Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen als willkührlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellektuelle Eigenthümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, dass beide zugleich und in gegenseitiger Uebereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüths hervorgehen.“ —

Wir kehren indess zu unserer Erörterung zurück. —

Es ist leicht einzusehn, woher es kommt, dass der Gedanke der Sprache gegenüber als das prius erscheint. Die Bewegung der Seele ist nicht sofort auch schon, was wir Gedanke nennen.

Ein Reiz macht sich geltend, wird empfunden, wahrgenommen, wirkt Lust oder Unlust, äussert seine Anregung in Bezug auf Einsicht und Willen, und die Reihe, welche er so durchläuft, wird keineswegs in gerader Linie durchmessen. Der Reiz kann z. B. je nach den Ideen-Associationen, welche zu ihm treten, verschieden anregen, stimmen und bestimmen, endlich aufgefasst werden; zwischen mancherlei Möglichkeiten scheint die Seelenbewegung zu schwanken, und erst, wenn sie bestimmt ist und sich bestimmt weiss, verdichtet sie sich zum Wort, vermag sie sich auszusprechen. Allerdings also ist der Geist, ist die Bewegung der Seele die Voraussetzung für das Eintreten der Sprache, aber diejenige Bestimmtheit der Seele, welche einem Lebensmoment den unwiderruflichen Abschluss durch das Wort giebt, kann ihn sich eben nicht anders geben, als durch das Wort.

Man wird demnach sagen müssen, dass die Bildung der Begriffe nicht weniger ein Sprachakt ist als ein Denkakt. Die ganze Bestimmtheit, welche den Begriff als solchen constituirt, welche ihm im Fortleben durch Erweiterung, Einengung, Zuspitzung, Umwandelung zu Theil wird, empfängt er dadurch, dass er Sprachakt ist, und auch die Seele musste ihn zum Sprachakt reif gekocht haben, damit er gesprochen werden konnte, d. h. ein sinnlich bestimmtes Dasein erhalten, an welchem nun zunächst die unendliche Bestimmbarkeit der Seele ihre Gränze fand; er musste aber dann auch gesprochen werden, denn solche Bestimmtheit verträgt und trägt die Seele nicht mehr ohne Hülfe des Lautes. Wo feinere Nerven sind, die Empfindung leichter anklingt, wie bei den Weibern, tritt die Nothwendigkeit, dass die Seelenakte sich zum Laut artikuliren, früher ein. When I think, I must speak; sagt Rosalinde bei Shakespeare, (As you like it. Act. III, Sc. II) Do you not know I am a woman? —

Man betrachte einmal, wie Schleiermacher, der von sich selbst sagt (Brief an die Schwester vom 23. März 1799): „Es liegt sehr tief in meiner Natur, dass ich mich immer genauer an Frauen anschliessen werde, als an Männer“ sich über seine Vorlesungen gegen sein „liebstes Jettchen“, seine Braut, ausspricht: „Mit den ersten Stunden bin ich selten zufrieden, wie ich auch mit dem Eingang in meine Predigten am wenigsten zufrieden bin. Aber nun komme ich hinein und die Zuhörer

auch. Alles ordnet sich bestimmter, es geht immer klarer hervor, dass wir die Wahrheit ergriffen haben, der Vortrag wird immer leichter und oft überrascht mich selbst mitten im Vortrage etwas Einzelnes, was von selbst hervorgeht, ohne dass ich daran gedacht hatte, so dass ich selbst aus jeder einzelnen Stunde fast belehrt herauskomme." — (Brief vom 4. Decbr. 1808.)

Der Sprachakt ist also die Vollendung des Denkakts, und daher nicht bloss die Form für diesen, sondern er ist dieser selbst, wie er leibt und lebt. Er als Lautbild zeigt desshalb auch dieselbe Unbestimmtheit der Symbolik, in welcher das Vorstellungsbild einen Daseins-Augenblick allein sich anzueignen vermag — Unbestimmtheit nämlich in Bezug auf die Bedeutung der objektiven Welt gegenüber. Nach W. v. Humboldt's Vorgange hat man diese innerliche Seite des Wortes, die subjektive, nothwendig einseitige und willkürliche Auffassung der Seele die innere Sprachform genannt. So heisst es z. B. bei Lazarus: (Das Leben der Seele Bd. II. p. 102) „Wenn das Wort βοῦς bus Rindvieh bedeutet, so liegt offenbar in demselben kein anderer Sinn, als das Bu machende, und es ist Erfolg der inneren Sprachform, dass das ganze Rindvieh nach dieser einen Eigenschaft seines Tones angeschaut, und wiederum, dass unter dem Namen, welcher nur diese Eigenschaft andeutet, das ganze Rindvieh verstanden wird. So macht denn die innere Sprachform jene Empfindung, durch deren Reflex der Laut gebildet ist, zum festen Mittelpunkt der ganzen Anschauung, und wenn in späteren Anschauungen ein Ochse gesehen wird, ohne dass er brüllt, so wird er nichts desto weniger mit demselben Namen genannt, denn in Folge der gegenwärtigen Anschauung wird auch die frühere reproducirt, diese aber ist mit dem Laut verknüpft und in Folge dieser Verknüpfung ist sie die bestimmtere, festere, durch die eigene Zuthat der Seele angeeignetere;" cet. — Lazarus spricht dann auch von einer „sekundären inneren Sprachform," sofern „der Gebrauch und die Fortbildung der Sprache einen ganz ähnlichen Fortschritt des Denkprozesses bewirkt, wie er in der Schöpfung der Sprache gegeben ist." (l. c. p. 210.) Mehreres hierüber bei Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 33—43) und bei Heyse (System d. Sprachw. p. 162). Das Vorstellungs-Augen-

blicks-Bild also, welches in Bezug auf seine Verkörperung in dem Lautbilde als dessen Inhalt, Seele, Bedeutung zu fassen ist, heisst hier innere Sprachform. Es ist aber kein Grund, durch Einführung dieser Bezeichnung gleichsam eine neue Seelenstation anzulegen (wie sie etwa in dem Homerischen formelhaften Verse Od. II, 302; V, 181 cet. angedeutet zu sein scheint: ἔπος τ' ἔφατ', ἔκ τ' ὀνόμαζεν; so auch bei Herod. 3, 156: ἔφη λέγων oder Od. V, 183: οἷον δὴ τὸν μῦθον ἐπεφράσθης ἀγορεῦσαι, wo offenbar der Denkakt neben dem Sprachakt erwähnt wird.), sobald man sich nicht einbildet, dass wir auch ein anderes unbildliches und somit besseres und reineres Denken besitzen, als dasjenige ist, welches in der Sprache seinen Ausdruck findet, sobald also man Denken und Sprechen nicht auseinanderreisst. Steinthal selbst scheint dies einzuräumen, wenn er sagt: (Grammatik, Logik nnd Psychologie p. XXI) „Wir gestehen nicht bloss eine Verwandtschaft zwischen Bedeutungslehre und innerer Sprachform zu, sondern meinen, die Bedeutungslehre, wahrhaft aufgefasst, sei eben Darstellung der inneren Sprachform.“ Freilich, wenn er (l. c. p. 342) wieder versichert, „die innere Sprachform ist nicht selbst die Bedeutung, sondern nur die instinktiv gebildete Anschauung von derselben,“ so benennt er den Blick, welchen er von innen auf die Entstehung der Bedeutung wirft, innere Sprachform, und, wenn er ihn von aussen d. h. von der Sprache aus auf die innere Sprachform richtet, Bedeutung — aber damit bezeichnet er nicht zwei verschiedene Dinge, sondern seine beiden Betrachtungs-Standpunkte. Heyse (Sprachw. p. 162) macht es W. v. Humboldt zum Vorwurf, dass er sich „in seiner Theorie nie ganz von dem Irrthum losmachen konnte, die innere Sprachform für identisch mit der allgemeinen Denkform zu nehmen, und daher immer nur eine graduelle Verschiedenheit der Sprachen in ihrem mehr oder weniger gelungenen Streben nach einem jenseitigen Sprach-Ideal, nicht aber eine in der verschiedenen Sprach-Ansicht des Volksbewusstseins begründete prinzipielle Verschiedenheit derselben begreifen und festhalten konnte.“ — Heyse fährt fort: „Es giebt keine allgemeine, absolute innere Sprachform, sondern nur besondere; und die innere Form einer bestimmten Sprache ist die von dem Volksgeiste in bestimmter Weise ihm selbst vorgestellte allgemeine Denkform,“ oder, wie er es

auch nennt: „das reine — allgemeine — Denksystem.“ — Von diesem reinen Denken heisst es, (p. 160) es sei „der Begriff, welcher nicht in dem Worte als solchem liege — seiner sprachlichen Natur nach — sondern gleichsam darüber schwebe und dem reinen, allgemeinen Geiste angehöre.“ —

Nun leugnen wir nicht, dass das Wort Geist allgemeinere Bedeutung hat, als das Wort Begriff, aber wir leugnen, dass dieser allgemeine Geist einerseits gleichsam über unsern Worten schwebe, andrerseits irgendwie unserer Begriffswelt angehöre. Diese vielmehr findet, wenn sie eine gewisse Bestimmtheit, Festigkeit erlangt hat, man kann sagen, wenn sie vor dem Bewusstsein als ein Erkanntes steht, ihre Darstellung durchaus in der Sprache, und was darüber zu schweben scheint, ist entweder eine Seelenbewegung, welche die Reife zum Worte nicht zu erlangen vermochte, und deren Wellen noch nachzittern, oder welche in weiteren Worten noch dargestellt werden kann. Jener allgemeine Geist, den wir ahnen mögen, kommt gar nicht bei uns zur Form des Denkens d. h. zur bildlichen Erfassung, darum auch nicht der Sprache. Wenn Heyse fortfährt: „Für ihn (den reinen, allgemeinen Geist) wird die besondere sprachliche Anschauungs- und Vorstellungsweise zu etwas Gleichgültigem“ — so ist richtig, dass der Gebildete ebenso lautlos zu denken, als der Geübte lautlos zu lesen im Stande ist, vom Laute also zu abstrahiren vermag; aber sobald er den Gedanken sich klar und bestimmt erneuern will, ist er, wie ursprünglich, an das Wort, ja an den Buchstaben des Wortes verwiesen. Solches Begreifen, dem der sprachliche Ausdruck gleichgültig wäre, schwebt dann freilich über den Worten, wir nennen es aber Gefasel. —

Es giebt also freilich keine allgemeine, absolute Sprachform, aber ebensowenig giebt es eine reine, allgemeine Denkform. Zwar sind es gewisse Gränzen, innerhalb deren sich alles menschliche Denken bewegt, und es können Formeln aufgestellt werden, wie die, dass A = A, welche nirgend zu bestreiten sind, aber ist denn damit ein „reines, allgemeines Denksystem“ constituirt, ein Schema, nach welchem ein in Wirklichkeit noch nie beobachtetes reines Denken jedenfalls zu verfahren hätte? — Das reine Denken ist eben solches Hirngespinnst, wie es eine reine Sprache sein würde, welche anzunehmen freilich noch Niemand eingefallen ist.

Das ganze rein wissenschaftliche Interesse sowohl, wie demgemäss auch die Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie sie vornehmlich den Völkern der indogermanischen Sprachfamilie zu eigen sind, erwuchsen an und mit ihrer flektironden Sprache. Nur sie haben auch ein reines Denken erfinden können, nur bei ihnen hat eine Lostrennung des abstrakt Logischen in voller Schärfe sich zu vollziehen vermocht. —

Wenn daher in unserer Zeit wissenschaftliche Untersuchungen, welche von blossen Begriffen, Abstraktionen ausgehn, in Misskredit gekommen sind und mit Unglauben aufgenommen werden, wenn empirische Forschung als grundlegend gefordert wird, so ist auch klar, dass, was Kant als „Kritik der reinen Vernunft" zu untersuchen begann, fortzuführen ist als Kritik der unreinen Vernunft, der gegenständlich gewordenen, also als Kritik der Sprache. Die Verschiedenheit der wissenschaftlichen, moralischen, religiösen Begriffe, die Eigenthümlichkeit des ganzen Volkslebens, die verschiedene geschichtliche Entwickelung bei den Nationen sind an sich genügend deutliche Zeichen, dass ein allgemeines Denksystem dieselbe Abstraktion ist, wie es ein allgemeines Sprachsystem sein würde. „Es sollte doch — unserer Idee nach — allgemein so gedacht, so gesprochen werden" — so mag allerdings hier gedacht werden, wie dort, und mit gleichem Rechte. W. v. Humboldt aber hat in seiner zurückhaltenden Darstellung Recht, welche nichts behauptet, was sie nicht weiss. Leibnitz freut sich in den nouveaux essais (lib. III, VII, 6) von der Besprechung blosser Wörter zur Behandlung der Dinge übergehn zu können, aber er setzt hinzu: „quoique je crois véritablement, que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots feroit mieux connoître que toute autre chose les opérations de l'entendement." —

Herder (Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh. Bd. I, lib. IX, 2) sagt: „Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat. Die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durch's Wort dem Gedächtniss, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibet: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit

den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Fluth seiner Affekten in Dämme einschloss und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte.“ —

Als zu demselben Geschlechte der Menschen gehörig werden natürlich alle Volksstämme die Hauptpunkte des logischen Denkens anerkennen, aber ebenso ist ja auch die Verschiedenheit der Sprache eine begränzte. Stoffwörter, Thätigkeitswörter, Wörter, welche Beziehungen bezeichnen, sind überall vorhanden und werden nach allgemeinen Denkgesetzen verwandt, d. h. nach solchen, welche in allen besonderen sich finden. —

Wir sehen uns so mit dem scheinbar schrankenlosen Denken an ein scheinbar Aeusserliches gebannt, an die Sprache, und diese Sprache, obwohl von uns geschaffen und beständig neu geschaffen, bedingt und beherrscht uns, wie nur immer die Natur uns durch Klima, Nahrung u. d. m. bedingen mag. Aus Denken und Sprechen erbauen wir das Reich des Menschengeistes, in den Makrokosmus setzen wir einen Mikrokosmus, und, obwohl mit den Wurzeln dieses Reiches ruhend in der Natur, obwohl gehalten von ihr nicht minder, als umgränzt, empfinden wir doch nur zu deutlich, dass es lediglich Analoga des Universums sind, Bilder, mit denen wir uns behelfen. Omne, quod scitur, non ex sua sed ex comprehendentium natura cognoscitur. (Boethius, cons. phil. V, 6 pr.) — Das Räthsel unseres Wesens ergiebt sich uns am anschaulichsten aus der Betrachtung der Sprache, als in welcher unsere Seele am bestimmtesten sich offenbart, und mit Recht sagt Pott (Ungleichheit menschlicher Rassen p. 94) er lege „ganz im Sinne der Naturforschung“ den Satz Nosce te ipsum! dahin aus: „Mensch, greife in deinen Busen, studire die Unendlichkeit der Sprachen der Völker und sei gewiss, damit ein gutes Stück deines Selbst, deines tiefsten und verborgensten Wesens zu erkennen und Jedermanns Blicken offen vorlegen zu können.“ —

„Das ist eben das wahre Geheimniss, das Allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von Keinem gesehn.“

Und indem wir hier Schiller's Worte: „An die Mystiker“ zu den unsrigen machen, wie es so ja von Jedem geschieht, der

eines Anderen Worte für sich anführt, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, dass eben nicht bloss Wörter ihrer bildlichen Natur wegen den verschiedensten Sinn in sich selber haben und je nach der Umgebung, in welcher sie auftreten, kund geben, sondern dass auch ganze Gedanken — und Wortreihen — als erweiterte Bilder — sich mühelos und passend anderen Verbindungen einfügen, für welche sie ursprünglich nicht entfernt berechnet waren. Hierauf gründet sich denn die Möglichkeit die sogenannten Centones zu fabriziren, wie z. den Χριστὸς Πάσχων oder die Centones Virgiliani. So sehr ist das Wort an sich selbst allgemein, d. h. unbestimmt. —

Eine nähere Betrachtung derjenigen Verhältnisse, in welchen anscheinend die Sprache als blosses Mittel gebraucht wird, soll uns genauer die Stellung bezeichnen, in welcher unser gesammtes Geistesleben der Sprache gegenüber sich befindet. —

Sprache nimmt ihren Ausgangspunkt von den Individuen. Sie entsteht aus individuellen Reizen, wird sofort aber dadurch, dass sie laut d. h. zum Laut wird, zum mächtigsten Bindemittel der Gattung, — die Nationalitätskämpfe unserer Zeit zeigen vielfach diese Macht — und man kann desshalb nicht unterscheiden zwischen einer Sprache, welche nur für das Individuum wäre, und einer Sprache der Gattung, aber doch lässt sich mit den Begriffen Individuum und Gattung eine Linie der Fortbewegung bezeichnen, auf welcher die Entwickelung der Sprache vor sich geht, und auf dieser Linie der Punkt des Anfangs und des Zieles, und man gewinnt, indem man ihre Richtung verfolgt, eine Uebersicht über die beständig wachsende Benutzung der Sprache als Mittel. Vielleicht genügt hier das folgende Schema.

I. Es schafft zunächst das Individuum, welches die Sprache hervorbringt, eben nur für das Individuum; indem es ferner die Wirkung der Laute auf die Anderen erkennt und benutzt, gebraucht es sie als Mittel zum Verkehr mit der Gattung, so weit diese in der Familie, im Stamm, im Volk seiner Einwirkung erreichbar wird.

II. Die Sprache der Gattung, sagen wir: die Volkssprache, wird dadurch auch zur Sprache des Individuums, und abermals theilt sich dann die Anwendung dieser fest gewordenen Ueberlie-

ferung, indem sie sich richten kann auf die Individuen oder auf die Gattung.

Zwischen beiden Perioden liegt das durch Erweiterung des Sprachgebiets, durch Bildung einer Volkssprache erhöhte Bewusstsein, ferner eine gewisse Kultur, welche sich nothwendig hieraus erzeugt, endlich als Ausdruck derselben das Eintreten der Schriftsprache. Die Sprache ist in dieser zweiten Periode ihrer Entwickelung dem Belieben des Individuums entrückt, sie entfaltet sich nunmehr nur weiter nach Convention, denn der Einzelne hat nunmehr weder Recht noch Beruf, Sprache zu schaffen anders, als mit Rücksicht und in Analogie mit der vorhandenen, d. h. im Anschluss an den usus. Von dieser Volkssprache gilt daher Aristoteles Definition (περὶ ἑρμην. 2): ὄνομα μὲν οὖν ἐστι φωνὴ σημαντικὴ κατὰ συνθήκην und, was er weiter erklärt: ὅτι φύσει τῶν ὀνομάτων οὐδέν ἐστιν, ἀλλ' ὅταν γένηται σύμβολον. — Da nun hiermit das freie Schaffen der Sprache nothwendig ein Ende nimmt, diese vielmehr in die Dienste und Bedingungen des Volkslebens eintritt, so ist erklärlich, dass nunmehr der Verfall der Lautsprache beginnt. Die reiche, überströmende Bildungskraft weicht vor den Anforderungen, welche der Verkehr auf Klarheit, Kürze, Bestimmtheit erhebt. Je mehr die Sprache als Mittel gefasst wurde, desto mehr kam es nur auf das an, was sie bedeutete; es störte das Verständniss, wenn die Fülle des Eindrucks, die Eigenthümlichkeit des Reizes an dem Lautbilde noch farbig hervortrat; geschmeidigere Formen, gelenke Beweglichkeit wurde verlangt, und wenn im Anfange die Wurzel, dann das Wort es war, welches den Sinn trug, so war es nun der Satz, auf dessen Ausbau es ankam, indem der sinnvolle Mensch, das vorhandene Lautmaterial zu seinen Zwecken benutzend, Formwörter und Wortformen mit technischer Gewandtheit darstellte und so an Bestimmtheit und praktischer Brauchbarkeit für die Sprache gewann, was sie bei dieser Behandlung an Naturkraft und Lautfülle einbüsste. Es ist dies dann die Periode, in welcher, nachdem die Sprache als Kunst abstarb, eine Kunst der Sprache sich bildet, der Geschmack vieles Feine und Anmuthige hervorbringt, der Affekt sich nicht weniger treffend, aber in gebildeter Zurückhaltung äussert, auch die Feinheit des Ohrs sich

bewährt nicht nur im Abschleifen, sondern auch im Anbau von Formen und in Wandelung von Flexionen.

Die Sprache, nach der Seite ihrer Verwendung als Mittel betrachtet, stellt sich, wie wir sie in unserm Schema, als der ersten Gruppe angehörig, der Periode der eigentlichen Sprachbildung zuwiesen, einmal als Sprache des Bedürfnisses dar, dann als Sprache der Mittheilung, wobei zu bemerken ist, dass diese Verwendungen der Sprache mit dem Eintritt der Volkssprache nicht etwa untergehn, sondern, obwohl beeinflusst von dieser, als der natürlichen Existenz der Gattung entsprechend, bleiben, und sich für die weiter gehende Entwickelung der Sprache als Brunnen der Erfrischung und Erneuerung fruchtbar zeigen. —

Und, was die zweite Gruppe betrifft, wenn nun die Sprache feste Gestaltung genommen hat, für welche das Eintreten der Schriftsprache das bestimmteste Zeichen ist, erzeugt sich eine Literatur, so entwickelt der Menschengeist das doppelte Streben, einmal: die Welt, das Sein zu erfassen, wie es wirklich zu sein, zu bestehen scheint, für welche Darstellung der Prosa dann Angemessenheit, Klarheit und Bestimmtheit oberstes Gesetz ist; zum Zweiten: diese Welt ihrem Scheine nach als Andeutung, Symbol eines Göttlichen oder vielmehr Mensch-Göttlichen zu fassen und darzustellen, für welche Kunst dann die sinnlich bildliche Sprache, eben die ursprüngliche Sprache des Individuums, so wie sie, erhoben und veredelt, auch in der Sprache der Gattung sich behauptet, die angemessene ist; — dies ist dann die Sprache der Poesie. —

Fassen wir dies zusammen, so ergiebt sich eine vierfache Betrachtung der Sprache als eines Mittels: 1) für das Bedürfniss; 2) für die Mittheilung; 3) für die Prosa; 4) für die Poesie. —

Giebt es auch eine besondere Sprache der Wissenschaft? Die Anhänger der Lehre von einem reinen Denken suchen allerdings den Bezug auf das Individuelle aus der Sprache gänzlich zu tilgen; nicht minder freilich müssten sie sich aber auch der Volkssprache zu entschlagen bestrebt sein, da ihrer nur die Sprache der Gattung für die Gattung würdig ist. Manche sogenannte philosophische Sprache hat diese Absonderung von

dem sinnlichen, persönlichen und gemeinen Bewusstsein und von der gewöhnlichen Sprache der Menschen versucht. —

Was nun aber die vier von uns aufgestellten Richtungen betrifft, nach welchen die Sprache als Mittel zur Verwendung kommt, so zeigt sich, dass in keiner von ihnen sie völlig darin aufgeht, Mittel zu sein, dass sie vielmehr ein eigenes Leben kund giebt, welches über den Menschen Gewalt hat.

Schon bei kleinen Kindern kann beobachtet werden, dass ihnen Aeusserung durch den Laut ohne irgend welchen Zweck Naturbedürfniss ist. Man nennt diese Zungen- und Lippenübungen, das Schnalzen, Rollen, Blubbern, Bibbern, Gurgeln, mit welchem sie sich ausreichend selber unterhalten, Krahlen, Dahlen u. s. f. Becker (Organism der Sprache p. 5) sagt richtig: „Das Kind spricht nicht, um dadurch einem äusseren Bedürfniss abzuhelfen, sondern weil es am Sprechen, wie an allen Uebungen organischer Kräfte, seine Lust hat: das Denken wird bei ihm sogleich ein Sprechen; daher ist das Sprechen beim Kinde meistens ein Massstab seiner intellektuellen Entwickelung.“ Und so ging auch in jener ersten Periode der Sprachbildung, welche die hervorgebrachten Laute in den Dienst des Bedürfnisses stellte, die Arbeit des sprachschaffenden Organismus nicht bloss in Folge eines Zwanges vor sich, sondern auch das freie sich entzündende Interesse, z. B. an den verschiedenen Arten des Glanzes, rief Wurzeln hervor und hielt sie fest. Lazarus (Leben der Seele p. 72) führt Johannes Müller an: „Die Wirkungen der Vorstellungen erfolgen bei Alteration meist nach allen Richtungen, auf die Sinne, die Bewegungen, die Absonderungen. Aber auch die einfachen und affektlosen Vorstellungen bringen die lebhaftesten organischen Wirkungen hervor“ und stellt dann „die allgemeine Thatsache fest, dass jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein wird.“ — Und wenn nun der individuelle Laut sich endlich festsetzte, zur wirklichen Sprache wurde, bewirkte Dies etwa das Bedürfniss, das keineswegs immer bestand, oder eine Art von Verabredung, deren irgend mögliche Tendenz ja weit über den Standpunkt des Bewusstseins auf dieser Sprachstufe hinaus gelegen hätte? Vielmehr war es eine eigen-

thümliche Macht des Lautes, welche die Menschen an ihn fesselte, eine geheimnissvolle Macht, wie sie beim Besprechen von kranken Körpertheilen mit allerlei Unsinn noch heute vom Volke anerkannt wird. —

Auch bei der Benutzung der Sprache als Mittel der Mittheilung zeigt sie an sich selbst grössere Kraft, als der Redende im Stande ist mit irgend welchem Willen in sie hineinzulegen. Es entzündet sich nämlich an dem gesprochenen Worte nicht bloss dessen Verständniss, sondern weitere Reihen von Bewegungen der Seele werden angeregt, bisher dunkel Gefühltes wird von energischem Lichte bestrahlt und findet das passende Wort, und der Redende erfährt im Reden selbst erst, was er alles sieht und will. Eben hierbei zeigt sich, wie die bildliche Natur des Wortes viel Weiteres noch berührt, als in jedem bestimmten Zusammenhange es sichtbar wird, so dass dann weiter ein Gedanken dem anderen fast mechanisch anschiesst, um die ganze Sphäre des Bildes auszufüllen. Interessant ist in dieser Beziehung eine Bemerkung Lessing's: (Anti-Göze, 2.) „dass in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht.“ —

Was zuweilen gesagt wird: „der Fluss der Rede habe den Redner hingerissen,“ ist keine Phrase, wie dies besonders stark bei Improvisatoren hervortritt, welche dem Genius der Sprache vollständig anheimfallen. Durch die Mittheilung entzündet sich eben das Gefühl der Gemeinsamkeit der Individuen, und die Sprache zeigt sich als die wirkliche Vergesellschaftung des Menschengeschlechts. Darum beschränkt sich die Mittheilung sehr bald nicht mehr auf das vom Bedürfniss geforderte Mass des Mitzutheilenden, sie macht sich unabhängig vom Gegenstande, d. h. sie hört auf, Mittel zu sein und erweist sich als ihr eigener Endzweck. Alles causer de choses et d'autres, die Thee- und Kaffeegespräche, der sogenannte Klatsch ist nichts als Mittheilung um ihrer selbst willen und zeigt die selbstständige Macht der Sprache. —

Wenden wir uns nun weiter zu der relativ fertigen Volkssprache, zur Sprache der Bildung, und hier zunächst zur Prosa,

so erscheint die Sprache in dieser Verwendung völlig als Mittel, als blosses Zeichen einer Bedeutung; und man findet es als ungehörig und störend, wenn sie, als wäre sie Etwas für sich, ihre Reize, ihre Macht geltend machen will. Geschäftssprache und Sprache der Wissenschaft — das heisst eben Sprache im Dienst, welche nur insoweit geduldet wird, als sie eben dient. Und doch zeigt gerade in dieser Sphäre die Sprache die grösste Macht, wo man sie am wenigsten gelten lassen möchte; in diesem Gebiete menschlicher Cultur, wo sich der Mensch am freiesten wähnt, gerade hier bedingt er sich am entschiedensten, und die Schranken seiner Natur halten ihn am engsten umschlossen. Denn das Eintreten der Kultur bezeugt sich sprachlich durch Verwendung der Laute zur Bezeichnung der unserer Seele eigenen und eigenthümlichen Beziehungen. Das Bewusstsein sondert der Seele Wirken von den im Wechselverkehr mit der Welt hervorgebrachten Wirkungen, es stellt sich auf sein Ich, und für diese Abstraktionen, Beweise seiner Eigenkraft, sucht es dann die sprachlichen Bezeichnungen, wobei die Natur selbst ihr emancipirtes Geschöpf nicht mehr unmittelbar unterstützt. Und hier zeigt sich, wie wenig der Mensch die Sprache durch sich selbst hervorzubringen im Stande ist, wie er nur gerade künstlerisch, formend sich zu ihr verhält; denn je entschiedener seine geistige Kraft und Freiheit hervortritt, desto weniger ist er fähig, ihr den sprachlichen Ausdruck zu geben. Hand in Hand mit der Natur gelingt ihm die Sprache, emancipirt von derselben stellt er sich über diese Sprache und erfährt bald, dass er unter ihr steht. Zurückgewiesen an den bereits gesammelten Sprachschatz, welcher ihn umschränkt, wie das Band der Sitte, wie die geschichtlichen Bedingungen, unter denen er lebt, bemüht er sich dann, mit den vorhandenen Ausdrücken noch Anderes zu sagen; es gelingt ihm dies, denn sein eigener Geist ist dem Weltgeist nichts Fremdes, er bezeichnet durch Analoga mit dem unbewussten Geiste seine bewusste Thätigkeit d. h. er spricht uneigentlich, in Bildern, welche er den Bildern seiner Naturperiode entlehnt, in Bildern also von Bildern. Damit aber, meint er, sei ihm nicht geholfen, denn Bestimmtheit, nämlich in den Reihen und Ordnungen, wie er selber sie setzt, ist sein Ziel und sein Stolz. — Und diese zu erreichen bedarf es der Convention durch den usus, der Fest-

stellung durch die Grammatik, der Definitionen, einer Abgränzung der Synonymen, der Feindschaft gegen die Bilder, der Feinheiten einer Stilistik. Es ist weiter nöthig eine Ausscheidung des gebildeten Ausdrucks von dem ungebildeten, welche dann sich bis zur Constituirung verschiedener Idiome innerhalb derselben Volkssprache steigern kann, eine reichhaltige Terminologie, welche die allein gültige Bezeichnung für jede Sphäre wissenschaftlicher oder praktischer Thätigkeit angiebt; eine Sprache der Höflichkeit, eine Geschäfts-, eine Gelehrtensprache gränzt sich ab; — vergessen wir nicht die besondere Sprache des Rechtes und Gesetzes, bei welcher jeder Buchstabe von Wichtigkeit ist — und, wenn nun dies Alles vollbracht ist, die Sprache Mittel geworden ist, um in jeder Rubrik, für welche der kluge Mensch sie bestimmt, gebraucht zu werden, hat er dann die Sprache in höherem Grade sich zu eigen, zu Dienste gestellt, oder sich nicht vielmehr ganz und gar gebunden an die Sprache, sich abhängig gemacht von seiner eigenen Schöpfung? — Ihn bestimmt und beherrscht der Sprachgebrauch — usus tyrannus — nicht bloss der Form nach, im Ausdruck, sondern auch dem Inhalt nach, im Denken. Auflehnung des Individuums gegen die Sprache ist Auflehnung gegen das Herkommen, gegen die Bildung, gegen Sitte, Gesetz, Religion, gegen „den gesunden Menschenverstand," gegen „die öffentliche Meinung" — der sich Auflehnende wird zum Märtyrer, um vielleicht durch seinen Tod einem neuen Begriffe, einem neuen Wortbilde Anerkennung zu verschaffen, wie Sokrates seinem δαιμόνιον, wie Christus seiner Kindschaft Gottes. Denn mit der Volkssprache, dem Werke der Abstraktionen so Vieler, hat der Einzelne sein Recht auf Eigensprache verloren, er übt es nur dann mit Sicherheit, wenn er sich jenem Sprachgeist überlässt, der nun über die Menschen herrscht; fern davon, mit eigener Macht diese Sprache umformen, erneuern zu können, blüht und welkt sein Geist mit dieser dahin. Ist doch die Sprache ein so wesentlicher Faktor zur Durchführung jener Ideen, durch welche die Geschichte der Menschen zu geahnten, aber unerkannten Zielen hinsteuert, und zwar gerade die Sprache der Prosa, des menschlichen Verstandes. —

Wenn die Dinge durch ihre Vielnamigkeit nach und nach zu mehrseitiger, d. h. zu sicherer Anschauung und Betrachtung

bei den Menschen gelangten, wenn die verschiedenen Umstände, in welche der usus die Worte bringt, deren bildliche Unbestimmtheit allmählich beschränkten, und sie so in ihrer Bedeutung befestigt zu sein schienen, dann übertragen sie sich so von Generation auf Generation, und verbinden diese zu einem langlebenden Individuum, dessen intellektuelle Entwickelung sie stützen und bewahren. Das Wort ist es, welches den politischen Parteien ihre Fahne giebt: Hie Welf, hie Waiblingen! die Phrasen, um welche sie sich sammeln: Ruhe und Ordnung! Freiheit und Gleichheit! In gewissen Perioden bindet sich die geschichtliche Erscheinung der Religion an blosse Terminologie: Monophysiten, Mouotheleten, Erleuchtung, Trinität, „das ist“ und „das heisst“ — und nicht minder der wissenschaftliche Eifer, wenn er mit Benennungen Keulenschläge zu führen meint: Atheist, Pantheist, Idealist, Realist. — Sehen wir zunächst ab von der inneren Berechtigung, mit welcher wir solche Begriffe als feste, stets mit derselben Bedeutung verbunden, in's Feld führen — wer aber weiss nicht, dass solches Feldgeschrei auf die Menschen wirkt, wie ein Trompetensignal auf das Schlachtross, dass die durch ihre Zahl herrschende Menge der ausgegebenen Parole folgt, blindlings, bis zum Tode, — und was wissen diese Begeisterten meist Näheres von der Sache? — dass aber ohne Parole sie gar nicht in Bewegung zu setzen ist? — Herder (Spruch und Bild in den Zerstreuten Blättern Bd. 21. p. 110) sagt: „Wie selten sind die eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern Anderer Rath, sieht, auch wenn man mit eigenen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache!“ — Bei Schopenhauer (Welt als Wille u. Vorst. Bd. 2. p. 159) heisst es: „Man behilft sich mit einem Helldunkel, in welchem sich zu beruhigen man gern nach Worten greift, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen, wie z. B. Unendliches und Endliches, Sinnliches und Uebersinnliches, die Idee des Seins, Vernunft-Ideen, das Absolute, die Idee des Guten, das Göttliche, die sittliche Freiheit, Selbsterzeugungskraft, die absolute Idee, Subjekt-Objekt u. s. w. Mit dergleichen werfen sie getrost um sich, meinen wirklich, das drücke Gedanken aus und muthen Jedem zu, sich damit zufrieden zu

stellen: denn der höchste ihnen absehbare Gipfel der Weisheit ist eben, für jede mögliche Frage dergleichen fertige Worte in Bereitschaft zu haben. Dies unsägliche Genügen an Worten ist für die schlechten Köpfe durchaus charakteristisch" — „aber man soll wissen, dass die schlechten Köpfe die Regel, die guten die Ausnahme, die eminenten höchst selten, das Genie ein portentum ist." —

Wie durch Veränderung der Wortbedeutungen Sitte und Gesetz und damit der ganze Staatsorganismus umgewandelt wird, erwähnten wir schon oben (p. 144). Dahin zielt Tacitus (Germ. 19.) nemo illic vitia ridet: nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur; und Seneca: (cf. Ernesti zu Tac.) desinit esse remedio locus, ubi quae fuerunt vitia, mores sunt. — Es ist so nicht gleichgültig, ob in der Politik unserer Zeit die Wörter Recht, Sittlichkeit, Achtung vor der Nationalität, Gewissensfreiheit, Verbrüderung der Völker u. d. m. Mode werden, mag es zunächst auch mit der Sache nicht immer zu ernstlich gemeint sein, denn dem Namen folgt nothwendig auch die Sache, wenn nämlich die Namen überhaupt zu Schlagwörtern werden konnten.

Wenn nun in der Sprache der Prosa es die Convention ist, welche der Volkssprache Gewalt über den Einzelnen verschafft, so ist es in der Sprache, so fern sie der Poesie als Mittel der Darstellung dient, die ursprüngliche Naturkraft, welche die Selbstständigkeit und künstlerische Besonnenheit des Dichters, wie die Gesammtauffassung des Kunstwerks Seitens des Hörers bedroht und beeinträchtigt. Denn es ist die Sprache des Individuums, welche der Dichter mitten innerhalb der Kultur wiederzuergreifen sucht, welche er aus dem Material der schon gebildeten Sprache neu zum Leben ruft, welche ihm dann unzertrennlich zusammenschmilzt mit dem Gehalt seiner Dichtung, und, da sie jeden einzelnen Moment beherrscht, die ganze Kraft des Dichters fordert, damit er über diesen Einzelmomenten, über der Gewalt der neu erweckten Natursprache sich die Herrschaft und damit die Einheit seiner poetischen Composition erhalte. Diese Machtäusserung der Sprache macht sich übrigens auch im Gebiete der Prosa bemerklich, wenn durch die eigentliche Rede ein prosaischer Gehalt an bestimmte Individuen mitgetheilt wird und nun die sinnliche Lebendigkeit der Situation den Redner, wenn auch auf höherer

Stufe des Bewusstseins und der Kultur, zurückgreifen lässt auf die Sprache des Individuums. Dann herrscht leicht die glückliche Zeichnung, die affektvolle Darstellung der Momente über die Sache selbst, so bei dem Redner wie bei dem Hörer. Dionysius Hal. (de Isocr. jud. c. 12) weiss dies, wenn er sagt: *βούλεται δὲ ἡ φύσις τοῖς νοήμασιν ἕπεσθαι τὴν λέξιν, οὐ τῇ λέξει τὰ νοήματα*, aber nicht die *φύσις* will es, sondern die Besonnenheit des Menschen. Aristoteles spricht hiervon im ersten Kapitel des dritten Buchs seiner Rhetorik. Er weist dort zunächst auf die grosse Wirkung des Vortrags hin (*ὃ δύναμιν μὲν ἔχει μεγίστην τὸ περὶ τὴν ὑπόκρισιν*) — und bemerkt, dass in Bezug auf ihn die Rhetorik Dasselbe erstrebe, wie die Poesie, (*δῆλον, ὅτι καὶ περὶ τὴν ῥητορικὴν ἐστι τὸ τοιοῦτον ὥσπερ καὶ περὶ τὴν ποιητικήν*) sofern auch sie dem Schein dienen müsse (*πρὸς δόξαν*) wegen der diesem Scheine dienenden Schwäche der Menschen. (*διὰ τὴν τοῦ ἀκροατοῦ μοχθηρίαν.*) Noch wichtiger und mehr Sache einer Kunst sei der sprachliche Ausdruck. (*ἔστι φύσεως τὸ ὑποκριτικὸν εἶναι καὶ ἀτεχνότερον, περὶ δὲ τὴν λέξιν ἔντεχνον.*) Die Gewalt des Ausdrucks verschaffe den Dichtern auch bei unbedeutendem Gehalte grosses Ansehn, und desshalb mache man ihn dichterisch, wenn man in gleicher Art sich Wirkung sichern wolle. Auch jetzt noch meine die Mehrzahl der Ungebildeten, dass solche Redner am besten sprächen. (*ἐπεὶ δ' οἱ ποιηταὶ λέγοντες εὐήθη διὰ τὴν λέξιν ἐδόκουν πορίσασθαι τήνδε δόξαν, διὰ τοῦτο ποιητικὴ πρώτη ἐγένετο λέξις, οἷον ἡ Γοργίου. καὶ νῦν ἔτι οἱ πολλοὶ τῶν ἀπαιδεύτων τοὺς τοιούτους οἴονται διαλέγεσθαι κάλλιστα.*) (In Bezug auf die sogenannte *ποιητικὴ λέξις* haben wir schon früher das Nöthige bemerkt. [Vide oben p. 53.]) —

Und auch in anderer Weise noch zeigt die Sprache, wie sie im Dienste der Poesie verwandt wird, in den Literaturen der Völker sich mächtig; indem sie nämlich von dem Inhalt der Dichtungen sich loslöst, in die Vorstellung der Empfänglichen übergeht und eine Menge von bildlichen Darstellungen, von blühenden Phrasen regsamen Talenten zum Gemeingut überliefert. Es wuchern dann solche Hervorbringungen, denen vor Allem die Originalität fehlt und deren Meistern zuzurufen ist:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?"

Wir sahen, dass die Sprache nicht nur Mittel ist für den Menschen, sondern wesentlich auch eine Macht für sich. Sie wird als ein Nothwendiges für unsere Natur hervorgebracht, und zwar in dem Maasse, als wir anfangen zu erkennen. Zuerst verwachsen mit dem Denken löst sie sich scheinbar als ein bloss Aeusserliches, als Mittel, von diesem ab, sobald es zu Abstraktionen kommt. Aber diese Ablösung ist selbst nur Abstraktion; in Wirklichkeit bildet der Sprachschatz auch den Schatz des Erkennens. Sie erscheint so einerseits als das höchste Geschenk, welches dem Menschengeschlecht verliehen ist, sofern sie demselben den Besitz aller ihm eigenen höheren Geistesgüter vermittelt, andrerseits ist sie eine Beschränkung vermöge der Festigkeit ihrer sinnlichen Natur, welche vom Bewusstsein zwar bemerkt, keineswegs aber beherrscht wird. Herder (Ideen zur Philos. d. Gesch. Bch. 9, 2) bezeichnet mit Lebhaftigkeit die „Unvollkommenheiten, welche in der Sprache, unserm einzigen Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken liegen," und doch, fährt er fort, „sind wir mit unserer Bildung an die Kette geknüpft: sie ist uns unentweichbar." — Unsere Sprache wie unsere Geschichte stellen ein ununterbrochenes Wollen dar — sie weisen durch Das, was sie verweigern, den Menschengeist über die Erde hinaus, ohne sie verlassen zu können. Als Selbstzweck gefasst ist demnach Sprache zu betrachten als Verwirklichung des menschlichen Erkennens in Form eines sich stets erneuernden Lautprozesses; sie ist die Darstellung eines Ideellen durch eine Kunst, deren Schöpfungen unablässig erfolgen. Es quellen diese Schöpfungen aus einem Kunsttriebe, so lange die Sprache noch sich bildet, aus einem Kunstsinne, wenn die Sprache abgeschlossen als Volkssprache vorliegt. H. Leo (Nominalistische Gedankenspäne p. 124) sagt gut: „Die Sprache ist das erste Kunstwerk, was der zum Bewusstsein kommende Mensch schafft oder nachschafft, und zugleich das erste Kunstmittel, was er gewinnt zu weiteren Kunstschöpfungen, und es ist ein bedeutender Fortschritt in der Erkenntniss des Menschen, — dass man jetzt Sprachen lernt nicht bloss, um sich den Gedankeninhalt, den sie offenbaren, anzueignen, sondern zugleich um sie selbst als herrliche, architektonische Geisteswerke kennen zu lernen und sich an ihrer Kunstschönheit zu erfreuen." Es beeinträchtigt aber

den Kunstcharakter der Sprache nicht, dass die ganze Gattung an ihrer Hervorbringung zu arbeiten scheint; in der That sind auch hier der Schaffenden nur Wenige, der Nachahmer und Derer, welche die Schöpfungen weiter verbreiten und popularisiren, die meisten. Im Uebrigen gilt, was Göthe sagt: (Einleitung zu den Propyläen Bd. 24 gr. A. p. 221) „Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchst mögliche Grad derselben die ganze Menschheit.“ —

Als Kunst nimmt die Sprache eine Mittelstellung ein zwischen den geistigen Strebungen der Menschen und den Hervorbringungen, welchen wir eine bloss sinnliche Existenz zuerkennen. Herder (Ideen cet. l. c.) sagt richtig, die Sprache stünde mitten inne zwischen „blosser Spekulation“ und „reiner Anschauung,“ durch sie „habe uns die Gottheit einen sicherern Mittelweg geführt.“ — Demnach sind die Gränzen, in welche uns die Sprache einschliesst, nach unten hin zu bestimmen, denn die Kunst beginnt erst mit der Freiheit, nnd nach oben hin, denn die Kunst hört auf mit dem Denken der Abstraktion. Erst da tritt Sprache ein, wo das Sinnliche ans dem Dnnkel der Empfindung sich zu einer gewissen Helligkeit erhoben hat, so dass es eben erkannt werden kann, und andrerseits bricht Sprache dann nicht mehr hervor, wenn das Bewusstsein als rein geistig sich dem Sinnlichen gegenüberstellt. So bildet auf der einen Seite die Gränze: die Interjektion, auf der anderen: die Metapher. — Wir erörtern dies noch näher.

Und zwar ist zunächst deutlich, wie wenig es den Lautbildern der Sprache gelingt, das Individuelle auszudrücken. Wir meinen hiermit zunächst nicht die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit der vorhandenen Sprachen, also die unzulängliche, nothwendig einseitige Urbezeichnung z. B. der Schlange, serpens, als der kriechenden, oder die Relativität von Quantitätsausdrücken, wie klein, gross, viel, wenig, oder die Unfähigkeit, die sinnlich bestimmten Zeiten und Orte zu bezeichnen, sondern die wesentliche Gränze, bis zu welcher die Sprache überhanpt nur vordringt, ihrer Natnr nach nur vordringen will und kann. Die verschiedensten individnellen Auffassungen müssen sich mit demselben Worte, dem stehend gewordenen Begriff, begnügen; für viele Wahrnehmungen fehlen vollständig bezeichnende, also unzweideutige

Bezeichnungen, und es hängt von zufälligen Umständen ab, ob das Individuelle immer richtig ergänzt wird. Da schliesslich alle Bedeutungen nur symbolisch und unbestimmt das Wort umschweben, dem Laute nur lose anhaften, so knüpfen sich an denselben Laut nach und nach sehr viele Bedeutungen, und die Wörter müssen ihre Machtsphäre beständig vergrössern. Wozu wird z. B. nicht der Name Fuchs, vulpes? Es heisst so auch ein Mensch mit rothen Haaren, ein Pferd, ein schlauer Mensch, ein Schmetterling, ein Friedrichsd'or, ein junger Student, das Rauchwerk von Füchsen, ein Glücksstoss beim Billardspiel u. d. m. — Wollte man das Einzelne als Einzelnes festhalten, weil es entweder so werthvoll war, dass es für sich besondere Geltung forderte, wie z. B. die menschliche Person, die nicht blosses Exemplar ist, oder weil es mit solchen persönlichen Interessen sich verband, so gab man Eigennamen. Hier ist nun schon Convention, nicht freies Schaffen; es ist nicht anders, als wenn etwa Ziffern zu Hülfe genommen werden, um die ursprünglichen nomina appellativa zu nominibus propriis zu machen. Etymologisch genommen giebt es nämlich (cf. Pott, über die Personennamen) keine propria, nur appellativa, und schon Leibnitz (nouveaux essais lib. III, 3, 1) sagt: „que les noms propres ont été ordinairement appellatifs c'est à dire généraux dans leur origine." Eigennamen gehören desshalb auch keiner bestimmten Sprache an, obwohl sie dem Lautmaterial dieser oder jener entnommen sind. —

Sprechen wir im Besonderen von den Bezeichnungen der Sinneseindrücke. Es sind z. B. Geschmack und Geruch Sinne von sehr individueller Art, während Gesicht und Gehör allgemeiner, freier vom unmittelbaren Bedürfniss verwandt werden; die ersteren haben desshalb für ihre Wahrnehmungen nur eine dürftige Auswahl sprachlicher Bezeichnungen, die letzteren eine sehr reiche. Auch sage man nicht, dass es zufällig sei, wenn für diese oder jene Modifikation des Geruchs oder Geschmacks ein Wort nicht gebildet wurde. „Es riecht brenzlich, es schmeckt angebrannt" sind Schlüsse, aber keine einfachen Bezeichnungen, und man fühlt, dass so individuelle, unendlich variable Empfindungen zu einem bestimmten Worte nicht werden können; eine körperliche oder eine Laut-Gebehrde machen sie in dem engeren Kreise, für den sie überhaupt Interesse haben, genugsam deutlich. Auf höheren

Stufen der Wahrnehmung können Schattirungen, für welche eigene Wörter fehlen, durch Zusammensetzungen bezeichnet werden z. B. kreideweiss, blutroth, grasgrün, silberhell, goldgelb, gallebitter, rehfarben, oder durch Ableitungen z. B. bläulich, süsslich, schmackhaft; namentlich wird, wie in pechschwarz, honigsüss, bleischwer cet. durch abgekürzte Vergleichungen ein Wortbegriff erst künstlich gewonnen. Die Geschmacksempfindungen werden nach ihrer chemischen Natur bezeichnet: sauer, salzig, bitter, alkalisch, faulig, oder sie sind übertragen: scharf, herb, oder sie deuten nur auf die Objekte der Empfindung, wie „es schmeckt nach — Wanzen," fettig, wässerig, holzig, gewürzhaft, bierig, mehlig, metallisch cet. Der noch dunklere Sinn des Geruchs entlehnt seine Bezeichnungen dem Geschmack: sauer, süss, herb, (narkotisch), gewürzig, faulig cet. Aber auch bei den höheren Sinnesempfindungen des Hörens und Sehens müssen vielfach die Bezeichnungen für den einen Sinn auch für den andern benutzt werden, wovon wir oben (p. 165 sq.) eine Reihe von Beispielen gaben.

Es verhält sich nicht anders mit den Ausdrücken für die sogenannten inneren Empfindungen. Man kann im Allgemeinen sagen, dass das unmittelbare Gefühl als solches keine Worte für sich hat. Hier ist das Reich der Musik; für die Sprache gilt:

„Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele
nicht mehr."

In der That wird das Gefühl aus seiner Unvernunft, aber zugleich auch aus seiner Intensität gerissen, wenn es sich im Worte entfaltet; und es verhält sich so nicht bloss bei höchstem Schmerz oder grosser Freude, sondern auch Erstaunen, Bewunderung, Entsetzen, Abscheu, Zorn, stürmische Zärtlichkeit sind wortlos. Sprechen diese Empfindungen aber endlich, so bedienen sie sich der Metaphern, der Gleichnisse, und verklären so den Ausdruck der Seelenbewegung durch besondere Kunstmittel, welche die Sprache gewährt. Man spricht sich dabei die wahre Empfindung nicht weg, kühlt sich nicht etwa bei dem sogenannten kalten Verstande ab, sondern man geräth in der That in die Region der Kunst, stellt den Affekt dar in dem gegliederten Laut und erhebt ihn dadurch in eine ideale Ferne. Allerdings verlangt diese Darstellung eine gewisse künstlerische Besonnenheit, das

heisst eben dies, dass man der unmittelbaren Empfindung sich entzogen habe. —

Aber nicht bloss Einzel-Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle deuten wir nur unbestimmt an durch die Sprachbilder, weil wir sie nicht bis zur nöthigen Helligkeit und Schärfe erfassen, sondern selbst das von irgend einer Sprache schon gesetzte Wort vermögen wir nicht in derselben Bedeutung, mit demselben Umfang des Sinnes in einer anderen wiederzugeben. Faust weiss, dass ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος nicht dasselbe ist, wie: im Anfang war das Wort. Ist der französische ami gleich dem deutschen Freund, das englische sport gleich dem deutschen Spiel, das lateinische literae unserer Wissenschaft? Wie übersetzen wir fides, ratio, religio, auctoritas? Die Wörter selbst verwandter Sprachen decken einander nicht, und wortgetreue Uebersetzungen sind also sinnungetreue. Hieran aber wird klar, wie sehr wir uns bei der Sprache begnügen, unsere Vorstellung durch Bilder ähnlicher Art angeregt zu finden, in wie hohem Grade wir gewöhnt sind, stillschweigend zu ergänzen, oder wegzulassen, um ein Totalbild zu erhalten. Und wenn wir nun etwa dem Verständniss durch Umschreibungen nachhelfen, so zerstören wir erstens die nicht gleichgültige Aehnlichkeit der äusseren Form, und wir bringen zweitens andere Wörter d. h. andere Bilder herzu, welche, indem sie helfen, doch wieder Ueberschiessendes, d. h. Fremdes und Störendes geben, so dass doch wieder unsere Vorstellung von dem Totalbild die ihr passend erscheinenden Correkturen vornehmen muss. —

Ebenso fehlt es nun der Sprache an eigenen, ursprünglichen Ausdrücken für abstrakt geistige Begriffe; es werden, um sie zu erhalten, wie wir oben p. 241 sq. ausführten, den schon vorhandenen Wörtern andere Bedeutungen übertragen. Es geschieht dies weder absichtlich, noch sprungweise, ebensowenig, wie dies bei dem Uebergange von sinnlicher Wahrnehmung zum abstrakten Denken der Fall ist. Es wird vielmehr dasselbe Wort allmählich anders gemeint, wobei denn, je nach dem Bildungsgrade der Sprechenden, immer eine Differenz in der Auffassung bleibt, Manches sogar gar nicht allgemein verstanden wird und so aus der Volkssprache herausfällt. Wörter, z. B. wie wahrnehmen, empfinden, fühlen, vorstellen, denken, erkennen, Verstand, Vernunft, Glaube, Wissenschaft u. d. m. haben nach Convention zeitweise

gewisse bestimmte Bedeutungen, welche die Volkssprache nur wenig angehn. —

Aus solchen abstrakten Begriffen erbauen sich nun die Lehrgebäude der menschlichen Wissenschaft; vorzugsweise beruhen auf ihnen alle Systeme, welche im weitesten Sinne metaphysisch genannt werden mögen.

Kant stellt der Metaphysik, „dem Kampfplatz endloser Streitigkeiten," welche aber zu seiner Zeit „nur noch Ueberdruss und gänzlichen Indifferentism" erweckte, seine „Critik der reinen Vernunft" entgegen. (Kant, Vorrede zur Kritik der r. Vern.) Was er indess (in den Prolegom. zu jed. zuk. Metaph.) vorhersah: „die Nachfrage nach Metaphysik würde sich doch niemals verlieren, weil das Interesse der allgemeinen Menschenvernunft mit ihr gar zu innigst verflochten ist," bewahrheitete sich weiter und hat in unseren Zeiten wieder zum näheren Anschluss der Forschungen an das Naturgegebene geführt, zur Empirie. — Wie wir schon bemerkten, hat aber die Vernunft ihre empirische Existenz lediglich in der Sprache, so dass Kant's Kritik der reinen Vernunft sich heute zur Kritik der Sprache umgestalten wird. —

Wir geben hier nur Andeutungen, wie es der Kunstcharakter der Sprache ist, von dessen Anerkennung eine solche Kritik ausgehn müsste, um fruchtbar zu sein. Widerlegungen und neue Aufstellungen, lediglich von abstrakten Begriffen ausgehend, können zu nichts führen. Da wir in Bildern von Bildern denken, so kann, wenn wir uns in derselben Sphäre des Bildlichen zu halten bedacht sind, als System eine in sich abgeschlossene, sich nirgend widersprechende Allegorie zu Stande kommen, welche als Gleichniss, als ein Produkt der Sprachkunst, ebenso in sich wahr und berechtigt sein kann, wie andere Kunstwerke der Poesie — nur dass sie wegen ihrer rein didaktischen Tendenz sinnlichen Reiz nicht zu entwickeln vermögen wird. Kant (Prolegg. zu jed. zuk. Metaph. § 52b.) sieht dies ebensowohl: „Man kann, sagt er, in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumpfuschen, ohne eben zu besorgen, dass man auf Unwahrheit werde betreten werden. Denn, wenn man sich nur nicht selbst widerspricht, welches in synthetischen, obgleich gänzlich erdichteten Sätzen gar wohl möglich ist: so können wir in allen solchen Fällen, wo die

Begriffe, die wir verknüpfen, blosse Ideen sind, die gar nicht — in der Erfahrung gegeben werden können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden." — Es liegt das Anziehende bei solchen Systemen in der Architektonik der Composition, welche immerhin den zu diesem Genusse Befähigten befriedigen und selbst entzücken kann. Neuerdings hat F. A. Lange (Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserl. 1866) den Kunstcharakter der Philosophie besonders betont. Er sagt (p. 269): „So lasse man denn auch die Philosophen gewähren, vorausgesetzt, dass sie uns hinfüro erbauen, statt uns mit dogmatischem Gezänk zu belästigen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe" — ferner, wo er speziell von Hegel spricht (p. 281): „Die Poesie der Begriffe hat für die Wissenschaft, wenn sie aus einer reichen und allseitigen Bildung hervorgeht, einen hohen Werth. Die Begriffe, welche der Philosoph dieses Schlages erzeugt, sind mehr als todte Rubriken für die Resultate der Forschung; sie haben eine Fülle von Beziehungen zum Wesen unserer Erkenntniss, und damit zum Wesen derjenigen Erfahrung, die uns allein möglich ist," — endlich: (p. 541): „In den Relationen der Wissenschaft haben wir Bruchstücke der Wahrheit, die sich beständig mehren, aber beständig Bruchstücke bleiben; in den Ideen der Philosophie und Religion haben wir ein Bild der Wahrheit, welches sie uns ganz vor Augen stellt, aber doch stets ein Bild bleibt, wechselnd in seiner Gestalt mit dem Standpunkt unserer Auffassung." —

Die metaphysischen Systeme stellen, da sie das Absolute ergreifen wollen, das Kunstwerk einer mythologischen Allegorie auf. Die religiösen Gedichte der Hindu, Hesiods Theogonie, Spinoza's All-Eins-Lehre, Hegel's Logik stehn auf gleicher Linie der Kunst, es unterscheidet sie nur das mehrgeübte, mehr kritische Bewusstsein, durch welches eine spätere Zeit vor unverhüllter Mythenbildung geschützt ist. Der Philosoph glaubt, Begriffe zu constituiren, frei zu erzeugen, und man wird durch Sprachtechnik und Sprachkunst geleitet, welche dann zu Weltgesetzen erhoben werden. So sagt z. B. Kuno Fischer (Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre § 28 sq.) den bekannten Anfang der Hegel'schen Logik explicirend, aus dem Satze: das Denken ist ergebe sich das Folgende: „Es erklärt so das Denken in seinem Ursprung:

Ich bin das Sein und was das Denken von sich selbst aussagt, ist zugleich Weltbegriff d. h. eine Erklärung der Weltordnung. Der erste Weltbegriff oder die erste Kategorie ist mithin das Sein.“ Und Hegel selbst (Encyclopäd. p. 99) sagt: „Die logischen Bestimmungen überhaupt können als Definitionen des Absoluten, als die metaphysischen Definitionen Gottes angesehn werden.“ Wenn er dann weiter in Bezug auf seinen Satz: „das Sein ist das Nichts“ bemerkt (p. 106), dass sich „eine spekulative Bestimmung nicht in Form eines solchen Satzes richtig ausdrücken lasse, da ja die Einheit in der zugleich vorhandenen und gesetzten Verschiedenheit gefasst werden solle,“ so mag dies richtig sein; hätte er aber etwa folgenden Ausdruck gewählt: Wenn man einen Begriff, der ein Sein bezeichnet, aller Merkmale und Bestimmungen entkleidet, so haben wir kein Mittel mehr, ihn vom Nichts zu unterscheiden, so wäre die sprachliche Richtigkeit gewahrt, und es wäre kein Anlass gegeben, dieses Spiel menschlicher Abstraktion mit einem sogenannten Absoluten in Verbindung zu bringen. Auch hätte nicht eingewandt werden können, dass solches Nichts, wie unseres hier, nicht mehr jene erhabene Negation des Seins überhaupt sei, sondern nur die von Etwas, vielmehr hätte die Sprache selbst gezeigt, dass Nichts auch nichts weiter bedeutet, denn wie nihil — nehilum (hilum bei Festus: quod grano fabae adhaeret. cf. Grimm, Dtsch. Gramm. III, p. 748) οὐδέν — enthält auch nichts (aus der Negation: ni und dem goth.: vaiht, (Ding) wiht ahd. und mhd. — îeht = Etwas cet.) nur Negation eines bestimmten Seienden, und Grimm (l. c. III, p. 728) zeigt, wie die Sprache immer bemüht war, den verneinenden Ausdruck des Satzes noch durch ein besonders hinzugefügtes Bild zu heben, so z. B. frzsch. pas = passum. Die Verneinung eines reinen Seins ist eben nicht möglich, weil ein solches nicht ist. Nun aber ist die Form des Satzes, kurz und imponirend ein Paradoxon hinstellend, freilich nicht geeignet, in dieser geschlossenen Einheit zusammenzubringen, was doch nur unter manchen Cautelen hätte gesagt werden können — falls nach der Correktur noch es der Mühe werth war, es überhaupt zu sagen. Hegel erhält im weiteren Verlauf seiner Logik nur dadurch den Begriff „Etwas“, dass er ihn hier im Nichts untergebracht hatte. —

So also entstehen die metaphysischen Götter, und so entsteht auch Mythologie. Jacobi (an Fichte p. 51) sagt: „Ueberhaupt ist in Absicht des Aberglanbens und des Götzendienstes meine Meinung, dass es ganz einerlei sei, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonien, Wundergeschichten, Gebehrden und Namen, oder ob ich mit philosophischen durch-und-durch-Begriffen, kahlen Buchstabenwesen, leeren Einbildungs-Formen Abgötterei treibe". — Denselben Sinn haben M. Müller's Worte (Vorles. über d. Wissensch. d. Sprache II. Serie, p. 519): „Diese zwei Tendenzen in der Sprache, dieser Hang zur Homonymie oder Polyonymie, welcher, wie wir sahen, dem üppigen Wachsthum der alten Mythologie besonders günstig war, behauptet noch jetzt seine Macht, indem er das Wachsthum der philosophischen Systeme befördert. Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und nothwendig, würde mehr als irgend sonst etwas zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen." —

Die Abhängigkeit der Mythologie von der Entwickelung der Sprache ist vielfach erwiesen. So bemerkte schon in Bezug auf den Kreis mythologischer Dichtungen, welchen Apollodor's Bibliothek bietet, Heyne (Observ. Gotting. 1803. 8. p. 3): „Id quod fit vel existit, quocunque tandem modo, in Theogoniis s. Cosmogoniis dicebatur nasci vel generari; haec notio necessario ducebat, in sermone inprimis rudi, ad conjugia et amores." — Lersch (Die Sprachphilosophie d. Alten cet. Th. III, p. 105 sq.) weist z. B. nach, wie „das Streben der Griechen, Götter — Helden und Landesnamen ableitend zu denten, auf die Bildung ihrer Mythologie einen ganz unberechenbaren Einfluss geübt." — (cf. auch oben p. 244 sq.) Max Müller (Vorles. über d. Wissensch. d. Spr. Ser. II, p. 337) nennt „jene Periode in der Geschichte der Sprache und des Gedankens, deren charakteristische Merkmale er in einer homonymischen und polyonymischen Tendenz (er citirt Augustin de civ. dei VII, 16: Et aliquando unum deum res plures, aliquando unam rem deos plures facinnt) zu erkennen glaubt, die mythische oder mythologische," und zeigt dann, „wie vieles von dem, was bisher in dem Ursprung und in der Verbreitung der Mythen ein Räthsel geblieben ist, verständlich wird, wenn man es im Zusammenhange mit den frühen Entwickelungsphasen be-

trachtet, durch welche die Sprache und der Gedanke hindurch gehen müssen." — p. 338 erklärt er näher: „Mythologisch ist in dem Sinne, in welchem ich es gebrauche, auf jede Gedankensphäre und auf jede Wortklasse anwendbar, obgleich die religiösen Ideen auf den mythologischen Ausdruck am leichtesten eingehen. So oft nun ein Wort, das zuerst metaphorisch gebraucht wurde, ohne eine ganz klare Auffassung der Schritte, welche von seiner ursprünglichen Bedeutung zur metaphorischen hinüberführten, gebraucht wird, so ist auch gleich Gefahr vorhanden, dass es mythologisch gebraucht werde; so oft diese Schritte vergessen und künstliche Schritte an ihre Stelle gesetzt werden, so hat man Mythologie, oder, wenn ich so sagen darf, eine krank gewordene Sprache" — cet. Aus den weiteren Untersuchungen Müller's hebe ich nur noch in Bezug auf die indische Mythologie hervor (p. 384): „Dort in dem Veda spricht die Sphinx der Mythologie noch einige wenige Worte aus, um ihr eigenes Geheimniss zu verrathen, und zeigt uns, dass es der Mensch, dass es die Vereinigung menschlichen Denkens und Sprechens ist, was naturgemäss und unvermeidlich jenes wunderbare Conglomerat uralter Fabeln hervorbrachte;" und (p. 385) bemerkt er: „dass wir in den zahlreichen Hymnen der Veda noch das allmähliche Wachsthum der Götter, den langsamen Uebergang der Appellation in Eigennamen, die ersten Versuche einer Personifikation beobachten können."

Bei den Stoikern war mit dieser Vergötterung der Sprache als solcher Ernst gemacht, worüber Steinthal zu vergleichen ist (Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen und Römern p. 278) ὁ θεός ist ὁ λόγος, ist zugleich auch das allgemeine Sittengesetz ὁ νόμος ὁ κοινός cet. (cf. Diog. Laert. VII, 134, 88, 89 cet.) Recht naiv zeigt zuweilen Ovid, wie das Mythologische aus der Sprache hervorwächst; so z. B. Met. I, 410 bei der Schöpfung der Menschen durch Deucalion und Pyrrha aus den Steinen:

Quod modo vena fuit, sub eodem nomine mansit.
(v. 414) Inde genus durum sumus, experiensque laborum:
Et documenta damus, qua simus origine nati.

womit zusammenzustellen ist I, 160 sq.: sed et illa propago saevae avidissima caedis et violenta fuit: scires e sanguine natos.

cf. Pind. Ol. IX, 45 Πύῤῥα Δευκαλίων κτησάσθαν λίθινον γόνον· λαοὶ δ' ὀνόμασθεν. —

Man stellt sich nun vor, wie wir auch in den so eben mitgetheilten Ausführungen M. Müller's sahen, dass an den Misserfolgen der metaphysischen Systeme lediglich die Unvorsichtigkeit Schuld sei, mit welcher man den Wörtern metaphorische Bedeutungen beilege, ohne genau zu beachten, was man damit thue; man gebe ja doch, meint man, die bildliche Bedeutung der Worte auf, wenn man philosophire, behandle sie als blosse Zeichen für den Gedanken, und sei so — wenn man nur aufpasse — davor geschützt, bloss Worte zu machen, während man doch eben denken wolle. M. Müller führt (l. c. p. 519 sq.) einige gute „Citate (aus Bacon, Locke, Wilkins, Brown, Hamilton) an, um zu zeigen, mit welcher Energie selbstständige Denker sich stets gegen diesen ärgerlichen Despotismus der Sprache aufgelehnt haben," M. Müller fügt freilich an dieser Stelle hinzu: „und wie wenig er trotzdem erschüttert worden ist," aber dennoch schliesst er sein Buch mit den Worten: „So lange das Wort — als ein algebraisches x, als eine unbekannte Grösse, gebraucht wird, kann es keinen Schaden thun. — Das Unheil hebt an, wenn die Sprache sich selbst vergisst und uns das Wort fälschlich für den Gegenstand, die Qualität für die Substanz, das Nomen für das Numen halten lässt." —

Was empfehlen denn nun jene selbstständigen Denker gegen „den ärgerlichen Despotismus der Sprache"? Sie empfinden ihre Macht sehr lebhaft, wie denn Brown u. A. sagt: „Der Erfinder des barbarischen Ausdrucks konnte einen wichtigeren Einfluss auf das Menschengeschlecht gewinnen, als der berüchtigtste Eroberer mit einem langen Leben der Arbeit, Angst, Gefahr und Schuld." (l. c. p. 522); sie halten die Beseitigung des Sprach-Unheils für sehr wichtig, wie denn Locke hofft (p. 520) „dass, wenn die Unvollkommenheiten der Sprache — gründlicher in Betracht gezogen würden, eine grosse Menge der Controversen, welche jetzt so viel Lärm in der Welt machen, von selbst aufhören würden;" Berkeley in der Einleitung zu seinen „Principles of Human Knowledge" giebt vom Cap. XVIII. ab auch eine Kritik der Sprache, von der er sagt, dass, wenn es nicht etwas wie Sprache gäbe, niemals irgendwie an Abstraktion gedacht worden wäre.

Es knüpfe sich aber keineswegs eine einzelne, genau bestimmte Bedeutnng an irgend ein Wort. Locke habe vor dem falschen Gebrauch der Worte gewarnt, sich aber doch vor einem solchen nicht zu hüten vermocht; er, Berkeley, wolle sich so ganz von ihnen lossagen, dass er seine Leser nur bitte, sie sich als Anlass zu eigenem Denken dienen zu lassen und so in den Gedankengang des Schriftstellers sich hineinzufinden. Man sieht die Verzweiflung, mit der Sprache fertig zu werden, und wie sollten wohl Berkeley's Leser in irgend einen Gedankengang kommen, wenn sie ihn nicht durch Worte sich sichern? — Aber, um hierzu zu gelangen, weiss Bacon (p. 520) nichts anzngeben, als dass dnrch genaue Definitionen der Wörter, ehe sie in Gebranch genommen werden, deren Sinn festzustellen sei, und Wilkins und Hamilton empfehlen eine bestimmte philosophische Nomenclatur, dnrch welche sich z. B. die deutsche Wissenschaft besonders auszeichne. Was aber die sichernden Definitionen anlangt, so würden diese doch wieder nur durch Worte erfolgen können, die einen so ärgerlichen Despotismus üben, nnd, wenn eine reiche Nomenclatur der Art festgestellt ist, dass, wie M. Müller will, die Worte als algebraische x, als unbekannte Grössen gebraucht werden, so können sie freilich so lange, als dies geschieht, einen Schaden nicht anrichten, weil es ihnen eben an Inhalt fehlt; das Unheil hebt aber an, wenn ihnen der Inhalt gegeben wird, denn an den Lautbildern jedenfalls ist jeder Begriff erwachsen, der ihnen gegeben werden kann. —

In dieser Welt des Scheines mögen wir wohl vielfach stutzen, uns fragen, ob unsere Seele denn nicht nur eine Bilderwelt ist, ob es kein Mittel giebt, von den Erscheinungen aus vorzudringen bis zu Dem, was wir die Dinge nennen — aber sind damit die Bilder beseitigt, wenn wir uns überzeugt halten, es seien Bilder? — Schonungslos reisst an dem Schein, welcher die Namen begleitet, Lucretius (nat. rer. lib. II, 654 sq.):

„Hic si quis mare Neptunum, Cereremque vocare
Constituet fruges; et Bacchi nomine abuti
Mavolt, quam laticis proprium proferre vocamen:
Concedamus, ut hic terrarum dictitet orbem
Esse deum Matrem, dum re non sit tamen apse;“

aber sein: concedamus ist ein gezwungenes. Aehnlich fand Buffon

(bei Lange, Gesch. d. Material. p. 183) es nöthig, „aus Rücksicht auf den Sprachgebrauch“ den Namen des Schöpfers in seinem grossen naturhistorischen Werke anzuwenden. — Wenn Augustinus (de trin. V, 1 und 2) [bei Trendelenburg log. Untersuch. Bd. II, p. 439] sich bemüht, bei Bestimmung des Geistes aus der Region der Bilder zu kommen, kann er dies nur, indem er Widerspruch spricht (Oxymora): „Deus — sine qualitate bonus, sine quantitate magnus, sine indigentia creator, sine situ praesens, sine habitu omnia continens, sine loco ubique totus, sine tempore sempiternus, sine ulla sui mutatione mutabilia faciens nihilque patiens.“ —

In der Geschichte der Entwickelung des Einzelnen wie unseres Geschlechtes sehen wir sich allmählich Bild an Bild fügen, eines das andere fortsetzend, erläuternd, modifizirend, corrigirend, verwischend — vielleicht ein Analogon des Wechsels der Dinge selbst. Die Rede spricht aus unserm Innern, aber sie spricht es nicht aus; sie bildet in Augenblicksbildern unsere einzelnen Bewegungen nach, antwortet den Reizen, aber das totum der Seele kennt sie nicht, und sie kann es nicht sagen wollen, denn dies hat ein breites, beharrendes und stätig erfüllendes Dasein, welches nur, wann und soweit es sollicitirt wird, nach aussen sich darstellt. Die unter verschiedenen Umständen und von verschiedenen Seiten her von denselben Dingen entworfenen Bilder stimmen aber nicht überein, decken einander nicht, und, sobald wir dies bemerken, gerathen wir in kritischen Eifer. Das sondernde Denken, jener Verstand, welcher die Bilder somit als blosse Bilder aufweist, ist nur zerstörend und thut freilich dem Schein damit sein Recht an — analog dem Vergehn des Endlichen in der Zeit — aber auch er vermag sich nur zu richten gegen die einzelnen Bilder, er ist ohnmächtig gegen die Sprache selbst. Unangetastet bleibt von seinem Streite in uns die fühlende Seele, wie in der objektiven Welt das Leben bleibt, wenn auch alles Lebendige zu Grunde geht — und dieses Gefühl in uns ist das beständig Positive, Schaffende, welches immer neue Bilder an die Stelle der zerstörten setzt.

Was also Bestimmtes als heilig und unantastbar von den Menschen gegründet wurde, alles dies unterliegt jener Kritik; vor ihr zerbrechen die Säulen, auf denen Sitte, Recht und Staat

Digitized by Google

ruhen, Religion und Wissenschaft; als diese Macht, welche unsere älteren Götzenbilder zertrümmert, kennt sie die Geschichte unter dem Namen: der Fortschritt. Die bestimmten Religionen hören auf zu bestehn, sobald der Fortschritt ihre Dogmen als Bilder aufweist, denn wir erkennen dann in dem Uebernatürlichen unsere eigene Schöpfung; man verwirft die einzelne Religionsform erst dann, wenn man sie vollständig verstanden hat, denn die verstandene Religion ist kein Gegenstand des Glaubens mehr. — Wird im Gebiet der Naturwissenschaften wissenschaftlich fortgeschritten, so geschieht dies dadurch, dass man als Bild zeigt, was als Sache galt. Man wird die Imponderabilien los, indem man sie als nur sprachlich-mögliche Verknüpfung von Begriffen aufweist, Lotze beseitigte die Lebenskraft, wie Lavoisier das Phlogiston; gegen andere Namen, wie Atome, Aether zeigt sich die Wissenschaft zurückhaltend in Bezug auf die mit ihnen zu verbindenden Begriffe; Boerhave nahm das Bild der φιλία des Empedocles wieder auf, um die chemischen Vorgänge der Verbindungen zu erklären; auch die affinitas der Scholastiker wurde wieder herbeigezogen, und der noch jetzt bräuchliche Name der „Verwandtschaft“ scheint vielmehr ein Verhalten von Gegensätzen als von Gleichartigkeiten bezeichnen zu sollen. (cf. Lange, Gesch. d. Material. p. 360.) Aber Bild drängt sich an Bild, und wir vergessen bald, dass wir sie nicht anders zu nehmen haben. Schon Berkeley (Principles of Human Knowledge cp. c. III.) erkennt die bildliche Bezeichnung in dem Worte „Attraction“ als des „grossen mechanischen Princips.“ Könnte man, sagt er, nicht ebensowohl dies Princip als „Impuls oder Fortstossung“ bezeichnen? Und was wissen wir denn heute von dieser actio in distans? — Lotze (Mikrokosm. I, p. 420) sagt: „Wir wissen, wenn wir aufrichtig sein wollen, keinen Grund, warum die Anziehung in grösserer Nähe nicht geringer sein sollte, da sie ja leicht in demselben Maasse abnehmen könnte, in welchem sie bereits befriedigt ist.“ —

Wir sprechen von einem magnetischen, einem elektrischen Strom und glauben damit die Natur eines Vorgangs in der Natur bezeichnet zu haben, ebenso von elektrischer Spannung — wir construiren, indem wir das Bild vom Strome übersetzen, „Rheomotoren,“ wir empfinden Schläge cet., und wir können eben

nicht anders sprechen, d. h. nicht genaner auffassen und bestimmen. Von den Naturwissenschaften entlehnt dann ferner z. B. die neuere Sprachwissenschaft eine Menge von Bildern, denn man redet vom Organismns der Sprache, von Sprossformen, Wurzeln, Stämmen, vom anatomischen Bau der Sprache, von ihrer Morphologie, den physiologischeu Funktionen der Sprachtheile, auch von Mutter- und Töchtersprache u. d. m. — Dabei fehlt es keineswegs an der Einsicht darüber, wie die Sprache uns bedingt. Wenn man bedenkt, was jetzt Psychologie ist, und was sie früher war, versteht man den humoristischen Erguss bei Lange (Gesch. d. Material. p. 465): „Also nur ruhig eine Psychologie ohne Seele angenommen! Es ist doch der Name noch brauchbar, so lange es hier irgend noch etwas zu thun giebt, was nicht von einer andern Wissenschaft vollständig mit besorgt wird. Freilich sind die Grenzen gegen die Physiologie nicht leicht zu ziehn u. s. w.“ Ueber die durch die Namen von Kraft und Stoff in der Wissenschaft fixirten Gegensätze drückt sich Du Bois Reymond (Untersuchungen über thierische Electricität) so aus: (bei Lange l. c. p. 372) „Die Kraft (insofern sie als Ursache der Bewegung gedacht wird) ist nichts als eine versteckteре Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation, der uns eingeprägt ist; gleichsam ein rhetorischer Kunstgriff unseres Gehirns, das zur tropischen Wendung greift, weil ihm zum reinen Ansdruck der Klarheit die Vorstellung fehlt. In den Begriffen von Kraft und Materie sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt. Es ist, nnr verfeinert, dasselbe Bedürfniss, welches einst die Menschen trieb, Busch und Quell, Feld, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildnngskraft zu bevölkern. Was ist gewonnen, wenn man sagt, es sei die gegenseitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stofftheilchen sich einander nähern? Nicht der Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorgangs. Aber, seltsam genug, es liegt für das innewohnende Trachten nach den Ursachen eine Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserm inneren Auge sich hinzeichnenden Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich herschiebt, oder von unsichtbaren Polypenarmen, womit die Stofftheilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reissen

suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken.“ — Würde nun der geistreiche Mann nicht auch seine Ausdrücke als versteckte Ausgeburten des Hanges zum Bilderwesen zu bezeichnen haben, wenn er sich etwa „die Ausgeburt des Hanges“, „den reinen Ausdruck“, das „innewohnende Trachten nach den Ursachen“ u. a. m. näher ansehn wollte? Lange (l. c. p. 374) weist nach, dass die Nothwendigkeit für uns, „Kraft und Stoff“ einander gegenüberzustellen, wie weit man auch die Begriffssphäre des Stoffs einschränkt und die der Kraft ausdehnt, darauf beruht, dass wir eben kein Prädikat ohne Subjekt, kein Subjekt ohne Prädikat denken und aussprechen können.

Namentlich ist es nun aber die Philosophie, welche mit stets treffender Kritik die Lehren ihrer Meister als Bilder aufweist und damit den Nachfolgenden Platz zum Aufstellen neuer Bilder verschafft. Dabei lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, welche die Philosophen bei Construktion ihrer Systeme einschlagen, je nachdem sie mehr enthusiastische und auf das Erfassen und Darstellen des Allgemeinen gerichtete Naturen sind, begeistert zu Schöpfungen der Kunst, oder mehr reflektirender Art, welche scharfsinnig dem Einzelnen in seinen Beziehungen nachspüren. Während die ersteren die Sprache mehr als freie Kunst handhaben, in Substantiven philosophiren, das Schöpfungsbild dann in den Farben der Adjektiva aufblühen, in Verben Duft und Glanz ausstrahlen lassen, operiren die anderen mehr mit Hülfe der conventionell befestigten Sprache, philosophiren mit denjenigen Sprachelementen, welche der Form des Lautkörpers angehören, mit Flexionen, Wortableitungen, Zusammensetzungen, Präpositionen, und welche die Satzgebäude als solche constituiren, Satzcongruenzen, Conjunktionen u. d. m. — Es stützen sich also die Philosophen bald auf die Kunstschöpfungen der Sprache selbst, welches eben die Bilder sind, bald auf die Technik der Sprachkunst, nämlich auf die Grammatik. Diese Technik setzt dann die Bilder so in Beziehung, dass sie dem Menschen als ein unauflösliches Ganze erscheinen, und er nimmt an, dass die geschaffenen Verbindungen ebenso dem Weltzusammenhange entsprechen, wie seine Wörter die Welt bedeuten. Durch die Kunsteinheit der Sprache erzeugt sich die Einheit der Systeme, aber es sind die so befestigten Systeme nicht sicherer, als jene schon oben von uns be-

sprochene mythologische Art derselben: Aristoteles schloss die Philosophie so wenig ab, als Plato. Mit Bezug namentlich auf diesen sagt Bernhardy: (Grundr. der griechischen Literatur. Th. I, p. 37) „Die Griechen, scheint es, waren mehr zur Kunst als zur Technik des Philosophirens berufen," und von Aristoteles, „als dem Urheber einer vollständigen Terminologie," bemerkt er, dass nach dessen Sprache zu urtheilen, „das Uebermaass seiner schulgerechten Periphrasen und die Willkür seiner nicht immer mit strenger Grammatik verträglichen Figuren (wie ὁ τὶς ἄνθρωπος und τὸ τί ἦν εἶναι) darauf hindeuten, dass aller Reichthum des Hellenismus zu scharf begrenzten Abstraktionen und einheitlichen Begriffen weniger passt." —

In Bezug auf die zuletzt erwähnte, vorsichtigere Art des Philosophirens durch die Kunsttechnik der Sprache, also durch das Satzgewebe, erinnere man sich an die schon früher ausgeführte Bemerkung, dass die Sprache, was sie überhaupt zu leisten vermag, im Wesentlichen schon von Anfang an leistet, und trotz alles Ausbildens nicht überschreitet. Die Wurzel ist schon der Satz, und dieser stellt darum, wie sie, nur Einen Seelenmoment dar. Nur Bruchstücke sprechen wir aus, die indessen, weil es Bilder sind, den Eindruck eines Ganzen machen, eines Ganzen der Kunst. Mit solchen Sätzen, den Ausdrücken für Urtheile, arbeitet der Philosoph, mit Bildern, welche einseitig entworfen, oder mit Begriffen, welche nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt sind. Weiter nun geht der sprachliche Ausdruck niemals. Urtheile können wohl auf einander bezogen werden — jedes Subjekt kann zum Prädikat werden, und umgekehrt — sie können dann als Schlüsse aus anderen Begriffsentfaltungen erscheinen, aber für diese als solche fehlt eine sprachliche Form. Ebenso erscheint das im Beweis Eroberte immer nur als Urtheil, und die Sprache giebt so zu erkennen, dass die Sicherheit des Beweises eben nur scheinbar grösser ist, als die des Begriffes selbst. Schopenhauer (Die Welt als Wille und Vorstell. Bd. 2. p. 76 sq.) sagt: „Worte durch Worte erklären, Begriffe mit Begriffen vergleichen, worin das meiste Philosophiren besteht, ist im Grunde ein spielendes Hin- und Herschieben der Begriffssphären, um zu sehen, welche in die andere geht und welche nicht. Im glücklichsten Fall wird man dadurch zu Schlüssen gelangen: aber auch

Schlüsse geben keine durchaus neue Erkenntniss, sondern zeigen uns nur, was Alles in der schon vorhandenen lag und was davon etwa auf den jedesmaligen Fall anwendbar wäre.“ So wird man von der „abstrakten Erkenntniss“ an „die anschauende Auffassung“ verwiesen. —

Die Wichtigkeit der Frage, wie durch den Kunstcharakter der Sprache die gesammte geistige Entwickelung des Menschen bestimmt wird, mag es rechtfertigen, dass wir zu den gegebenen Andeutungen noch einige geschichtliche Notizen hinzufügen über die Untersuchungen früherer Forscher, welche die bildliche Natur der Sprache im Verhältniss zum Denken behandelt haben. Sie fehlten schon im Alterthum nicht. Wenn z. B. Gorgias, der Leontiner, zu den Sätzen in seiner Schrift *περὶ τοῦ μὴ ὄντος ἢ περὶ φύσεως* (bei Aristoteles de Meliss. Xenoph. Gorg. und bei Sextus Empiricus adv. Math. VII, 65 sq.): 1) Es sei eigentlich gar nichts; 2) Wenn auch etwas wäre, so würde es doch nicht erkennbar sein; 3) Es ausspricht, dass, wenn auch etwas erkennbar wäre, es doch nicht mittheilbar sein würde — (bei Sextus l. c.: *τρίτον, ὅτι εἰ καὶ καταλήπτον, ἀλλά τοί γε ἀνέξοιστον καὶ ἀνερμήνευτον τῷ πέλας*) — so sieht man aus der Begründung dieses dritten Satzes bei Aristoteles, dass Gorgias die Mittheilbarkeit durch Worte desshalb leugnet, weil diese ja nur Lautbilder seien, welche die Dinge in ihrer Eigenthümlichkeit niemals ergriffen: *εἰ δὲ καὶ γνωστά, πῶς ἄν τις, φησί, δηλώσειεν ἄλλῳ; ὃ γὰρ εἶδε, πῶς ἄν τις, φησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι;* cet. —

Genauer ging man in den neueren Zeiten auf die Kritik der Sprache ein, und vornehmlich ist hier Locke zu nennen. Im dritten Buche seines: Essay Concerning Human Understanding Cp. 3, § 20 sq. heisst es: „Die Menschen, indem sie abgesonderte Begriffe (abstract ideas) bilden und sie nebst den damit verknüpften Namen in ihrem Verstande festsetzen, machen sich dadurch fähig, die Dinge zu betrachten und zu besprechen, als wären sie gleichsam in Bündel zusammengefasst, damit sie leichter und schneller ihre Erkenntniss erweitern und Andern mittheilen können.“ Die Wörter sind aber (lib. III, IX, 21) so genau mit den Begriffen verbunden, dass der Mangel guter Erkenntniss mehr der Unvollkommenheit der Wörter als unserem unvollkommenen Verstande

beizumessen ist: „sie setzen sich nämlich zum wenigsten so sehr zwischen unsern Verstand und die Wahrheit, die er betrachten und begreifen will, dass, gleich einem Medium, durch welches die Strahlen der sichtbaren Objekte gehn, ihre Dunkelheit und Verwirrung nicht selten uns einen Nebel vor die Augen rückt und unser Verständniss beeinträchtigt.“ Deshalb ist also vor jeder philosophischen Untersuchung vornehmlich die Unvollkommenheit der Wörter zu prüfen. Locke unterscheidet nun zwischen Namenwesen und Sachwesen (III, VI, 2) [the nominal essence, the real essence); vom Golde z. B. gäben die Eigenschaften der Farbe, Schwere, Schmelzbarkeit cet. den abstrakten Begriff „Gold“, welchen der Name fixire, ohne dass uns das Sachwesen bekannt würde, als welches in der Einrichtung der unsichtbaren Theile dieses Körpers zu suchen sei, von welcher die Eigenschaften des Goldes abhingen. (tho nominal essence ist also, was heute von Einigen „innere Sprachform“ genannt wird, „the real essence etwa Kant's Ding an sich.“) Während die Namenwesen beständig und unvergänglich seien, (da sie nämlich in der Abstraktion sich bewegen, deren Erkenntniss uns wirklich zugänglich ist) sei das Sachwesen der Veränderung unterworfen. Es sei z. B. den einzelnen, wirklichen Menschen keine ihrer Eigenschaften wesentlich, aber dem Begriff Mensch — dem Namenwesen — sei z. B. die Vernunft wesentlich, wenn man nämlich im voraus sich vereinbart hat, die Vernunft mit zu den Theilen zu rechnen, aus denen der Begriff (Name) Mensch zusammengesetzt ist. (lib. III, VI, 4.) —

Locke bezeichnet hiermit die in sich abgeschlossene Welt der Sprache, welche den Menschen in ihre Abstraktionen einspinnt, denen Wirklichkeit nicht zuzukommen braucht. Hiermit stimmt Herder (Ideen zur Gesch. cet. Bd. I. IX, 2): „Keine Sprache druckt Sachen aus, sondern nur Namen: auch keine menschliche Vernunft also erkennt Sachen, sondern sie hat nur Merkmale von ihnen, die sie mit Worten bezeichnet.“ — Man wird auch erinnert an Roscellins Lehre, (vielleicht bezeichnet von Anselm [de fide trin. c. 2]: illi nostri temporis dialectici, — qui non nisi flatum vocis putant esse universales substantias) und die seines Schülers Abälard (Dial. p. 496): nec rem ullam de plnribus dici, sed nomen tantum concedimuus. —

Solche Namen nun, welche nrsprünglich, von Natur, sich dar-

boten, also die Namen der einfachen Begriffe, lassen eine Erklärung gar nicht zu (lib. III, IV, 7), und die Metaphysik macht nichts als Gewäsch, wenn sie eine solche versucht z. B. bei dem Begriff der Bewegung, Licht, roth; nur zusammengesetzte Begriffe können durch Zurückführung auf ihre Bestandtheile erklärt werden, z. B. Säulenbild, Regenbogen; (III, IV, 12) die einfachen Begriffe sind an sich klar durch Wahrnehmung und Erfahrung, denn sie beziehen sich auf Wirkliches; zusammengesetzte, wie Ehebruch, Kirchenraub cet. sind nur ein Werk des Verstandes, bei denen, wie z. B. in Blutsverwandtenmord, Blutschande cet. die Zusammensetzung zuweilen ganz willkürlich ist, und denen also auch Wirklichkeit gar nicht zuzukommen braucht. Solche Zusammensetzungen nimmt die Sprache durch Vereinbarung in sich auf, was man auch daran sieht, dass die Wörter verschiedener Sprachen sich nicht decken; (lib. III, V, 8) nur der Name also erhält solche Wesenheiten und verschafft ihnen Dauer z. B. dem triumphus. (III, V, 10.) —

Hat vielleicht Herr v. Meding im Preussischen Herrenhaus (6te Sitzung, 4ten Septbr. 1866) an Locke gedacht, als er sich gegen die Abschaffung der „Wuchergesetze“ erklärte, weil sonst auch der Name „Wucher“ weggehe, also der Schimpf von der Sache entfernt werden würde, der sie bis jetzt noch habe verhüten helfen? —

Da Begriffe, wie Prozession, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, nur für uns und durch uns sind, so sind sie sowohl Namenwesen, wie auch Sachwesen — bei ihnen geschehe es meist, dass man früher die Namen kennen lerne, als die Begriffe. (lib. III, V, 15.). — Auf blossen Namenwesen beruht denn auch alle Eintheilung in Gattungen und Arten; (lib. III, VI, 7) denn das Ordnen der Dinge unter verschiedenen Namen erfolgt nach den zusammengesetzten Begriffen, (complex ideas) in uns, nicht aber nach den Sachwesen, welche wir nicht kennen. (III, 6, 9.) Es sind deshalb auch Ausdrücke, wie sie von lächerlichen Pedanten erdacht sind, wie animalitas, humanitas, corporeitas, aureitas, saxeitas, metalleitas cet., welche sich den Anschein geben, als könnten sie das Sachwesen der Substanzen bezeichnen, niemals gangbar geworden, worin ein Zeugniss des Menschengeschlechtes liegt, dass man von den Sachen einen Begriff und Namen nicht habe.

(lib. III, VIII, 2.) — Die Gattungsbegriffe, als die allgemeineren, sind besonders unvollkommen, sofern man immer mehr abstrahiren muss von den Besonderheiten, um sie bilden zu können, wie wenn man Gold und Silber unter die Gattung Metall bringt (lib. III, 6, 32) sie kommen eben nur der Benutzung durch die Sprache zu Gute, welche durch sie zur schnellen Verständigung geschickter wird. (III, 6, 33.) —

Daher rührt nun die Unsicherheit in der Bedeutung namentlich der zusammengesetzten Begriffswörter, wie denn z. B. selten moralische Begriffsnamen bei zweien Menschen Dasselbe bedeuten (lib. III, 9, 6); da kein Muster in der Natur da ist, nach welchem die Bedeutungen regulirt werden könnten, wie z. B. die von den Wörtern spotten, betrügen, schmeicheln, Mord, Kirchenraub, Ruhm, Dankbarkeit. Es lernen ja auch die Menschen von früh ab erst die Namen, wie Ehre, Glaube, Gnade cet. und bleiben dann beständig in Unsicherheit über sie, da diese nothwendig in ihnen liegt. Die meisten Streitigkeiten drehen sich auch desshalb nicht sowohl um Begriffe, als um Worte (lib. III, 9, 16); am wenigsten dem Irrthum ausgesetzt sind die Namen der einfachen Begriffe, wie süss, sieben, Dreieck. (lib. III, 9, 18.)

So sind denn, wie Locke im zehnten Kapitel des dritten Buches auseinandersetzt, die Wörter gar sehr dem Missbrauch anheimgegeben. Religiöse und philosophische Sekten führen Wörter ein, die nur leerer Schall sind, wie z. B. das Wort Materie, (lib. III, 10, 15) oder die Weltseele des Plato, oder der Epikuräer Streben der ruhenden Atome nach Bewegung (III, 10, 14) cet. Es ist dies ein Punkt, über den sich in unsern Tagen Schopenhauer vielfach ausgelassen hat, z. B. (Welt als Wille cet. Th. II, p. 90 sq.) in Bezug auf Proklus und die Schelling'sche Schule. — Ferner werden — sagt Locke, andere Wörter höchst nachlässig, unrichtig und ungenau angewandt, wie z. B. Ruhm, Weisheit cet., oft auch wird dasselbe Wort mit verschiedenen Bedeutungen belegt, wozu die unnütze Geschicklichkeit des Disputirens viel beiträgt, namentlich aber wird darin geirrt, dass man die Menschenordnungen, in welche die Dinge durch ihre Namen gebracht werden, als den Dingen an sich zukommend erachtet. (lib. III, 10, 20.) — Zu diesen letzteren Bemerkungen passt als Erläuterung Schopenhauer's Kunststück, welches er (Welt als

Wille cet. Th. I, p. 58, wozu die Tafel) zum Besten giebt, auf solchem Kunststück nämlich „beruhen eigentlich alle Ueberredungskünste, alle feineren Sophismen, denn die logischen, wie der mentiens, velatus, cornutus u. s. w. sind für die wirkliche Anwendung offenbar zu plump. Wenn man z. B. von der Leidenschaft spricht, so kann man diese ebensowohl unter den Begriff der grössten Kraft, des mächtigsten Agens in der Welt subsumiren, als unter den Begriff der Unvernunft, und diesen unter den der Ohnmacht und Schwäche. Dasselbe Verfahren kann man nun fortsetzen und bei jedem Begriff, auf den die Rede führt, von Neuem anwenden. Fast immer theilen sich in der Sphäre eines Begriffs mehrere andere, deren jede einen Theil des Gebiets des ersteren auf dem ihrigen enthält, selbst aber auch noch mehr ausserdem umfasst: von diesen letzteren Begriffssphären lässt man aber nur die eine beleuchtet werden, unter welche man den ersten Begriff subsumiren will, während man die übrigen unbeachtet liegen lässt, oder verdeckt hält.“ Die hier beigefügte Tafel zeigt so, wie der Begriff peregrinari dadurch beliebig zum bonum oder malum gemacht werden kann. Im Grunde, sagt Schopenhauer (p. 59) sind die meisten wissenschaftlichen, besonders philosophischen Beweisführungen nicht viel anders beschaffen: wie wäre es sonst auch möglich, dass so Vieles zu verschiedenen Zeiten, nicht für irrig angenommen, (denn der Irrthum selbst hat einen anderen Ursprung) sondern demonstrirt und bewiesen, dennoch aber später grundfalsch befunden worden. Schopenhauer findet nur solche Spässe für die „Ueberredungskunst“ geeignet, und sagt, dass ihre Möglichkeit beruhe auf der „eigenthümlichen Beschaffenheit der Begriffe, d. i. auf der Erkenntnissweise der Vernunft“ — sie beruht, wie wir gesehen haben, wesentlich auf der Eigenthümlichkeit der Sprache.

Nach Locke also befindet sich der Mensch in der Wahrheit, so lange er die Sinneseindrücke recipirt; will er diese aber in Worte fixiren, so hört die Sicherheit in dem Maasse auf, als er sich vom Sinnlichen entfernt, denn die Worte als Bilder sind weder den Dingen adäquat, noch bedeuten sie überhaupt Dinge, sondern nur unsere Ideen von diesen. —

Man thut wohl, Locke zuerst anzuführen, wenn man eine Uebersicht gewinnen will, wie in der neueren Zeit Ansätze zu

einer Kritik der Sprache gemacht wurden, denn Locke's Schriften haben in den Culturstaaten bis in dieses Jahrhundert den grössten Einfluss geübt und stehen in genauem Zusammenhange mit den kritischen Untersuchungen unseres Kant, aber sehr wesentlich haben andere Engländer, namentlich Baco und Hobbes, eine Kritik der Sprache schon vor ihm angebahnt. Baco unterscheidet vier Arten von Götzenbildern d. h. Vorurtheilen: idola tribus, (Geschlechtsvorurtheile, welche in der Natur des Menschen liegen) idola specus, (die Höhlen-Vorurtheile der besonderen Individualität) idola fori, (die Vorurtheile des Marktplatzes, welche aus der Rede sich erzeugen) idola theatri (die Vorurtheile aus den philosophischen Theorien cet.) (De dignit. et augm. scient. lib. V, cp. 4 und Nov. Organ. lib. I, aphorism: 52 sq.) Die Aufstellung der dritten Art, der idola fori, geht auf eine Kritik der Sprache. Er sagt: (im Nov. Org. I, 59) „idola fori omnium molestissima sunt, quae ex foedere verborum et nominum se insinuarunt in Intellectum. Credunt enim homines, rationem suam verbis imperare. Sed fit etiam, ut verba vim suam super Intellectum retorqueant et reflectant, quod philosophiam et scientias reddidit sophisticas et inactivas.“ Dass Definitionen nichts helfen können, sieht er: „quae tamen definitiones in naturalibus et materiatis huic malo mederi non possunt, quoniam et ipsae definitiones ex verbis constant, et verba gignunt verba.“ — Man habe Namen, zu denen keine Dinge gehörten, z. B. Fortuna, Primum mobile, Planetarum Orbes, Elementum Ignis, oder bei denen die Abstraktion in Confusion gerathen sei, wovon er an dem Begriff Humidum ein Beispiel durchgeht. Er unterscheidet schliesslich: 3 „gradus quidam pravitatis et erroris in verbis.“ —

Besonders scharf und consequent behandelt Hobbes die Kritik der Sprache. Die Dinge und die Namen haben nichts mit einander zu thun. Er sagt z. B. (Computatio seu Logica P. I, cp. 2, 5): „Quoniam autem Nomina, ut definitum est, disposita in oratione, signa sunt conceptuum, manifestum est, ea non esse signa ipsarum rerum; quo sensu enim intelligi potest sonum hujus vocis „Lapis“ esse signum „Lapidis“? — Neque vero, ut omne nomen alicujus rei nomen sit, necessarium est, e. g. Nihil.“ Das Allgemeine ist somit nur Name eines Namens: Universale — nominis nomen. (P. 1. 2, 9.) (cf. de Homine, cp. X: de sermone.)

Durch die Verbindung der Worte zu Sätzen kann demnach auch nur von diesen Worten etwas Wahres oder Falsches ausgesagt werden, nicht aber von den Dingen: (Leviathan P. I, cp. IV. p. 16.) „Nam Verum et Falsum attributa sunt non rerum sed Orationis. Ubi autem Oratio non est, ibi neque Verum est neque Falsum.“ cf. auch Comput. s. Logica (P. I, c. 3, 7): „Veritas in dicto, non in re consitit.“ — „Intelligitur hinc, veritati et falsitati locum non esse, nisi in iis animantibus, qui oratione utuntur.“ „Quemadmodum igitur orationi bene intellectae debent homines, quicquid recte ratiocinantur; ita eidem male intellectae debent errores suos.“ „Deduci hinc quoque potest, veritates omnium primas ortas esse ab arbitrio eorum, qui nomina rebus primi imposuerunt, vel ab aliis posita acceperunt. Nam exempli causa verum est: Hominem esse animal — ideo, quia eidem rei duo illa nomina imponi placuit.“ —

So hatte ja auch schon Heraclitus (nach Proclus zum Parmenides Tom. IV., p. 12 ed. Cousin) freilich mit mehr poetischer Auffassung gelehrt, der Weg zur Erkenntniss des Seienden gehe durch die Namen: καὶ ἄλλο τοῦ Ἡρακλειτείου, τὴν διὰ τῶν ὀνομάτων ἐπὶ τὴν τῶν ὄντων γνῶσιν ὁδόν. — Hierin liegt, wie Lassalle (Die Philos. Heracl. d. Dunkl. Th. II, p. 371) richtig bemerkt, da die Sprache „Setzen des subjektiven Geistes“ ist, ein Uebergang zu den Consequenzen des Protagoras und der Sophistik. Der Platonische Sokrates sagt im Kratylos hierzu, dass, wenn die Worte auch Bilder der Gegenstände seien, und man wirklich die Dinge durch die Namen kennen gelernt habe, man sie doch wohl noch sicherer und besser aus ihrem Wesen selbst, dessen Bild sie seien, erkennen würde. (Kratyl. p. 439.) Freilich, die Dinge selbst! Wenn wir nur Anderes an den Dingen wahrnähmen, als eben Bilder, und ferner für die Erfassung und Darstellung derselben als dieser Menschenbilder wiederum Anderes, als Bilder! Und zwar sind diese Bilder nicht so ähnlich, wie etwa Nachgemaltes (die Onomatopoeie ist die gröbste Weise des Abbildens) sondern wie Nachgeschaffenes, Umgeschaffenes, eine Uebersetzung in's Menschliche — und daher wird es in der That so sein, wie Socrates sagt: (Kratyl. p. 435) „Mir auch selbst ja gefällt es, dass nach Möglichkeit ähnlich seien die Namen den Dingen, aber wenn nur nicht in Wahrheit dieser Zug der Aehnlichkeit zu dürftig ist, und es nothwendig wird, jenes gemeinere,

die Uebereinkunft, mit zu Hülfe zu nehmen bei der Richtigkeit der Worte." — Und so ist es in der That. Handelt es sich erst um eine Richtigkeit der Worte, d. h. will der Verstand, will die Wissenschaft sprechen, so bleibt nur Convention, Definition, Periphrase nach Kräften übrig, und so wird eine Menschen-Geister-Welt errichtet, welche zusammen wohl ein für uns analoges Bild der grossen Welt bieten mag. Als ihr höchstes und entscheidendes Charakteristikum kann man — in sehr weitem Sinne — die Personifikation angeben, denn nur der Mensch ist Person, und er ist nichts Höheres. —

Leibnitz in seinen „Nouveaux essais sur l'entendement humain" begleitet die Auseinandersetzung des Locke'schen Systems mit seinen Bemerkungen. Gegen die Ausdrücke essence nominale und essence réelle erklärt er sich, (liv. III, 3, 15) da eine essence nominale nur als „essence fausse et impossible" zu verstehen sei. In Bezug auf die Unterscheidung der Gattungen und Arten, welche nach Locke zu blossen Namenwesen führt, (s. oben p. 293) bemerkt Leibnitz: (lib. III, 6, 31) „La Nature peut fournir des Idées plus parfaites et plus commodes, mais elle ne donnera point un démenti à celles, que nous avons, qui sont bonnes et naturelles, quoique ce ne soient peut-être pas les meilleures et les plus naturelles." —

Ueber die Grundsätze, nach welchen eine wissenschaftliche, philosophische Sprache einzurichten sei, hat Leibnitz sich weiter geäussert in der Dissertatio de stilo philosophico Nizolii, (Leibn. Opp. ed. Dutens. Tom. IV, P. I. p. 36—63) wo er die deutsche Sprache als zur Philosophie besonders geeignet bezeichnet. Er will namentlich die claritas vocis, als deren beide Quellen er „originem et usum" bezeichnet. Zur origo rechnet er die Wortwurzel und die regelmässige Ableitung von dieser: „usum radicis et analogiam ex radice factae derivationis." Er erläutert dies an dem Worte fatum, dessen Wurzel for, fari sei, so dass nach dem Ursprung fatum so viel ist wie dictum. Dass nun fatum auch bedeutet: necessario eventurum, kommt daher, weil der usus zu einem tropus gegriffen habe. Nämlich 1) ist fatum origine = dictum; daher 2) antonomasia seu κατ' ἐξοχήν dictum Dei; daher 3) per synecdochen dictum dei de futuris, seu decretum dei, endlich 4) metonymia causae: necessario eventurum. Leibnitz setzt hinzu: „Unde boni Grammatici

atque etiam Philosophi est, continuatis troporum soritis, ut sic loquor, vocis usum ex origine deducere posse.“ — Aehnlich schreibt Fr. H. Jakobi an Lavater: „Man läuft am wenigsten Gefahr, sich zu irren, wenn man immer den Wurzeln so tief als möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philosophiren und glaube Alles auf Grammatik zurückführen zu können.“ — Leibnitz will im Uebrigen (p. 64) den philosophischen Ausdruck von Tropen möglichst frei halten. Er sagt: „Scholasticorum oratio, quod quis miretur, tropis scatet. Quid enim aliud quam tropica sunt: „dependere, inhaerere, emanare, influere“ cet. und bemerkt endlich: „illud adjicio; omnem significationem non originariam aliquando fuisse translatam, eo nimirum tempore, quo primum vox a primigenia significatione ad alias troporum adminiculo promota est: factam vero tandem propriam, quum primum ita vulgaris facta est, ut aeque sit nota, aut notior etiam nativa; et jam homines non propter flexiones a nativa factam, cujus saepe ne recordantur quidem, sed per se voce sic utantur. Interea si quis destinato consilio sibi proponeret, vocibus, quarum certa originatio est, perpetuo inter philosophandum non aliter uti, quam origo postulat, ejus consuetudo nec illaudabilis nec aspernanda foret, etsi difficile censeam hoc constanter exsequi.“ —

Leibnitz sieht richtig, dass die wissenschaftliche Sprache wider ihren Willen sich in Bildern — (Tropen) — bewege; er fasst selbst (was der Einschränkung bedarf) jede Modifikation der ursprünglichen — (Wurzel) — Bedeutung als Tropus auf, und nur dies sah er nicht, dass die Wurzel des Wortes selbst nicht minder Bild ist, als das von ihr abstammende Geschlecht der Wörter. Weil aber dies so ist, darum ist es auch nur für die Kritik der Sprache von entscheidender Bedeutung, dass man auf die Wurzel zurückgehe, wie Leibnitz es den Philosophen empfiehlt; niemals werden wir im Sinne der Metaphysik in Bezug auf den Inhalt unseres Denkens hierdurch gefördert. Dass nun die Wurzeln selbst Bilder sind, haben wir bereits im Allgemeinen ausgeführt; wir werden es im Folgenden noch genauer nachweisen, so dass erhellen wird, wie der Unterschied zwischen eigentlicher und bildlicher Rede in Wahrheit nicht besteht, das Wesen des Tropus

vielmehr dem Worte von seiner Wurzel ab anhaftet und ihm während seines ganzen Lebens verbleibt. —

Von Leibnitz her stammen dann wohl die weiteren Ergüsse deutscher Philosophen welche aus dem Zurückgehn auf die Wurzeln die Herleitung besonderer metaphysischer Geheimnisse erwarteten. Hamann, Herder, Jakobi gehören da zusammen.

So schreibt z. B. Hamann (an Jakobi): „Werdet wie die Kinder! heisst schwerlich so viel als: habt Vernunft, habt deutliche Begriffe! Gesetz und Propheten gehn auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Ueber die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Ich denke ebenso von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz — ich traue ihr nichts als Erkenntniss des Irrthums zu, halte sie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. Der letzte Zweck des Forschens ist, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen lässt. — Ich habe aber diese Untersuchung ganz aufgegeben, und halte mich jetzt an das sichtbare Element, die Sprache. Ohne Wort keine Vernunft, keine Welt. Hier ist die Quelle der Schöpfung und Regierung: was man in morgenländischen Cisternen sucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieser Schlüssel verwandelt unsere besten Weltweisen in sinnlose Mystiker, die einfältigsten Galiläer und Fischer in die tiefsinnigsten Forscher einer Weisheit, die nicht irdisch, menschlich und teuflisch ist, sondern einer heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes — und diese Philosophie lässt keinen Rechtschaffenen, der an öden Stellen und Wüsten hingeängstet wird, ohne Hilfe und Trost.“ —

Jakobi sagt: (Allwill's Briefsammlung. Zugabe. p. 169) „Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, dass sich mir die Geschichte der Philosophie je länger desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?“ und weiter: „Mehrere behaupten, es sei nun (nach Kant) das Ende (dieses Drama) schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht .... Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns Alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen.“ —

Wir verweisen hier nur kurz auf Herder, der in den „Ideen zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit" Bd. 1. Buch 9. cp. 2 sich ähnlich ausspricht, um noch einige Ausführungen Jakobi's anzuführen. Es heisst bei diesem („David Hume über den Glauben," p. 142): „Wer über seine Vorstellungen und den Vorstellungen von seinen Vorstellungen aufhört die Dinge selbst wahrzunehmen, der fängt an zu träumen. Die Verknüpfungen dieser Vorstellungen, die Begriffe, die sich aus ihnen bilden, werden dann immer subjektiver, und in demselbigen Verhältniss an objektivem Inhalt ärmer. Wohl ist das ein grosser Vorzug unserer Natur; dass wir fähig sind, von den Dingen solche Eindrücke, die uns ihr Mannigfaltiges unterscheidend darstellen, anzunehmen, und so das innere Wort, den Begriff zu empfangen, dem wir alsdann ein äusseres Wesen durch einen Schall unseres Mundes erschaffen, und ihm die flüchtige Seele einhauchen. Aber diese aus endlichem Saamen gezeugten Worte sind nicht wie die Worte dess, der da ist, und ihr Leben ist nicht wie das Leben des aus dem Nichts hervorrufenden Geistes. Lassen wir diesen unendlichen Unterschied ausser Acht, so entfernen wir uns in demselben Augenblick von der Quelle aller Wahrheit, verlieren Gott, die Natur, und uns selbst. — Und es ist so leicht, ihn ausser Acht zu lassen! Denn erst werden unsere der Natur abgeborgte Begriffe minder oder mehr nach subjektiven Bestimmungen der Aufmerksamkeit gebildet, fortgeleitet, verknüpft und geordnet. Hernach geht aus der erhöhten Fertigkeit zu abstrahiren, und willkürliche Zeichen an die Stelle der Dinge und ihrer Verhältnisse zu setzen, eine solche blendende Klarheit hervor, dass die Dinge selbst davon verdunkelt und am Ende gar nicht mehr gesehen werden. Nichts kann einem Traume ähnlicher sein, als der Zustand, in welchem sich der Mensch alsdann befindet. Denn auch im Traume sind wir nicht ohne alle Empfindung des Wirklichen. Aber die lebhafteren Vorstellungen überwiegen diese schwachen Eindrücke, und die Wahrheit wird im Wahn verschlungen." — (cf. auch Jakobi: David Hume p. 102 sq. und sonst.) —

Jakobi's unrichtige Voraussetzung, als zeige uns, im Gegensatz zur Vernunft und zur Sprache, die unmittelbare, sinnliche Wahrnehmung „die Dinge selbst", gebe uns „die Wahrheit", — braucht uns hier nicht zu beschäftigen; seine Kritik der Sprache

in Bezug auf ihre Verwendung in der Wissenschaft ist darum nicht weniger treffend. —

Wir führen ferner noch an aus Jakobi: (Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn M. Mendelssohn p. 402) [grossentheils wiederholt in dem „Briefe Jakobi's an Fichte". Beilage 1, p. 61.]) „Das Prinzip aller Erkenntniss ist lebendiges Dasein; und alles lebendige Dasein geht aus sich selbst hervor, ist progressiv und produktiv. Das Regen eines Wurms, seine dumpfe Lust und Unlust, könnten nicht entstehn, ohne eine nach den Gesetzen seines Lebensprinzips verknüpfende, die Vorstellung seines Zustandes erzeugende Einbildungskraft. Je mannigfaltiger nun das empfundene Dasein ist, welches ein Wesen auf diese Art erzeugt, desto lebendiger ist ein solches Wesen. Soll aber das in dem gegenwärtigen Augenblicke erzeugte Leben in dem folgenden nicht wieder untergehn, so muss das schaffende Wesen auch erhalten können. Unter den Erhaltungsmitteln des Lebens (desjenigen Lebens, welches sich selbst geniesst und allein den Namen des Lebens verdient) ist uns keines bekannt, welches kräftiger sich bewiese, als Sprache. Die enge Verbindung zwischen Vernunft und Sprache erkennt ein jeder; und ebenso, dass wir von einem höheren Leben als demjenigen, welches durch Vernunft besteht, keinen Begriff haben. Die vollkommnere Wahrnehmung und mannigfaltigere Verknüpfung erzeugt, in eingeschränkten Wesen, das Bedürfniss der Abstraktion und Sprache. So entsteht eine Vernunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stelle der Substanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Universum zu, indem wir es zerreissen, und eine unsern Fähigkeiten angemessene, der wirklichen ganz unähnliche Bilder-, Ideen- und Wort-Welt erschaffen. Was wir auf diese Weise erschaffen, verstehn wir, in so weit es unsere Schöpfung ist, vollkommen; was sich auf diese Weise nicht erschaffen lässt, verstehen wir nicht; unser philosophischer Verstand reicht über sein eigenes Hervorbringen nicht hinaus." u. s. w. —

Jakobi bemerkt weiter (l. c. p. 421 sq.), dass die spekulative Vernunft nur zur „Verknüpfung nach erkannten Gesetzen der Nothwendigkeit", also nur zur Aufstellung identischer Sätze gelange, und sagt dann: „Die wesentliche Unbestimmtheit menschlicher Sprache und Bezeichnung, und das Wandelbare sinnlicher

Gestalten lässt aber fast durchgängig diese Sätze ein äusserliches Ansehn gewinnen, als sagten sie etwas mehr, als das blosse: quidquid est, illud est; mehr, als ein blosses Faktum aus, welches wahrgenommen, beobachtet, verglichen, wiedererkannt, und mit andern Begriffen verknüpft wurde." cet. —

Kant's Kritik wandte sich der Untersuchung einer „reinen Vernunft" zu, indem sie auf „allen Stoff und Beistand der Erfahrung" verzichtete; zu einer Kritik der Sprache fand sie demnach keine Veranlassung, sie hatte es nur mit Begriffen zu thun. Hiergegen richtete sich namentlich Hamann in dem Aufsatz: Die Metakritik über dem Purismus der reinen Vernunft (Ges. Werke. Bd. VII.), in welchem er die Kantische Trennung der Sinnlichkeit und des Verstandes verwirft, „die Sprache als empirischen Purismus" (p. 7), „für das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft" erklärt und ausführt, wie das ganze Vermögen zu denken auf Sprache beruhe, wenn sie auch der Mittelpunkt des Missverstands der Vernunft mit sich selbst sei. „Laute und Buchstaben sind also reine Formen a priori, in denen nichts, was Empfindung oder zum Begriff eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird, und die wahren ästhetischen Elemente aller menschlichen Erkenntniss und Vernunft." —

Bei Fichte finden sich nicht überall dieselben Ansichten über das Verhältniss der Sprache zum Gedanken. Es heisst einmal bei ihm (Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache. [Werke, Th. 8. p. 309]): „Ich beweise nicht, dass der Mensch ohne Sprache nicht denken, und ohne sie keine allgemeinen abstrakten Begriffe haben könne. Das kann er allerdings vermittelst der Bilder, die er durch die Phantasie sich entwirft. Die Sprache ist meiner Ueberzeugung nach für viel zu wichtig gehalten worden, wenn man geglaubt hat, dass ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch stattgefunden haben würde." So meint er wortlos denken zu können (Aus einem Privatschreiben. Werke. Th. 5, p. 583): „Erzeuge ich mir einen neuen Begriff, so bedeutet freilich das Zeichen, wodurch ich ihn für euch bezeichne (denn für mich selbst bedürfte es überall keines Zeichens), für euch etwas Neues, das Wort erhält eine neue Bedeutung, da ihr bisher das Bezeichnete gar nicht besessen habt." cet. — Später modificirte Fichte seine Ansichten in etwas. Busse

(J. G. Fichte und seine Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volkes. Bd. I. p. 357) sagt darüber: „dass der Philosoph Sprachbildner ist, dies Bewusstsein ist Fichte'n erst aufgegangen, als er äusserlich genöthigt wurde, (durch die Anklage auf Atheismus) sein Recht dazu zu vertheidigen." und (Bd. II. p. 65): „Er kommt nicht zu der Einsicht, dass er als Philosoph nichts als Sprachbildner ist, bedingt durch bestimmte, sprachliche Gebilde: sondern äussere Lebenserfahrungen nöthigen ihm das Bewusstsein auf, dass er von der sprachlichen Tradition abhängig ist, dass er ein Recht hat, sprachbildend in die Geschichte seines Volkes einzugreifen. Auch hier gewinnt er nicht das Bewusstsein, dass seine philosophischen Begriffsbestimmungen durch die sprachliche Tradition seines Volkes und durch seine lebendige geschichtliche Individualität bedingt sind; allein faktisch nimmt er aus sprachlich gegebenen Wörtern seine philosophischen Begriffsbestimmungen heraus." —

Hegel (Phänomenologie des Geistes p. 83 sq.) benutzt die Unfähigkeit der Sprache, das Einzelne und Individuelle zu bezeichnen, um ihre philosophische Natur nachzuweisen, als durch welche nur Allgemeines bezeichnet werde, woraus erhelle, dass das sinnliche, unmittelbare Bewusstsein keine Wahrheit in sich habe. Er kehrt also den Locke'schen Spiess um. — Es heisst bei ihm: „Sie meinen (die Anhänger der sinnlichen Gewissheit) dieses Stück Papier, worauf ich diess schreibe, oder vielmehr geschrieben habe: aber was sie meinen, sagen sie nicht. Wenn sie wirklich dieses Stück Papier, das sie meinen, sagen wollten, und sie wollten sagen, so ist diess unmöglich, weil das sinnliche Dieses, das gemeint ist, der Sprache, die dem Bewusstsein, dem Ansichallgemeinen angehört, unerreichbar ist. Unter dem wirklichen Versuche, es zu sagen, würde es daher vermodern; die seine Beschreibung angefangen, könnten sie nicht vollenden, sondern müssten sie anderen überlassen, welche von einem Dinge zu sprechen, das nicht ist, zuletzt selbst eingestehen würden. Sie meinen also wohl dieses Stück Papier, das hier ein ganz anderes als das obige ist; aber sie sprechen wirkliche Dinge, äussere oder sinnliche Gegenstände, absolut einzelne Wesen und so fort, d. h. sie sagen von ihnen nur das Allgemeine; daher, was das Unaussprechliche

genannt wird, nichts anderes ist, als das Unwahre, Unvernünftige, bloss Gemeinte.“ — Hegel schreibt daher (p. 84) „dem Sprechen die göttliche Natur zu, die Meinung unmittelbar zu verkehren, zu etwas anderem zu machen, und so sie gar nicht zum Worte kommen zu lassen.“ —

Zur Sache ist zu bemerken, dass solches Bewusstsein, welches in einem bestimmten, einzelnen Hier und Jetzt „Wahrheit“ zu besitzen glaubt, ein Unding ist; ein so auf den Einzelmoment beschränktes würde gar nicht zu einem Urtheil kommen, geschweige denn an das Denken, was Hegel Wahrheit nennt, es würde eben theoretisch wie praktisch nicht weiter gehn, als auf das bestimmte Hier und Jetzt, und würde in keinerlei Irrthum verfallen, welcher berichtigt werden könnte. Die Beobachtung aber verschiedener Momente in Bezug auf dasselbe Ding, die Erfahrung findet sehr bald das Richtige, dass nämlich die sinnlichen Dinge in denselben Formen nicht verharren, keinen dauernden Bestand haben, und mehr ist hier nicht gemeint, wo von „der Wahrheit der sinnlichen Dinge“ die Rede ist. —

Hierum aber kümmert sich die Sprache gar nicht; sie ist nicht höherer Art, als das Bewusstsein; ihre Laute bezeichnen nichts Allgemeineres, sondern dies Einzelne eines Moments in Form eines Lautbildes — dies Einzelne des Moments auch nicht dem Dinge entnehmend, sondern unserer Vorstellung; daher vermag sie das Ding nur unbestimmt zu bezeichnen, indem sie es andeutet nach seinen für uns bedeutsamen Zügen. Und so bezeichnet die Sprache materiell durchaus Verschiedenes mit demselben Laute, sobald seine Verwendung das entsprechende Vorstellungsbild hervorzurufen vermag; nicht bloss Druck-, Schreib-, Post-, Lösch-, Sand-, Stroh-, Reis-, Pack-Papier ist „dies Papier,“ sondern auch eine Blume, ein Käfer, eine Muschel, ja etwa eine Verfassung kann „dies Papier“ heissen. So ist die Sprache, indem ihre Bilder die Dinge bündelweise ergreifen, erstaunend zweckmässig, unser Bewusstsein mit vielen Begriffen durch Anschlagen weniger Tasten zu erfüllen, aber sie ist weit entfernt, das Bewusstsein zu kritisiren, klüger zu sein. Die Unbestimmtheit des Lautes verlangt für jeden Fall eine Menge Beihülfen, bedingt eine Menge von Voraussetzungen, um das erforderliche Verständniss zu sichern. Ohne ein gewisses Mitleben in

der Sphäre des Wortbildes vermögen wir nicht zu verstehen. Ausser der ungefähren Kenntniss des ganzen Lautsystems — der Sprache — bedarf das Wort der Ergänzung durch den Satzsinn, in welchem ja nur gesprochen wird, denn „dieses Papier“ für sich ist nichts zu Verstehendes, aber: „dieses Papier schenke ich Dir“ macht der Allgemeinheit, d. h. der Unbestimmtheit ein Ende. Die näheren Umstände also, unter denen die Sprechenden sich befinden, sich immer befinden, da nicht logische Geister sich unterhalten, sondern immer einzelne, bestimmte Menschen, die Gestikulation, Betonung, die Benennung durch Eigennamen, die ausführliche Beschreibung, mit einem Worte, der Zusammenhang mit allen anderen Dingen, Personen, Worten, welche zu dem Moment in Beziehung stehen; — Dies erst beschränkt die Unbestimmtheit der Lautbilder soweit, dass von einem hinreichenden Verständniss die Rede sein kann. Wer nie gesehen hat, erhält keine Vorstellung von der Farbe durch Wort oder Erklärung; so ist, wer sich nie freute oder Schmerz empfand, wer nie einen Baum sah, einen Ton hörte cet. durch das Wort nicht mit der Vorstellung zu erfüllen, welche bezeichnet werden soll, überall bedürfen wir der Anlehnung an diese sinnliche Anschauung, damit unsere Bilder ihren Dienst leisten können. Diese Unfähigkeit der Sprache also zu bestimmter Bezeichnung des Einzelnen durch das einzelne Wort nimmt Hegel als einen Beweis für ihre hohe und vornehme Natur, indem er daran denkt, wie wir durch sie vermöge der Abstraktion zu Begriffen von immer weiterem Umfang, ob zwar zugleich von immer steigender Magerkeit und Farblosigkeit, gelangen. Dass sie hierbei ebenso im Bilde befangen bleibt, nur im Bilde den Geist anzudeuten vermag, also soweit hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, wie sie bei Bezeichnung des Sinnlichen ihr voraus zu sein scheint, sieht er nicht.

Hegel hätte ebensowohl ein Hundebewusstsein als über „die Wahrheit der sinnlichen Dinge“ hinaus zeigen können, da auch der Hund, wenn er die Vorübergehenden anbellt, jetzt Diesen hier meint, nachher Jenen dort, in der That aber wegen der Laut-Bild-Natur des Wau Wau, „welches dem Ansichallgemeinen angehört,“ hierzu nicht gelangt, sondern nur überhaupt die jederzeit zänkische Natur gegen All' und Jeden offenbart.

Das „Unaussprechliche“ ist darum auch nicht schlechtweg

als das „Unvernünftige“ abzufertigen. Denn, abgesehn davon, dass es immer zu bestimmter Zeit, von bestimmten Personen geschieht, wenn ein Etwas als unaussprechlich bezeichnet wird, so dass ich zu anderer Zeit, oder ein Anderer zu dieser Zeit ja wohl ein Bild finden könnte, welches mir Genüge thut — so heisst „unaussprechlich“ nur, dass der Gedanke im betreffenden Falle nicht die genügende Verdichtung, Bestimmtheit und Festigkeit erlangt habe, um in einem Lautkörper als unwiderruflich abgeschlossener realer Gehalt sich zu verleiblichen. Da nun unsere Auffassung des Seelenmoments keineswegs immer so klar ist, um eine bestimmte Erkenntniss, wie sie das Wort voraussetzt, herbeizuführen, so bleibt Vielerlei dem Gefühl, der Ahnung überlassen, und wird dann zwar wohl ausgedrückt z. B. durch Musik, aber nicht gerade durch die Lautbilder der Sprache.

Schopenhauer, welcher die Spekulation nach Kant verwarf, bespricht verschiedentlich das Verhältniss der Begriffe zu ihrer Darstellung durch die Sprache, jedoch ohne besondere Förderung, z. B. in „die Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. II, p. 67 sq. Er sagt dort: (p. 70) „Die enge Verbindung des Begriffs mit dem Wort, also der Sprache mit der Vernunft, beruht im letzten Grunde auf Folgendem. Unser ganzes Bewusstsein, mit seiner inneren und äusseren Wahrnehmung, hat durchweg die Zeit zur Form. Die Begriffe hingegen, als durch Abstraktion entstandene, völlig allgemein und von allen einzelnen Dingen verschiedene Vorstellungen, haben, in dieser Eigenschaft, ein zwar gewissermassen objektives Dasein, welches jedoch keiner Zeitreihe angehört. Daher müssen sie, um in die unmittelbare Gegenwart eines individuellen Bewusstseins treten, mithin in eine Zeitreihe eingeschoben werden zu können, gewissermassen wieder zur Natur der einzelnen Dinge herabgezogen, individualisirt und daher an eine sinnliche Vorstellung geknüpft werden: diese ist das Wort. Es ist demnach das sinnliche Zeichen des Begriffs und als solches das nothwendige Mittel ihn zu fixiren, d. h. ihn dem an die Zeitform gebundenen Bewusstsein zu vergegenwärtigen und so eine Verbindung herzustellen zwischen der Vernunft, deren Objekte bloss allgemeine, weder Ort noch Zeitpunkt kennende Universalia sind, und dem an die Zeit gebundenen, sinnlichen und in so fern bloss thierischen Bewusstsein. Nur vermöge dieses Mittels ist

uns die willkürliche Reproduktion, also die Erinnerung und Aufbewahrung der Begriffe, möglich und disponibel, und erst mittelst dieser die mit denselben vorzunehmenden Operationen, also urtheilen, schliessen, vergleichen, beschränken u. s. w.“ — Schopenhauer sieht vor allen Dingen nicht, dass eben die Begriffsbildung selbst nur durch die Sprache erfolgt. Er entwickelt (l. c. Bd. I, p. 46), dass der Vernunft Eine Funktion zukomme: Bildung des Begriffs, der nur im Geiste des Menschen vorhanden ist, und von dessen Wesen wir daher nimmer eine anschauliche Erkenntniss erlangen, sondern nur eine abstrakte. „Nur denken, nicht anschauen lassen sie sich, und nur die Wirkungen, welche durch sie der Mensch hervorbringt, sind Gegenstände der eigentlichen Erfahrung. Solche sind die Sprache, das überlegte, planmässige Handeln und die Wissenschaft; hernach, was aus diesen allen sich ergiebt. Offenbar ist die Rede, als Gegenstand der äusseren Erfahrung, nichts Anderes, als ein sehr vollkommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit grösster Schnelligkeit und feinster Nüancirung mittheilt. Was bedeuten aber diese Zeichen? Wie geschieht ihre Auslegung? Uebersetzen wir etwa, während der Andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäss den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult würde dann in unserem Kopfe während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches! So geschieht es keineswegs. Der Sinn einer Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefasst, ohne dass in der Regel sich Phantasmen einmengen. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mittheilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nicht anschauliche Vorstellungen, welche ein für alle Mal gebildet und verhältnissmässig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten u. s. f.“ — Sofern nun die Sprache den Gedanken fixirt, fesselt sie ihn auch, sagt Schopenhauer, (Bd. II, p. 71) und er bemerkt, dass dieses Hinderniss durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Theil beseitigt werde. — Da ist nicht viel zu benutzen. — Was den psychologischen Hergang beim Verstehn der Rede betrifft, so ist dessen Erklärung: „Es ist die Vernunft, die zur Ver-

nunft spricht" ebenso nichtssagend als mystisch. — Man erfährt zuerst mehr oder minder vollständig, „wovon die Rede sein soll" — oder man entnimmt dies den Umständen, sonst kann man überhaupt Worte nicht verstehn. Vorläufig also empfängt die Seele gleichsam eine Bildersphäre, innerhalb welcher sich die Mittheilung hält. Die einzelnen Wörter werden nicht verstanden, sondern die Satzbilder. Wie nun diese im Bewusstsein aufblühn und aufblitzen, erleuchten sie bald diese, bald jene Stelle des Hauptbildes. Unsere Vorstellung folgt, deckt die Bildfläche bald hier, bald dort auf, geräth in Mitarbeit, bildet auch um und ergänzt. Man sieht, wie wenig hier jemals von vollständigem Verständniss die Rede sein kann. Man nennt es Verständniss, wenn keine Veranlassung sich bot, dass die Verschiedenheiten der Vorstellungen hervortraten; diese zeigen sich aber unausbleiblich in dem Maasse, als man später etwa in's Einzelne eindringt, um das volle Verständniss zu constatiren. Die wissenschaftliche Abstraktion kann allerdings die Worte zu blossen Formeln umzuwandeln scheinen, mit denen dann der Verstand nur rechnet, aber dadurch wird der Seele kein neuer Inhalt gewonnen, es wird der vorhandene nur rubricirt und regulirt.

Bei Trendelenburg findet sich zerstreut manche Bemerkung, welche unserer Auffassung entspricht. Von Interesse ist, dass er („De Arist. categoriis" und „Geschichte der Kategorieenlehre") zu zeigen suchte, wie die Kategorieen des Aristoteles aus der Zergliederung des Satzes hervorgegangen sind. Von den hierher gehörigen Stellen in seinen Werken führen wir an: (Logische Untersuchungen Bd. II p. 442) „Wenn sich die Philosophie in richtiger Selbsterkenntniss über die Mittel des Erkennens besinnt, träumt sie nicht mehr den riesenhaften Traum von einer adäquaten Erkenntniss Gottes, in welchem man ausgesponnene Metaphern für bewiesene Wissenschaft ausgiebt." — ferner, (l. c. p. 447) wo er Schelling widerlegt, „die ganze grosse Identität des Erkennens und Seins hängt allein in der Metapher der Selbstbejahung;" ebenso p. 118, wo Schopenhauer's „Objektivität des Willens" eine „nichts erklärende Metapher" genannt wird, wie (p. 119) sein Begriff vom Gewissen, und p. 85, wo gegen materialistische Ansichten bemerkt wird, dass sie von „der Metapher der Sprache" in ihrer

Erklärung des Selbstbewusstseins bestimmt werden, „und eine solche Erklärung löst sich mit dem Bilde, das nur Zeichen ist, von dem Wesen ab und zerrinnt.“ — Allgemein wird so der Satz hingestellt: (p. 455) „Alle Construktion (des Wesens Gottes) ist nur ein Bild Gottes aus der Welt.“ — Wer darüber hinausgeht, dichtet ein theosophisches Gedicht“ und es findet sich zum Schluss (p. 468) als eine „künstlerische That“ des Philosophen bezeichnet, wenn er „aus dem (ihm bekannten) Bruchstück (der Welt) den bildenden Geist entwirft,“ so dass „das Unendliche uns nun im Endlichen wie im Spiegel erscheint.“ —

Wir fassen den Inhalt des Capitels dahin zusammen:

Die Sprache ist Geist, in einem sinnlichen Mittel, dem Laut, verkörpert und erst dadurch zu wirklichem Dasein gebracht. Wie alles Sinnliche vermag auch der Laut den Geist nur symbolisch darzustellen; auch meint die Sprache ja ihre Laute nicht an sich selbst, sondern Das, was diese Anderes bedeuten, weshalb der Laut den Begriff nur anregt, nur reizt, ihn zu bilden, aber ihn nicht selbst darstellt. Die Sprache bezeichnet also nothwendig nur andeutend, unbestimmt, und in diesem Sinn allgemein; ihr Verständniss erfordert daher nicht weniger eine ästhetische Reproduktion des Geistes aus den Lautbildern und bleibt wesentlich ein bildliches. Aber die Sprache will den Geist geben, strengt sich dazu immer von Neuem an, sucht dies durch die in ihrer Succession der Gedankenbewegung analoge Darstellung der Lautmomente zu erreichen, will treffend sein, und ist so ein immer erneuertes Kunstschaffen, welches an der vom Bewusstsein empfundenen Schranke, immer nur Bild, Gleichniss zu bleiben, seinen Trieb zur Fortbildung hat. —

Unser gesteigertes Bewusstsein erreicht Bestimmtheit in der Darstellung seiner Momente in dem Maasse, als wir in dem Laut nur konventionelle, d. h. uns durch den usus ganz angehörige, willkürlich ausgeprägte, nur innerhalb der von Menschen geschaffenen Verhältnisse gültige und verwendbare Zeichen sehn. Dann nämlich sichern die gleiche Culturentwickelung zusammenlebender Menschen, die enge Verbindung durch die Gemeinsamkeit der Interessen, die unzähligen Merksteine der sichtbaren Welt, in welche unser Erkennen, Wollen und Handeln uns verflicht, dem Laut-

zeichen der Sprache ein relativ genanes Verständniss. Die Bilder werden von so vielen Seiten uns vorgestellt, dass wir sie fast von allen Seiten zngleich erblicken. Hält sich also die Rede in der Sphäre uns schon geläufig gewordener Bilder, so dass wir die Worte in der That nur noch als Zeichen zn nehmen haben, so ist von „verwirrender Bilderjagd“ nichts zu bemerken, aber der Mangel bestimmter Bezeichnung tritt hervor, sobald wir uns ein neues Gedankenfeld zum ersten Male durch die Sprache erschliessen lassen, da sie dies wegen ihrer Bildnatur immer nnr andeutet, nicht deckt, obwohl, wenn nach und nach wir die neuen Gedanken gefasst und uns angeeignet haben, wir sie nicht schwieriger für das Verständniss zu finden pflegen, als die uns bekannten. Und damit geht es dem späteren Menschen nicht anders, als dem früheren. Auch beim Beginn der Sprachbildung verringerte sich die Unbestimmtheit im Unterscheiden erst allmählich dnrch bestimmtere Abgränzung der Lantformen, und so zeichnet sich weiter auch auf höheren Cnltnrstufen die erste Aufnahme eines neuen Gedankens nnr als ein Unbestimmtes für unsere Vorstellung, zu welcher erst nach nnd nach Sonderung und damit Erkenntniss hinzutritt. Neue Gedanken der Wissenschaft eignen sich desshalb auch weniger für die mündliche Ueberlieferung; der Culturmensch wünscht sie gedruckt, in Zeichen von Zeichen, damit er Zeit behalte, die Worte ruhig auf sich wirken zn lassen, bis sie ihm wieder Zeichen geworden sind. So erinnert sich der Virtuose nicht mehr an die Namen der Noten, an ihr Wesen; er spielt sie bewusstlos ab, bis ihn neue und schwierige Combinationen von Noten merken lassen, dass er nur Andeutungen liest, nicht Musik, nnd ihn so anf den Standpunkt der Anfänger im Notenlesen zurückführen. Das vollendete Kunstwerk der Sprache ist dann ein in sich harmonisches Ganze und beherrscht im Anfange die Menschen, wie etwa die Sitte, und, wenn später geregelt durch die Grammatik, wie das Gesetz, nur viel innerlicher und fester. Es umfasst und offenbart die Sprache nach der theoretischen Seite den ganzen Menschen; auch, was er praktisch in sinnlicher Breite irgend erstrebt und leistet, nimmt sie auf und verwandelt es in Geist. Zwar offenbart sich der Mensch auch in der Geschichte seines Geschlechts, in der Wissenschaft und Praxis, aber in weniger reiner und unmittelbarer Gestalt, denn in diesen Ge-

bieten stellt er nicht sowohl sich selbst dar, als wie er in Bezug auf die Welt sich verhält, und wie deren Gesetze ihn bedingen; Sprache aber ist sein eigenstes Besitzthum. —

In der Formirung der Laute selbst zeigt die Sprache ihre Plastik, in ihrem Satzbau wirkt sie architektonisch, ihre Bilder, Tropen, Gleichnisse sind malerisch; ihre phonetische Figuration und ihr Rhythmus geben uns Musik; endlich in ihren selbstständigen Produktionen berührt sie sich mit der Poesie. —

So ist sie durch und durch Kunst und kann auch nur Gedanken darstellen, wie die Kunst es vermag: bildlich. Ueber die Natur ihrer Bilder im Einzelnen wird der folgende Abschnitt das Nähere geben.

Anhang.

Es kann an dieser Stelle die Bemerkung eingeschaltet werden, dass die Entwickelung des Charakters der Schrift in durchgehender Analogie mit der Entwickelung der Sprache steht. Man wird dies von vorn herein annehmen, denn, wie der Laut Tonbild des Gedankens ist, so giebt die Schrift ein Raumbild des Sprachlauts, und was dort für den Sinn des Gehörs sich herausbildet, erscheint hier für das Auge. Freilich treten die Schrift-Bilder sogleich mit dem bestimmten Zweck der Mittheilung auf; sie bleiben abhängig und in stetem Dienst.

Die Hauptpunkte sind, dass auch die Schrift von Anfang als eine Kunst auftritt, als Malerei — ideographisch — zuerst unbestimmt, in Umrissen, dann durch Zuthat der Farbe den Ausdruck belebend und verschönernd. Viele Weisen der Darstellung waren auch hier möglich, und eine Wahl musste getroffen werden, für welche — wie bei den Sprachwurzeln der Redende und Verstehende — gemeinsam der Schreibende und der Lesende allmählich sich zu entscheiden und zu einigen hatten; denn auch der Zweck der Schrift begnügt sich nur anfangs mit dem Errathen, will aber zunehmend ein Verstehen. So führt sich auch hier die Convention ein auf dem Grunde einer Nachahmung der Natur; aus verschwenderischer Fülle der Malerei hoben sich nach und nach die charakterisirenden Bilder hervor und erhielten Bestand. Wo die Darstellung für den vorliegenden Zweck zu allgemein

bezeichnete, da halfen, den Deutelauten der Sprache vergleichbar, besondere Determinativzeichen nach. —

Man sieht auch, dass die mimetische Bilderschrift sofort — ebenso, wie die Lautbezeichnung — in ihrer Anwendung auf Abstraktionen symbolisch werden musste; ihre Bilder waren ebensowohl tropisch zu fassen, wie kyriologisch. —

In dem Maasse ferner, als die Schrift den praktischen Zwecken sich dienstbar machte, verlor sie das Andenken an ihren künstlerischen Ursprung; sie wurde, je mehr es darauf ankam, den bestimmten Wortausdruck wiederzugeben, immer mehr zum blossen Zeichen des Lautes. Und dieser Uebergang zur phonographischen Schrift vollzog sich nur allmählich; die Bilder für Vorstellungen wurden, indem das Prinzip ihrer Darstellung sich stätig veränderte, als Lautzeichen beibehalten, obwohl sie undeutlich wurden als Raumbilder, wie das Wort es allmählich werden musste als Lautbild.

Und es hat sich endlich die Schrift bei derselben Unfähigkeit zu beruhigen, den Laut genau wiederzugeben, wie der Laut, wenn er den Gedanken ausprägen will; die unendlichen Modifikationen des rein Individuellen im Laut bezeichnet die Schrift gar nicht, wie die Sprache keinen Ausdruck für die Einzelempfindung hat.

Zeigen nicht auch die Sprachen eine Richtung auf endliche Stenolalie, analog der Stenographie in der Schrift?

VII. Wiefern Lexicon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprachkunst zu betrachten sind. — Die Verwirklichung der Sprachkunst, bedingt durch die Natur, d. h. von der Verschiedenheit der Sprachen. — Die Entwickelung der Sprachkunst, bedingt durch die Geschichte der Sprache. — Die Entfaltung der Sprachkunst, bedingt durch den usus.

Wie das Bild des Malers uns die Vollansicht des Gegenstandes zu bringen scheint, ohne doch mehr als eine Seite desselben zu bieten, so meint die Darstellung der Wurzel, des ersten Kunstwerks der Sprache, eine Totalvorstellung, aber sie ergreift und stellt sie dar nur an einem ihrer Merkmale. Das Leben

zeigt dann zwar den Gegenstand oder den Vorgang in immer anderen Beziehungen, von immer neuen Seiten, aber damit ändert sich nicht der Lant, an welchen die Vorstellung des Dinges sich zuerst gebunden hatte, mit dem sie untrennbar verwachsen war, sondern die neu hinzutretenden oder sich deutlicher enthüllenden Vorgänge an dem Dinge, sofern sie ja anch sonst für sich zur Vorstellung gekommen waren und ihren Lautansdruck gefunden hatten, wurden dem Laute zugesetzt, und wurden, als ihm nur hinzugefügt, durch Betonnng, Deutelaute, Stellung kenntlich gemacht. So umgab sich das Subjekt allmählich mit einer Fülle von Prädikaten, welche in seiner Sphäre lagen und sie vollständig darstellten. —

Nnn ist klar, wie hierdnrch der Verstand an der Sprache ebenso sein Unterscheiden und Sondern erlernt und befestigt, wie er es in ihr niederlegt. Man kann desshalb sagen, je mehr die Sprache zum Satze wird, desto mehr Bewusstsein und Verstand entwickelt sie. Das Wort aber, welches, in alle mögliehen Beziehnngen gesetzt, dennoch in seinem Laute verharrt, erhält immer festere und mehr nmschriebene Bedentung, wird immer konventioneller, abhängig von den ihm zugeordneten Worten, während seine Ursprungsbedeutung aus dem Bewusstsein schwindet. So sind es zwei Seiten, auf welche bei Betrachtung der unablässig bewegten Sprache die Wissenschaft zu achten hat, die Bedeutung der Wörter selbst in ihrem Wandel: die lexikalische Seite — und das Streben, die möglichen Beziehungen des Wortes zn sieherer Darstellnng zu bringen: die grammatischo Seite. —

Wäre es nun der Sprache eigen, in ihrer Entwiekelung nur eben den Einen Zweek möglichst vollkommener Darstellnng der Seelenmomente zn verfolgen, so würde, was die Wissenschaft als Lexieon und Grammatik behandelt, lediglich aufzufassen sein als die Kunsttechnik der Sprache, aber sie ist nicht überall frei, ist in ihrer Darstellung nur insoweit sich Selbstzweek, als sie schafft. —

Wären ferner die natürlichen Bedingungen, unter welchen Sprache geschaffen wird, überall und immer dieselben für das Geschlecht der Menschen, würde nicht durch die Verschiedenheit dieser Bedingungen auch die Wahl der Laute, an denen die Begriffsbildung erfolgt, und die Bezeichnung der Beziehung innerhalb

gewisser Grenzen willkürlich, also von verschiedener Art, so würde nur eine einzige solche Kunsttechnik der Sprache sich ergeben, aber in den verschiedenen Gegenden unserer Erde realisirt sie sich weder in gleicher Weise noch in denselben Lautbildern.

Und wenn endlich die einzelnen Volkssprachen in ihrer Entwickelung nicht abhängig wären, und bestimmt würden von der Geschichte dieser Völker selbst, so würde die Darlegung der Sprachbewegung uns nichts anderes zeigen, als die Entfaltung dieser Kunsttechnik in fortschreitender Vervollkommnung, aber keine der Menschensprachen ist eben im Stande, ihre Entwickelung unbeeinflusst und ungestört von dem Schicksal des Weltlaufs fortzuführen. —

Es wird nöthig sein, dieser drei Punkte besonders zu gedenken, da sie die Grenzen aufweisen, innerhalb deren sich die Darstellung der Sprache als Kunst und der Kunst der Sprache nothwendig bewegt.

Wir besprechen zunächst die Naturbedingtheit der Sprache, durch welche eine Mannigfaltigkeit von Kunst-Techniken entsteht, d. h. die Verschiedenheit der Sprachen; darauf die geschichtliche Bedingtheit der Sprachen, durch welche Faktoren äusserlicher Art mitwirkend werden; endlich die durch die Verwendung der Sprache im Dienste anderer Interessen bewirkte Bedingtheit, welche den usus herbeiführt. —

Die ursprünglich vom Individuum geschaffenen Sprachlaute werden in der Wirklichkeit niemals zu einer Sprache der Gattung, sondern es kommt nur zu einer Ausdehnung des Individuellen auf Kreise verwandter Individuen. Ein Mehreres hindert, wie bei allen Richtungen menschheitlicher Entwickelung, die Verschiedenheit der Naturbedingungen, unter deren Herrschaft diese vor sich geht. In der That glauben wir an Ein Geschlecht der Menschen, und sagen mit W. v. Humboldt: (Ueber die Verschiedenheit des menschl. Sprachb. p. 48) „So wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dass man ebenso richtig sagen kann, dass das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dass jeder Mensch eine besondere besitzt.“ — Aber diese Einheit stellt sich dar in so reicher Unterscheidung der Formen, dass unser Begriffsvermögen nicht leicht beides zu-

gleich — die Einheit trotz der Unterschiede innerhalb der Einheit genau zu fassen und zu überschauen vermag.

Die Frage, ob die Verschiedenheit der Sprachen als das Ursprüngliche anzunehmen sei, oder ob sie alle von einer einzigen ausgingen, scheint uns kaum noch eine Frage zu sein. Es ist sicher, dass die Sprachwissenschaft, wenn sie nach strenger Methode nntersucht, nicht im Stande ist, alle uns bekannten Sprachen auf Eine Ursprache zurückzuführen, und dass daher mehrere anzunehmen sind. Die vorhandenen Verschiedenheiten lassen sich eben nur unter der Voraussetznng ursprünglicher Verschiedenheit hinreichend erklären; für eine ursprüngliche Identität spricht aber höchstens der Mythus, bis er selbst bei dem Babylonischen Thurmbau einen Sprung macht. Nun besteht die Ansicht, welche z. B. M. Müller (Vorles. über die Wissensch. d. Spr. Bd. I. p. 281) vertritt, „dass jede Flexionssprache einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen sei.“ — Dass also alle Völker zuerst in Weise der isolirenden Sprachen, wie z. B. der Chinesischen, gesprochen hätten, dann in der Art der agglutinirenden, wie z. B. die Tartarische ist, dann der combinirenden, wie (nach Schleicher) z. B. Tibetanisch, und so, in vorhistorischer Zeit, entweder auf einer dieser Stufen stehn geblieben seien, oder bis zur Flexion durchgedrungen; aber, wenn auch Müller Recht hat, dass nur bei dieser Ansicht „die vorliegenden Spracherscheinungen im Sanskrit oder irgend einer anderen inflexionalen Sprache ihre Erklärnng finden können,“ (man vergleiche z. B. auch Schleicher, Deutsche Sprache, p. 33, 46. Steinthal, Classifikation der Spr. (2te Bearb.) p. 323. Heyse, System d. Spr. p. 143) so wird dadurch doch nichts für ursprüngliche Identität der Sprachen bewiesen, da die Lautverschiedenheit doch schliesslich das Entscheidende ist, diese aber sonst Regel ist bei verschiedenen Sprachstämmen. (Heyse l. c. p. 165. Schleicher l. c. p. 38.)

Grimm sagt zwar (Gesch. der dtsch. Spr. p. 833): „Alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre Zahl, (?) desto schwächer ausgeprägt sind sie. Ohne diese Annahme würde überhaupt der Ursprung der Dialekte, wie der Vielheit der Sprachen unbegreiflich sein. Alle Mannigfaltigkeit ist allmählich aus einer anfänglichen Einheit entsprossen.“ Aber

Grimm selbst (in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache) nimmt keine Ursprache an, d. h. er setzt die ursprüngliche Differenz voraus, und will mit den angeführten Worten wohl nur den gemeinsamen Ursprung der sanskritischen Sprachen betonen. Wird nicht auch die Verschiedenheit vielmehr dadurch begreiflich, dass man sie zugleich mit der Verschiedenheit der Individuen von Anfang anerkennt? Haben sich etwa die verschiedenen Nationen, Staatsverfassungen, Religionen, Mythen, Kunstformen u. s. w. aus Einer Form entwickelt?

Renan (histoire des langues sémitiques p. 100) sagt gut: „Il semble au premier coup d'oeil que rien n'est plus naturel que de placer l'unité, en tête des diversités et de représenter les variétés dialectiques comme sorties d'un type unique et primitif. Mais des doutes graves s'élèvent quand on voit les langues se morceler, avec l'état sauvage ou barbare, de village à village, je dirais presque de famille à famille." Nachdem er die Sprachen des Caukasus, Abessyniens, Amerika's, Oceaniens besprochen in ihrer übergrossen Zahl und Mannigfaltigkeit, fährt er fort: „Ces faits nous semblent suffisants pour prouver l'impossibilité d'une langue homogène, parlée sur une surface considérable, dans une société peu avancée. La civilisation peut seule étendre les langues par grandes masses; il n'a été donné qu'aux sociétés modernes de faire régner un idiome sans dialectes sur tout un pays, et encore les langues arrivées ainsi à l'universalité sont-elles presque toujours des langues purement littéraires." und weiter: „Loin donc de placer l'unité à l'origine des langues, il faut envisager cette unité comme le résultat lent et tardif d'une civilisation avancée. Au commencement il y avait autant de dialectes que de familles, de confréries, je dirais presque d'individus." — „Les langues qu'on peut appeler primitives sont riches parce qu'elles sont sans limites. Chaque individu a eu le pouvoir de les traiter presque à sa fantaisie; milles formes superflues se sont produites et elles coexistent jusqu'à ce que le discernement grammatical vienne à s'exercer." — „L'oeuvre de la réflexion, loin d'ajouter à cette surabondance, sera toute négative: elle ne fera que retrancher et fixer. L'élimination s'exercera sur les formes inutiles; les superfétations seront bannies; la langue sera déterminée, réglée, et, en un sens, appauvrie." —

Schleicher betrachtet die Sprache nur nach der Seite ihrer Naturbedingtheit, übersieht in ihr die Seite der künstlerischen Freiheit, wenn er sagt: („Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen" p. 8) „dass die Sprache nichts ist, als das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Complexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln" u. s. f., aber gewiss ist richtig, wenn es p. 23 heisst: „In den offenbar sehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geschichte sind höchst wahrscheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere sich weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausbreiteten und sich dabei in eine Mannigfaltigkeit von Formen differenzierten. Wir müssen demnach eine unbestimmbar grosse Anzahl von Ursprachen voraussetzen." —

Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen ist ebensowenig allein im Laut zu suchen, wie die Verschiedenheit der Individuen selbst nur eine körperliche ist. Der ganze Mensch schafft die Sprache, darum sind auch deren Verschiedenheiten der Art, dass aus ihnen die Verschiedenheiten der Individuen selbst am tiefsten und umfassendsten erschlossen werden können. — Wir führen an, wie W. v. Humboldt die einschlagenden Punkte bezeichnet. (Ueber die Versch. des menschl. Sprachb. p. 8 sq.) „Die Verschiedenheit der Sprachen lässt sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft mehr oder weniger glücklich hervorbricht." „Das bessere Gelingen kann in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen: also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureissen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören." — „Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht

gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurtheilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination" — cet. —

Wir nehmen also ursprüngliche Verschiedenheit der Wurzeln an, verschiedene Art, wie zu bestimmter Wortbildung vorgeschritten wurde, Verschiedenheit in den Analogieen, nach welcher die Uebertragung sinnlicher Bezeichnungen auf Abstraktionen erfolgte, endlich eine besonders tiefgehende Verschiedenheit in den Prinzipien, nach welchen die Lautmittel grammatisch zur Verwendung kommen.

Innerhalb dieser ursprünglichen Verschiedenheiten, in denen Sprache zur Erscheinung kam, bildeten sich dann, bedingt durch die geschichtliche Entwickelung unseres Geschlechts, neue Unterschiede heraus, denn auch Völker derselben Ursprache mussten, schon aus rein natürlichen Gründen, sobald sie freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze änderten, mit der Ortsverschiedenheit zur Sprachverschiedenheit kommen. Die Identität der Wurzeln und die Gleichheit des Prinzips, welches den grammatischen Formenbau durchdringt, hält, wie z. B. bei dem indogermanischen Sprachstamm, welchen unsere Darstellung allein im Auge hat, die Einheit aufrecht. —

Nach dem Grunde der Sprachverschiedenheit zu fragen, sollte ebenso überflüssig erscheinen, wie etwa danach, weshalb die Gesichtsbildungen der Menschen untereinander differirten und doch wieder in bestimmten Gruppen nach Familien, Landschaften, Volksstämmen sich zusammenfänden.

Diogenes Laertius sagt vom Epikur (§ 75): *ὄϑεν καὶ ὀνόματα ἐξ ἀρχῆς μὴ ϑέσει γενέσϑαι ἀλλ' αὐτὰς τὰς φύσεις τῶν ἀνϑρώπων, κατ' ἔϑνη ἴδια πασχούσας πάϑη, καὶ ἴδια λαμβανούσας φαντάσματα, ἰδίως τὸν ἀέρα ἐκπέμπειν, στελλόμενον ὑφ' ἑκάστων τῶν πάϑων καὶ τῶν φαντασμάτων, ὡς ἂν ποτε καὶ ἡ παρὰ τοὺς τόπους τῶν ἐϑνῶν διαφορὰ εἴη*, später sei dann Uebereinkunft hinzugetreten (§. 76); und Lucretius sagt kurz (V, 1055):

„Postremo, quid in hac mirabile tantopere est re,
Si genus humannm, cui vox et lingua vigeret,
Pro vario sensu varias res voce notaret."

Wir werden als Hanptgrund der verschiedenen Sprachformationen die verschiedene künstlerische Begabung für Sprachschaffen und Sprachanffassung zu betrachten haben, wie ja z. B. auch für die Musik Chinesen, Deutsche, Türken, Engländer, Italiäner sehr unterschieden ansgestattet sind, so für das Empfangen wie für das Schaffen. Aber freilich hängt diese Verschiedenheit der Begabung gerade bei der Sprache in hohem Grade von der Natur ab, unter deren Einfluss der Mensch sich entwickelt. Dabei meinen wir nicht sowohl, dass Terrain (Gebirgsland, Flachland cet.) oder die Lage (ob maritim oder Binnenland) oder das Klima, oder Lebensweise, Nahrung, Art der Kulturentwickelung u. A. unmittelbar auf die Sprache wirken, sondern wesentlich nur so, dass, indem sie den Menschen überhaupt körperlich und geistig beeinflussen, sie auch die Sprachhervorbringung mitbedingen.

Dennoch wird in Einem Punkt auch eine direkte Einwirkung der Natur angenommen werden dürfen. Das Medium der Fortpflanzung wie der Erregung des Ton's ist die Luft, und es wird also deren Beschaffenheit neben den übrigen den Organismus, namentlich die Stimm- und Gehörs-Organe, bedingenden tellnrischen Einflüssen für die Differenzirung der Stimme auch unmittelbar und entscheidend wirksam sein. Wärme und Kälte, die chemische Beschaffenheit der Erdoberfläche, Gebirge, Meeresnähe, Sumpfboden verändern das Medium und afficiren so auch sofort den Ton und die Art seiner Hervorbringung, gestalten im Uebrigen auch sicherlich nach und nach die Organe um, welche ihn erzeugen. Der Schall ist z. B. bekanntlich in dünnerer Luft schwächer, wie er denn unter der Luftpumpe verschwindet. Demnach werden in höher gelegenen Landstrichen grössere Anstrengungen des Organs, namentlich stärkeres Hervorstossen des Hauchs bei Verwendung der menschlichen Stimme eintreten. Daher erklärt sich grössere Rauhheit und Reichthum an Aspirirungen und eine Umstimmung der Organe, bei denen schliesslich weichere Laute nicht mehr ansprechen. — Bedenkt man, wie die Erschütterung des Organismus mittelst der Nerven eine Mitbewegung der Stimmorgane hervorbringt, wie sie zunächst in Naturlanten sich äussert,

so kann auch von dem Klima Beeinflussnng auf die Spracherzeugung geschlossen werden, denn die Reize auf die Faser des Menschenkörpers sind nach dem Klima verschieden. A. v. Hnmboldt bemerkt z. B. (Ueber die gereizte Muskel nnd Nervenfaser p. 303), dass Zuckungen todter Thiere in Deutschland noch 2 bis 3 Stnnden nach dem Tode, in Italien nur 20 bis 25 Minnten auf galvanischen Reiz erfolgen. —

Ebenso, wenn auch schwerer nachweisbar, müssen Wirkungen angenommen werden, welche die Mischungen der Luft mit Gasarten z. B. Kohlensäure, Ozon, Salpetersäure, Ammoniak, öfter wiederkehrende Miasmen, die sogenannte Sumpflnft n. d. m. anf Stimme uud Stimmorgane ansüben; auch die elektrische Beschaffenheit der Lnft ist von Einfluss, und nicht minder von Bedentnng ist es, in welchem Maasse die Lnftbeschaffenheit gleichmässig bleibt oder vielen und raschen Wechseln nnterworfen ist. Wenn nicht eben scharf bestimmend, so doch hübsch veranschaulichend sagt Gutzkow (gesammelte Werke, Bd. 4, p. 49): „Die zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Faktum der Geschichte, das auf Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogengebrause, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren und sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Thier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen ihre Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dnnklen Bläne, die sich in dem sanft wogenden ägäischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluss der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener, während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natnr waltet, eine Nachahmung, die sich mit Gnrgellauten dnrch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitiren sncht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nnr znweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen, und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen,

singend und klagend, oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte.“ — Es ist hierbei freilich nicht deutlich, warum in den semitischen und hochnordischen Sprachen „der Einfluss der Natur“ kein ebenso „unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener“ gewesen sei, als bei den Griechen. Das Verständniss der Sprachverschiedenheit wird erleichtert, wenn man die innerhalb derselben Sprache vorhandenen Dialektverschiedenheiten in's Auge fasst, welche so gross werden können, dass die derselben Sprache Angehörigen einander nicht mehr verstehn: Schweden, Dänen, Holländer, Deutsche cet. Mit den Wohnsitzen ändern sich die Bedürfnisse; neue Umgebungen veranlassen neue Vorstellungen, modificirte Laute, einen Wechsel in dem Streben nach Sprachbequemlichkeit und Lautschönheit. — Man wird übrigens nicht vergessen dürfen, dass in der fortschreitenden Kultur das Moment der Freiheit sich vielfach als Gegengewicht gegen die Macht der Naturbedingungen geltend macht. So dehnen sich Sprachen über ihre natürlichen Gränzen aus, wie z. B. jetzt das Englische, oder sie vermengen sich mit anderen, wie z. B. die lingua franca in den türkischen Seestädten. K. O. Müller (Dorier, Th. II, p. 515) sagt in dieser Beziehung von den griechischen Dialekten: „Man muss erwägen, dass lokale Bedingungen auf die Sprache nur in einem Zeitalter mit voller Kraft wirkten, da die Organe ihnen weit mehr nachgaben und überhaupt mehr Akkommodation gegen die Natur statt fand: später wurde Dorisch auch in Küstenländern gesprochen, wie jetzt Plattdeutsch in Gebirgen. Auch dürfen wir dabei nicht vergessen, dass nicht bloss das Land, sondern auch das Volk von jeher eine bestimmte Natur hatte, die auf die Sprache doch wohl nicht in geringerem Maasse einwirken musste, als die erstere.“ — O. Müller sondert hier die Naturbestimmtheit des Volkes von der des Landes, jene aber ist von dieser nicht zu trennen. —

Klar ist, dass, wie die Kultur in allen Lebenssphären den Menschenwillen an die Stelle des Gegebenen setzt und die Unterschiede der Kleidung, Nahrung, Bildung, Staatsverfassung cet. verringert, auch ein Schwinden der Sprachverschiedenheit durch sie veranlasst wird. Bei höher kultivirten Völkern, z. B. bei de-

nen Europa's, sind die Sprachen weniger zahlreich, als bei denen der Urbewohner Amerika's, des Kaukasus cet. —

Auch innerhalb derselben Sprache prägt sich die Macht des geistigen Faktors in hervortretender Weise aus. Sobald einzelne Kreise des Volkes in ihrer Bildung unverhältnissmässig vorschreiten, sondert sich eine Sprache der Gebildeten von der Volkssprache; so bei den Römern eine lingua Latina von dem sermo plebejus, der lingua rustica, bei den Deutschen das Neu-hoch-Deutsche. Natureinfluss dagegen und Naturkraft zeigen die Sprachen durch Energie der Laute am meisten in jener Zeit, welche noch nicht das Gepräge einer bestimmten Volkssprache angenommen hatte, zu deren Grundlagen wir durch die vergleichende Sprachforschung vordringen, und welche daher Curtius („Philologie und Sprachwissensch." p. 9.) richtig als etwas transnationales bezeichnet, dessen Erforschung dem „Sprachforscher" obliegt, wie die Kulturseite der Sprache den „Philologen." —

Wenn im Uebrigen die Sprachen von Natur verschieden sind, so sind doch auch die Nachweisungen — selbst schon in Bezug auf die Schaffung der Wurzeln — nicht schwer, dass alle Sprachen von Natur ein Einheitliches darstellen. Man nimmt in der That wahr, dass Sprachen, welche wegen der Verschiedenheit ihrer grammatischen Strukturen durchaus als nicht verwandt betrachtet werden müssen, doch in ihrem Lexikon so viel ähnliche Wurzeln aufweisen, dass, wenn bloss dies in Betracht käme, an einer Verwandtschaft nicht zu zweifeln sein würde. Es ist dies aber eben nur Zeugniss für die Einheit der Gattung und der Natur, in welcher sich diese ausbildet. Renan führt z. B. (hist. des lang. sémit. p. 460 sq.) Beispiele an, wo die semitischen und indogermanischen Wurzeln stimmen. Der Begriff lecken, schlingen hat in den semitischen Sprachen aus den Wurzeln לע oder לח eine Menge Wörter geliefert, z. B. im Hebräischen עָלַע, לוּעַ, לָעַב, לָעַט, לָעַג, לָעַז, לָהַב, לָהַם, לָחַט cet. Es ist der Zusammenhang zwischen der Bedeutung und dem Laut fühlbar, und gefühlt haben ihn also auch die Arier: λείχω, λιχμάω, lingo, ligurio; lingua, gula, glutio, lecken, lechzen, to lick, leccare, lécher, celt. lonkan, lambere, λάπτω, λαιμός, labium, Lippe cet. So drücken den lärmenden Hall einer Menge aus יָלַל, אָלַל, ἀλαλάξειν, ὀλολύξειν, ἰάλεμος, ejnlare, ululare. Anderes z. B. קָרָא, κράζω, krähen,

crier; תָּפַף, τύπτω; תֹּף, τύμπανον, τύπανον; — חָרַף, עָרַף, גָּרַף ἁρπάζω, carpo, greifen; cet. Besonders auffallend ist die Aehnlichkeit bei Pronominibus und Zahlwörtern. (Renan, l. c. p. 464.) Wir führen noch eine andere, weiter reichende Gruppe von Wurzelwörtern an. Buschmann (Ueber den Naturlaut. Abhandl. d. Akad. d. Jahr. 1852) zählt als Typen für die Sprachen auf der Erde 4 für den Begriff Vater, 4 für Mutter; nämlich pa, ta, ap, at und ma, na, am, an. Er sagt: „Wie sinnig spricht sich nicht das Naturgefühl darin aus, dass für den Vater die starken Laute, die harte oder weiche mnta, für die Mutter die völlig abgeebneten, ruhigen Consonanten bestimmt sind, welche nur als eine sanfte Gränze noch den Mutis angehören! Wohl ist es erlaubt, hier eine neue Wirkung der grossen Natur zu bewundern, ihr stilles Schaffen nach einfachen und sinnigen Gesetzen.“ — Trotz einer so ungemein weit unter den Völkern sich zeigenden Uebereinstimmung ist hieraus, wie Buschmann nachweist, keineswegs auf Sprachverwandtschaft zu schliessen, aber, wofür diese Uebereinstimmung zeugt, das ist eine Verwandtschaft der menschlichen Sprachorgane und des menschlichen Sprachsinnes. An diesem merkwürdigen Zug wird dargethan, sagt Buschmann, (p. 396) „dass manche Ursachen in den Sprachen Aehnlichkeit bewirken, ohne dass die Sprachen in irgend einem Zusammenhange mit einander stehn.“ — (cf. was oben über Kindersprache gesagt ist, p. 196 sq.)

Bedienen wir uns nun, wie bisher, der Bezeichnung „Sprache“ bei unseren Untersuchungen über die Sprachkunst, obwohl wir diese nur in Bezug auf die Kunsttechnik eines einzigen Sprachstamms, des indogermanischen, anstellen und selbst innerhalb dieses Einen Stammes nur einige seiner bedeutendsten Zweige näher zu beachten im Stande sind, so verhalten wir uns ähnlich, wie wenn im wissenschaftlichen Sinne vom „Menschen“ gesprochen wird, obwohl die unendlichen Verschiedenheiten der Stämme und Individuen dies zu verbieten scheinen; fit enim denominatio a parte potiore, und auch unter den Sprachen sind die Formsprachen und unter diesen die durch eigentliche Suffixe abwandelnden sanskritischen als die vollkommensten zu bezeichnen. Wir haben aber ausserdem anzunehmen, dass ein Analoges, eine ähnliche Kunsttechnik sich bei allen Sprachstämmen entwickelt hat, und

Digitized by Google

meinen, dass die Art, wie in neueren Zeiten bisher unbekannte Sprachstämme untersucht werden, unserer Auffassung nicht eben fern steht. —

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Einwirkung, welche die Geschichte auf die Sprache übt. —

Die bisher betrachteten Verschiedenheiten der Sprache werden von der Natur durch räumliche Bedingungen hervorgerufen; die Verschiedenheiten, zu welchen der Zeitlauf die Sprachen bringt, stellen sich in praxi für das Menschengeschlecht kaum geringer, als jene. Wir verstehen das Gothische nicht, so wenig, wie Quintilian die Saliorum carmina, vix sacerdotibus suis satis intellecta. (Quint. I, 6, 40.) Der Lauf der Geschichte zerreibt die Sprachen; die Cultur nutzt sie ab, indem sie die Kunstgeschöpfe des sinnigen Sprachschöpfers mit eilig zu leistenden Diensten beladet; das sieht man, wenn man z. B. die Sprache der Franzosen mit jener der Spanier und Portugiesen in Bezug auf das gemeinsame Lateinische Stammgut vergleicht, oder Englisch mit Isländisch, oder Litauisch mit den anderen lebenden indogermanischen Sprachen. —

Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr. p. 6) sagt: „In allen Sprachen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung.“ — Den Satz vervollständigt Schleicher (Die dtsch. Sprache p. 37): „Das Leben der Sprache zerfällt in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwickelungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode.“ —

Dass in der That die Entwickelung der sprachlichen Lautform den vorhistorischen Zeiten angehöre, deren Verfall aber den Zeiten der Geschichte d. h. des sich bethätigenden geistigen Fortschritts, erscheint bei genauerer Betrachtung als selbstverständlich. Nach dem von uns entwickelten Gesetze der Wechselwirkung von Laut und Bewusstsein kann vollständige Ausbildung des theoretischen Geistes erst an und mit der Vollendung der Sprache erreicht werden. Erst dann also waren die Völker auf der Culturstufe geschichtlicher Völker angelangt. Von da ab wird Sprache Mittel für weitere Zwecke, sie hört auf, die umworbene Braut zu sein und hilft als Hausfrau in der Praxis des

Lebens; nicht ihre Schönheit sowohl, als ihre Brauchbarkeit wird von nun an geschätzt, und mit dieser verliert sich freilich dann jene. Sogar dies lässt sich nachweisen, (cf. Schleicher, deutsche Sprache p. 35) dass die Lautform um so stärker verfällt, ein je gewaltigeres geschichtliches Leben, z. B. bei Engländern und Franzosen, sie begleitet. Man kann darum mit Renan sagen: (Histoire génerale des langues sémitiques. Préface) „Les langues étant le produit immédiat de la conscience humaine se modifient sans cesse avec elle, et la vraie théorie des langues n'est, en un sens, que leur histoire." — Wie nun in diesem Hergange wirklich ein Zerfallen von Kunstformen durch deren praktische Verwendung zu sehen ist, entnehme man aus den Worten W. v. Humboldt's (Von der Verschiedenh. cet. p. 291): „Die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache muss durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gährung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und lässt nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Sylbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes." —

Humboldt spricht von der „Bequemlichkeit des Verstandes," welcher die Sprachformen auflöse; man darf andererseits nicht über-

sehen, dass das „Gefallen“ an den Bildungen der Sprache allerdings im Verlaufe der Zeit zurücktritt, dass es aber niemals verschwindet, vielmehr sich ohne Aufhören bewusst und unbewusst geltend macht. Noch lange, nachdem in Griechenland die hohe Kunst des Phidias, die Anmuth des Praxiteles ihre Vertreter verloren hatte, zeigte sich eine bedeutende Kunstfertigkeit als technische Gewandtheit, und so treten in der Sprache, wenn die Blüthe des Schaffens vorbei ist, Kunstbildungen auf, welche sich vom Sinn entfernen, dem Stofflichen aber in glücklicher Weise dienen und so den Wohllaut zum Uebergewicht bringen gegen die Charakteristik. Bopp (Vokalismus p. 18) bemerkt: „Je weiter die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluss, weil sie nicht mehr in dem klaren Gefühl der Bedeutung der Sprachelemente einen Damm findet, der ihrem Anstreben sich entgegenstellt.“ Bopp führt dies Streben auf eine sehr frühe Zeit zurück, indem er sagt, dass dasselbe sonst zwar nur in Bezug auf die Flexionen auftrete, sich aber wenigstens im Germanischen schon auf die Wurzeln ausdehne. — Freilich desorganisiren diese Wohllautsbestrebungen, diese euphonischen Zusätze und Weglassungen, diese Lautwandelungen unorganischer Art die Sprache nicht minder als jene „Bequemlichkeit des Verstandes.“ —

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) bemerkt: „Die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte kann nur von der Physiologie der Sprachorgane erwartet werden.“ Und so bezeichnet der Anatom Claudius die mechanischen Vorgänge bei dieser Wandelung der Sprachformen („Das Leben der Sprache.“ Aus den Schriften der Gesellsch. zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg. Bd. IX) als „Erleichterungen der Rede.“ Er sagt: „Die Fortbildung der Sprache geschieht, indem die Arbeit des Sprechens erleichtert wird, durch Erweichung und Weglassung einzelner Laute; es werden auch einzelne Laute eingeschoben, um einen, ohne dieses entstehenden, schwer auszusprechenden Laut zu umgehen. Es ist ein Vorrücken von den hinteren Mundtheilen nach vorn gegen die Lippen und die Spitze der Zunge an den Sprachen bemerkbar.“ — Wir fügen hinzu, dass bei der Ausbildung des Sprechens, wie sie der Ein-

zelne sich zur Aufgabe zu setzen hat, eben solches Vorrücken zu erstreben ist. —

Eine Sonderung der Einwirkungen auf die Laute der Sprache, welche der Bequemlichkeit des Sprechens entspringen, von denen, welche von dem Streben nach Wohllaut herrühren, ist schwer. Wocher (Nenere Phonologie p. 2) entscheidet sich leicht: „Im umfassenden Sinne ist Euphonie ebensowohl Bequemlaut für das Sprachorgan, als Wohllaut für das Ohr," wonach denn die wohllautende Rede des Gebildeten auch als die vorzugsweise bequeme erscheinen würde. Wocher (namentlich in seiner „Allgemeinen Phonologie," dann in der „Neueren Phonologie für das Englische, Italienische, Französische" und in der „Entwickelung der Deutschen Sprache") hat ein durchgehendes, Wortbildung und Flexion durchaus beherrschendes Prinzip aufgestellt, nach welchem ebenso der Wohllaut für das Ohr wie der Bequemlaut für das Sprachorgan —, innerhalb einer jeden Sprache individuell sich gestaltend — bei der Wahl der Laute schliesslich entscheide. Hierbei verfahre die Sprache namentlich nach dem Gesetze der Vokalneigung, sofern nämlich die Aussprache der verschiedenen Consonanten zu verschiedenen Vokalen hinneige und so deren Wahl bestimme; ferner zeige sich Kürze und Dehnung für die Aussprache (d. h. wieder für die Wahl der Vokale) von wesentlichem Einfluss, endlich wirken nach dem Gesetz der Symphonie auch sämmtliche Laute eines Wortes auf einander und ganze Wörter auf andere Wörter im Context des Satzes. —

Abgesehn von allem Anderen aber ist Bequemlaut nicht an sich selbst auch schon Wohllaut; Bequemlichkeit wirkt destruirend auf den Laut, Wohllaut verlangt eher Hebung der Laute. Dass die Neigung zum bequemeren Sprechen doch höchstens zufällig auch Wohllaut bewirkt, kann man täglich bei der bequem und lässig geführten Rede wahrnehmen, zumeist bewirkt sie das Gegentheil des Wohllauts: ein Trüben und Verwischen der Vokale, bei uns namentlich eine Tödtnng der Diphthonge, dazu Verschlucken von Endsylben, Weglassen des p vor f, des r am Ende u. d. m. Man wird im Gegentheil Mühe verwandt haben müssen, um das Wohllautende zu erzeugen; das Sprachschaffen ist Arbeit und Anstrengung, es überwindet die Schwierigkeit, so dass das Lautbild bequem erscheint, aber es vermeidet sie nicht, wie der

Bequemlaut, welcher aus Mangel an künstlerischem Interesse der Trägheit der Organe nachgiebt. Wenn die Engländer in ihrer Maulfaulheit allmählich viel Sylben fallen liessen nnd nur die Verständlichkeit im Auge behielten, so charakterisirt sie das, aber nicht das Wesen der Sprache, und Wohllaut wird vorzugsweise bei ihnen nicht gesucht werden.

Wenn nun Bequemlaut und Wohllaut für die Betrachtnng auseinanderzuhalten sind, jedenfalls aber jener nicht gleichbedeutend zu nehmen ist mit Nachlässigkeit, Schlaffheit, Undeutlichkeit der Aussprache, so werden freilich die Wirkungen, als welche sie erscheinen, oft in einander fallen, wie z. B. die grössere Mannigfaltigkeit der Vokale in der späteren Zeit, welche an Stelle der Urvokale a, i, u eintrat, ebensowohl die starken Gegensätze jener bequem vermittelte, als den Reichthum der Sprachmusik mehrte. Auch Bequemlichkeit d. h. Leichtigkeit in der Aussprache empfindet das Ohr als eln Angenehmes, Gefälliges, und Becker (Organism der Sprache p. 4) giebt gewiss das Richtige an: „Durch das organische Verhältniss, in welchem Hörorgane nnd Sprachorgane als zeugende und empfangende einander entsprechen, ist zugleich diejenige Beziehung gegeben, vermöge welcher nur solche Laute einen angenehmen Eindruck auf das Gehör machen, welche von den Sprechorganen mit Leichtigkeit hervorgebracht werden; nnd so ist der Sprache in dem Gehör zugleich eine Norm für den Wohllaut nnd den Wohlklang der Lautverhältnisse gegeben. Der Tanbstumme lernt künstlich Wörter hervorbringen; aber es fehlt ihnen an Wohllaut und Wohlklang; und dies unterscheidet sie auf eine höchst widrige Weise von der auf dem natürlichen Wege entwickelten Sprache.“ —

Weder aber dem Bequemlaut noch dem Wohllant ist ein so weit reichender Einfluss auf die Sprachbildnng zuzuschreiben, wie Wocher annimmt. Sicherlich hat sich der Sprachlaut nach den verschieden bedingten Sprech- und Hörorganen der Menschen gestalten müssen, aber so war es schon von Anfang an, und bei seiner Fortbildung machten sich noch ganz andere Bedürfnisse nothwendig und nnabweislich geltend, als beqneme Aussprache.

Anch der Enphonie wegen sprach man die Sprache nicht, sondern der Laut mnsste modificirt werden, weil der Sinn sich modificirte. Wie wenig mit Wocher's Gesetzen auszurichten ist,

zeigt sich, wenn wir durch sie irgend eine wesentliche Sprach-erscheinung zu erklären versuchen. So heisst es z. B. bei ihm („Deutsche Phonologie" p. 79) „über die Flexion des Adjektivs im Satzgefüg": „In behaglicher Breite fügte es wohl, wenn die sogenannte starke Deklination des Adjektivs statt fand, wo jetzt die sogenannte schwache ist; z. B. der listige*r* Mann; so riche*s* Küniges Guot; auf ainer schöne*r* Haide; zem grimme*m* Tode cet. — Im schnellen Aussprechen würde es merklich hart, und wir sehen auch hier wieder den Fortschritt zu leichteren und kürzeren Formen; eine bloss mechanische Nachahmung z. B. des s im Genitiv (so reiche*s* Königes Gut; so edle*s* Sinnes cet.) kann nicht angehen. Wie bequem fügt z. B. Viel Schönes — vieles Schöne; ein gute*r* Mann cet. Unbequem würde es, wenn z. B. es heissen sollte: das gutes Herz cet." —

Man wird mit solcher oberflächlichen Betrachtung der Sache schwerlich nahe kommen. Faktisch ist es, dass das „in behaglicher Breite" gesprochene Gothisch z. B. im Anreden, wo wir stark flektiren, (lieber Freund) schwache Flexion hatte. cf. Grimm (Dtsch. Gr. Th. IV. p. 559): In der Gothischen Sprache ist „der attributive Vokativ, obgleich den Artikel meist von sich abhaltend, organischer Weise nur der schwachen Form fähig." (cf. über die Spracherscheinung selbst u. A. Steinthal, Charakteristik der hanpts. Typen p. 308 und Heyse, Sprachwissensch. p. 378 sq.)

In Bezng auf die Zeitfolge des Bequemlauts und des Wohllauts scheint demnach Heyse (Sprachwissensch. p. 213) richtig anzugeben: „Im Allgemeinen zeigen sich in den ältesten Sprach-Formationen mehr euphonische Laut-Ueberflüsse, Herstellung der Euphonie durch positive Mittel; in den späteren, sekundären ist Tilgung bedeutsamer Laute der Wurzel oder des Stammes zu Gunsten des Wohllautes vorherrschend; also Beförderung der Euphonie durch negative Mittel." —

Diese Negationen zeigten sich zunächst in einer Verflüchtigung der Endsylben, ergriffen dann aber auch den Stamm (wie aus lat.: credidi, fr. crus wird). Lautwandel, besonders auf der sogenannten Assimilation und Dissimilation der Sprachlaute beruhend, (wie etwa lat. snmmus aus sup[i]mus Angleichung der Laute zeigt, Dissimilation dagegen das griechische τρέφω für θρέφω), allerhand Lautverschiebungen (wie z. B. hochdeutsch: after, niederdeutsch:

Digitized by Google

achter) führten zu unorganischen Bildungen mancherlei Art, welche eine reine Kunsttechnik beeinträchtigen.

Wir besprechen endlich diejenige Einwirkung auf die Kunsttechnik der Sprache, welche durch den usus geübt wird, wobei in Bezug auf diesen terminus („usus, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi" Hor. ep. ad Pis. vs. 71) an den Gegensatz von usus, consuetudo, Anomalie gegen ratio und Analogie gedacht werden kann, wie ihn die Römischen Grammatiker fassten. Beruhte die Verschiedenheit der Sprachen wesentlich auf räumlichen Bedingungen, zeigte die Geschichte der Sprache den Einfluss der zeitlichen Verhältnisse, so umfasst die Betrachtung dessen, was man die Tyrannei des usus zu nennen pflegt, das Zusammenwirken beider Faktoren, des Raumes und der Zeit, auf die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte fixirt gedachte Sprache.

In Bezug auf die Verschiedenheit der Sprachen ist aus der vergleichenden Sprachwissenschaft die nähere Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Kunsttechniken zu gewinnen; in Bezug auf die im Laufe der Zeit wechselnden Mittel dieser Techniken würde die historische Grammatik der einzelnen Sprachen Auskunft ertheilen; die Darstellung des usus für bestimmte Zeitperioden bestimmter Sprachen übernehmen die gewöhnlichen, mehr oder weniger praktischen Zwecken dienenden Grammatiken, zu denen ergänzend die betreffenden Lexica treten. —

Die Betrachtung des usus zeigt den Vertretern der vergleichenden und historischen Grammatik nichts Neues. Sie denkt sich nur den Fluss der Spracheutwickelung in Bezug auf eine bestimmte Sprache gleichsam gefroren, verfährt, als ob es für ihr Objekt eine wirkliche Gegenwart gäbe, als ob deren Züge bleibende wären.

Es ist diese Art der Betrachtung die uns natürliche; die Momente einer eingebildeten Gegenwart bedeuten dem Menschen die Zeit, und nur der Lebende hat Recht. Auch ist die immer sich erneuernde Aufstellung und Behauptung dieses Standpunktes nicht ohne Einfluss auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache. Zwar überschätzen leicht die Regeln machenden Grammatiker ihre Einwirkung auf Gestaltung der Sprache, aber diese macht sich doch immerhin geltend durch Fixirung der herrschenden

Ansichten über Barbarismen, Soloecismen, Archaismen, Neologismen, Provinzialismen, Kakophonieen u. d. m. —

Für uns ergiebt sich nun für die folgenden Ausführungen eine grosse und zunächst nur sehr ungenügend zu überwältigende Schwierigkeit. Die Beobachtungen nämlich, welche bisher in Bezug auf die Kunsttechnik der Sprache gemacht wurden, und deren Terminologie rühren sämmtlich von Solchen her, welche nur diesen Standpunkt des usus kannten. Griechen und Römer wussten von vergleichender und historischer Sprachwissenschaft nichts, und die Umgestaltung unserer eigenen Vorstellungen reicht nicht zurück über Bopp und Grimm und W. v. Humboldt. Da nun es zweckmässig ist, die alte Terminologie festzuhalten, so weit es möglich ist, wird unsere Darstellung sich zu allerhand Compromissen zwischen Altem und Neuem verstehen müssen. —

VIII. Das Wort, betrachtet nach seiner Bedeutung und deren Wandel; d. h. von den Tropen. — Das Wort, betrachtet nach seinem Lautkörper; von den phonetisch-grammatischen Figuren. — Das Wort, betrachtet in seinen Beziehungen; von den syntaktisch grammatischen Figuren.

A. Von den Tropen.

Das Lexicon giebt uns die Wurzeln und Wörter der Sprache, die Grammatik deren Formirung, welche eintritt, sobald sie sich zu vollständiger und bestimmt abgegränzter Darstellung ihres Inhalts entfalten und so zu einander in Beziehung treten. Nach dem bisher Entwickelten finden wir in beiden zusammen die Darlegung der Sprach-Kunsttechnik, so jedoch, dass die Bedingungen, unter denen allein die Einwirkung von Natur und Geschichte die Sprache in der Wirklichkeit erscheinen lässt, die reine Gestaltung der Kunst vielfach beschränken.

Um die Verletzungen und das Hinschwinden der Sprachkunstwerke erklärlich zu finden, erinnern wir uns daran, dass die Kunstthätigkeit, welche sie schuf, keine bewusste war, aus einem Triebe hervorging, den schon Cicero (de or. 37) der eigentlichen Kunst entgegenstellt: „non arte aliqua perpenditur, sed quodam

quasi naturali sensu judicatur;“ dass man also die Kunsterzeugnisse der Sprache wohl liebte, aber als solche nicht kannte und festhielt. Die herrlichen Darstellungen der Seelenmomente durch den Laut fanden sogleich Anwendung auf die Praxis des Lebens, wie die Zellenbauten der Bienen. Da der Kunsttrieb sich nur auf den glücklichen Ausdruck des Moments richtete, die Interessen des Lebens dagegen sofort die Momente auf einander bezogen, war Beeinträchtigung eines Lautes durch den anderen — je nachdem die Zwecke sie über- oder unterordneten — war Schädigung der Sprachkunstwerke unausbleiblich; und so, wie etwa bei den Körperformen, welche die Wirklichkeit zeigt, in der Landschaft, weil nur eine bewusstlose Natur die Bildnerin war, das Schöne uns nur zufällig, zerstreut und getrübt erscheint, finden wir es auch in der Sprache nur selten ohne irgend welche Bedingtheit. —

Betrachten wir zunächst, was das Lexicon uns bietet, die Wörter mit ihren Bedeutungen. —

Wir stellen folgenden Satz an die Spitze:

Alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. Wie der Ursprung des Wortes ein künstlerischer war, so verändert es auch seine Bedeutung wesentlich nur durch künstlerische Intuition. „Eigentliche Worte“ d. h. Prosa giebt es in der Sprache nicht. —

Wir betreten mit Untersuchung dieser Sätze das Gebiet der Bedeutungslehre, deren Schwierigkeit wir schon in anderer Beziehung früher (p. 246 sq.) hervorhoben. Es handelt sich da um die wissenschaftliche Ordnung unserer ganzen, geistigen Welt, um unser Alles; die Lautstoffe lassen sich wohl klassificiren, aber ihr Wirken in der grossen kleinen Welt, das ist uns eben: alles Mögliche. —

Man müsste doch vor Allem über die Bedeutung der Wurzeln im Klaren sein. Aber die Wurzeln mussten, so lange sie den Sprachschatz allein bildeten, jedenfalls für noch mehr Bedeutungen ausreichen, d. h. unbestimmter in Bezug auf ihren Sinn sein, als später die Wörter. Die Chinesische Sprache ist über die Wurzelbildung nicht hinausgegangen, und so kommt sie dazu, eine Menge von Bedeutungen an dieselben Laute zu binden und deren Ver-

ständniss durch unschöne und winzige Nüancirung des Tons oder Accents zu sichern. Bei Hermes („Ueber das grammatische Genus“ p. 21) finden wir z. B. die folgende Aufstellnng: Im Chinesischen bedeutet:

î: Kleidung, kleiden. Jener. Ich; sich freuen. Gesetz, Muster, zwei. Verlassen, übrigens. Heilen. Ernähren.

i: Verschieden, Verschiedenheit, scheiden. Bewundern, bewundernswerth. Richtig, Gerechtigkeit; vernünftig, allgemein. Schwarz.

ì: Gebrauchen; mit; aus; weil; dass. Stützen. Vergleichen; betrachten; bestimmen. Sitz. Ruhe; ruhig.

ì: Eins. Dorf. Auch. Friede. 100,000. Traurigkeit. Gränze. Ziehen; rauben. Hell. Lachen. Begegnen; unangenehm. —

Allerdings muss ein natürlicher Zusammenhang zwischen dem Wurzellaut und der Wurzelbedeutung vorausgesetzt werden, und leicht bilden wir uns ein, dass dieser sich auch jetzt noch verständlich für uns andeutet, (wie z. B. Wüllner sich hiermit viel Mühe gegeben hat. cf. Pott, etymolog. Forsch. Th. II, p. 260) aber weder besitzen wir noch das Verständniss für den Urlaut, wie ihn die ersten Sprachbildner auffassten, noch vermögen wir die Unbestimmtheit oder Eigenthümlichkeit des Sinnes in uns wiederzuerzeugen, für welche die Menschen ursprünglich ihr Lautbild bestimmten. Pott (etymol. Forsch. Th. II, p. 921) sagt: „Für das Schwierigste halte ich immer die Ermittelung der allen radikal zusammengehörigen Wörtern gemeinsamen Bedeutungen d. h. der Bedeutung der Wurzel. Wie weit kann man hier, und nicht minder, wenn concrete als wenn abstrakte Wörter vorliegen, an der Wahrheit vorbeischiessen.“ —

Die Synonymie in den Sprachen („cum idem frequentissime plura significent, quod συνωνυμία vocatur.“ Quint. VIII, 3, 16) lässt uns einen Schluss machen auf die Unbestimmtheit vieler Wurzelbedeutungen; man denke etwa zusammengestellt: Rauch, Dampf, Qualm; Fluss, Strom; Schein, Schimmer, Glanz; Platz, Ort, Stätte, Stelle, Fleck; Pferd, Ross, Gaul, Märe cet. — cf. oben p. 248 sq. — Ebenso zeigt die Homonymie, („quum pluribus rebus aut hominibus eadem appellatio est.“ Quint. VII, 9, 2) wenn sie auch von der Wurzel an noch nicht vorhanden

gewesen ist, wie unbedeutend die Differenz der Lautbilder war, welche als Wörter so früh schon in denselben Laut zusammenflossen, wie bei κίρκος, Habicht und Kreis; δέω fehle und binde; jus Recht und Brühe; calx Kalk und Ferse; reif und Reif; arm und Arm u. d. m. Zeigte sich doch auch später bei Ableitungen aus verschiedenen Stämmen die Sprache wenig besorgt um die wünschenswerthe Lautverschiedenheit, wie bei πόσις Gemahl und Trank; ἀργός weiss und unthätig; salio springe und salze; catella Kettchen und Händchen, dtsch.: bereiten, (ein Pferd, eine Speise) Küchlein (deminut. von Kuchen und Huhn) namentlich, wenn aus fremden Sprachen entlehnt wurde, wie frz. aune = alnus und ulna; fin = finis und fein; engl. grave = Grab und gravis; pine = Pein und pinus. —

Aber lassen wir die Wurzeln, und sprechen wir von der Bedeutung der Wörter. —

Bekanntlich hatte zuerst Reisig (lateinische Sprachwissenschaft ed. Haase p. 18) den beiden Theilen der Grammatik, Etymologie und Syntax, als dritten die Bedeutungslehre, Semasiologie, hinzugefügt. Es ist über diesen Anfang wenig hinausgegangen worden, so dass Schleicher (Dtsch. Sprache p. 66) sagen kann: „Nach welchen Gesetzen sich die Funktion der Worte selbst im Laufe der Zeit verändert, diess zu erforschen, d. h. aus der Masse der Einzelbeobachtungen das Gesetz zu finden, ist eine noch nicht ernstlich in die Hand genommene Aufgabe unserer Disciplin, deren Lösung allerdings auf grosse Schwierigkeiten stossen dürfte“ und noch bestimmter: (Compendium der vergleichenden Gramm. Th. I, p. 2) „Das folgende Werk umfasst nur zwei Seiten, welche die Sprache der wissenschaftlichen Betrachtung bietet, die Laute und die Formen. Die Funktion und den Satzbau des Indogermanischen sind wir zur Zeit noch ausser Stande in der Art wissenschaftlich zu behandeln, wie wir es bei den mehr äusserlichen und leichter erfassbaren Seiten der Sprache, bei den Lauten und Formen vermögen.“ — Auch Pott („Metaphern, von Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen“ [Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet. Bd. II, p. 101]) verlangt nach „dem endlichen Aufbau eines, wenn gleich noch ungeschriebenen, doch dringend nöthigen Theile der Sprachwissenschaft d. h. der Bedeutungslehre.“ — Auch Curtius (Grundzüge der griech. Etym. p. 305) bemerkt,

dass, „was die Bedeutungsübergänge betrifft, die etymologische Wissenschaft sich noch auf dem Standpunkt des Tastens befindet“ und deutet, als auf den Grund der Schwierigkeit, richtig darauf hin, „dass die sprachbildende Geisteskraft der poetischen Phantasie näher liege, als der logischen Abstraktion.“ —

Vielleicht erweist sich bei Untersuchung der Bedeutungslehre der Gesichtspunkt, von dem aus wir die Sprache betrachten, als günstig und förderlich; betrachten wir jedoch zunächst die Schwierigkeiten, welche uns dabei begegnen, im Einzelnen. —

Man stellt sich gewöhnlich vor, es hätten die einzelnen Wörter ihre bestimmten Bedeutungen von Uranfang an, und, wenn nun statt solcher bestimmten Bedeutung sich viele im Gebrauch zeigen, so nimmt man unter diesen eine Urbedeutung an und zeichnet sie als die „eigentliche“ vor den anderen aus; sie soll die vornehmlich berechtigte sein. Die Schwierigkeit zeigt sich dann, dass man auf eine natürliche, ungezwungene Weise die Nebenbedeutungen von der eigentlichen ableiten muss, sich aber vergeblich nach einem Gesetze umsieht, welches den Umfang aller dieser Bedeutungen angäbe und umgränzte, eine Ordnung, nach welcher sie sich bildeten, ein Maass, welches sie inne zu halten hätten. — Nach unserer Auffassung kömmt dem Worte eine solche bestimmte Bedeutung, wie man sie voraussetzt, von Anfang an nicht zu. Das Wort, wie wir im Einzelnen noch ausführen werden, ist an sich selbst Tropus, deutet allerdings in jedem bestimmten Falle, wo es zur Anwendung kommt, auf ein Bestimmtes, als dessen Lautbild, aber doch nur so, dass auch das Aehnliche, Verwandte, Analoge in einem anderen bestimmten Falle durch dasselbe Wort angedeutet werden kann. Allerdings bedeutet der Sprachlaut in seiner feinen Artikulation Bestimmteres, ein mehr Gesondertes, Abgegränztes, als der musikalische Ton, aber wie in der Musik durch dieselben Töne und Tonreihen eine grosse Mannigfaltigkeit von Empfindungen und Gefühlen angeregt werden, deutet im Gebiete des Vorstellens und Denkens das Lautbild, vielseitig uns anregend, doch nur so weit an, was es meint, als der Kunst es gegeben ist.

Wir haben über diese bildliche Natur des Sprachlauts und die aus dieser sich ergebende Begränztheit für die Sicherheit, mit welcher er bedeutet, ausführlich gesprochen. Die Bemerkung,

dass ein Abbild der Dinge in dem Material des Lautes nicht zutreffend sein könne, hat mit einseitiger Schärfe einst der Sophist Gorgias in dem dritten Theile seines bekannten Satzes hervorgehoben: Es sei Nichts; auch wenn Etwas wäre, würde es doch nicht erkennbar sein; und wenn Etwas erkennbar sei, sei doch diese Erkenntniss nicht mittheilbar, (*τρίτον, ὅτι εἰ καὶ κατάληπτον, ἀλλὰ τοίγε ἀνέξοιστον καὶ ἀνερμήνευτον τῷ πέλας.* Sext. Empiric. adv. Math. VII, 65) weil doch nur das Wort, nicht die Sache mitgetheilt werden könne: *λόγος δὲ οὐκ ἔστι τὰ ὑποκείμενα καὶ τὰ ὄντα. οὐκ ἄρα τὰ ὄντα μηνύομεν τοῖς πέλας, ἀλλὰ λόγου, ὃς ἕτερος ἔστι τῶν ὑποκειμένων.* Sext. Emp. a. M. XII, 83—87. — Ausführlich wird die Schwierigkeit, von den Dingen Etwas in einem fremden Materiale, dem Ton, Anderen Genaues und Bestimmtes zu überliefern, in der Stelle bei Aristoteles (De Xenoph. Zen. Gorg.) hervorgehoben: *εἰ δὲ καὶ γνωστά, πῶς ἄν τις, φησί,* (Gorgias) *δηλώσειεν ἄλλῳ; ὃ γὰρ εἶδε, πῶς ἄν τις, φησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι; ὥσπερ γὰρ οὐδὲ ἡ ὄψις τοὺς φθόγγους γιγνώσκει, οὕτως οὐδὲ ἡ ἀκοὴ τὰ χρώματα ἀκούει, ἀλλὰ φθόγγους* cet. — Allerdings richtet sich der Sinn Desjenigen, welcher ein Lautbild verwendet, auf ein Bestimmtes, aber Nöthigung, es so zu nehmen, ist nur in beschränktem Maasse vorhanden, und Andere nehmen es in anderem Sinne, so dass die Verschiedenheit der Bedeutung sich bis zum Gegensatz steigern kann. Auf diesem Streitfeld tummeln sich die Menschen umher. Jedes Individuum, einsam für sich, sehnt sich in Verbindung zu treten mit Mensch und Natur, daher sein Thun, daher sein Reden, aber die Rede ist und bleibt ewig ein tropus, und auch das Thun kommt über diesen nicht hinweg und bleibt *παράδειγμα.* —

Es ist also der Wandel in den Bedeutungen der Wörter nicht zu betrachten als Etwas, was ihnen von aussen her im Verlaufe ihrer Verwendung begegnete, sondern er zeigt vielmehr, wie die künstlerische Natur der Lautbilder von Ursprung an zum Vorschein kommt. Man nehme etwa die Wurzel φα bei Curtius (Grundzüge der griech. Etym. Th. I. p. 267). Von ihr stammen: φημί, φάσκω sage, φάτις, φήμη, φωνή; aber auch φαίνω, scheine, zeige, φανερός, φανή, φάσμα Erscheinung, φάε (Hom.) erschien cet. So giebt die Sanscrit-Wurzel bhâ sowohl bhâmi splendeo, bhânus

lumen, bhas splendere, wie bhâsh loqui, bhan loqui cet. — Curtius bemerkt hierzu: „Was die Bedeutungen betrifft, so beweisen die sanskritischen Wörter, dass hier leuchten und sprechen ursprünglich eins waren, und dass sich die Differenz zwischen diesen erst allmählich und ohne an bestimmte Sekundärlaute gebunden zu sein, entwickelte. Dichter gebrauchen fortwährend φαίνειν und ähnliche Verba von der Rede z. B. Soph. Ant. 621. κλεινὸν ἔπος πέφανται.

Es bedeuteten jene Wörter also weder leuchten noch sprechen, sondern ungefähr ein: sichtlich werden: φάε χρυσόθρονος ἠώς Od. 14, 502. So ist es entgegengesetzt dem Verborgensein, dem κεύθειν oder κεκρυμμένον εἶναι bei Hom. Od. 20, 194 und Od. 11, 443. Diese unentschiedene Bedeutung, welche noch nicht = sprechen war, sondern auf ein geistiges Hervortreten übertragen wurde, ist z. B. Soph. Phil. 1411 (= wissen) Il. I, 287; 15, 167. ἶσον ἐμοὶ φάσθαι (sich mir gleich vorzustellen) kenntlich, ebenso in der bekannten Formel ἔπος τ' ἔφατ, ἔκ τ' ὀνόμαζεν (Od. V, 181), wo ein Unterschied von der bestimmteren Bedeutung: sprechen noch gefühlt wird, ebenso bei Herodot: (3, 156, 9) ἔφη λέγων. Zu einer relativen Festigkeit kam die Bedeutung durch den usus; das sichtliche Hervorbrechen des Gedankens bedeutete: sprechen. —

In den Lautbildern, welche von der Wurzel φα her, sich zu Wörtern bildeten, war also die Bedeutung der Art, dass sie ebensowohl auf eine Empfindung des Gesichts gehen konnte: glänzen, wie auf die des Gehörs: sprechen. Aber von solchen Vertauschungen in den Bezeichnungen für Sinnesthätigkeiten, deren wir schon oben p. 165 sq. erwähnten, wimmelt es in der Sprache, z. B. stechender Geruch oder Geschmack, weiche Stimme. Lobeck (Rhemat. p. 333 sq.) führt mehrere Beispiele solcher Confundirungen an. Bei Aeschylus (Sept. 99) κτύπον δέδορκα, Quint. Sm. VII, 562 Ἀθηναίη — ἐδέρκετ' αὐτὴν ἀνδρῶν ἀγχεμάχων. Hom. Il. XVI, 127: λεύσσω παφὰ νηυσὶ πυρὸς δηΐοιο ἰωήν. Stat. Theb. VI, 202: jam face subjecta primis in frondibus ignis exclamat. Prop. 1, 17, 6: adspice, quam saevas increpat aura minas.

Ebenso, wobei kein Anstoss empfunden wird, Soph. Aj. 785: ὅρα ὅποι' ἔπη θροεῖ. Plaut. Most. II, 2, 64: ecce quae ille ait. Pind. frgm. C. L. 639. σαρκῶν τ' ἐνοπὰν ἠδ' ὀστέων στεναγμιὸν

βαρὺν εἶδον. — Donatus zu Ter. Eun. III, 2, 1 sagt: omnes sensus visa dicuntur ab eo, qui est certissimus; Thais Worte an dieser Stelle sind nämlich: „audire vocem visa sum modo militis. Atque eccum;“ wozu Donatus noch aus Virgil (der auch murmure coeco hat) anführt: visaeque canes ululare per umbram adventante dea. — So steht sehen statt fühlen bei Aristaenet. II, Ep. XI, 150: ἐὰν προσαγάγῃς τῷ στέρνῳ τὴν χεῖρα, τὸ πήδημα τῆς καρδίας ὄψει und bei Hippocr. de nat. mul. 534. T. II: ἢν ἅψῃ, ὄψει cet. Sehen und hören werden verwechselt: Lucret. IV, 581: loca vidi reddere voces. Virg. IV, 491: mugire videbis terram. Soph. Oed. Col. 1463. ἰδὲ μάλα μέγας κτύπος ἐφέπεται. — bei Göthe („Im Gegenwärtigen Vergangenes.“): „Fülle runden Tons.“ Sehen und Riechen sind vertauscht: Theocr. I, 149: θᾶσαι ὡς καλὸν ὄζει. Aehnlich Arist. Av. 1710: ὀσμὴ δ' ἀνωνόμαστος ἐς βάθος κύκλου χωρεῖ καλὸν θέαμα. Aesch. Prom. 115: ὀσμὴ ἀφεγγής. Virg. Aen. XII, 591: odor ater. u. a. m., wovon nur noch angeführt sei die doppelte Vertauschung in dem Ausdruck: ein warmer oder kalter Ton in der Farbe: ags. beám ist radius und tuba; lat.: surdus ist goth.: svarts, μέλας bedeutet auch heiser.

Grimm (dtsch. Gramm. Th. II, p. 86) erwähnt einiger „Begriffsübergänge“ ähnlicher Art. Er sagt: „Wir brauchen jetzt erlöschen nur vom Licht, früher galt es auch vom Ton (Parc. 44a. der schal lasch;) aus gleichem Grunde nr. 332. hëllan (sonare) hëll (sonorus), später lucidus u. d. m. — Nahe liegen besonders riechen und schmecken. Im Deutschen war früher schmecken = riechen, und ein Blumenstrauss hiess „eine Schmecke.“ Aehnliche Vertauschungen finden statt z. B. zwischen fliessen und schwimmen, νέω, νήχομαι z. B. προσένηχε θάλασσα bei Theocrit. 21, 18 (statt προσέφυγε) und unda natans bei Manil. III, 52. Grimm (l. c.) erwähnt für das Deutsche noch der Begriffsübergänge von lesen, singen, reden; theilen, schneiden; vermögen, zeugen, gebähren, nähren, gedeihen, wachsen; Wonne, Schöne, Gnade, Ruhe, Wohnung, Raum, Leere; Geschäft, Musse (vacare); Stärke, Schnelle, Kühnheit, Gesundheit, Schönheit, Artigkeit, Klugheit, List; und dagegen: Schwäche, Krankheit, Geringfügigkeit. „Wie der Sinn auf die gute und böse Seite schwanken kann, z. B.

geizig bald aus sparsam, haushältisch, standhaft bald aus böse, missgünstig abgeleitet wird; so schwanken auch einzelne Wörter dahin oder dorthin, nachdem sie Zeit und Mundart bestimmt haben.“ — Lobeck macht darauf aufmerksam, dass wir jetzt diese Vertauschungen zu meiden suchen; wie er sagt, änderte Uhland das zuerst geschriebene: „Der blinde König sieht sich um“ nachher in „kehrt sich um.“ —

Wie nun diese Begriffe unter einander vertauscht werden, so erweitern sie auch ihre Bedeutungen oder verengern sie, wie wenn bei Homer νοεῖν statt ἰδεῖν steht, oder αἰσθάνεσθαι statt des bestimmten Wortes z. B. αἰσθάνεσθαι βοῆς; sentire sonitum; oder sie wenden sie tropisch, wie sehen statt einsehen, hören statt gehorchen, fühlen u. d. m.“ —

Die Unbestimmtheit und das Schwanken der Bedeutungen beschränkt sich aber nicht auf einzelne Gruppen von Wörtern; es ist allen eigen. In scheinbar unbegränzter Mannigfaltigkeit der Verbindungen und Trennungen untereinander treten die Wörter uns doch in jedem einzelnen Falle als fest bestimmt in ihrer Bedeutung entgegen, aber der Menschengeist ergreift sie eben sofort auf's Neue, wandelt sie zu neuen Begriffen, führt sie in neue Anschauungs- und Vorstellungskreise ein, und alles Dies mit Recht. So ist es erst die verschiedene Verwendung der Lautbilder, welche uns den Umfang und damit die Unbestimmtheit ihrer Bedeutungen aufdeckt. Wie sollte man wohl den Sinn etwa von αἴρειν, capere, tenir, keep, nehmen, oder von ferre, tragen, χρῆσθαι, porter cet. bestimmen wollen, wenn man ihn aus den Redewendungen, in denen diese Wörter vorkommen, zu entwickeln hätte? —

Darum können dann Ableitungen und Zusammensetzungen aus den Stämmen völlig unterschiedene Bedeutungen herausstellen, wie z. B. kriechen, Kraut, Krebs; gehen, gängeln, hintergehen; machen, Macht, Gemach, Vermächtniss, Vermögen, Ohnmacht u. d. m. Und so ist denn die Herleitung der Bedeutung aus Stämmen und Wurzeln zwar werthvoll für die Geschichte der Wortbedeutung, aber nicht entfernt erschöpft sie deren Fülle oder verhilft ihr zur Bestimmtheit. Scheere (ahd. scera), scheeren, Pflugschar, Schaar, Scharte, bescheeren, engl. shire u. a. m. sind alle zurückzuführen auf ahd. sceran (tondere); (vid. Pott, Etym. Forsch. Th. II, Abth. 3, p. 680) kann man, wenn man dies weiss,

sagen, dass man die Bedeutungen der Wörter kennt? Die möglichen — könnte man sagen, wenn die Bedeutungen nicht durch mancherlei äussere Beeinflussungen viel Unorganisches während der Lebensdauer des Wortes in sich aufnähmen; aber es handelt sich eben um die wirklichen und Sprachen verwirklichen nicht alles, was sie könnten. —

Man sehe, was W. Wackernagel (Voces variae animantium. p. 74) über die Bedeutung von singen, dem verwandten gelan, galan, von ᾄδειν, canere, cantare sagt: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass man alle diese Worte, wie sie der eigentliche Ausdruck (!) für das Singen der Menschen sind, zunächst auch nur von den wirklich singenden Vögeln gebraucht hat, und die Nachtigall heisst darum eben nahtagala u. dgl. auf Lateinisch luscinia (Dämmerungssängerin), auf Griechisch ἀηδών; vielleicht dass auch κύκνος zu der Wurzel canere gehört. Dann aber tritt eine Ausdehnung und auf deren Grund wieder eine Beschränkung, eine ziemlich enge, des Begriffes ein. Nicht bloss von dem eintönigen Zirpen oder Summen der Cicade, der Grille, der Mücke wird singen u. s. f. gesagt (das für die letztere angegebene Gelse gelsen kommt von galan), sondern auch von dem Rufe des Kukuks, ja von dem übellautenden Geschrei der Gans, („Da flog sie hin und sang gagag.“ B. Waldis Aesop. IV, 87 cet.) des Adlers, (örn gôl ârla im A. N.) der Eule, der Krähe, (A. N. „galandi kråku) des Raben; althochdtsch. nahtagala ist nicht bloss Nachtigall, sondern auch Nachtrabe, und der Storch, der bloss mit seinem Schnabel klappert, heisst doch auf Lateinisch conia oder ciconia von canere. Daher, wenn das auch meist nur eine Ironie unserer Alten sein mag sogar von einem Singen des Frosches, (vrosche sanc, Welscher Gast 10402) des Esels, des Wolfs zu sprechen, darf man dennoch meinen, das Wort solle überhaupt nun Vogelstimmen oder gar Thierstimmen überhaupt bezeichnen: ist es doch eine Erweiterung noch darüber hinaus, wenn wir auch das Zischen des siedenden Wassers, des glimmenden Feuers singen nennen, (sengen, cansat. zu singen) und noch mehr, wenn κανάζειν, καναχή, κόναβος, Ableitungen also von der Wurzel canere, auf jedes lautere Tönen gehn. Dann aber, die zwei vertrautesten Thiere für den Menschen, sind der Hund und der Hahn. Und so wird jener mit Rücksicht nur auf seine Stimme und wieder von der Wurzel canere benannt: lat. canis, griech. κύων κυνός, gothisch und so fort

im Deutschen hnnd.“ „Hahn und Huhn, goth. hana, ahd. huon sind aus der Wurzel canere erwachsen, das lat. gallus vielleicht aus jener, die bei uns galan lautet.“ —

Betrachten wir ein in seiner Bedeutnng anscheinend sicheres Wort, wie etwa lat.: arena, Sand. Nach Stellen, wie bei Lucret. VI, 724 – 726, so wie nach Vitruv's Gebrauch und nach Redensarten, wie arenae mandare semina, etwas in den Wind streuen, ist es loser Sand. — Wie wollte man die Stätte nennen, auf welcher solcher Sand sich lagerte? Sie war mitbezeichnet, wenn man auch für sie arena setzte. Bei Cic. Agr. 2, 27, 71: arenam aliquam aut paludes emere ist also arena das Sandland. Wenn nnn Sandland zu bestimmten Zwecken verwendet wurde, ergriff arena mitbezeichnend auch jene und konnte Amphitheater sein, wie bei Snet. Tib. 72: Tiberius missum in harenam aprum jaculis desuper petiit. Es konnte überhaupt für spezielle Arten des Sandlandes stehen, also auch z. B. das Meeresgestade z. B. Ov. Met. 11, 56: expositus peregrinis arenis. —

Achtete ferner die Reflexion auf die Unfruchtbarkeit losen Sandes, so setzte man wieder die Ursache für die Wirkung und arenae erhielt die Bedeutung: das Unfruchtbare, die Wüste z. B. bei Seneca: inter arenas radices quoque et herbae defecerant. Es machte ferner die Reflexion arena zum Bilde des Unfruchtbaren, allen Erfolg Aufhebenden, wie in den oben angeführten Worten bei Ovid, Her. V, 115: quid facis: Oenone? quid arenae semina mandas? —

Auf den durch den nsus befestigten besonderen Begriff gründeten sich dann andere Verwendungen des Wortes. War arena Amphitheater, so bedeutete es bald auch Tummelplatz (z. B. bei Florus: belli) für Kämpfe, endlich auch Platz für irgend ein Hervortreten Bei Plinius Ep. 6, 12, 2, hat es etwa die Bedeutung von: Beruf: praestabo, qnantnm plurimum potuero, praesertim in arena mea. —

Ein Wort, wie caerimonia, scheint eine noch bestimmtere Bedeutnng haben zu müssen, aber bei Cic. Rosc. Am. 39, 113: legationis caerimoniam polluere ist es so viel, wie: Heiligkeit, bei Tac. libri caerimoniarum bedeutet es Religionsgebrauch, bei Nep. Them. 8, 4: sacrarium summa colebatur caerimonia ist es gleich Ehrfurcht. —

Wie findet man also die Bedeutung eines Wortes? Man wird sie umschreibend andeuten können, wenn man die möglichen Verbindungen und Beziehungen erwägt, in welche es eintreten kann, indem man ferner den Sinn in's Auge fasst, welchen es in Ableitungen und bei Zusammensetzungen zeigt; und man wird sich dann immer noch bescheiden müssen, doch nur diejenige Bedeutung gefasst zu haben, welche das Wort bis jetzt herausgestellt und entwickelt hat. Aber Geschichte der Sprache und Sprachvergleichung sind noch weiter in Anspruch zu nehmen, wenn die Bedeutung eines Wortes gefasst werden soll. Denn in jenem heimischen Umkreis, in welchem das Wort zuerst aufwächst, verbleibt es nicht. Die Völker gehen unter oder gehen über in andere. Nun liesse sich das Wort der todten Sprache bestimmen, denn es hielte still bei der Sektion, und der weitere Wandel ist ihm abgeschnitten. Aber die Wörter überleben vielfach ihre Völker, und wenn nun, ergriffen von einer neu aufblühenden Völkergruppe, ein Wort gleichsam neu zur Wurzel wird und in die Bedingungen veränderten Lebens eintritt, würde dann die Bedeutungslehre das Wort als blosses Material, als zufälligen Laut zu betrachten haben, oder müsste sie nicht vielmehr unter der neuen Gewandung den früheren Wortleib erkennen, und auch die neuen Wandlungen den alten hinzurechnen? —

In der That ändern sich die Bedeutungen besonders stark, wenn geschichtliche Veränderungen bei Untergang älterer Zustände die Sprache treffen. Es wurde z. B. aus lat. bucca franz.: la bouche; aus vivenda viande: aus incensum l'encens; aus focus feu; mansio (Herberge) maison; captivus chétif; cet., ebenso ist es, wenn fremde Wörter in anderen Sprachen weiterleben, wie z. B. dann die Deutschen aus breve Brief machen, aus custos Küster, major Meier, seta Seide, cutis Kutte, expensa Speise, radix Rettig cet. —

Würde also nicht ausser der Biographie des Wortes auch die Geschichte seiner Seelenwanderungen in Erwägung kommen, wenn es sich um Angabe der Bedeutung handelt? Also nicht nur hätte z. B. Schalk die Bedeutung: Diener und Schelm; sondern testa hiesse sowohl Scherbe (lat.) als auch Kopf. (fr. tête.) —

Wir haben hiermit einen Fall bezeichnet, wo Störung äusserer Art in die Fortentwickelung der Bedeutung eingreift, aber solcher

Fälle giebt es in Menge. Die Art, wie die Sprache ihre Lautbilder zur Verwendung brachte, musste ihr nicht bloss in Bezug auf den Lautkörper, sondern auch in ihrer Bedeutung allerlei Fremdes, Zufälliges beimischen. Denn wie die Sprache ihrerseits das gesammte Geistesleben der Menschen bestimmt und damit auch ihr praktisches Verhalten vielfach bedingt, so übt doch auch umgekehrt die geschichtliche Entwickelung der Völker bedeutenden Einfluss auf Gestaltung und Schicksal der Sprachen. J. Grimm (dtsch. Gr. Th. II, p. 78) parallelisirt desshalb die Lautwandelungen mit dem Wechsel der Bedeutungen. Ein Gesetz und eine Schranke innerer Art bewahrt die Individualität des Lautkörpers, wie den Grundzug der Bedeutung, aber „auch der Gedanke mag missgreifen und auf Abwege gerathen, wie die Form auf Ausnahmen und Anomalien; in beide hat sich Unorganisches und Fremdartiges eingedrängt." —

Es wird dies von Anfang an geschehen sein. Wieviel Wörter mögen nicht verloren gegangen sein, weil die Personen, welche sie schufen oder brauchten, wenig bedeuteten! War es wohl von Anfang an gleichgültig, unter welchen Umständen man sich des Sprachlautes bediente, um irgend einen Sinn zu bezeichnen? —

Veränderte Sitten veränderten, wie wir schon früher besprochen, auch die Bedeutung der Wörter; wirkliches oder vermeintes Wissen corrigirte zuweilen an den Lauten, um eine andere Bedeutung zu gewinnen; geschichtliche Ereignisse konnten einwirken; der usus führte Erweiterungen oder Verengerungen der Bedeutung herbei, verfuhr euphemistisch; auch die Einmischung von Fremdwörtern ist von Belang; ebenso der Gebrauch der Wörter als bestimmter Kunstausdrücke. Man denke etwa an solche Fälle, wie sie z. B. Schleicher (Deutsche Sprache, p. 292) citirt. Arebeit, im Mhd. = Noth, Beschwerde, gilt jetzt als Ehrensache jedes Menschen; ê (êa, êwa) bedeutete allgemeiner neben Ehe auch Recht und Sitte; vrouwe, Herrin, hat jetzt erweiterte und abgeschwächte Bedeutung; gar, fertig, bereit, wovon gerwen bereiten, rüsten, ist jetzt verengert: gerben; hôchzît bedeutete Fest, miete Belohnung, milte freigebig. p. 117 wird das Wort maulwurf erwähnt, corrigirt aus moltwurf (Müllaufwerfer), und sündfluth hat sich so gebildet aus sintflut (grosse [sin] Fluth.) — Aehnlich verhält es sich mit den Worten Wetterleuchten statt wetterleichen

(von leich Spiel, Erscheinung); Fastnacht, mhd: vasnacht, von vasen, ausschweifen; Hüfthorn, aus hief-horn von ahd. hiufan rufen; Armbrust aus arcabalista; Package aus bagage. — Dahin gehören die Bedeutungen von barbarus, tyrannus, Vandale; casus, verbum in der Grammatik. Lat. caput ist im Italiänischen capo d'un filo zum Ende eines Fadens geworden, venire a capo = zu Ende kommen. Ein Laie ist jetzt schlechtweg ein Unkundiger (ahd. leigo aus lat laicus von λαός, Volk); „Gast" bedeutete ursprünglich „Feind", „Buch" (puoh liber von puohha fagus) bei Grimm, D. Gr. II, p. 11 ursprünglich den Baum, hostis war anfangs nach Cic. de off. 1, 12 peregrinus und machte also den entgegengesetzten Weg im Bedeutungswandel, wie dasselbe Wort (Gast) im Deutschen. essen (ezen) wurde früher auch von Thieren gebraucht, fressen (vrezen) auch von Menschen; vein bedeutete schön, wie engl. fine; Luder bedeutete Futter, Lockspeise, Schlemmerei; bloede: zerbrechlich, grüssen: schreien, melden: vorrathen; melde: Lüge; aus quona = γυνή wurde engl.: queen; Adel ist: Geschlecht u. d. m. Da der Begriff der Wörter allmählich bestimmter wird, wenn ihr Gebrauch sich fixirt für gewisse Verbindungen, so bedeuten sie mit der Zeit leicht etwas Hartes, Einseitiges, Schlimmes. So war karg früher = klug; feig = zum Tode bestimmt; Schalk = servus, Gift = Gabe, Bube = pubes, albern = wahrhaft, einfältig = einfach, schlecht = redlich, gerade cet. Namentlich bei Begriffen ethischer Art wird die fortschreitende Kultur das Einfache, Alte als das Dumme, Bornirte fassen. Wissen wir doch, dass oft dasselbe Wort nach seinen Beziehungen Gutes und Böses bezeichnen kann, wie Euripides die Phädra sagen lässt: (Hippol. 384)

„αἰδώς τε· δισσαὶ δ' εἰσίν· ἡ μὲν οὐ κακή,
ἡ δ' ἄχθος οἴκων. εἰ δ' ὁ καιρὸς ἦν σαφής,
οὐκ ἂν δύ' ἦστην ταὔτ' ἔχοντε γράμματα."

Namentlich in den abgeleiteten Sprachen erhalten die Wörter konventionelle, unorganische Bedeutungen; die Verständigkeit der Cultur macht sich geltend, während die Stammsprachen sich in Beziehung und in Mitgefühl mit der Natur der Laute halten. Der Franzose fühlt in eau kein aqua, in sûr nicht securus, in œil nicht oculus; ebensowenig in net nitidus, in chaud calidus, in foi fides, in jour dies (diurnus, it. giorno); er erkennt nicht den Pleo-

nasmus in aujourd'hui (au jour [dies] de hodie) oder die Dittologie in fragile, frêle (beide von fragilis), imprimer, empreindre (imprimere), sembler und simuler (simulare), chose und cause, (causa), faction und façon (factio). (Aehnlich verwenden wir nebeneinander mit verschiedener Bedeutung: Probst, Profoss; Pabst, Pfaffe; Pakt, Pacht; Parole, Parabel u. a.) Während dem Deutschen die Wörter: Mensch, Unmensch, Menschenfreund, Menschwerdung sogleich fühlbar und verständlich sind, bedarf der Franzose der Gelehrsamkeit, um homme, monstre, philantrope, incarnation zu erkennen und nachzufühlen. Convention hält denn auch solche Sprache, wie die Französische, zusammen, und, was sie ihr an Naturkraft nimmt, ersetzt sie durch den Vorzug schärferer Bestimmtheit.

Wie nun bei der ursprünglichen Unfestigkeit der Bedeutung und den zufälligen Einwirkungen äusserer Art die Begriffssphären der Wörter sich in einander schlingen konnten, zeigen z. B. vielfach die anomalen Formen, welche die Grammatik nach der Identität der Bedeutung als zu Einem Worte gehörig betrachtet. So stellt man fio zu facio; ὄψομαι, εἶδον zu ὁράω; besser zu gut; j'irai zu je vais, aller; went zu to go cet. Verfolgen wir solche Verflechtungen der Stämme an einem Beispiel. Wir nehmen den Begriff: gehen. —

Im Sanscrit haben wir die Wurzeln: gâ (ire) und in einer durch Nasalirung erweiterten Gestalt: gam. (cf. Bopp, Gr. II, p. 267. arm. gam, ich komme. Pott, Et. Forsch. II, 645. Curtius Grundz. II, p. 58.) Im Griechischen findet sich 1) von gâ (mit β für g) βα̃, βῆ, βίβημι (ἔβην); im Gothischen: gaggan; ahd.: gân, gangan; ags.: gân, gangan; nord.: ganga; engl.: to go; nhd.: gehen. 2) Von gam im Griechischen: βαίνω; im Lateinischen: venio (osk: ben); gothisch: quam (quima venio); ahd. queman, koman; engl. to come; frz. venir. —

Betrachten wir nun den Bedeutungswandel dieses gân im Deutschen, und ziehen wir sodann auch die verwandten Sprachen zur Vergleichung.

Wir berücksichtigen hierbei, dass eine zweite Wurzel: ἰ vorhanden ist, welche dieselbe Bedeutung zu haben scheint, wie gâ. Wir führen an: gr. εἶμι, daran z. B. οἶμος Gang, οἶτος Geschick; lat. eo, davon iter, itio; goth. iddja = ivi; lith. eimi, davon z. B.

ejimas Gang, eisme Gang, Steig; Skt. ist es êmi (Pl. imas) gehn, itis das Gehen, êmas, êman Gang, Bahn; im Zend. i gehen. (vid. Curt. Grundz. Th. I, p. 369.)

Nun ist anzunehmen, dass die beiden Wurzeln i nnd gâ nicht Dasselbe bedeuteten, aber klar ist, dass bei der Willkür in der Verwendung der Wörter, wie das Schwanken der Bedeutungen sie gestattete, der ursprünglich empfundene Unterschied sich verwischte, so dass man ohne Bedenken ire mit gehen übersetzen konnte. Auch hat ja vielleicht eben dieses anscheinenden Ueberflusses wegen das Deutsche, welches im Gothischen noch iddja zeigte, sich der einen Wurzel überhaupt entledigt.

[Dürfte übrigens zu Goth. iddja = ivi nicht auch das von Mätzner (engl. Gr. Th. I, p. 369) angeführte eode, bei Spenser yede, yeade, im Nordengl. noch jetzt: yewd und yod, zu stellen sein? — Im Ev. Joh. 7, 14 (Aelfric) heisst es: tha eode se Haeland, altenglisch: Jesus wente, neuengl. Jesus went. (Wycliffe) deutsch: Jesus ging. Das Praeteritum von go, jetzt aus wend (ags. vendan) ergänzt, rekrutirte sich also, wie goth. gaggan, aus der Wurzel i (cf. Bopp, Gr. Th. I, p. 231.) —]

Im Althochdeutschen finden wir (vid. Graff, althochdtsch. Sprachschatz Th. IV, p. 65) als Bedeutungen von gangan alle Arten des Gehens belegt; also gagente = euntes; gangenti = accedens, incedens, abiens; kangantemo = gradiente; gangendemo = ascendente; gangan = ambulare.

Die Vorstellung der körperlichen Bewegung verflüchtigt sich ferner dahin, dass nur ein Sich-Bewegen, Sich-Verhalten in irgend einem Znstande bezeichnet wird; so: thu geist nakot; taz cat al einis; ze eine ne gat = non idem est; imo (deo) gant prospera unde adversa gelicho; ein unde guot al gelicho gan = unum id ipsum esse, quod bonnm est. Bo. 5. — also gat ouch taz, also man chede = hoc autem nihil differt, quam dicere. Org.

Bildliche Bedeutung ist wie im N. H. D. ubar frankono lant gengit alln sin giunalt; — ne gengit zi imo fon then scafon = non pertinet ad eum cet.

Ueberblickt man ferner die Znsammensetzungen mit dem Infinitiv, Accusativ, mit aba, oba, ubar, aftar, ûfan, ana, (Dat. und Acc.) in (Dat. u. Acc.) innan, dnrh, fona, fora, nah, zi und andere Fügungen, wie: giengun unidarortes = abierunt rétrorsum;

furdir ganganti = procedens; ingagan gân = entgegen gehn, hina gân = hinweggehn; hintarot und hera und dana gangan; Bildungen ferner, wie follegân (perpetuo manere) missigangan (peccare), überhaupt, den Artikel gâ bei Graff p. 65—105, so erhalten wir die Vorstellung und Empfindung von einer Bedeutung, welche im Wesentlichen unserem neuhochdeutschen gehen noch inne wohnt. Aber welches ist nun diese Bedeutung? Wir schlagen etwa das Wörterbuch der deutschen Sprache von Sanders nach. Hier findet sich die Bedeutung zusammengefasst: „Dies Zeitwort von weitem Umfange bezeichnet die Bewegung, das im -Gang-Sein, und zwar ursprünglich das Sich-Fortbewegen lebender Wesen im engeren Sinne mittels der gleichmässigen Fortbewegung der Füsse, wo es den anderen Arten der Fortbewegung entgegengesetzt wird (z. B. dem Kriechen, Laufen, Springen, Hüpfen, Schwimmen, Fliegen cet. wie auch dem Fahren, Reiten, Schiffen cet.) im weiteren Sinne aber auch diese Arten der Bewegung mitumfasst.“ Was heisst das nun? Bedeutet also „gehn“ nicht ebensowohl „fahren, schiffen,“ wenn ich sage: Das Schiff geht nach Australien; die Post geht täglich? oder engl. the mail goes and comes every day; to go on horseback = reiten? — Ist der „weitere“ Sinn von gehen nicht zu seiner Bedeutung gehörig? — Es heisst dann weiter: „In Bezug auf den Standpunkt des Sprechenden steht es als das Fortbewegen dem Kommen, dem Sich-hinzubewegen, gegenüber. In noch weiterem Sinne (!) steht gehn auch gleich sich bewegen, selbst von nicht lebenden Wesen, denen eine Bewegung eigen ist oder mitgetheilt wird oder auch nur beigelegt wird, und zwar metonymisch auch von einem Ganzen, das durch die Bewegung, das Fortrücken eines Theils im Gange ist, und endlich (!) in vielen Wendungen allgemein gleich sich bewegen, sich erstrecken, im Gange sein.“ —

Sanders meint hiermit Fälle, wie: die Uhr geht; der Teig geht; der Pflug geht tief; die Strasse geht nach Paris; This road goes to B. — how goes the night? (Wie spät ist's in der Nacht?) how goes it? — Wie geht's? — Die Sache geht schief; die Gränze geht bis zum Steine; sie geht in ihr 14tes Jahr; 12 gehen auf 1 Dutzend; the business goes on well; You are gone (du bist verloren); sixteen ounces go to a pound (16 Unzen gehn auf 1 Pfund). —

Welche Fluth von Bedeutungen wird uns da angedeutet! Würde Jemand aus dieser Beschreibung die Bedeutung von gehen sich aneignen können, wenn er sie nicht schon kennt, sie in seinem Sprachgefühl besitzt? —

Aus Wendungen, wie im Homer: βῆ δ' ἴμεν, βὰν δ' ἰέναι sieht man, dass im Griechischen der Unterschied zwischen βᾶ und εἶμι (βαίνω wohl = die Beine ausspreizen) besser festgehalten wurde; beide Verba bestehen gesondert neben einander. βαίνω bezeichnet die verschiedensten Arten der Bewegung z. B. ἐν νηυσί, auch das Versetzen in solche Bewegungen, wie Il. V, 164: ἀμφοτέρους ἐξ ἵππων βῆσε κακῶς ἀέκοντας, und es verblasst in seiner Bedeutung, ebenso wie gehen im Deutschen, bis zur Bezeichnung eines Sich-Befindens z. B. ἀσφαλῶς βεβηκέναι fest begründet sein. Ismene sagt (Soph. Ant. 67) τοῖς ἐν τέλει βεβῶσι (der Obrigkeit) πείσομαι. Auch auf Lebloses wird es übertragen: πῇ ὄχεα βήσεται; (Il. II, 339), ἐπ' ἴσχατα βαίνειν. —

Nun aber — trotz der hier vorhandenen Trennung der Stämme — findet sich ἰέναι ebensowohl gesagt von allen Arten der Bewegungen z. B. ἐπὶ νηὸς ἰέναι, auch vom Leblosen: φάτις εἶσι, (Od. 23, 362) das Gerücht geht, ἔτος τέταρτον εἶσι; verblasst ebenso in der Bedeutung, z. B. Plat. Apol. 2: τοῦτο μὲν ἴτω ὅπῃ τῷ θεῷ φίλον, die Sache mag gehen, wie Gott will; dann ἰέναι εἰς ταὐτόν (auf dasselbe hinauskommen) und bezeichnet z. B. blosses Wollen: τὸν ἤια λέξων λόγον = was ich eben sagen wollte.

Scheint ferner im Deutschen, wo sich „gehen“ und „kommen“ getrennt haben, für gehen die Bewegung von einem Orte weg festgehalten werden zu können, so hat das Griechische hier eine Unterscheidung nicht aufkommen lassen, und doch hatte die Sprache mit der nasalirten Form gam (βαίνω) zu irgend welchem Unterschiede angesetzt, vielleicht (cf. Pott, Et. F. Th. II. p. 658) zu dem der Dauer, des längeren Verlaufs einer Thätigkeit. — Was ist da festzuhalten? —

Die Bedeutung von „kommen“ im Deutschen ist im Allgemeinen die einer durch Bewegung bewirkten Näherung von einem Orte, aber auch kommen, wie das Englische come verblasst bis zur Bedeutung „werden“ z. B. die Einsicht kommt schon; Kartoffeln kommen hier gut; ich lasse Alles kommen (oder gehen) wie es

will; es kommt mir zu Gute; to come in well (gedeihen z. B. vom Getreide), what will come of him? (was wird aus ihm werden?) cet.

Die Lateinische Sprache hat die Wurzel gâ fallen lassen, bildete aber von gam (βαίνω osk: ben) venio aus und hat ire bewahrt.

Wie steht es mit der Bedeutung? Es hat ohne Schwierigkeit ire dieselbe Art der Verwendung gefunden, wie gangan in den verwandten Sprachen. Man sagt: pedibus ire (Plaut.) ire equis (Liv.) puppibus ire (Ov.) (für Beides hat Virgil auch das blosse ire) ire in rheda (Mart.) Man gebraucht es, um überhaupt eine Richtung, wenn sie auch nur der Wille nimmt, zu bezeichnen: perditum ire sich zu Grunde richten, ibatur in caedes (Ter.) es ging an's Morden, ire in lacrimas Virg. ire per laudes = loben (Ov.) si non tanta quies iret (= esset) (Virg.)

Venio scheint zunächst, wie das Deutsche kommen im Gegensatz zu ab-ire: veniens hostis. (Virg.) anni venientes sind bei Horaz (A. P. 175) den annis recedentibus entgegengesetzt; aber die Bedeutung ist ebensowohl auch allgemeiner: venire ad summum fortunae (Hor.) contra injuriam venire (Cic.), so dass venio, indem es überhaupt ein In-einen-Zustand-Gerathen ausdrückt, die Begriffssphäre von ire ergreift, endlich sogar mit abire vertauscht werden könnte. Zum Sprichwort werden heisst in consuetudinem proverbii venire, in proverbium venire (Cic. Off. 2, 15, 22) aber auch in proverbium cedere. (Plin. 23, 1, 23.) Wenn Caesar hat: in contemptionem venire, Livius: in ora hominum pro ludibrio abire, so lässt die Farblosigkeit der Bedeutung einen Unterschied nicht mehr erkennen. (Lat. fui konnte für ivi und veni stehen; und so die Uebergänge in den Romanischen Sprachen. Diez, Gr. der Roman. Spr. Th. III. p. 220.) —

Was endlich die Schicksale der Stämme gâm und i in den Romanischen Sprachen betrifft, z. B. im Französischen, (in dessen Grammatik sich drei Verba: ambulare, (it. andare) vadere und ire zur Completirung der Verbalformen zusammengestellt finden, welche den Begriff gehen darstellen) so ist zwar in je viens de dire, ich habe so eben gesagt, und in il ira de votre honneur, es wird sich um Ihre Ehre handeln, die Trennung von venire und ire noch ersichtlich; aber endlich werden auch venire, devenire zu Syno-

nymen von fieri, se facere (il devient pauvre); it: egli viene matto. (Diez Gr. Th. III, p. 94) tout lui vient à souhait (p. 152) und ebenso geht es mit ire. Das Spanische venirse cayendo entspricht dem Französischen aller tomber. (Diez l. c. p. 195.) Endlich werden ire, venire, wie esse und stare, in den Romanischen Sprachen zur blossen Umschreibung verwandt, also ire = in einen Zustand kommen, venire = werden. (Diez, l. c. p. 198.) —

Was meinen wir nun hiernach von einer Bedeutungslehre? —

Von dem Einzelnen, Zufälligen giebt es keine Wissenschaft; es giebt nur eine Erfahrung; ἡ μὲν ἐμπειρία τῶν καθ' ἕκαστά ἐστι γνῶσις, ἡ δὲ τέχνη τῶν καθόλου — οἱ μὲν γὰρ ἔμπειροι τὸ ὅτι μὲν ἴσασι, διότι δ' οὐκ ἴσασιν. (Arist. Met. I, 1.), und die Empirie hat sich zu begnügen, den Stoff zu sammeln und ihn zu ordnen nach irgend welchen Gesichtspunkten, so gut es geht. Zu mehr wird es auch eine Bedeutungslehre nicht bringen, wenn sie unterschiedslos das Unorganische und Fremdartige, wie J. Grimm es nennt, zusammenfasst mit demjenigen Wandel der Bedeutung, welcher aus dem Wesen des Wortes hervorgeht. Nur so abgegränzt, dass das Unorganische nicht in Betracht gezogen wird, lässt die Bedeutungslehre eine wissenschaftliche Erfassung zu. —

Ist doch der Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung ebensowenig in der weiteren Entwickelung der Sprache zwingend und festzustellen, wie bei dem Schaffen der Sprache. Man kann also wohl eine Reihe von Beobachtungen aufstellen über die Lebensgeschichte der Bedeutungen, dass sie nämlich sich erweitern und Neigung haben, auf immer andere Sphären sich zu verbreiten, dass sie ebenso nicht selten ihren Umfang verengern, sich bis zu terminis technicis zuspitzen, dass ferner bei langer Verwendung sie erblassen und sich abnutzen; aber ein allgemeines Gesetz lässt sich hierfür nicht entwickeln, und es wird immer der bestimmtesten Einzelkenntniss in jedem Sprachstamme, ja in jedem Dialekt, bei jedem Schriftsteller bedürfen, um einigermaassen die Bedeutung der einzelnen Lautbilder übersehen zu können. Zur Feststellung des usus wird eine Arbeit, welche diese Einzelkenntniss vermittelt, genügen, aber das Lexicon, so wenig wie die Grammatik, bedingen durch das Wissen, welches sie überliefern, die Bewegung der Sprache. Bei verschiedenster Sprachkenntniss, bei

höchst ungleicher Sprachbeherrschung fühlt doch Jeder die gleiche Berechtigung, seine Sprache zu verwenden, und so ist er auch, wenn er an die überkommenen Lautformen neue Bedeutungen knüpft, wesentlich nur gehalten und in seiner Willkür beschränkt dadurch, dass das Lautbild sein eigenes Leben lebt, welches er nicht verletzen darf, ohne in den Un-Sinn zu kommen. Man bezeichnet aber das eigenthümliche Wesen und Leben der Wörter mit vollständiger Klarheit, wenn man sich erinnert, dass sie Bilder sind. —

Wieviel zu Bezeichnendes bietet uns die äussere Welt und unsere innere, wie wenig Sprachlante stehen einer jeden Sprache zur Verwendung zu Gebote! Dass wir überall ausreichen, verdanken wir der bildlichen Natur dieser Laute. Man betrachte z. B. den Sprachlant angehn. Man sieht es ihm nicht sogleich an, dass er zu bedeuten vermag: angreifen, brennen, wachsen, fanlen, möglich sein, bitten, beginnen, genügen, kümmern u. A. m. Das Wort aufheben kann u. A. bedeuten: in die Höhe richten, kürzen, ausgleichen, wegschaffen, ungültig machen, fangen, bewahren.

Es ist ein Bild, wenn ich sage: Du kommst mir nicht mehr in mein Haus, falls ich zur Miethe wohne, denn dann will ich nur meine Wohnung im Hause bezeichnen; ein Bild ist: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herren dienen, denn es deutet nur auf die das Haus Bewohnenden, auch wenn sie gerade mein Haus nicht bewohnen, sondern nur etwa als Verwandte ein Anrecht darauf besitzen; ebenso sagt man: das ganze Haus versammelte sich; die Bedürfnisse des Hauses u. d. m. Bildlich sage ich zu einem alten Freunde: Altes Haus; von einer Wissenschaft: ich sei in ihr nicht zu Hause; von einem gewissenhaften Kaufmann: ein sicheres Haus; bildlich nenne ich den Körper das Haus der Seele (2 Cor. 5, 1, 2 Petr. 1, 14); ermahne ich: bleib' mit deiner Weisheit zu Hause u. d. m.

Aber was bedeutet denn hier in Bezug auf die Sprache das Wort Bild, Lautbild? Es ist ja eben auch dies Wort ein Bild, und nur weitere Aussagen über sein Wesen werden Missverständnisse abwehren. Wir haben also an den Worten gegliederte Laute, welche durch ihre Gliederung in der bestimmtesten Weise, die uns möglich ist, Anregung zur Bildung von Vorstellungen geben, die

analog denjenigen sind, welche die ersten Gliederer des Lautes mit ihm verbanden.

Die Worte geben Anregung zu Vorstellungen analoger Art. Mehr nicht. Dabei müssen wir uns erinnern, dass ein einzelnes Wort für sich blosse Abstraktion ist, denn seine Bedeutung und seine Bedeutungen erhält es nur im Satz, den es als Wurzel schon bedeutete; die vielen Bedeutungen der Wörter sind eben die verschiedenen Beziehungen, in welche sie treten können.

Wörter sind nicht zu fassen als Benennungen einzelner Dinge, wie etwa es in der Genesis (II, 19) heisst: Gott brachte die Thiere und Vögel zu dem Menschen, dass er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heissen, sondern sie können nur u. A. als Benennungen gebraucht werden. In Wirklichkeit sind die Namen der Dinge auffallend willkürlich, und dies erklärt sich eben daraus, dass die Menschen gar nicht diese Gegenstände mit Wörtern zu bezeichnen veranlasst waren, sondern vielmehr Vorgänge mit Dem, was die Grammatik Satz nennt; nicht den Baum, der, als gegeben, sich ihnen von selbst verstand, sondern das Brechen seiner Aeste, sein Blühen, Frucht bringen, seinen Sturz cet., wobei denn bald zufällige, bald den Dingen wesentliche Vorgänge die Art der Lautbildung bestimmten. —

Was ursprünglich die Wurzel bedeutete, konnte nachmals nicht das einzelne Wort darstellen, sondern der Satz; nur dieser ist lebendige Sprache, das Wort ist eines seiner Glieder, welches Lexicon und Grammatik für sich zu betrachten scheinen, aber auch nur scheinen, denn Wortformen erzeugt nur der Satz, Wortbedeutungen fixirt nur der Satz.

Man erinnert sich hier der stoischen Lehre, jedes Wort sei von Natur zweideutig, erst die weitere Verknüpfung, welche es erfahre, stelle es in seiner Bedeutung fest. Gellius (N. A. XI, 12) berichtet: Chrysippus ait omne verbum ambiguum natura esse, quoniam ex eodem duo vel plura accipi possint. Wenn auch nicht klar ist, wie Chrysipp dies begründete; so brachte doch eben die Betrachtung der Sprache zu diesem Satz, den Augustinus (de dialectica cp. IX) wiederholt: „rectissime a dialecticis dictum est, ambiguum esse omne verbum“ und dann erklärend hinzufügt, es gelte dies nur „de verbis singulis; explicantur autem ambigua

dispntando et nemo utique verbis singulis dispntat.“ „Omne igitnr ambignnm verbum non ambigna dispntatione explicabitnr.“ —

Konnte der Lant nnr unbestimmt bezeichnen und gedentet werden, so ging doch die Anregung, welche er gab, nicht anf jedes Beliebige, sondern hielt gewisse Kreise inne. Uebertrug man ein Wort ans einer Satzverbindnng anf andere Verknüpfungen der Sprache nnd modificirte man hierdurch die Bedeutung, so bednrfte es wieder, wenn anch in geringerem Maasse als bei der Schaffung des Lantbildes, der Hülfe einer entgegenkommenden Anffassung des Hörenden, um verstanden werden zu können. Eine solche Mitempfindung setzte vorans, dass die neue Bedentung durch Anschannng oder Gedankenverknüpfnng, räumlich oder zeitlich, an die frühere angeschlossen werden konnte, wie wenn Segel für Schiff, Dach für Haus gelten sollte, oder Lorbeer für Sieg, Eisen für Schwert. Und wenn solche Znsammengehörigkeit nicht vorlag, der Redende vielmehr das Wort in eine ganz verschiedene Begriffssphäre versetzte, so mnsste dem Hörenden doch die Analogie der Verhältnisse, auf welcher die Uebertragung beruhte, geläufig sein, sich seiner Vorstellung sofort offenbaren. Es galt schon immer, was die Rhetoren später als Regel setzten: Videndnm est, ne longe simile sit ductum. (Cic. de or. I, 136.) In der That sind die Neigungen, Sitten, Kultnrzustände der Völker bedingend für die Kreise, innerhalb deren die Uebertragungen statt fanden; man entnahm also die zu übertragenden Wörter vorzugsweise vom Ackerbau, der Fischerei und Schifffahrt, der Jagd, vom Kriege n. d. m. Erst bei Ueberfeinerung des Lebens, beim Schwinden der nationalen Kraft greift der unsicher gewordene Geschmack zu Uebertragungen, die in keinem natürlichen Verhältnisse zum Leben stehn, und todt sind, weil ihnen eine Wurzel fehlt. So kam es bei den späteren Römischen Schriftstellern, welche z. B. das nomen proprinm Nessns für venennm setzen, wie Stat. Theb. XI, 238:

„Ingemuit victorqne furit per viscera Nessus.“ —

Gründen sich nun Uebertragungen auf Znsammengehörigkeit innerer oder äusserer Art, so lässt sich ihre Berechtigung nachweisen; über den Begriff der Analogie aber, sofern diese dem Wandel der Bedentung zu Grunde liegt, bemerken wir Folgendes. Analogie vou Begriffen bedentet uns Gleichheit von Be-

griffen, welche verschiedenen Sphären angehören. — Da nun Bedeutung der Wörter sich bloss in ihrer Beziehung auf andere kund giebt, — (im Satz) — diese Beziehung aber eben die Sphäre angiebt, für welche die Bedeutung gilt, so besteht der Wandel der Bedeutung auf Grund der Analogie darin, dass die Beziehungen des Wortes als gleich festgehalten werden, obwohl die Begriffe wechseln, auf welche bezogen wird. Wir nehmen das Wort sehen, dessen Bedeutung sich herausstellt, wenn ich dergleichen Verbindungen ausspreche, wie z. B. einen Körper sehen; hier hält sich sehen in seiner gewöhnlichen Bedeutung, in der Sphäre der sichtbaren Erscheinungen. — Nun übertrage ich analogisch die Bedeutung auf eine andere Sphäre und sage etwa: Ich sehe Gewissheit, womit ich also will, dass die Beziehung zwischen dem Sehen und seinem Objekte auch in der Sphäre eines unsinnlichen Begriffes festgehalten werde. Also „sehen" in der sogenannten eigentlichen Bedeutung verhält sich so zum Körper, wie jenes übertragene „sehen" sich verhält zur Gewissheit. Dies aber ist die Form der Proportion. —

Aristoteles gebraucht das Wort Analogie meist in dem Sinne der Proportion. (cf. Biese, Philosophie des Aristoteles Th. I, p. 314 sq.) So empfiehlt er, durch Analogie (κατὰ τὸ ἀνάλογον) Aehnlichkeiten aufzusuchen Analyt. II, 14; (man sehe auch die oben p. 241 citirte Stelle Top. I, 70).

Wie er diesen Begriff speziell auch auf die Uebertragungen in der Sprache verwendet, sehen wir später. —

Auch Kant (Prolegg. zu jeder zuk. Met. § 58) fasst die Analogie als Proportion. Er sagt: „Eine Erkenntniss nach der Analogie ist nicht etwa, wie man das Wort gemeinlich nimmt, eine unvollkommene Aehnlichkeit zweener Dinge, sondern bedeutet eine vollkommne Aehnlichkeit zweener Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen, z. B. Es verhält sich die Beförderung des Glücks der Kinder = a zu der Liebe der Eltern = b, wie die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts = c sich verhält zu dem Unbekannten in Gott = x, welches wir Liebe nennen." —

Bei Trendelenburg finden sich gute Bemerkungen über die Bedeutung der Analogie für das Auffinden neuer Begriffe. Er führt aus, dass die Analogie zwar nur einer zufälligen und unbestimmten Ansicht entspringe, also nur den Werth einer Hypo-

these habe, (Logische Untersuchungen, Bd. II, p. 379) aber er nennt sie die „verbreiteste Weise“ von Ansichten, und gesteht, (p. 384) „dass kein Verfahren allgemeiner alle Wissenschaften beherrscht, als die Analogie.“ Wenn er dann weiter die tiefe Analogie rühmt, welche z. B. alle Theile des Platonischen Systems durchdringt, so bezeichnet er damit vorzugsweise die künstlerische Natur dieses Systems, denn alles Schaffen in der Kunst beruht auf Analogie. Das Erblicken des Analogen ist Dasselbe mit jener Intuition, jener „anscheinenden Erkenntniss,“ welche Schopenhauer (Welt als Wille cet. II, p. 77) so hoch über die abstrakte stellt. Er sagt: „Anschauen, die Dinge selbst zu uns reden lassen, neue Verhältnisse derselben auffassen, dann aber dies Alles in Begriffe absetzen und niederlegen, um es sicher zu besitzen; das giebt neue Erkenntnisse.“ „Der innerste Kern einer ächten und wirklichen Erkenntniss ist eine Anschauung: auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen. Alles Urdenken geschieht in Bildern: darum ist die Phantasie ein so nothwendiges Werkzeug desselben.“ —

Mit jeder neuen Bedeutung, welche aus der Analogie gefunden wird, ist in der That ein Neues geschaffen. —

So ein Neues ist es z. B., wenn ich von dem Rücken eines Berges oder Buches spreche, von dem Haupte eines Staates oder einer Verschwörung. Dabei ist ein Unterschied zu bemerken zwischen der Uebertragung des Wortes Rücken und des Wortes Haupt, sofern für die Anschauung von Dem, was Bergrücken oder Rücken des Buches genannt wird, sonst übliche Bezeichnungen fehlen, so dass ich zu Umschreibungen genöthigt wäre, wenn ich die Bedeutung Rücken nicht übertrüge auf die Verbindung mit Berg und Buch; während ich für Haupt der Verschwörung auch etwa Anstifter, Anführer, für Haupt des Staates auch etwa Fürst, Beherrscher setzen könnte. Demnach scheint die Sprache in gewissen Fällen zu Uebertragungen gezwungen, wenn nämlich Synonyma fehlen; in anderen Fällen aber sieht es aus, als treibe sie Luxus; und dann vornehmlich, wenn wir die Uebertragungen mit sonst eher gebräuchlichen Ausdrücken vergleichen können, erscheint die Uebertragung als freies Kunstschaffen, die usuelle Bezeichnung aber als das „eigentliche“ Wort. —

Wenn also Schubert („Der ewige Jude“) sagt: „Vom Haare

der Bänme troff Feuer auf mich," so haben wir als „eigentlichen Ausdruck" das „Laub" der Bäume, nnd wir nennen „Haar" den bildlichen Ausdruck, obwohl „Laub" es nicht weniger ist (wohl von liuban, tegere Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 49). Somit sind eigentliche Wörter die in den nsus übergegangenen bildlichen. Man erkennt in den Stammsprachen die Bildlichkeit länger, wie z. B. im Deutschen bei Wörtern, wie halsstarrig, hartnäckig, eingewurzelt, durchtrieben, abhängen, untergraben, enthüllen, einfliessen cet. in abgeleiteten nicht, wie z. B. in supprimer, insulter, traduire cet. —

Es waren nicht viele Laute, mit denen die Sprache den engen Kreis derjenigen Welt umfasste, welche den Menschen anfänglich interessirte. Vervielfältigte sich die Zahl der Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe mit der fortschreitenden Kultur, so lag zur Bezeichnnng nicht mehr der Naturlaut als Material für Wortbildung vor, sondern es boten sich dem zur Aussprache gestimmten Geiste nunmehr die schon gegliederten Lautbilder, in welchen sich zu äussern, in welchen sich auch die Dinge vorzustellen er gewöhnt war. Die Unbestimmtheit der Lautbilder gestattete ihre Uebertragung κατὰ τὸ ἀνάλογον, und so kam es vielfach nicht zu besonderen Wortschöpfungen, sondern die Wendung — τρόπος — eines schon vorhandenen Wortes genügte. —

Die Alten unterschieden diese Uebertragnngen, welche nm des Bedürfnisses der Bezeichnung willen nothwendig waren, von jenen, für welche auch andere, die „eigentlichen" Ausdrücke, sich darboten. Cicero (or. 27) sagt: „illustrant (orationem) quasi stellae quaedam tralata verba atque immutata. Tralata ea dico, quae per similitudinem ab alia re aut suavitatis aut inopiae causa transferuntnr; immutata, in quibus pro verbo proprio snbjicitur alind quod idem significet, snmptum ex re aliqua conseqnenti." — Tralata nennt Cicero die Uebertragungen κατὰ τὸ ἀνάλογον, immntata diejenigen, welche auf äusserem oder innerem Zusammenhange, auf nachweisbarer Znsammengehörigkeit beruhen. — Aehnlich heisst es bei Quintilian (VIII, 6, 4): „translatio ita est ab ipsa nobis concessa natura, ut indocti quoque ac non sentientes ea frequentes utantur: tum ita jucunda atque nitida, ut in oratione quamlibet clara proprio tamen lumine eluceat. — Copiam quoque sermonis auget permutando aut mutuando, quae non habet; quodqne

difficillimum est, praestat, ne ulli rei nomen deesse videatur. Transfertur ergo nomen aut verbum ex eo loco, in quo proprium est, in eum, in quo aut proprium deest aut translatum proprio melius est. Id facimus, aut quia necesse est, aut quia significantius est aut quia decentius.“ —

Quintilian konnte sich die Kunst nur als eine beabsichtigte und bewusste vorstellen, und so schreibt er vornehmlich jene nicht künstlerischen Tropen — in quo proprium deest, den indoctis ac non sentientibus zu: Necessitate rustici gemmam in vitibus — quid enim dicerent aliud? et sitire segetes et fructus laborare; obwohl auch der feine Mann zuweilen sich nicht zu helfen weiss: necessitate nos durum hominem aut asperum. Non enim proprium erat, quod daremus his affectibus, nomen. Von der anderen Art, wo die Tropen „significandi gratia“ stehn, führt er an: incensum ira, inflammatum cupiditate, lapsum errore. Denn, sagt er: „nihil horum suis verbis quam his arcessitis magis proprium erat.“

Die Vorstellung des Quintilian ist uns geblieben. Tropen gelten als Kunstmittel des Ausdrucks; dass überhaupt der Tropus das Wesen des Wortes ausmacht, beachtete man nicht. Die Tropen in unserem Sinne gehören in die Betrachtung der Sprache als Kunst; sofern sie aus bewusstem Kunstschaffen hervorgehn, werden wir sie in dem zweiten Theile unseres Werkes behandeln, wo von der Kunst der Sprache die Rede ist. Wir bezeichnen sie dort mit dem Namen der ästhetischen Figuren. Man wies bei den Alten in späterer Zeit die Behandlung der Tropen den Grammatikern zu, die Rhetoren nahmen für sich die Figuren in Anspruch. Isidorus, der in seinem „originum sive etymologiarum libris“ das liber I für die Grammatik bestimmt, lib. II für die Rhetorik, giebt die Tropen im lib. I nach Donatus. Es leitete hier offenbar eine ähnliche Betrachtung, wie die unsrige ist. Richtiger noch sagt Aquila Romanus (rhet. lat. ed. Halm p. 22): „Figurarum sententiarum et elocutionum proprium oratoris munus est“ — „illi mores, qui τρόποι nominantur a grammatica non minus diligenter sunt cogniti, quam ab oratore, sed quatenus cuique generi materiae adhibere eos deceat, orator melius intelligit.“ —

Die Nothwendigkeit einer doppelten Behandlung deutete

Reisig an. Er sagt: (Lat. Sprachwissensch. ed. Haase p. 287) „Es sind gewisse Ideenassociationen unter den menschlichen Vorstellungen vorzüglich gebräuchlich, welche mit gewissen Ausdrücken bezeichnet die Rhetorik sich angeeignet hat, welche aber in gewisser Hinsicht auch in die Bedeutungslehre (Semasiologie) gehören, nämlich die Synecdoche, die Metonymie nnd die Metapher. So weit diese sogenannten Figuren auf das Aesthetische hinzielen, gehören sie allerdings der Rhetorik an, auch insofern sich Einzelne ihrer bedienen; wofern aber in einer besonderen Sprache nach diesen Redefiguren sich ein Redegebranch gebildet hat, der dem Volke eigen ist, so gehören diese Fignren hierher.“ —

Auch Lobeck (de acyrologia et de diploe p. 3) unterscheidet eine uneigentliche Rede „acyrologia poetica sīve rhetorica“ von einer „acyrologia grammatica, quae usu defenditnr;“ — und M. Müller (Vorlesungen über die Wissensch. der Sprache II, p. 334) trennt die „radikale Metapher“ von der „poetischen.“ —

Was die Entgegensetzung des eigentlichen und tropischen Ausdrucks betrifft, so hat sie die Alten vielfach beschäftigt; zu ihrer Fixirung kamen sie natürlich nicht, da der Unterschied zwischen beiden nur relativ ist. Erkennt man bei dem Gebrauch der Tropen die Wahl in dem Ausdruck, erscheint er auch, wie er an sich ist, als Bild, befriedigt er also nicht nur ein Bedürfniss nach einem bezeichnenden Worte, etwa wie man nothwendig: ἵπποι ἐβουκολοῦντο sagen musste, oder: silberne Hufeisen, sondern erkennen wir in ihm ein frei geschaffenes Kunstwerk, so nennen wir den anderen, nach dem usus sich darbietenden Ausdruck wohl den eigentlichen; es gilt also die Entgegensetzung nur in dem Gebiete der Sprachkunst. — Die Alten fassten den Begriff der eigentlichen Rede (κυριολογία) weiter. So setzt Longinus (περὶ ὕψ. Speng. T. I, p. 277 sq.) der κυριολογία die περίφρασις entgegen, wie wenn Plato statt θάνατον sagt: τὴν εἱμαρμένην πορείαν; er nennt in diesem Sinne die κυριολογία auch ψιλὴν λέξιν. Gewöhnlich wird indessen die κυριολογία (auch κυριολεξία, κυριωνυμία) dem tropischen Ausdrucke gegenübergestellt; so z. B. bei Dionys. Hal. (Iud. Lys. 3) die κύρια καὶ κοινὰ καὶ ἐν μέσῳ κείμενα ὀνόματα der τροπικῇ φράσει. Die gangbare Entgegensetzung hat z. B. Tryphon (περὶ τροπ. bei Spengel, Rhet. Graec. III, p. 191): τῆς δὲ

φράσεως εἴδη εἰσί δύο, κυριολογία τε καὶ τρόπος. Κυριολογία μὲν οὖν ἐστιν ἡ διὰ τῆς πρώτης θέσεως τῶν ὀνομάτων τὰ πράγματα σημαίνουσα — τρόπος δέ ἐστι λόγος κατὰ παρατροπὴν τοῦ κυρίου λεγόμενος κατά τινα δήλωσιν κοσμιωτέραν ἢ κατὰ τὸ ἀναγκαῖον. Aehnlich Cicero (de or. III, 38): „Tertius ille modus transferendi verbi late patet, quem necessitas genuit, inopia coacta et angustiis, post autem delectatio jucunditasque celebravit. Nam ut vestis frigoris depellendi causa reperta primo, post adhiberi coepta est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopiae causa, frequentata delectationis. Nam „gemmare vites, luxuriem esse in herbis, laetas segetes“ etiam rustici dicunt. Quod enim declarari vix verbo proprio potest, id translato cum est dictum, illustrat id, quod intelligi volumus, ejus rei, quam alieno verbo posuimus, similitudo. Ergo hae translationes quasi mutuationes sunt, cum quod non habeas aliunde sumas; illae paullo audaciores, quae non inopiam indicant, sed orationi splendoris aliquid arcessunt.“ Dagegen sehe man Quintilian, VIII, 2, 3, der seine Termini proprietas, impropium (ἄκυρον) in verschiedenem Sinne nimmt. Proprietas ist ihm einmal als „eigentliche“ Bedeutung die niedere, volksmässige (sprechend: obscena, sordida, humilia). Eine Abweichung von solcher Redeweise sei nicht immer möglich, da man nicht für Alles passende Ausdrücke habe; so müsse man z. B. jaculari auch sagen, wenn pilis oder sudibus geworfen werde, lapidare, wenn glebis oder testis, und dergleichen abusio oder κατάχρησις sei also nothwendig, auch beruhe ja die translatio, d. h. der tropische Ausdruck, dieser Schmuck der Rede, auf einer Improprietät. Es ist ihm sodann proprietas auch die Urbedeutung der Wörter, wie z. B. vertex eigentlich sei: contorta in se aqua, vel quidquid aliud similiter vertitur, dann die pars summa capitis (propter flexum capillorum) endlich: id, quod in montibus eminentissimum. — Die eigentlichen Bedeutungen erscheinen so als die älteren, schmucklosen, wie es am deutlichsten Mart. Capella (rhet. 31) ausspricht: „Propria sunt vetusta praecipue: nam cum et proceres vel nescirent haec dicendi ornamenta vel appetere non auderent, propriis utebantur.“ —

Endlich nennt Quintilian es proprietas, wenn eine mehreren Dingen gemeinsame Bezeichnung einem einzigen besonders bei-

gelegt wird, wenn z. B. ein carmen funebre eine naenia genannt wird, das tabernaculum ducis ein augurale cet. Im rhetorischen Sinne ist aber besonders unter proprietas eine Ausdrucksweise zu verstehn, „qno nihil inveniri possit significantius," z. B. wie Cato sagte: „C. Caesarem ad evertendam rem pnblicam sobrium accessisse." — Weiter können auch „bene translata" propria genannt werden, endlich: „quae sunt in qnoque praecipna, proprii locum accipiunt", wie wenn Fabius, abgesehen von seiner sonstigen Tüchtigkeit, gerade als Cunctator bezeichnet wurde. —

Das Gemisch verschiedener Richtungen der Betrachtung ist unschwer hierbei zu erkennen.

Eine bekannte Stelle aus Jean Paul's Vorschule der Aesthetik, welche sich der richtigen Auffassung nähert, führen wir hier noch an. Dort werden die Metaphern „abgedrungene Synonymen des Leibes und Geistes" genannt. — „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war, als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdrucke entfärben musste. Das Beseelen und Beleiben fiel noch in Eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasster Metaphern." —

Als Bezeichnung für übertragene Bedeutung hatten die Griechen anfangs μεταφορά, z. B. schon Isocrates. (cf. Spengel, συναγ. τεχν. p. 162.) Auch Aristoteles (Poet. 21) nennt die Uebertragung Metapher, (μεταφορὰ δ' ἐστιν ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορά) denn, wie Ernesti (lexic. techn. Graec. p. 217) bemerkt, „Aristotelis aevo nondum tropi singuli proprium nomen adepti erant." Hermogenes (περὶ εὑρέσ. Sp. II, p. 254) sagt, dass bei den Grammatikern noch μεταφορά hiesse, was die Rhetoren τρόπος (Hermogenes hat τροπή) nennten. —

Bei den Römern findet sich der Ausdruck Tropus angenommen; im Anfange, z. B. bei Cicero hiess es noch dafür translatio, immutatio; später sagte man wohl auch motus, (Quint. VIII, 5, 35) mores, modi wie z. B. Beda (de tropis, rhet. Lat. ed. Halm p. 611) angiebt. (cf. Ruhnken, zu Aquila Rom. p. 141.)

Gehen wir jetzt näher auf die Begründung unseres Satzes ein: Die Wörter sind in Bezug auf ihre Bedeutung an

sich und von Anfang an Tropen. — Jeder Wandel der Bedeutung (soweit er organisch zu nennen ist) beruht auf künstlerischer Intuition.

Untersuchen wir dabei zugleich, in wie verschiedener Weise der Wandel in der Bedeutung herbeigeführt und wodurch er vermittelt d. h. gerechtfertigt wird. —

Was man Bedeutung nennt, bezieht sich auf Dinge, welche bezeichnet sein sollen; an der Vorstellung von diesen, als anscheinend durchaus bestimmten und wirklichen Wesenheiten, welche uns zur Bildung der Sprachlaute anregten, haftet die gute Meinung von dem Bestande und der Festigkeit auch der Bedeutungen. Auf Wahrnehmungen also beruhen, in ihnen wurzeln ursprünglich die dem Sprachbildner vorschwebenden Ideen der künftigen Bedeutungen, welche in den Lautbildern sich verkörpern sollten. Aber diese Lautbilder vermögen, wie wir sahen, dies nur so zu leisten, dass sie dem Gemeinten sofort eine Wendung geben; statt des Vorgangs im Raum stellen sie ein in der Zeit verklingendes Tonbild hin, ergreifen daher auch nur einen ihnen charakteristisch erscheinenden Moment, geben statt der Total-Wahrnehmung nur einen Einzel-Eindruck, der dann als Symbol für jene gilt, und so ferner verwandt wird.

Und natürlich verbleibt diese an sich nothwendige Weise, durch Hervorhebung eines Einzelnen, Momentanen ein durch Wahrnehmung mit ihm zu verknüpfendes Ganzes, Dauerndes zu bezeichnen, der Sprache auch durch ihren weiteren Verlauf; nur so, dass die Seele dann nicht mehr auf die Wahrnehmungen selbst zurückgeht, welche diese Theil-Andeutung ergänzen und verständlich machen müssen, sondern auf das Wort, welches ihr inzwischen zum Stellvertreter der Wahrnehmung geworden ist.

Nach einer ihn charakterisirenden Eigenschaft des Bu-Machens stellt sich der Total-βοῦς in seinem Laute dar; die Wahrnehmung vermittelt hier das Verständniss. Nach einem wesentlichen Theile wird der Begriff von domus bezeichnet, wenn man es tectum nennt; tectum aber ruft die Vorstellung des domus hervor, weil in der Wahrnehmung, auf welcher diese Wörter beruhen, beide Dinge zugleich auftreten. —

Dann erst, wenn ein „eigentliches Wort“ sich neben das neue stellen kann, pflegt man zu sagen: dieses stehe in übertragener

Bedeutung, es liege ein Tropus vor. — Für diese Art des Tropus nun gebrauchen wir den Namen Synecdoche; sein ursprüngliches, nothwendiges Auftreten bei Schaffung der Lautbilder ist es, was namentlich von Steinthal mit dem Namen der „inneren Sprachform" bezeichnet wird. Pott hat Recht, wenn er (Etymol. Forsch. Th. II. p. 240) bemerkt: „Pars pro toto ist eine Figur, welche durch die Sprache in weitaus grösserer Ausdehnung gilt, als man sich gewöhnlich vorstellt." —

Um ein Beispiel zu geben, wie sehr im Wesen der Sprache es liegt, in Weise der Synecdoche zu bezeichnen, führen wir eine Stelle aus Bopp (Vergleichende Grammatik Th. II, p. 417 Anm.) an. Es soll dort die Ansicht vertheidigt werden, dass das griechische Augment in seinem Ursprunge identisch sei mit dem α privativum, d. h. dass es die Gegenwart verneine und so Vergangenheit bezeichne, und Bopp sagt nun: „Wenn Vorländer in seiner Schrift: „Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele" p. 317 sagt: Negation des Gegenwärtigen ist noch nicht Vergangenheit, so hat er Recht; allein mit gleichem Rechte kann man sagen: Negation des Einen ist noch nicht Vielheit (es könnte ja auch Zweiheit, Dreiheit oder gar „nichts" sein), und doch wird einleuchtend der Begriff viel durch die Negation der Einheit oder der Beschränkung auf die Einheit ausgedrückt: [êka einer, anêka viel] und zur Entschuldigung der Sprache mag gesagt werden, dass, wenn auch die Negation der Gegenwart noch keine Vergangenheit, die der Einheit noch keine Vielheit ist, doch wirklich die Vergangenheit eine Negation der Gegenwart, die Vielheit eine Negation, eine Uebersprungung der Einheit sei, und darum sind beide Begriffe geeignet, mit Hülfe von Verneinungspartikeln ausgedrückt zu werden, Umgekehrt kann auch in gewissen Fällen die Verneinung durch einen Ausdruck der Vergangenheit ausgedrückt werden:

„Besen, Besen,
Seid's gewesen!"

wo gewesen so viel als jetzt nicht mehr bedeutet. Die Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende, oder ihr so erscheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal herauszufinden ist die Aufgabe der Etymologie. Ein Zahn-habender

ist noch kein Elephant, ein Haarhabender noch kein Löwe, und dennoch nennt das Sanskrit den Elephanten danti'n, den Löwen kês 'in. Leitet man nun den Zahn, dánta, von ad essen ab (mit Verlust des a) oder von dans' beissen (mit Verlust des Zischlauts), so kann man wiederum sagen: ein Essender oder Beissender ist noch kein Zahn (es könnte auch ein Hund oder Mund sein), und somit dreht sich die Sprache in einem Kreise von Unvollständigkeiten herum, bezeichnet die Gegenstände unvollständig durch irgend eine Eigenschaft, die selber unvollständig angedeutet ist. Gewiss aber ist, dass die Nicht - Gegenwart die hervorstechendste Eigenschaft der Vergangenheit ist, und diese mit grösserem Rechte bezeichnet, als Zahnhabender den Elephanten." —

Wir geben einige Beispiele.

Die Wurzel plu bezeichnet (Curtius, Griech. Etym. p. 251) „die Bewegung im Wasser und des Wassers in vier Hauptunterschieden: 1) schwimmen (schwemmen, waschen); 2) schiffen; 3) fliessen; 4) regnen."

Plu ist ein sehr gelungenes Lautbild, es befriedigt das Ohr: *pl*ätschern, es scheint aus der Anregung durch das Auge gewonnen: *fl*iessen, wie denn im Sanscrit die Wurzel auch springen, plavas den Gang der Schlange bedeutet, es dünkt uns, wie p-l milde widerstrebt, in *Fl*ocke, *Fl*aum auch der Empfindung des Gefühls zu entsprechen. Da Wasser geruch- und geschmacklos ist, so bildet das Lautbild die Wahrnehmung der betreffenden Bewegung erschöpfend nach; es ist sprechend ähnlich, und alle Indogermanischen Sprachstämme haben desshalb an ihm festgehalten:

Skt.: plavê nato, nave veho; fluctuo; âplu se lavare, plavas navis, navigatio.

Gr.: πλέω schiffen, schwimmen, πλόος Schifffahrt, πλωτός schiffbar, schwimmend, πλώτης Schwimmer, Schiffer, πλύνω waschen, πλῦμα Spülicht, πλυτός gewaschen, πλυντής Wäscher.

Lat.: pluit, pluvia; altl. perplovere durchfliessen lassen, leck sein; umbr. perplotatu überschwemmt.

Goth.: flôdus ποταμός; ahd. flewiu fluito, lavo fliuzu fluo.

Kirchenslawisch: plova navigo; lit. plánju spüle, plaútis Schnupfen, plústi ins Schwimmen gerathen, überströmen.

Und so bewahren die Späteren diese Wurzel: dtsch. fliessen, engl. to flow, ags. flowan; holl. vloeijen; schwed. flyta; dän. flyde; franz. plent, flotter, fleuve, fluide; ital. fluire, fiume, flusso, fluidezza, flnore, flussibilita. —

Die Wurzel also ist glücklich gewählt, dennoch ist klar, dass sie nicht jede zur Bewegung des Wassers gehörige, der Wahrnehmung fassbare Erscheinungsform durch ihren Laut abbildete oder mitbezeichnete. Woher sonst auch Synonyma, wie z. B. zu fliessen: strömen, rinnen?

Gar wohl konnte also auch eine andere Erscheinungsform der Bewegung des Wassers Anlass zur Gestaltung eines entsprechenden Lautbilds geben, wie z. B. statt pluit unser: es regnet, welches Curtius (l. c. p. 174) zu βρέχω netze stellt, wozu lat. rigare, goth. rign = βροχή rignjan βρέχειν; ahd. regan Regen; reganôn regnen.

Indem also der Sprachkünstler seine auf der Wahrnehmnng des bewegten Wassers beruhende Idee zn dem Lautbilde pln gestaltete, das doch alle möglichen Eindrücke dieses Vorgangs nachher mitvertreten muss, formte er ein Bild in Weise der συνεκδοχή, des Mitumfassens, des Mitverstehens. —

Betrachten wir einige Lautbilder für die Bedeutung: Schlange.

Unser Wort Schlange erklärt Bopp (Vergl. Gramm. I, p. 78) als höchst wahrscheinlich der Wurzel s'rank gehen entsprossen, indem s'l (ahd. slango) aus sr entstanden ist. Die Griechen benannten die Schlange δράκων von dem eigenthümlich glänzenden Blick der Augen; (δέρκομαι; Skrt. Wurzel: darc sehen. Curt. gr. Etym. I, p. 125) ebenso ὄφις von Wnrzel ὀπ sehen. (Cnrt. l. c. p. 407.)

Wenn nun z. B. die Lateiner das Wort serpens, kriechend, als Bezeichnung der Schlange brauchten, so kann gefragt werden, warum es ihnen nicht etwa „Schnecke“ bedentete, denn auch diese ist ja serpens, und in der That gebrauchen auch z B. der ältere Plinius und Apulejus das Wort von kriechenden Insekten; aber es kann auch gefragt werden, warum uns dieses Wort Schnecke nicht die Schlange bedeute, da ja snakan, snôk ahd. sneccho (limax) ebenfalls repere ist (vid. Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 44) und in der That ist altn. snaca = anguis, engl. snake. Gewiss deutet die Wurzel ἑρπ-ἕρπω, ἑρπύζω; im Skt. sarp, sarpâmi serpo, sar-

pas = serpens (Curtius, l. c. p. 239) symbolisch das Kriechen an, aber auch die Wurzel von „Schnecke“ gab ein Lautbild desselben Vorgangs; beide: serpens und Schnecke bezeichnen also durch eine nur einseitige Wahrnehmung die ganze und volle Anschauung.

Wie verfuhr auch später die Sprache anders, wenn sie etwa ein Geschütz eine Feld-Schlange nannte, oder der Dichter, wenn er „die geregelten Felder“ von „freieren Schlangen“ durchkreuzen liess? (Schiller, Spaziergang.)

Die Lateiner konnten die Schlange also auch anders bezeichnen: anguis, womit sie als constrictor gekennzeichnet war. (Wurzel: ἀχ, ἀγχ, engen; gr. ἔχις cf. Curtius l. c. p. 177.)

Bei den Hebräern heisst die Schlange die Zischelnde: נָחָשׁ, die sich Windende: לִוְיָתָן die Flüchtige: בְּרִיחַ die Zischende: אֶפְעֶה die Verschlingende: שָׂרָף und freilich auch die Kriechende: שְׁפִיפֹן.

Von „kriechen“ (ags: creopan) kommen auch Krabbe, Krebs. Warum könnten nun Spinnen und Fliegen nicht ebensowohl „Kriechen“ heissen? Die Bezeichnungen sind eben von einer augenblicklichen Wahrnehmung auf ein Lautbild übertragen, darum bildete z. B. die in κέρας, cornu, Horn liegende Wurzel ebensowohl die Benennung „Rind“ (ahd. hrind) wie „Hirsch“ (hiruz), κριός (Widder) wie cervus, denn alles Dies sind „Gehörnte“. (cf. Curt. l. c. I, p. 136.)

Die Wörter entstehen also als Tropen in Weise der Synecdoche. Die ausgebildete Sprache bleibt bei dieser Weise, wenn sie neben schon vorhandene, die sogenannten eigentlichen Wörter, solche setzt, welche, auf den Zusammenhang der Erscheinungen innerhalb derselben Begriffssphäre gestützt, den Begriff dieser eigentlichen Wörter mit-hervorruft, wie wenn sie Segel sagt statt Schiff, Welle statt Meer, wenn eingeladen wird zu einem Löffel Suppe statt zum Mittagsessen oder zu einer Tasse Thee statt zum Abendbrot.

Aber die ausgebildete Sprache, durch andere Tropen zur Bezeichnung und Auffassung geistiger Begriffe vorgeschritten, verfährt dann auch mit diesen Anschauungen innerlicher Art synekdochisch, und Begriffe, welche man sich gewöhnt hat bei und mit einander vorzustellen, werden für einander gesetzt, wie Wahr-

nehmungen im Raume. Dann ist ebensowohl gedanklicher Zusammenhang nachweisbar, wie räumlicher. Der Art ist es schon gewissermaassen, wenn man die Maus nach der Eigenschaft des Stehlens benannte; (Wurzel mush im Skt.: stehlen, gr.: μῦς) oder pecn (skt.: pacus, goth.: faihu Habe) ableitete von Wurzel πάγ-πήγνυμι, pango, fahan. (Curt. l. c. I, p. 242; 304.) Hierher gehören denn auch im Wesentlichen die Nomina propria, denn, wenn „es für den Etymologen principiell gar keine nomina propria giebt, sondern nur Appellativa", (vid. Pott, über die Personennamen p. 1) so benannte man nach einer blossen Eigenschaft das Individuum. — So geschieht es ferner z. B. wenn wir von Seelen sprechen und die Menschen meinen; wenn man von der Herrschaft der Säbel und Bajonette spricht und Soldaten versteht, wenn eine Küchenmagd ein Besen genannt wird, ein Trunkenbold eine Gurgel, wenn man Individuen bezeichnet als Spürnase, Grossmaul, Dickwanst, Langfinger. Die Franzosen nennen einen berühmten General une illustre épée, wie wir: „du alter, tapferer Degen", die Engländer nennen den Kutscher auch whip (Peitsche), der Sprecher des Hauses im Congresse zu Washington bezeichnet sich gewöhnlich als: (der Sessel) the chair; Herodot meint (V, 30) mit ὀκτακισχιλίη ἀσπίς 8000 Krieger mit Schilden u. d. m.

Dadurch, dass in der ausgebildeten Sprache, in dieser Art und in mancherlei andern, Tropen verschiedener Gattung sich berühren, verbinden und kreuzen, wird es unthunlich, die übertragenen Wörter jedesmal bestimmt nur Einer Klasse des tropischen Ausdrucks zuzuweisen.

Es wird dies in dem Abschnitt von den „ästhetischen Figuren" auch in Bezug auf die Synecdoche genauer besprochen werden. —

Eine zweite Art des Tropus ist die Metapher.

Wir erinnern in Bezug auf sie an das oben (p. 241 sq.) Besprochene, wo von der Bezeichnung des Unsinnlichen in der Sprache die Rede ist. Giebt die Synecdoche von Ursprung an der Sprache in den Wörtern die Bilder von der objektiven Welt, so ist es die Metapher, durch welche ihr die Bilder für die Gedankenwelt gegeben werden. Die Metapher schafft dabei die Wörter nicht neu,

sondern sie deutet sie um; sie setzt das Dasein und das Wirken von Wörtern voraus, ist nicht Raumbild, sondern Vorstellungsbild.

Wir sahen oben, warum die Bezeichnung des Unsinnlichen es zur Schöpfung neuer Lautbilder nicht bringt. Das Unsinnliche bietet sich unserer Auffassung nicht in einem Augenblick, wie die Erscheinungen der Aussenwelt; erst allmählich vollzieht sich eine Scheidung zwischen dem Sinnlichen und Unsinnlichen. Unser Geist erfasst nur tastend jene innere Bewegung, durch welche die Erscheinung lebt und wirkt, und nur mit Hülfe des Wortes, welches in schon geistiger Weise für ihn die Dinge vertritt, gelangt er dazu, in den Dingen und Vorgängen das Weben eines Geistigen zu ahnen und sich vorzustellen. Denn nur nach der Analogie schliesst die Seele aus der Bewegung des Sinnlichen auf das Wesen des Bewegenden, und durch die Analogie kommt es, wie Trendelenburg hervorhebt, lediglich zu einer Hypothese, zu der Annahme gleicher Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären.

Grimm (Dtsch. Gr. Th. II, p. 84) schildert den Vorgang gut: „Die sinnliche Bedeutung erscheint früher, die geistige später. Nur war aber jene weder rohleiblich, noch diese dürr verständig, beide hält und hielt ein geheimer Zug verbunden; zuerst wuchs das Sinnliche, in ihm schlummerten die Begriffe, aus ihm erwachten sie nach und nach.“ —

Der Wurzel *ἀν* gehören die Wörter im Sanskrit: animi athme, anas Hauch, im Griechischen: *ἄνεμος* Wind; im Lateinischen: animus, anima Seele; im Gothischen: ansts Gunst, ahd: unst procella, ando Zorn, altn. önd anima, vita. (Curtius l. c. p. 275.) Das Wehen, Athmen wurde, um hier nur das Lateinische heranzuziehen, als Leben, Seele gefasst, wie auch in spiritus, *πνεῦμα*, *ψυχή*, und ähnlich in Seele. (goth. saivala, ahd. sêla) zu saivs (mare, fluctus): die bewegende, wogende Kraft. (Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 99). — Der Laut *ἄνεμος* bezeichnete ein Sinnliches, nicht aber so, dass es sich gegen ein Geistiges abgegränzt hätte; an ihm fühlte sich der Sprechende heran bis zur Bedeutung von animus, und dies Analogon der ursprünglichen Auffassung verdrängte im Lateinischen den Wurzelsinn völlig. So wurde es Metapher.

Beispiele sind weiter: Brunst, früher: Brand; [stannen, ursprünglich vielleicht: stehen bleiben;] Wonne, früher Wunne von

winnen, gewinnen, Fruchtland, (Wunne-monat); erschrecken, früher gleich aufspringen, denn Schreck (schric) ist gleich Sprung (Heuschrecke); hübsch gleich: hövisch; ellende (elend) früher: aus anderem Lande; abgefeimt von Faum = Schaum u. d. m. —

Die Wurzeln der Wörter, welche ein Erkennen bezeichnen, zeigen, dass der Geist als Bewegung, als das Bewegende gefasst wurde. Man findet dies z. B. bei: auffassen, vernehmen, begreifen, urtheilen, unter-, ent-scheiden; agere, volvere, versare, statuere, cogitare, conjicere, complecti, distinguere, separare, capere, concipere, prehendere, tenere, *συνιέναι, συντιθέναι, διορίζειν, δέχεσθαι, συλλαμβάνειν*, ebenso bei denen, welche praktische Richtung bezeichnen z. B. petere, sequi, fugere, verfolgen, wirken, *ὁρμᾶν, ἐφίεσθαι, φεύγειν* u. s. w. Ueberhaupt wird man z. B. im Deutschen schwerlich Ausdrücke finden, welche Thätigkeiten des Körpers bezeichnen und nicht in übertragener Bedeutung vorkämen z. B. rufen, jubeln, jauchzen, kreischen, flüstern, frohlocken (goth.: laikan = hüpfen) gehen, laufen, stürzen, kriechen, stehen, zittern, beben, schauern, weinen, lachen, verschnupfen (etwas), lauschen, anshauchen, lauern, schnauben, ächzen, klagen u. a. m., und so sind die Thätigkeiten der Seele von körperlichen übertragen: einsehen, begreifen, auffassen, behalten, vorstellen, vernehmen, erschrecken (ahd. scricchan, springen), verstehen, erinnern, urtheilen, schliessen, besinnen, verwinden (etwas), verkehren, verdrehen, halsstarrig, entfaltet, hartnäckig, hartherzig, vernagelt, eingewurzelt, scheelsüchtig, angesehen u. s. w.

Man kann dieses Umsetzen sinnlicher Bedeutung in unsinnliche kaum als besonderen Akt einer Kunstthätigkeit bezeichnen; die Wörter offenbaren nur, dass sie in ihrer bildlichen Unbestimmtheit je nach der Auffassung so oder so genommen werden können, dass sie von Natur Metaphern sind, gesetzt auch, dass in Wirklichkeit sie nicht alle als Metaphern später in Gebrauch kamen. —

Bestimmter tritt das Kunstschaffen hervor, wenn die Auffassung der Sprache Begriffssphären verbindet, welche nicht schon in gegebener Einheit, wie beim Menschen Inneres und Aeusseres, die Analogie beider Seiten voraussetzen lassen und sich der Vergleichung gleichsam aufdrängen. Man übertrug also das ein Lebendiges bedeutende Wort, wobei die eigene Leiblichkeit am nächsten lag, auf Dinge, welche erst später genauerer Betrach-

tung, weiterer Sonderung anheimfielen, oder welche von einer späteren Cultur hervorgebracht wurden. Theile eines Ganzen wurden nun verlebendigt, indem die künstlerische Anschauung sie in Analogie mit den Gliedern eines Organismns setzte. So sprach man vom Berg-Rücken, dem Stuhl-Bein, den Zähnen eines Kammes oder einer Säge, der Znnge einer Wage, eines Landes; auch fremde Organismen boten sich der Analogie, wie man z. B. Pflanzen nach Thieren benannte: Fuchsschwanz, Bockshorn, Hahnenfuss, Storchschnabel, Bärenklau, Mäuseohr u. a. m.

Dergleichen Uebertragungen sind aber nicht als Einzelfälle zu betrachten, sie drücken das Wesen der Sprachbilder aus. Nachdem also „Berg" als das Bergende, Einschliessende synekdochisch bezeichnet war, (Wurzel: φραχ, φράσσω schliesse ein, Goth: bairgan bergen, bairgahei Berggegend, ahd: berc. Curtius, l. c. p. 272) nnterschied man den oberen Theil als Koppe, (Kopf) den unteren als Fnss, die Längsausdehnung als Rücken, seine Senkungen als Schlünde, Hervorragungen als Hörner, nannte die Ausdehnnngen nach der Höhe seine Seiten, fand Adern in ihm, nannte sein Erdharz: Bergfett, seine Metalladern: Gänge, seine Einstürze: Bergfälle cet. Dazu denke man an die Bezeichnungen, wie z. B. Bergmilch, Bergöl, Bergpech, Bergzahn, Bergkette, Bergharz, Bergbalsam, Bergbutter cet. —

Hatte man Flnss bezeichnet, so gab es Flussarme, Flussmündungen, Flussbette cet. und so erhielten die Hervorbringungen der Kultur ihre Namen: Tischbein, Schlüsselbart, Fettauge, Zahnrand, Nadel-Oehr, Thürflügel, Flaschenhals, Bauch eines Kruges u. d. m.

Die Phantasie, das Leblose so belebend, sieht dann auch in dem scheinbar Unbelebten das Leben, und überträgt es sowohl auf anderes Unbelebte, z. B. Blatt Papier, Krone eines Baumes, Stein im Obst, als auf das Lebende z. B. Stamm, Spross, Sonne, blühen, Stein (wenn ein gefühlloser Mensch bezeichnet wird), cet.

Wie weit z. B. bei den Griechen die Uebertragungen reichten, welche von Theilen des menschlichen Körpers entnommen waren, kann man schon aus Enstathins (z. Ilias B. 637; p. 308) ersehen, der zu der Metapher: μιλτοπάρῃοι νῆες dergleichen in Menge anführt. Geben wir mit einigen Zusätzen einen Auszug, wobei wir im Ganzen die Orduung des sorgsamen Mannes beibe-

halten, Vollständigkeit indess nicht erstreben. Eine Sonderung von der Metapher als Trope und als ästhetischer Figur unterlassen wir hierbei.

πρόσωπον, Gesicht. πρόσωπον νεώς das Vordertheil, φιάλης die Stelle des Bechers, aus welcher man trinkt. Wie von dem πρόσωπον des Mondes gesprochen wird (Soph. fr. 713 Dind.) spricht Göthe von dem Antlitz der Sonne (Iphigenie) oder der Gestirne. (Ges. der Geist. über d. W.) Virgil (Aen. 5, 848) von dem Antlitz des Meeres: salis placidi voltus; Ovid. (Met. 8, 738) von der facies aquarum, oder den squalentia ora des Winters (Trist. 3, 11, 9) So Shakespeare (Haml. 3, 4): Heaven's face und visage cet. Propertius (3, 22, 14) hat facies prorae; fernstrahlendes Antlitz des Werkes: τηλαυγὲς πρόσωπον τοῦ ἔργου; — ein glückverheissendes Unternehmen: τὸ τῆς ἀφορμῆς εὐπρόσωπον. Man sagt μάχη ἀντιπρόσωπος und ἀντιμέτωπος. (Stirn an Stirn.)

Κορυφή ὄρεος, Wirbel des Berges, ebenso wird gebraucht:

Κεφαλή Kopf und Koppe synekdochisch oft für den ganzen Menschen z. B. Ilias IX, 55; für Leben Od. II, 237 und sonst. — Hölderlin: Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe — Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt. Hor. carm. 1, 1, 20: ad aquae lene caput sacrae stratus. Ov. Met. 2, 254: Nilus occuluit caput. Shakesp. Lear 4, 1: there is a cliff, whose high and bending head looks fearfully in the confined deep. Macb. 4, 1: though palaces and pyramids do slope their heads to their foundations. Mids. 1, 1: by his best arrow with the golden head. (Pfeilspitze) und

Κρόταφος Schläfe (Aesch. Prom. 723), auch = Kolben am Hammer.

Κόμη Haar, auch vom Laube der Bäume z. B. Od. 23, 195; so coma: redeunt jam arboribus comae Hor. od. IV, 7, 2. Catull 4, 11: comata silva. Auch Blumen sind Haare: Eur. Hipp. 210: ἐν κομήτῃ λειμῶνι; κόμη ist auch der Kometenschweif.

Ὀφρῦς Augenbrauen, sind ὀρειναί τινες ἐξοχαί. Ilias 20, 151; so ὀφρύη bei Hdt. 4, 181. — Wie ὀφρύς gebrauchen die Lateiner supercilium: Virg. Georg. 1, 108: supercilio clivosi tramitis undam elicit. cf. Soph. Ant. 831 von der Niobe: τέγγει ὑπ' ὀφρύσι παγκλαύτοις δειράδος

Ὀφθαλμοί Augen, sind auch φυτῶν, woher auch ἐνοφθαλμίζω, inoculiren als γεωργικὴ λέξις. Hdt. 1, 114 nennt die Persischen Hofräthe ὀφθαλμοὶ βασιλέως. — Göthe (Tasso) spricht von den „Kinderaugen der Blumen." Pind. Ol. VI, 26 nennt den Amphiarus ὀφθαλμὸν στρατιᾶς; Justin 5, 8 hat: Athenae, Graeciae oculus. Cic. Nat. Deor. 3, 38 nennt Corinth und Carthago oculi orae maritimae. Soph. Ant. 866 heisst die Sonne ἱρὸν ὄμμα. Od. 22, 386: δικτύῳ πολυωπῷ mit vieläugigem Netze. —

Γλήνη Pupille. So werden auch Mädchen genannt. Ilias VIII, 164.

Δάκρυον, Thräne auch des Weinstocks und Gummi, Harz.

Στόμα Mnnd, vom Kriegsschlunde gesagt Ilias 10, 8; auch von der Flussmündung Ilias 14, 36; ist auch Waffenspitze Ilias 15, 389. Schwertschärfe Soph. Antig. 651; synekdochisch: Gesicht Ilias 6, 43. os ponti Cic. Verr. 2, 4, 58; os Tiberis Liv. 1, 33; os saxi Ov. Met. 13, 892; ora navium Schiffsschnäbel Hor. ep. 4, 17; os auch meton. Sprache: Virg. Aen. 2, 422.

Λοβός Ohrläppchen, ist auch Samenkapsel, Hülse, Schote.

Οὖς Ohr. Gefässe heissen ἄμφωτις, die Pflanze Mäuseohr: μυοσωτίς.

Ὀδούς Zahn. ὀδόντες hiessen auch Zacken z. B. bei den τριαίναις. Deutsch: Zähne des Kammes. Schiller: „hat (das Schiff) fest sich eingebissen mit seinem spitz'gen Eisenzahn." Petron. 42: aqua dentes habet. cf. Hor. carm. 1, 31, 6: rura, quae Liris mordet.

Χείλη Lippen, auch ποταμῶν, also Flussufer z. B. Hdt. 2, 94. überhaupt Saum, oder Rand z. B. von Gefässen; so auch lat. labrum.

Πώγων Bart; so wird Τροιζήνιος λιμήν genannt, auch πώγων πτυός Feuerschweif bei Aesch. Ag. 315, auch πώγων ἀλεκτρυόνος, ferner von Pflanzen gebraucht, dem Pfeil cet.

Γλῶσσα Zunge, auch Mundstück der Flöte, Schuhriemen, meton. Sprache; im Deutschen: an der Wage, Erdzunge cet.

Μέτωπον Stirn, auch Vorderseite eines Gebäudes: Hdt. 2, 124; so μέτωπον κριοῦ an der korinthischen Säule; Fronte eines Heeres: Aesch. Pers. 710. Pindar Pyth. I. nennt den Aetna μέτωπον γαίας. Wie wir von Felsenstirnen sprechen, auch Ov. Met.

4, 525 scopulus frontem in apertum porrigit aequor; Vorderseite des Helms ist κόρυθος μέτωπον Ilias 16, 70.

Ῥίς Nase, daher die Quelle Βούρινα genannt Theocr. 7, 6, auch Canal; bei uns Felsennasen, Gletschernasen Göthe (Faust): „Felsennasen, wie sie schnarchen, wie sie blasen cet.“

Μῆνιγξ Stirnhaut, ist der Name einer Lybischen Insel geworden. (Strabo II, p. 123.)

Ἐγκέφαλος Gehirn, wird auch von dem Mark der Palme gesagt. (Xen. Anab. 2, 3, 16.)

Κάρηνον Kopf. Davon wird gesagt ὄρους κάρηνα z. B. Ilias IV, 74; auch ist es ἀκρόπολις, wie capitolium von caput. — Für den Körper selbst: βοῶν τ ἴφθιμα κάρηνα Ilias 23, 260. Zu demselben Stamme gehört κρήνη Quelle, κραναός mit vielen Bergspitzen, κρανίον Capitäl der Säule, κράνος Helm, κρᾶς Gipfel. κρατὸς ἀπ' Οὐλύμποιο Ilias 20, 5. ἐπὶ κρατὸς λιμένος im oberen Theile des Hafens cet.

Γένυς. γνάθος. Von den „Kinnbacken“ der Krankheit spricht Aesch. Choeph. 273; dem Keil wird γένυς zugeschrieben Aesch. Prom. 64; dem Anker Pind. Pyth. 4, 24. cet.

Τένων Sehne, auch Bezeichnung für Bergstriche.

Δειρή Hals, auch Bergrücken; πολυδειρὰς Ὄλυμπος. So collum von Bergen Stat. Theb. 9, 643. Virg. Aen. 9, 436: lassove papavera collo demisere caput. Von der Flasche gebraucht collum z. B. Phaedr. 1, 26, 10. Bei uns z. B. Hals der Geige. —

Λόφος Nacken, Hals auch von Bergkämmen.

Αὐχήν Nacken, Aesch. Pers. 73 spricht vom Nacken des Meeres: πολύγομφον ὅδιμα. ζυγὸν ἀμφιβαλὼν αὐχένι πόντου, auch Landenge, Schlucht, ein Theil des Steuerruders.

Ῥάχις Rücken, ist auch Bergrücken, Blattrippe. Jac. Anth. I, p. 180.

Φάρυγξ Schlund, ist auch Gebirgsschlucht, Erdspalt.

Ὦμος Schulter, bezeichnet auch z. B. Theile am Weinstock, bei Krebsen, an Stühlen cet.

Βραχίων Arm. bei Thieren Schulter; brachium beim Krebs Ov. Met. 4, 624; ein Meeresarm Ov. Met. 1, 13; beim Gebirge Plin. h. n. 5, 27, 27; Zweige der Blume, auch von der Eiche, vom Weinstock Virg. Ge. 2, 290; 2, 367; ein Seitendamm,

Liv. XXII, 52. — Hölderlin: „Streckt nach dir (dem Aether) die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?“ —

Ἀγκάλη Ellenbogen; πόντιαι ἀγκάλαι Aesch. Choeph. 579; wie wir: Meeresarm. So

Ἀγκοίνη Ellenbogen, χθονός, πετραῖαι, ἅλμης cet. Ebenso

Ἀγκών Ellenbogen, auch Vorgebirge, τείχους ἀγκών Ilias 16, 702, Meerbusen cet.

Πῆχυς Unterarm, auch gleich Waagenbalken, Richtscheit, vom Bogen und von der Lyra gebraucht cet.

Χείρ Hand, bedeutet Gewalt: ὑπὸ χερσί τινος Ilias 11, 660; Schutz: Ilias IV, 249; Gabe: κενεὰς σὺν χεῖρας ἔχοντες Od. X, 42 mit leeren Händen); That: ἔπεσιν καὶ χερσὶν ἀρήξειν Ilias 1, 77 cet. Hand der Natur, der Zeit bei Shakespeare Henry IV, II, 1, 1: let heaven kiss earth: now, let not nature's hand keep the wild flood confined. Tim. 5, 2: time with his fairer hand offering the fortunes of his former days.

Παλάμη palma, Gewalt: Ilias III, 128; Hülfe: Od. X, 25; auch Kunstwerk (meton.)

Καρπός Handwurzel, auch Baum-, Feldfrucht.

Μῦς, Maus, auch Miessmuschel, Muskel; im Dtsch. besonders Ballen am Daumen.

Θέναρ hohle Hand, bei Pindar (Pyth. 4, 188) θέναρ βωμοῦ Vertiefung in der oberen Altarfläche.

Δάκτυλος Finger, Fusszehe, auch Dattel, auch der Versfuss. Eos ist ῥοδοδάκτυλος. Shakespeare giebt der Ulme Finger: Mids. 4, 1: the female ivy so enrings the barky fingers of the elm. —

Ὄνυξ Nagel, auch ὄρυς, auch Widerhaken an der Pfeilspitze: Hdt. 7, 36. ἀκρωνυχία ist Nagelspitze und Bergspitze, (Xen. Anab. 3, 4, 38); auch χηλή Klaue, Huf bedeutet die Arme der Hafendämme, Wellenbrecher cet. Im Lat. unguis an Pflanzen Plin. h. n. 12, 9, 19; auch Haken Colūm. 12, 18, 2; ungula Marterinstrument Cod. Just. 9, 18, 17. —

Κέρας Horn, κέρατα sind auch cornua eines Heeres, eines Gebirges cet. Finster-Aarhorn, Schreckhorn cet.

Οὖθαρ Euter, auch der fetteste Theil des Ackers Ilias 9, 141; so uber arvi Virg. Aen. 7, 262; ubertas Fruchtbarkeit.

Μαστός Brust, bei Pindar Pyth. 4, 14: der Hügel, auch το τῆς γῆς πιότατον.

Καρδία Herz, vom Mark der Bäume, dem Kern des Holzes, vom Felsen bei Arist. ran. 470: μελανοκάρδιος πέτρα. — So auch im Deutschen Herz (dasselbe Wort).

Κόλπος Busen, auch Meeresbusen, Meeresschoss, Thal. Ilias 18, 140; 2, 560. Entsprechend im Lat. sinus. Bei Shakesp. Rich. II, 3, 2: the bosom of the earth. —

Στέρνον Brust; στέρνα γῆς das flache und fruchtbare Land.

Νῶτον Rücken, εὐρέα νῶτα θαλάσσης Od. 5, 17. γαίας ἐν νώτοις Eur. Iph. T. 159; von Bergen Pind. Ol. 7, 87.

Πλευρά Seite, Rippen, auch z. B. Seite eines Quadrats; Göthe (Faust): „Des Felsens alte Rippen."

Λαγών Weichen, auch Bauch eines Gefässes, Bergkluft.

Κενεών Seiten des Unterleibs, auch Schiffsraum, Himmelsraum, Grottenschlund.

Γαστήρ Bauch, auch γαστὴρ Ἅιδου. — venter vom Kürbis Prop. 4, 2, 43: tumido cucurbita ventre, von der Gurke: Virg. Ge. 4, 122.

Ὀμφαλός Nabel, auch vom Schilde, Ilias 13, 192. Stiel der Früchte cet. Od. 1, 50 heisst Ogygia: ὀμφαλὸς θαλάσσης, Enna auf Sicilien: ὀμφαλὸς νήσου, umbilicus Siciliae, Cic. Verr. 4, 43.

Ἔντερον Eingeweide, auch ἔντερα γῆς Regenwürmer, ἐντερόκεια νηῶν Bauholz für die Schiffsrippen; viscera montis Virg. terrae Ovid; rei publicae Cic. Uhland: (Ernst Hzg. v. Schwb.) „durch eines finstern Berges Eingeweid' riss ihn ein wilder Strom."

Χολή Galle, auch Gift, meton. Zorn, auch bittere Schreibart: χολὴ τῶν Ἀρχιλόχου ἰάμβων Luc. pseudol. 1.

Φλέψ Ader, auch im Holz, im Stein, in Metallen, Wasserader. —

Σῦριγξ Ende der Luftröhre, auch Erdquellen, Minen, Pfeife cet.

Αἷμα Blut, auch σταφυλῆς Traubenblut, Verwandtschaft wie im Dtsch. und sanguis im Lat. Für μάχαιρα bei Soph. El. 1394. (meton.)

Ὀστέον Knochen, auch Stein im Obst. Steine heissen Knochen der Erde bei Choerilus fr. 2. cf. Ovid, Met. 1, 383. So bei Rückert: (Edelstein und Perle) „verschleudert wurden meiner

Mutter Erde Knochen.“ Cicero (Brut. 17, 65) schreibt der Rede ossa zu.

Νεῦρον, Sehne, nervus; auch Fasern der Pflanzen; νεῦρα τῶν πραγμάτων (nervus rerum). Cicero (de orat. 3, 27) gebraucht es von der Rede.

Μυελός Mark, Gehirn auch von Bäumen; μυελὸς ἀνδρῶν Od. 2, 290 stärkende Speise; Jugendmark; so lat. medulla, mihi haeres in medullis, du liegst mir am Herzen.

Οὐρά Schwanz, auch Hintertheil des Schiffes; Nachhut des Heeres; οὐραγός Führer des Nachtrabs.

Πυγή Steiss, auch ἀγροῦ d. h. der fetteste Theil.

Μηρός Schenkel, davon ein Berg in Indien benannt. (Strab. 15, p. 687.) Lat. crus auch der Fuss eines Baumstammes; crura ponticuli Catull, 17, 3; die langen Mauern zum Piraeeus hiessen σκέλη Schenkel.

Γόνυ Knie, auch γόνυ καλάμου, ἀμπέλου, στάχυος, Jahresschösse, Knotenabsätze wie lat. geniculum; Pindar (Isthm. II, 39) hat ἐν γούνασιν Νίκας, deutsch: im Schoosse des Sieges; so ϑεῶν ἐν γούνασι κεῖται Od. 1, 267. Göthe: (Mahomet's Gesang) „den Fluss hält kein Schattenthal, keine Blumen, die ihm seine Knie umschlingen.“

Πούς Fuss, auch vom Berge z. B. Ilias II, 824: ὑπαὶ πόδα Ἴδης; νηός, das Lenktau des Segels Od. 10, 32; so pes in navi bei Cicero (de or. III, 40), wie brachia die Segelstangen: Virg. Aen. V, 830; übertragen auf den Ort: πρόσϑε ποδῶν Ilias 21, 601; Od. V, 205: προπάροιϑε ποδῶν; auf die Zeit: πρὸ ποδός jetzt, ἐν ποσί und ἐμποδών coram; Göthe (Mah. Ges.): Unter seinem (des Flusses) Fusstritt werden Blumen; ähnlich Hor. ep. 16, 48: montibus altis levis crepante lympha desilit pede. Fuss der Zeit bei Euripides: καὶ χρόνου προύβαινε ποὺς, ebenso bei Shakespeare (As you like it 3, 2): the lazy foot of time. — ἐμποδίζειν ist impedire, wohl terminus von den Ringschulen (Soph. Phil. 426); die Lateiner bildeten auch expedire, die Griechen haben ἐκποδών als Adv. Aeschylus (Prom. 265): ὅστις πημάτων ἔξω πόδα ἔχει, wer den Fuss ausserhalb der Leiden hat. Wie χείρ Kraft, bedeutet ποὺς Furcht, daher Ilias 14, 280: πᾶσιν δὲ παγαὶ ποσσὶ κάππεσε ϑυμός. pes auch Tischfuss, wie im Deutschen: Ovid,

Met. 8, 660; pes veli (Tau) Cat. 4, 19; pes montis Ammian. 14, 8; Stiel der Weintraube Colum. 12, 43; vom Verse cet.

Πέζα Fusssohle, überhaupt: das Unterste, Ilias 24, 272.

Κνήμη Bein, Wadenbein. Passow (lexic.) sagt: Wie πούς und πρόπους von den unteren Theilen des Berges, so scheint κνημιός, κνήμη von den etwas höher gelegenen gebraucht zu sein.

Πτέρνα Ferse, auch der untere Theil einer Stadt, des Mastbaumes cet.

Σφυρόν Knöchel, auch der unterste Theil des Berges: Pind. Pyth. 2, 25. —

Wir lassen, um die weite Verzweigung dieser Uebertragungen anzudeuten, noch einige Beispiele folgen, aus denen die Verbreitung der Metapher, die auf Zuständen und Thätigkeiten des Körpers beruht, zu entnehmen ist.

Von den Uebertragungen, welche eine Vertauschung der Sinneswahrnehmungen zeigen, haben wir schon oben (p. 338 sq.) gesprochen. Natürlich werden die durch die Sinne gewonnenen Eindrücke auch auf das geistige Gebiet übertragen: candidus weiss, heisst dann redlich, illustris, clarus hell, bedeuten berühmt, angustia Enge ist auch Angst, Verlegenheit. Anblick wird Einsicht z. B. Theocrit III, 12: Θᾶσαι μὰν θυμαλγὲς ἐμὶν ἄχος, wo Schol. bemerkt: ἡ μεταφορὰ ἀπὸ τῶν ὁρατῶν ἐπὶ τὰ νοούμενα ὡς παρ' Ὁμήρῳ: ὀσσόμενος πατέρ' ἐσθλόν; und umgekehrt bei Oppian, Hal. 1, 709: ἤδη τις κατ' ὄψεσφιν ἐριβρύχην ἐνόησε θηρητὴρ τεκέεσσιν ὑπερβαῶτα λέοντα; wo νοεῖν, wie bei Homer oft, für ἰδεῖν. So im Deutschen: sehen, einsehen, bemerken. Man sagt ferner bei uns: Taube Nuss, taube Nessel, sprechend ähnlich, lahme Entschuldigung, hinkender Vergleich, Thatendurst, saurer Verdienst, bittere Armuth = schmecken, dem der Gebrauch von πικρός und γεύεσθαί τινος entspricht, wie auch unserm: sauer sehen, das δριμὺ ὁρᾶν. Wir sagen auch: Geistesleben, lebendige Hecke, todte Kohlen, todte Strasse, Tödtung des Fleisches, todtes Kapital, das Leben erliseht, todtes Wissen, todte Hand (als juristischer terminus). γελᾶν lachen, (die Wurzel γλα, glänzen) erhält seine Urbedeutung als Metapher zurück, so Ilias XIX, 262, auch Hesiod, Theog. 40. γελᾷ δέ τε δώματα πατρός. — στένει πόλισμα heisst es Aesch. Sept. 229, die Stadt seufzt; Prom. 423: στένων βυθός; auch πηγαὶ στένουσιν ἄλγος

οἰκτρόν. — δάκνειν beissen, von der Rede Soph. Ant. 317. Ilias V, 493; auch im Deutschen; bei Aeschylus: δῆγμα λύπης, bei Euripides: ἔρωτος. — λόγος ist Vernunft und Rede; τρεῖν heisst zittern und fürchten. Νοσεῖν sagt man vom δένδρον; Hdt. 5, 28: Μίλητος νοσήσασα. ὀκλάζειν in die Knie sinken, von Gewächsen: sich umbiegen. ἅλλεσθαι springen, auch ἆλτο ὄϊστός Ilias 4, 125; auch von Pflanzen. ἀνατρέχω zurücklaufen; ἀναδέδρομε πέτρη Od. 5, 412; von Pflanzen z. B. Ilias 18, 56. κάθημαι sich setzen, auch von Gegenden: sich senken z. B. λειμῶνες. ἀνάκειμαι daliegen, auch ἀνακείμενοι τόποι. ὕπτιος zurückgelehnt, auch ὕπτιον πεδίον: Hdt. 2, 7, ebenso πρανής vornübergeneigt, übertragen auf steile Hügel; von σκώρ Unrath übertragen ist σκωρία Schlacken, stercus ferri, scoria; von ἱδρώς Schweiss erwähnt Eustathius ἱδρῶτες im Sinne von αἱ πηγαί. — Im Lateinischen sind caeci rami ohne Augen, caecae gemmae trübe Edelsteine; es heisst clauda fides, so χωλίαμβος, arena bibula, auri fames; viva sepes, aqua viva, vivus lapis (Feuerstein), viva vox, mutum forum cet. — Im Französischen ist nombre sourd eine Irrationalzahl, auch trübe Edelsteine heissen sourd. haie vive, bois vif, mort bois; la chandelle se meurt, couleur morte, vive; bleu-mourant; (holl. eene doodsche kleur), Todtenfarbe; lèvres mortes; eau vive, eau morte, tête morte, caput mortuum; argent mort, vif argent; saison morte; de vive voix (mündlich) l'imagination vive. Im Englischen z. B. a quick-set hedge, quick-grass (Quecken); quick-match (brennende Lunte), dead drink (schales Getränk), dead water (stehendes Wasser),quicksand (Triebsand) cet.

Man vergleiche: Pott, Metaphern, vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen. (Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet. Bd. 2.); für die auf der Metapher beruhenden ästhetischen Figuren: Hense, Poetische Personifikation in Griechischen Dichtungen, Th. I. Halle 1868; aus welchen Schriften wir zum Theil die gegebenen Beispiele entnommen haben. —

Wenn, wie wir oben (p. 367) bemerkten, die nomina propria als Tropen synekdochischer Natur erscheinen, so sind Umnamungen, wie sie bei Kose- oder Tändelnamen erfolgen, (ὄνομα ὑποκοριστικόν) z. B. die den πολυφάγον καλοῦσι παφάσιον. (Athen. 10. p. 421, D.), Metaphern, (falls sie sich nicht als

blosse Deminutive z. B. mit den Endungen lein, chen darstellen) z. B. Mäuschen, Täubchen, Vögelchen, Herzchen, cum me murem dicis Mart. 11, 29, 3. — Ebenso steht es mit den Schimpfwörtern, denen naturwüchsige Hökerweiber mit wahrer Schwelgerei als Kunstprodukten anzuhängen pflegen. Solch' Schwelgen ist auch bei Kleist (Zerbrochener Krug p. 37): „Steht nicht der Esel wie ein Ochse da?"

Die Metapher zeigt sich ferner wirksam in der Bezeichnung des Geschlechts. Zwar verlangt die natürliche Geschlechtsverschiedenheit (sexus), wie die von Mann, Frau; Stier, Kuh; Hengst, Stute auch unterschiedene Bezeichnung durch Wörter, das grammatische Geschlecht aber (genus) hat sich lediglich durch die Metapher ausgebildet und erscheint an sich als ein Luxus der Sprache. Die indogermanischen und semitischen Sprachen sind es allein, welche das Genus grammatisch darstellen, und zwar vertheilen die Semiten alle Dinge unter die Rubriken des männlichen und weiblichen Geschlechts, während die indogermanischen noch eine dritte Form herausbilden, die negativer Art ist: ne-utrum, οὐδέτερον γένος. Wenn übrigens auch das Neutrum zuweilen nach verschiedener Wurzel-Anschauung bezeichnet wurde z. B Kalb, Kind, so ist doch die Entstehung des grammatischen Neutrums wohl später. (cf. jedoch Grimm, Dtsch. Gr. Th. III, p. 317 sq.) Nach der Logik müsste nun die grammatische Vertheilung der Geschlechter bei lebenden Wesen der Art sein, wie das natürliche Geschlecht, und alles Leblose wäre dem „sächlichen" genus zuzuweisen. Aber es durchbricht eben die Phantasie, indem sie nach der Analogie innerer oder äusserer Anschauung auch in dem Leblosen einen bestimmten Geschlechtscharakter dargestellt erblickt, die Consequenz verständiger Anordnung und giebt ihm bald männliches, bald weibliches grammatisches Geschlecht, z. B. der Fels, die Welle; der Muth, die Liebe; der Wald, die Wiese; der Baum, die Blume. Die Analogieen, welche für die Geschlechtsbezeichnung maassgebend waren, sind nicht mit Sicherheit aufzufinden, und, da später das Gefühl in Vergessenheit kam, aus welchem sie entsprungen waren, wurden die Formen, welche zur Bezeichnung der Genera angewandt wurden, selbst der Grund, neue Wortbildungen diesem oder jenem Geschlecht zuzuweisen. Die Unterscheidung eines Neutrums haben

manche abgeleitete Sprachen, z. B. das Französische, fast ganz wieder aufgegeben. Auch im Englischen sind nur noch wenige Spuren von Uebertragungen geblieben, obwohl die drei Geschlechter erhalten sind; das Lebende hat sein natürliches Geschlecht, das Leblose ist Neutrum. Erkennbar wird jedoch das Geschlecht nur durch die persönlichen Fürwörter he, she, it und deren Possessivformen his, her, its. Einzelne Benennungen zeigen allerdings noch die Metapher: sun ist meist männlich, moon weiblich, und, was mit Schiffen zusammenhängt, fasst der Engländer meist zärtlich als Femininum z. B. ship, boat, frigate, three-decker. —

Wir erwähnen noch die Uebertragungen bei den Formwörtern.

Schon oben (p. 204) bemerkten wir, dass die ursprünglichen Deutelaute ihre Funktion allmählich aus der räumlichen Bezeichnung übertragen auf Beziehungen der Vorstellung, und dass später aus qualitativen Wurzeln ähnliche Formwörter hervorgingen.

Wie nun die Stoffwörter von der Bezeichnung der Sinnlichkeit übergeführt wurden zur Bezeichnung abstrakter Begriffe, so gehen die Formwörter von localer Bedeutung über zu temporaler, endlich zu causaler, wobei wieder von bestimmten zeitlichen Uebergängen nicht die Rede ist, die Uebertragungen vielmehr, als an sich von Anfang an sich regend, dann zu immer schärferer Absonderung vorschreitend zu denken sind.

Raum und Zeit sind die Bedingungen, unter denen wir anschauen, das Gesetz der Causalität ist die Bedingung, unter welcher wir denken. Wir befinden uns hierbei mit Kant's transcendentaler Aesthetik in Uebereinstimmung, werfen aber mit Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I, p. 531) von den Kategorieen seiner transcendentalen Analytik „11 zum Fenster hinaus und behalten allein die Causalität" als die allen zu Grunde liegende. Diese Formen unserer Geistesthätigkeit stehen nicht unabhängig neben einander; sie drücken zusammen das Gesetz der Nothwendigkeit aus, nach welcher wir uns die Welt als in allen ihren Erscheinungen zusammengehörend und zusammenwirkend vorstellen. Die lässlichste Art dieses Zusammenbestehens zeigt sich uns in dem scheinbar fast gleichgültigen Nebeneinander des Raumes; sofern dieses Nebeneinander in Bewegung kommt, in Fluss, und so in seinen Momenten sich auf sich bezieht, um zu

werden, was es seiner Möglichkeit nach ist, schauen wir es an unter der Bedingung der Zeit; dem räumlichen Bestehen aber sowohl, wie dem zeitlichen Wandel der Dinge liegt ein Gesetz zu Grunde, welches wir überall voraussetzen. Auf ihm beruht schliesslich die Einheit unserer Weltvorstellung. Dies ist das Gesetz der Causalität, die Grundbedingung selbst für die empirische Anschauung.

In den Formwörtern zeigt sich dieser Zusammenhang durch die Uebertragung der Bedeutung vom Raum auf die Zeit, von dieser auf Verhältnisse logischer Art, welche in der Causalität wurzeln. Wir sagen: zu Hause, zu dieser Stunde, zum Zweck; aus der Heimath, Jahr aus, Jahr ein; aus vielen Gründen; ex porta, ex quo tempore, qua ex re; ich folge nach Dir, ich komme nach einer Stunde, nach deinem Willen. —

Wie bei den Wörtern qualitativer Art sich die Anschauungen von Zeit und Raum beständig berühren, z. B. in der Zusammensetzung von Zeitraum, oder in den Ausdrücken kurze Linie, kurze Zeit, (man sehe Becker, Organism. der Sprache p. 192 sq.) so zeigt sich bei den Formwörtern für das räumliche Woher? als analoges Zeitbild die Vergangenheit, für Wo? die Gegenwart, für Wohin? die Zukunft. Hic, hinc, ibi, ubi, inde, ἔνθα, ἔνθεν, ὅθεν haben lokale wie temporale Bedeutung. Es wird also auch der Begriff der Gleichzeitigkeit vielfach durch den der räumlichen Nähe bezeichnet z. B. am Tage, um Pfingsten, bei Nacht; περὶ δύσιν ἡλίου, à midi, to day; den Begriff des Zeitraums bezeichnen oft Präpositionen des Raum-Inhalts z. B. ἐν θέρει, im Sommer, en hiver, dans la nuit; Zeitausdehnung wird durch Raumausdehnung gegeben, z. B. vom Morgen bis zum Abend, vorher, nachher cet. —

Der weitere Uebergang von zeitlichen Verhältnissen auf logische, causale, ist ebenso häufig. „Der Grund wird immer als ein der Wirkung in der Zeit Vorangegangenes gedacht“: post hoc, ergo propter hoc. (cf. Becker l. c. p. 439.) „Da die Zeitverhältnisse durch die Präpositionen auf räumliche Weise dargestellt werden: so wird der Grund durch Präpositionen der Richtung Woher, wie: von, aus, und die Wirkung (der Zweck) durch Präpositionen der Richtung Wohin, wie: zu, für bezeichnet.“ Da namentlich in den alten Sprachen die Casusendungen

den Dienst der Präpositionen versahen, später mit ihnen theilten, so ist ersichtlich, wie die Uebertragungen der Metapher selbst in blossen Wortformen, den Casusendungen, hervortreten. — Als Formwörter, welche zu logischer Bedeutung kamen, nennen wir z. B. hinc, inde, idcirco, propterea, unde; τόθεν, ὅθεν, διά τί, εἰς τί; why, wherefore, therefore. —

Die übertragene Bedeutung der Präpositionen macht sich in Stammsprachen auch bei der Zusammensetzung mit Verben in grosser Kraft dnrch die Erinnerung an die lokale Bedeutung geltend z. B. in abkommen, aufkommen, zukommen, beikommen, umkommen; untergehen, unterjochen; amittere, perire, invenire, succurrere, explicare; ἀποβλέπειν, ἀποπτύειν; καταλαμβάνειν, ἀναδιδόναι cet. Ebenso in den Construktionen z. B. denken an Jemand, verlangen nach Jemand, tranen auf Jemand, abhangen von Jemand, sich fügen in Etwas; und in anderweitigen Zusammensetzungen z. B. Zuneigung, Abneigung, Uebersicht, Nachsicht, Umsicht, Voraussicht, Absicht, Ansicht, Vorsicht, Uebermnth, Ueberfluss u. a. m. In abgeleiteten Sprachen, z. B. im Französischen, ist dem Bewusstsein des Sprechenden nur noch die unsinnliche Bedeutung gegenwärtig z. B. in expliquer, supprimer, traduire, insulter, circonscrire cet. (cf. Wedewer: Zur Sprachwissenschaft. p. 112 cet.)

Die Synecdoche steht auf dem Boden der Sinnlichkeit; die Metapher webt in dem Gebiete des Sinnlich-Unsinnlichen; im Gebiete des Unsinnlichen wurzeln die Uebertragungen der Metonymie. Ein Wagniss der Ahnung oder der Phantasie ist es, wenn die Metapher in dem Unsinnlichen ein Analogon des Sinnlichen erblickt und es durch dieses bezeichnet; klarer und mehr logisch ist das Bewusstsein, auf welchem die Uebertragungen der Metonymie beruhen.

Ohne uns hier weiter über unsere Berechtigung auszulassen, den Namen Metonymie in erweitertem Sinne in Anwendung zu bringen, wie schon bei der Synecdoche und Metapher geschehn ist, (wir werden bei dem Capitel über die ästhetischen Figuren die Terminologie besprechen) bemerken wir nnr, dass Vertauschungen von Ursach und Wirkung, wie wenn Schweiss genannt wird statt Arbeit, oder Arbeit statt des aus der Arbeit Gewonnenen (der Schweiss des Landmanns ist vergeblich; seine

Arbeit ernährt ihn) und Aehnliches, wie Zunge statt Sprache, besonders mit dem Namen Metonymie bezeichnet werden.

Sagen wir allgemein, dass die Uebertragungen der Metonymie im Denken ihre Begründung finden. Unser Denken aber beruht wesentlich auf Anwendung der Causalität, wie wir schon oben ausführten. Entnommen werden die hier einschlagenden Begriffe aus zeitlichen Vorgängen, welche die Seele aus ihren Kategorieen tiefer verknüpft und geistig inniger in einander verschlingt. Es erscheint die Ausprägung der hierher gehörigen Lautbilder nothwendig als eine spätere, weil sie eine grössere Reife des Bewusstseins voraussetzt. Die als zeitlich beobachtete Bewegung, sei es, dass sie in ihrem Fluss ergriffen wird, wie sie Vorgänge schafft, sei es, dass sie in dem Abschluss ihrer Thätigkeit aufgefasst wird, wie sie Zustände herbeiführt, erhält in den sogenannten abstrakten Substantiven eine Form der Selbstständigkeit, durch welche sie als Grund, als Quelle der Erscheinungen dargestellt wird, welche sich an den conkreten Einzeldingen zeigen. —

Die Wörter, welche so die den Dingen inhärirenden Eigenschaften bezeichnen, werden nicht neu gebildet, sondern von vorhandenen Stämmen abgeleitet; es sind Lautbilder mit des Gedankens Blässe gemalt. Dem Gebiete des Sinnlichen entnommen erscheinen die abstrakten Begriffe als die wirkende Kraft in diesem, als selbstwaltende Mächte, welche in ideeller Allgemeinheit die einzelnen Dinge durchfliessen, bestimmen und beherrschen, personificirt gewissermaassen, wie die Römischen Begriffsgötter, die virtutes zum Beispiel. — Die audacia bewirkt, dass Männer audaces sind, unsere nequitia, dass wir nequam werden, die militia, dass wir Kriegsdienste thun.

Also Eigenschaften in uns oder ausser uns werden ihren Trägern entrissen, als selbstständige Wesenheiten hingestellt, und jene Begriffe, welche lediglich unserer Empfindung, Beobachtung, Sonderung, Erkenntniss der Vorgänge in und ausser uns ihr Entstehen verdanken, werden als das innere Gesetz der Dinge vorausgesetzt, unser Geist wird ihr Geist; was in uns vorgeht, übertragen wir auf die objektive Welt. Weil durch unser Denken wir des Zusammenhangs zwischen uns und der Welt gewiss werden, halten wir uns berechtigt, den Erscheinungen als Grund

unterzuschieben, was doch nur Folge unseres begrifflichen Denkens ist. So verfahren wir in der Sprache schon, wenn wir unsere Empfindungen bezeichnen: wir verkörpern die Akte unseres Geisteslebens. Wir sagen also z. B.: dieser Trank ist bitter, statt: der Trank erregt in uns eine Empfindnng der Art; wir sagen: der Stein ist hart, als ob die Härte etwas Anderes wäre, als ein Urtheil von uns; wir sagen so: das Harz ist wohlriechend, die Blätter sind grün —. lauter Uebertragungen von nnserer Auffassung auf die Wesenheit der Dinge, nach einem, wie wir annehmen, selbstverständlichen Schlusse zu rechtfertigen. Welch' gewaltsames Bild ist es, wenn wir sagen: der Schall macht 1080 Fuss in der Sekunde! Ist denn der Schall etwas Anderes, als was wir hören? Ist er Schall, so lange er seine Fusse macht? —

Sprachen, wie die Dentsche, denen die Substantivirung solcher abstrakten Begriffe leicht wird, eignen sich um desswillen mehr als z. B. die Lateinische zur Darstellung spekulativer Dichtungen, welche rein philosophisch sein sollen. — Heyse, (System der Sprachwissensch. p. 396) sagt: „Der Inhalt des abstrakten Snbstantivums kann auch ein sinnlich Wahrnehmbares sein z. B. die Schönheit, Grösse u. s. w., denn sein Wesen liegt darin, dass es einen attribntiven Begriff, sei er sinnlich oder unsinnlich, d. i. die der Substanz inhärirende Eigenschaft oder Thätigkeit u. s. w. als solche unter die Form der Substantialität fasst. Daher sind die wirklichen Abstrakta immer von Adjektiven oder Verben abgeleitet.“ Glaubt hiernach Heyse, dass Schönheit, Grösse „sinnlich wahrnehmbar“ seien? Richtig ist, dass durch die Uebertragung, welche in der Bildnng von Substantiven, wie Schönheit, Grösse vor sich geht, metonymisch Begriffe bezeichnet werden, welche nm ihres mit Bezeichnung sinnlicher Qualitäten znsammenhangenden Namens willen, den Anschein erregen, als seien sie jenes Wesen, welches die Eigenschaft bewirkt und hervorruft, während umgekehrt sie nnr in Folge dieser Eigenschaften von uns bildliches Dasein erhalten. —

Es sind nun aber auch sonst die Bedentungen vieler Wörter aus Uebertragungen der Metonymie entstanden. So ist in der jetzigen Bedentnng von alt Folge für Ursache gesetzt, da es, von Goth: alan, aljan (wachsen, nähren) herzuleiten, gewachsen, ernährt

bedeutete, wie denn us-althans gleich γραώδης ist; in anderer Folgerung bildete das Lateinische, wie wir aus dem im Ags. erhaltenen Stamme grôvan, engl. grow wachsen das Wort gross, altus; das Griechische blieb in ἄναλτος unersättlich, näher bei der Verbalbedeutung. (cf. Curt. griech. Etym. Th. I, p. 320.) — Aehnlichen Wandel der Bedeutung zeigt das Wort elend miseria, aus (ags.) ellende exsilium: (Grimm, Dtsch. Gr. Th. II, p. 628) ahd. alilanti, elilente Fremde, Ausland, woher noch die veraltete Bedeutung in der Verbindung: in's Elend ziehn, getrieben werden. — Bei dem Worte Aussatz machte die Bedeutung einen Uebergang von dem Besitzer: ahd. ûzazeo, der wegen der Krankheit Ausgesetzte, auf den Besitz, denn im Nhd. heisst die Krankheit selbst so, welche goth. noch thrutsfill (Hautverdruss) heisst, ahd.: hruf, riobsucht. (Reibesucht.) Solcher Bedeutungswandel rechtfertigt sich durch gedankliche Verknüpfung.

Auf Metonymie geht zurück die Verwandtschaft von λεύσσω sehen (skt. lôk sehen) mit lux, luceo; von lentus langsam und lenis zart; von ἄρδα Schmutz, ἄρδαλος schmutzig mit ἄρδειν benetzen; oder, wenn die Farbe als Decke gefasst wird, von color und celare, occulere; skt. varnas (color) mit Wurzel var bedecken; gr. χρῶμα (color) mit χρώς (Haut) cet. —

So gehen Verba des Sagens aus denen des Zeigens hervor, wie φάναι aus Wurzel φα — φαίνω; dicere aus Wurzel dik — δείκνυμι; φράζειν, das noch bei Homer zeigen bedeutet, und a. m. (cf. Curtius l. c. I. p. 107, 108, 109.)

Wenn der Mond, μήν, mensis, goth. mena, ahd. mânôt, wie wahrscheinlich, von Wurzel mâ messen, abzuleiten ist, (Curtius l. c. I. p. 299) so liegt hier Benennung nach einer Wirkung vor; ähnlich Erde, die Gepflügte (ἀρόω, aro, airtha) (Curt. I, p. 307), wobei denn Synecdoche und Metonymie zusammenfliessen.

Die Zusammengehörigkeit und wechselseitige Beziehung der Begriffe, auf welcher der metonymische Wandel der Bedeutung beruht, ist theils loserer Art, wie wenn gesagt wird, das ganze Dorf läuft ihn zu sehen statt der Dorfbewohner; er liebt die Flasche statt den Wein; die Jugend freut sich statt die Jungen; theils engerer, wie wenn es heisst: er hat einen guten Kopf statt Verstand, Schmidt ist abgebrannt statt Schmidt's

Haus; man muss graue Haare ehren statt das Alter; ihn traf das tödtliche Blei statt die Kugel u. d. m. —

Aus den gegebenen Andeutungen, wie Synecdoche, Metapher, Metonymie in der Sprache sich wirksam beweisen, wird zu entnehmen sein, in welchem Sinne wir glauben, dass eine Bedeutungslehre aufgestellt werden könne. Sie müsste die gewöhnliche Vorstellung umkehren, welche von einer „eigentlichen Bedeutung" zu wissen meint, die dann in besonderen Fällen übertragen werde; sie müsste davon ausgehn, dass eben der Wandel der Bedeutung das Wesen der Lautbilder ausdrückt, dass die Tropen nicht dann und wann an die Wörter herantreten, sondern dass deren eigenste Natur es ist, tropisch zu sein. Es ist durchaus im Wesen der Sache begründet, dass die Darstellung der Seelenakte durch Tropen bewirkt wird; selbst die Gebehrdensprache muss sich dem fügen, wie die für die Taubstummen eingeführte beweist. Im Berliner Taubstummen-Institut wird z. B. roth durch Berührung des inneren Theiles der Unterlippe bezeichnet, lieben durch die Gebehrde des Streichelns. Ist nun so roth nicht synekdochisch, lieben metonymisch bezeichnet? Und was fehlt an der Metapher, wenn z. B. bei den Indianern Furcht dadurch ausgedrückt wird, dass man die Hände auf die unteren Rippen legt, und zeigt, wie das Herz schlägt? — Man beachte auch die schon früher angedeutete Analogie der Entwickelung der Sprache mit der Ausbildung der Mythologie. Die Griechischen Götter waren anfangs Symbole natürlicher Vorgänge, unbestimmt und vieldeutig, wie die Sprachwurzeln; sie wurden dann zu Wörtern mit Genusbezeichnung d. h. zu bestimmten Persönlichkeiten. Nun entwickeln sie sich, wie die Menschen, und sie erhalten Charakter und Sonderung durch den usus, in welchen sie das Stammesleben führt, durch die Bezüge gemeinsamer Cultur. So werden ihre Bedeutungen übertragen auf das Gebiet des Geistigen, Sittlichen; jedes religiöse Genie prägt diese Metaphern schärfer aus, bis dass die Römer endlich dahin kamen, selbst den Abstraktis der Verstandeskultur durch Personifikation zur Apotheose zu verhelfen. —

Es vereinigen sich also die ebensowohl in ihrem Laut wie in ihrer Bedeutung beständiger Umwandelung unterworfenen Lautbilder in jeder bestimmten Zeit zu einer bestimmten Sprache;

jede Zeit hat ihre eigene, und sie hält ihren usns für die Sprache überhaupt. Indem sie nun den Interessen des Lebens dient, vergisst die Sprache ihrer Freiheit und flieht sie; sie erstarrt oder muss doch zu erstarren suchen, denn jene Interessen fordern unwandelbaren, bleibenden Sinn, eine feste Bedeutung, auf die man sich verlassen kann. Auch wenn die Sprache in den edelsten Dienst, in den der Poesie sich begiebt, büsst sie allmählich ihr eigenes Kunstleben ein. Wenn Homer (Ilias 17, 755) von einem *νέφος ψαφῶν ἠὲ κολοιῶν* spricht, oder (Ilias 16, 66) vom *νέφος Τρώων*, so mag ihm die Metapher noch fühlbar gewesen sein; noch mehr vielleicht, (Ilias 17, 591) wenn er *ἄχεος νεφέλη μέλαινα* sagte, oder, wenn er (Ilias 17, 243) den Hector bezeichnet: *πολέμιοιο νέφος περὶ πάντα καλύπτει*, aber wenn er *κελαινεφής* mit *αἷμα* zusammenbringt, (z. B. Ilias 16, 667) so erscheint die Uebertragung schon vergessen und *κελαινεφὲς αἷμα* bedeutet einfach: schwarzes Blut. Aehnlich wird das mythologisch Personificirte im usus wieder zum Abstraktum, wie z. B. der Kriegsgott Ares Ilias II, 440 (*ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα*) Kriegswuth bedeutet, Ilias XIII, 444 (*ἔνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης*) Lanzenkraft; Eris ist Ilias IV, 441 des Ares Schwester (*κασιγνήτη ἑτάρη τε*) Phobos Ilias 13, 299 sein Sohn (*φίλος υἱός*) aber Ilias 20, 66 ist *ἔρις* Streit (*κτύπος ὦρτο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων*) und Ilias 11, 71 (*οὐδ' ἔτεροι μινύουτ' ὀλοοῖο φόβοιο*) ist *φόβος* Flucht. — Freilich stirbt niemals der Genius der Sprachkunst, und von dem Feuer des Moments ergriffen erhellt er oft auch in Werken der Reflexion mit dem flüchtigen Blitz einer aufleuchtenden Metapher das graue Sprachmeer. Mit solcher Neuerung bildet er die Sprache weiter, und nur diese neuen Uebertragungen werden dann als solche, als Kunstwerke, empfunden. Wer aber innerhalb der gebildeten Sprache solche Umschaffung vornimmt, hat darüber ein mehr oder weniger klares Bewusstsein, denn er fühlt, dass er formt. So spricht es Aeschylus (Pers. 165) geradezu aus: *ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δεσπότου παρουσίαν*: das Auge des Hauses nenne ich die Gegenwart des Herrn, und zeigt so die Vergleichung, welche ihm zur Metapher verhilft. Die Uebertragungen in diesem rhetorischen Sinne behandeln wir später, wie schon gesagt, unter dem Namen der ästhetischen Figuren. —

Für den usus der Sprache, für ihren Verstand und ihre Ver-

ständlichkeit ist allerdings das Erblassen ihrer Lautbilder, so dass sie allmählich als blosse Zeichen für Begriffe fungiren, nothwendig. Die Ueberzahl der Bilder würde, wenn sie alle als solche wirkten, nur verwirren und jede klarere Auffassung, wie sie die praktischen Zwecke der Gegenwart fordern, und wie die überall dazutretende Hülfe des Zeitbewusstseins der Mitlebenden, der Kenntniss von den jeweiligen Zuständen, Verhältnissen, Interessen sie auch in billig genügendem Maasse hervorbringt, unmöglich machen. Die Bilder würden ausserdem einander zum Theil zerstören, indem sie die Farben ganz verschiedener Sphären zusammenfliessen lassen und damit für den Verstand nur Unsinn bedenten.

Und nicht nur die Wurzelbedeutung muss in Vergessenheit kommen, damit dies nicht geschehe; auch die Bedeutung der Wörter darf im Bewusstsein nicht fortleben, wenn nicht jeder Sinn in's Schwanken kommen soll. Wie könnte man z. B. Aufwartsfrau, Kammerfrau, Dienstfrau bilden, so lange man nicht vergessen hat, dass Frau (ahd. frowa) die Herrin ist, oder etwa sagen: die Welt ist ewig, wenn im Bewnsstsein lebendig ist, dass Welt (ahd. weralt, wer = Mensch, alti Alter) Menschenalter bedeutet? — Ist es in Ordnung, zu befehlen: Auf der Stelle geh' mir aus den Augen? — Dürfte eine Quarantäne von 14 Tagen verordnet werden, der Apotheker seine rothe Dinte mit atramentum rubrum bezeichnen? Auch Homer hatte die Bedeutung von ἄγω schon vergessen, wenn er z. B. sagte: ἄγε μίμνετε (Ilias 2, 331). Und so geht bei formelhaften Ausdrücken die Sprache zuweilen mit uns durch, wie Lobeck (Rhem. p. 332) anführt: Hesiod. opp. 610. βότρυας χρὴ δεῖξαι ἠελίῳ δέκα τ' ἤματα καὶ δέκα νύκτας. wozu Moschopulus richtig bemerkt: „συνυπάγει τὰς νύκτας τῷ λόγῳ ὡς ἑπομένας ταῖς ἡμέραις ἐξ ἀνάγκης· οὐ γὰρ κατ' αὐτὰς δυνατὸν τῷ ἡλίῳ δεικνύναι τοὺς βότρυς." — Aehnlich Hom. H. in Merc. 525. Λητοΐδης ἐπέτευσε — μή τινα φίλτερον ἄλλον ἐν ἀθανάτοισιν ἔσεσθαι μήτε θεὸν μήτ' ἄνδρα. —

Bei den Uebertragungen der Wörter ist immer an bestimmte Satzverbindungen gedacht worden; niemals an alle möglichen, und so kann es kommen, dass Wörter in gewissen Verbindnugen gar nicht erträglich sind, wenn man die Logik nicht völlig bei Seite setzen will, und dass doch, weil der usus sich einmal für diese

bestimmten Lautbilder entschied, um irgend eine Bedeutung anzugeben, Abhülfe ohne völlige Umgestaltung der Rede nicht möglich ist. Es ist dies der Fall, welchen wir oben (p. 360) als abusio oder καταχρησις bezeichneten. Quintilian VIII, 6, 34 nennt es „abusio καταχρησις necessaria, quae non habentibus nomen suum accommodat, quod in proximo est: sic (Virg. Aen. II, 15): Equum divina Palladis arte aedificant; — „mille sunt haec" — cet. Den Unbedacht der Sprache, welche bei Zusammensetzung des aedi-ficare nicht erwog, dass einmal auch ein Pferd gebaut werden könne und die nun also das gangbare Wort als blosses Begriffszeichen verwendet, obwohl die noch sichtbare Bedeutung sich dagegen sträubt, unterscheidet Quintilian, weil doch auch hier eine Uebertragung vorliegt, von der translatio: „abusio est, ubi nomen defuit, translatio ubi aliud fuit." Eustathius 1334, 15 (zu Ilias 23, 864) rechnet dies gezwungene Uebertragen (wie auch Quint. VIII, 2, 3) zur Akyrologie, wie wenn von ἀργυρῶν ἑκατόμβην gesprochen wird, (ἑκατὸν βοῦς) oder Ilias 6, 93, 115, ἑκατόμβη: 12 Rinder bedeutet, Od. 3, 59 aber 81. — Dergleichen ἀκύρως Gesagtes sei ferner: νέκταρ ἐφυσοχόει, ἵπποι ἐβουκολοῦντο, ἐχρυσονόμη σκέλεσι, ἐκέρασε ἐν χρυσῷ δέπαϊ cet.

Wir führen noch einige hierher gehörige Beispiele an, welche leicht auffallen; deutlich ist es, dass für den Sprachforscher die Sprache jeder Zeit von Katachresen wimmeln muss, ein sicheres Zeichen, wie unüberlegt sie entstand. —

Die Sprache bildete cerva, um Hirschkuh zu bezeichnen, ohne zu bedenken, dass diese keine Hörner hat, also nicht vom Stamm κερα-τ, cornu (wie cervus) bezeichnet werden kann, wie im Dtsch. Wittwer gemacht wurde, obwohl (vidua) Wittwe die Mannlose (skt.: vi ohne, dhava Mann) bedeutet. —

Lobeck (de acyrologia) bemerkt: „Soleas mularum argenteas, quas Nero et Poppaea jumentis suis induebant (Suet. Nero, 30) Germanice dicere non possumus nisi: silberne Hufeisen. Orph. (Argon. 451) νεβρῇ παρδαλέῃ dicere non dubitavit, aliquanto audacius quam Homerus ταυρείῃ et χαλκῇ κυνέῃ dixit, qui vix illud quinquies iterasset, nisi femininum adjectivi κύνεος a significatione propria, quae in ceteris generibus remansit, jam diuturno usu fuisset abstractum. Graecum ὑδροσκόπιον Cicero vocare non potuit nisi solarium ex aqua. Acetabulum

Romani vas quodlibet dixere, Graeci ἀργυρίδας pocula cujuscunque materiae, γαλεάγρας de omnium bestiarum caveis.“ Lobeck führt in der citirten Abhandlung weiter an, wie Zahl auf Grösse, Quantität auf Qualität, Zeit auf Raum übertragen werden: dahin gehört: Hom. Od. XII, 252: ἰχθύες ὀλίγοι für μικροί, Theocr. I, 47: ὀλίγος κοῦρος; deutsch das Wort: Zeitraum, lat. quando gentium u. d. m.

Auch die Franzosen übrigens müssen sagen: „les chevaux sont ferrés d'argent, und, wie bei Boiste (dict. univ.) zu lesen ist (Traité des tropes): „On dit aller à cheval sur un bâton, c'est-à-dire, se mettre sur un bâton de la même manière qu'on se place sur un cheval.“

Wir sagen: das Feuer brennt, aber auch: der Schnee brennt, indem wir der Kälte zuschreiben, was von der Hitze gesagt wird; so lat. frigore urio; frigēre ist frieren, frigĕre rösten; καίω ist verbrennen und erfrieren. — Der Römer sagte: (Sall. Cat. 51, 25) At enim quis reprehendet, quod in parricidas rei publicae decretum erit? Ebenso Justin (42, 5): nec in filiis cessant parricidia. — Ovid. (Met. 1, 174) hat: clari coelicolae suos posuere penates. —

Wir sagen: Sonne oder Mond ergiessen ihre Strahlen; die Sonne ist die Quelle, der Born des Lichtes: man dürstet nach Gold; der Sonne entquillt Leben; Klopstock (Frühlingsfeier): „Die Ströme des Lichts rauschten.“ Dahin gehören die schon öfter angeführten Vertauschungen der Sinnesempfindungen. —

Man sagt: ein Blatt Papier, une feuille de papier; cet homme me porte envie; Euripides (Med. 682) gebraucht ναυστολέω vom Landwege: σὺ δ' ὡς τί χρῄζων τήνδε ναυστολεῖς χθόνα; hier ist von abusio necessaria nicht zu reden, denn ein sogenannter eigentlicher Ausdruck würde dagewesen sein, aber bedeutet necessarium nicht auch die innere individuelle Nöthigung des Redenden? Und abusio selbst hört auf, wenn der usus ihn vergessen macht — oder wer denkt an abusio, wenn er von einem Blatte Papier spricht? Etwas stark ist es allerdings, wenn von Epicharmus gesagt wurde: τρίπους τετράπους (Athen. II, p. 49 C.) und ὁ ἐπὶ τοῦ ἐλέφαντος ἱππεύς. (bei Jacobs ad Anthol. p. 700); stark, aber hübsch ist Friedrich Wil-

helm I. bekanntes dictum: „er stabilire die Souveränität wie einen Rocher von Bronze," welches freilich rhetorischer Art ist. — Apollonius Alexandrinus, welcher u. A. περὶ πτώσεων schrieb, sagte, dass der Nominativ nur catachrestisch ein Casus genannt werde. Cramer Anecd. Gr. Vol. IV, p. 329: Ἀπολλώνιος ἐν τῷ περὶ πτώσεων φησὶν ὅτι οὐ κυρίως λαλεῖται ἡ εὐθεῖα πτῶσις ἀλλὰ καταχρηστικῶς, und so Charisius II, p. 127: Nominativum optime casum esse nolnerunt — καταχρηστικῶς tamen nominativum casum dicimus, denn, wie er richtig sagt: „ratione" gebe es nur 5 Casus. —

Auch über die Katachrese wird später bei den ästhetischen Figuren noch zu handeln sein; ist sie hier gewissermaassen als eine Unbedachtsamkeit der Sprache aufzufassen, so erscheint sie dort als Mangel an Besonnenheit und Ruhe bei einzelnen Sprachbildnern.

B. Von den grammatischen Figuren phonetischer Art.

Wir sprechen von der Kunsttechnik der Sprache, sofern sie an dem Lautkörper des Wortes sichtbar wird, wann dieses zu anderen Wörtern in Beziehung tritt. — Diese Technik, wundersam tief angelegt und voller Umsicht, konnte in ihrer Entwickelung nur dazu helfen wollen, dass der Ausdruck voller, charakteristischer, entsprechender den Seelenmoment abbildete; sie arbeitete das Lautbild im Einzelnen aus. —

Nun ist Technik freilich für sich nicht Kunst, sondern Geschicklichkeit, denn sie ist nicht für sich selbst da — sie dient; und um desswillen kann die zu einem System von Regeln gewordene Grammatik, die Hüterin des korrekten Ausdrucks, der freien Kunst der Sprache selbst entgegengesetzt gedacht werden, und wir sprechen dann nur dort, wo eine individuelle Bewegung von der Regel einer nur zweckmässigen Technik sich abzusondern scheint, wieder von ästhetischen Hervorbringungen, welche wir mit dem hergebrachten Ausdruck als Figuren der Rede bezeichnen.

Es besteht in Wahrheit so wenig ein Unterschied zwischen der regelrechten Rede und deren sogenannten Figuren, wie zwischen den eigentlichen Wörtern und den Tropen. Dass eigent-

lich Alles Figuration sei, was man gewöhnliche Rede nenne, wie sie die Grammatik lehre, dass diese also eine Kunsttechnik sei, sahen auch die Alten schon vielfach, was später noch besprochen werden wird. Bei Dionysius Halic. (τέχνη cp. IX, p. 51) heisst es: ἡμεῖς δέ φαμεν, ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὀρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοὐναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἁπλοῦς λόγος οὐδείς. — Quintilian (IX, 1, 10) wo er untersucht: „quid accipere debeamus figuram" führt als eine Meinung an, es sei „qualiscunque forma sententiae, sicut in corporibus, quibus, quoquo modo sunt composita, utique habitus est aliquis." Er sagt: „illo intellectu nihil non figuratum est. Quo si contenti sumus, non immerito Apollodorus, si tradenti Caecilio credimus, incomprehensibilia partis hujus praecepta existimavit." Er unterscheidet dann Figuration im engeren und weiteren Sinne. — Dass nun hier besonders an die rhetorischen Figuren zu denken ist, macht nichts aus, da die Alten die unbewusst schaffende Kunst von der reflektirten nicht unterschieden. —

Wie die Lexica der verschiedenen Sprachen, so fallen deren Grammatiken nur soweit in den Kreis unserer Betrachtung, als an ihnen die Wirksamkeit des Kunsttriebes sichtbar wird. Wenn Wortbildung, Flexion, der Aufbau des Satzes bis zum abgerundeten Satzgefüge an sich als Figurationen der Lautbilder zu fassen sind, so geht doch auch diese technische Entwickelung der Sprache keineswegs allein aus ästhetischem Gefühl hervor; vielmehr zeigen sich hier in viel höherem Grade, als bei den lexicalischen Verhältnissen, für die Gestaltung mitthätig vor Allem: das Bedürfniss, wie es nach den verschiedenen Zwecken Sonderung fordert, Unterscheidungen nöthig findet, dann aber auch die Verlegenheit, Noth, Schwäche jeder einzelnen Sprache in Entfaltung ihrer Mittel. —

Dergleichen berührt z. B. Lobeck (Rhemat. p. 139): „manifestum est, priscum sermonem laborasse multitudine verborum, quae paucis conflarent literis et iisdem similibus significatione saepe dissimili. Quo in gradu si perstitisset, orationem confusum quiddam et indistinctum sonare necesse erat. Hnic igitur vitio obviam itum est via duplici. Nam et intus aucta sunt vocalibus

consonisque ascitis ψάω ψαύω, ψάλλω, ψήχω et accessione syllabarum vel praepositarum vel suppositarum" cet.

Gerade die Grammatik ist es, welche uns die Sprache in dem Zustande zeigt, wie sie Gemeingut geworden ist und daher gilt, d. h. wie sie in den Diensten der praktischen und theoretischen Entwickelung eines Volkes jeweilig zu einem festen Niederschlag gekommen ist, während sie doch ursprünglich auch in ihrer Technik nur aus den Kunstregungen und künstlerischen Leistungen der Einzelnen hervorging. Wie in allen Lebensbeziehungen fördert das Bestreben, dem Individuum Geltung zu verschaffen, auch in der Sprache schliesslich die Gattung. Der glücklich bestimmende Ausdruck für den Moment, welchen der Einzelne findet, wird Eigenthum Aller, die Figuration des Künstlers wird gemeinsames Sprachgut. Innerhalb der so ausgebildeten Sprache, welche das Bedürfniss Aller befriedigt, ist natürlich die schaffende Kraft der Individuen in enge Gränzen gebannt; nur selten sprechen wir jetzt noch unsere eigene Sprache, und wenn auch bei der mündlichen Rede, lautlich sowohl bei der Aussprache, wie im Ausdruck des Gedankens, das Individuelle noch lebhafter sich hervordrängt, so gilt andrerseits die vornehmlich anerkannte Sprache der Schrift für desto angemessener, je weniger sie von der allgemeinen abweicht. Für diese ist Motto der Grundsatz, welchen Quintilian (VIII, 3, 4) ausspricht: prima virtus est, vitio carere. — Als Figuren erscheinen dann nur noch diejenigen Bildungen, welche als Einzelgut erkennbar sind, d. h. als Ausnahmen von der Korrektheit, welche also ein Individuelles geltend zu machen suchen; Fehler aber heissen solche Formirungen, wenn sie es nicht dahin bringen, zum usus zu werden auch in der Schrift, denn in den Zeiten der Cultur entscheidet der Gebildete, nicht das Volk. — Es sind nun namentlich die Dichter, denen hier licentia bewilligt wird, weil sie als Künstler das Privilegium des Schaffens auch in der Sprache geniessen, und weil sie in Darstellung der einzelnen Seelenmomente zugleich auch Sprachkünstler sein müssen. Freilich kommt nicht Alles, worin sie von der gewöhnlichen Rede abweichen, darum auch der Kunst der Sprache zu Gute; Metrum und Reim üben ebensowohl äusseren Zwang aus gegen die Sprache, wie die prosaischen Interessen, welchen sonst die Sprache zu Diensten sein muss. —

Hieraus erklären sich die Festsetzungen der Alten über das, was sie vitia orationis oder figurae sermonis nannten. Diomedes z. B. (Art. Gramm. p. 451 P.) erörtert die vitia des Barbarismus und Soloecismus und fährt dann fort: „ceterum apud poetas barbarismus metaplasmus dicitur, soloecismus schema nominatur.“ Metaplasmus aber und schema (figura) sind Zierden der Rede, so dass der Fehler bei Dichtern zum Vorzug wird. Quintilian (I, 5) bemerkt, wo er von der „foeditas barbarismi ac soloecismi“ spricht: „interim excusantur haec vitia aut consuetudine aut auctoritate aut vetustate aut denique vicinitate virtutum: nam saepe a figuris ea separare difficile est.“ —

Wir werden über die sogenannten vitia orationis später im Zusammenhange berichten; zur Feststellung der verschiedenen Gesichtspunkte aber, von denen aus die Figurationen der Sprache betrachtet werden können, bemerken wir Folgendes.

Nach dem oben (S. 315 sq.) Ausgeführten sind sowohl die räumlichen als die zeitlichen Bedingungen, unter welchen jede Sprache sich entwickelt, auch auf die Gestaltung ihrer Kunsttechnik von Einfluss, und es lässt sich diese also sowohl vom Standpunkt einer vergleichenden Sprachforschung aus betrachten, wie von dem der historischen Grammatik. Jene würde vornehmlich die Formationen der Sprache insofern zum Gegenstand haben, als sich in ihnen unsere Naturbedingtheit zu erkennen giebt, diese hätte namentlich jene Veränderungen darzustellen, welche durch den geschichtlichen Fortschritt des Culturlebens bewirkt werden.

Die dritte Art, von der Kunsttechnik Einsicht zu gewinnen, welcher die gewöhnlichen, für die Praxis bestimmten Grammatiken dienen, stellt sich jene beständige Bewegung in der Spracherzeugung, die ewig erneuerte Arbeit der Sprachkunst als an bestimmten Orten und zu bestimmter Zeit verwirklicht vor, nimmt sie so für die Betrachtung als abgeschlossen und legt demnach der Untersuchung einen bestimmten usus zu Grunde. Es versteht sich ebensowohl, dass jede dieser Betrachtungsweisen an sich berechtigt ist, wie auch, dass sie einander zu ergänzen haben; für uns würde, selbst wenn die Kraft hinreichte, die Aufgabe in ihrer Totalität in Angriff zu nehmen, es schon aus praktischen Gründen geboten sein, die Technik des sprachbildenden Geistes von einem bestimmten usus aus zu betrachten. Dabei werden wir durch

Hinblick anf die Forschungen der vergleichenden und der historischen Grammatik willkürliche Festsetzungen zn vermeiden suchen. —

Wir geben zunächst einige Bemerkungen vom Standpnnkt der vergleichenden Sprachwissenschaft ans. — Sprache stellt die Lebensakte der Seele in Lauten dar, erreicht die Darstellnng der hinlänglich bestimmten Geistesbewegungen durch Artikulirung eines musikalischen Materials nnd übergiebt sie so der Erscheinung d. h. reiht sie ein in unsere Welt des Scheins. —

Die Technik der Sprache verfolgt demnach ein Doppeltes; sie strebt einmal dahin, den Begriff charakteristisch herauszustellen, dann aber: bei Gestaltung des Lantes den Bedingungen der Sprachwerkzeuge gemäss zu verfahren. Wenn der Geist Arbeit fordert, Anstrengung, um das Material zweckentsprechend zu bewältigen, so verlangt der Lautstoff fortwährend Berücksichtigung und erschmeichelt sich Nachsicht, um seine natürliche Musik bewahren zu können. Vollkommene Deckung beider Seiten würde dem höchsten Begriff von der Sprachkunst entsprechen; die Sprachvergleichung zeigt aber, dass in manchen Sprachen der Intellekt nicht zu seiner vollen Darstellnng im Laute gelangte, dass dagegen in anderen die Macht des Lautes überwog und für sich Schönheiten und Vorzüge mnsikalischer Art anstrebte, welche der Begriff an sich nicht erforderte; „Die Technik überwächst alsdann", wie W. v. Hnmboldt (Verschiedenh. des menschl. Sprachb. p. 92) sagt, die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; nnd es lässt sich ebensowohl denken, dass Sprachen hierin über das Bedürfniss hinausgehen, als dass sie hinter demselben zurückbleiben. —

Es sind nnn mehrfach nach der Art dieser Technik die Sprachen überhaupt klassificirt worden. Bopp (Vergleich. Gramm. Th. I, p. 201) sagt: „Wir wollen mit A. W. v. Schlegel („Observations snr la langue et la littérature provençales" p. 14) drei Klassen aufstellen, dieselben jedoch so unterscheiden: Erstens, Sprachen ohne eigentliche Wurzeln und ohne Fähigkeit zur Zusammensetznng und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hierher gehört das Cbinesische, wo alles, dem Anscheine nach, noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorien und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wörter im Satze erkannt werden können. Zweitens, Sprachen mit einsylbigen Wurzeln, die der Zusammensetzung fähig sind, und

fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen. Das Hauptprinzip der Wortschöpfung, in dieser Klasse, scheint mir in der Verbindung von Verbal- und Pronominal-Wurzeln zu liegen, die zusammen gleichsam Seele und Leib darstellen. Zu dieser Klasse gehört die indoeuropäische Sprachfamilie, und ausserdem alle übrigen Sprachen, sofern sie nicht unter 1. oder 3. begriffen sind, und in einem Zustande sich erhalten haben, der eine Zurückführung der Wortformen auf ihre einfachsten Elemente möglich macht. Drittens, Sprachen mit zweisylbigen Verbalwurzeln und drei nothwendigen Consonanten als einzigen Trägern der Grundbedeutung. Diese Klasse begreift bloss die semitischen Sprachen, und erzeugt ihre grammatischen Formen nicht bloss durch Zusammensetzung, wie die zweite, sondern auch durch blosse innere Modifikation der Wurzeln. Einen grossen Vorzug der indoeuropäischen vor der semitischen Sprachfamilie räumen wir zwar gerne ein, finden ihn aber nicht in dem Gebrauche von Flexionen als für sich bedeutungslosen Sylben, sondern in der Reichhaltigkeit dieser grammatischen, wahrhaft bedeutsamen und mit isolirt gebrauchten Wörtern verwandten Anfügungen; in der besonnenen, sinnreichen Wahl und Verwendung derselben, und der hierdurch möglich werdenden genauen und scharfen Bestimmung der mannigfaltigsten Verhältnisse; endlich in der schönen Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen, das Ansehen eines organischen Körpers tragenden Ganzen.“ —

Pott (Jahrbücher der freien deutschen Akademie. Heft I, 1848) stellt folgende Klassifikation auf: „1) Isolirende Sprachen, in denen noch Stoff und Form in völliger Getrenntheit beharren. Einsilbige Sprachen — Chinesisch und Indo-Chinesisch. — 2) Agglutinirende, worin Stoff und Form fast nur äusserlich an einander kleben — Tartarisch, Türkisch und Finnisch. — 3) Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so dass beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen.“ Diese Klasse ist die eigentlich normale, und während die beiden ersten unter der Norm bleiben, wird diese von der 4ten, von den amerikanischen Sprachen, den transnormalen, einverleibenden, überschritten.

Aus unserer Auffassung von dem Kunstcharakter der Sprache ergiebt sich von selbst, wie wenig wir die Classifikationen, wel-

che nach der Verschiedenheit der Technik entworfen werden, für zureichend halten können, um die einzelnen Sprachen nach ihrer vollen Wesenheit zu rubriziren. Und auch dies ist deutlich, dass wir überhaupt jede Klassifikation für misslich halten müssen, wenn sie nicht, um besonderer wissenschaftlicher Zwecke willen aufgestellt, sich zwar mit Hervorhebung einzelner Punkte des Sprachbaues begnügt, dann aber auch sich bewusst bleibt, nur Das an den Sprachen klassificirt zu haben, worauf sich eben ihre Eintheilung gründet. — Denn die Kunst bringt hervor eigenartige, in sich selbst abgerundete, nur aus sich selbst zu rechtfertigende Gebilde, und man versteht und geniesst diese nur dann vollkommen, wenn man sie in ihrer Individualität sich zu eigen macht. So erscheint es uns denn nicht nur als ausreichend, sondern als richtig, wenn, wie etwa bei den bildenden Künsten, von einer Kunst der Aegypter, Assyrer, Hellenen die Rede ist, auch die verschiedenen Formen, in denen die Sprachkunst auftritt, nach den Völkern gesondert werden, welche sie schaffen. Es ist dies auch die natürliche, sich von selbst aufdrängende Betrachtungsweise der Sprachen. Leicht finden sich dann die einzelnen Sprachen zu genealogischen Gruppirungen zusammen, welche bei der Gleichheit ihres Sprachstoffs eine Vergleichung auch der technischen Durchbildung möglich und erspriesslich machen, ohne das Gesammtbild zu verwischen. Fehlt aber diese ursprüngliche Identität des Lautmaterials, so führt dann die Vergleichung wohl zu werthvoller, wissenschaftlicher Sprachkunde, nicht aber zu ruhiger und klarer Totalanschauung der Sprachen selbst.

Es scheint uns, als ob die Versuche zu Klassifikationen eben Dies, was wir für das Richtige halten, an sich selbst erkennen lassen. Bopp theilt nicht die Sprachen ein, sondern er giebt eine Uebersicht davon, auf wie verschiedene Weise sie „ihre Grammatik gewinnen“, wenn er aber ihre Verschiedenheiten gegeneinander abwägt, so gelten ihm nicht die Flexionen der Indogermanen an sich, sondern deren Reichhaltigkeit, besonnene, sinnreiche Wahl, die schöne Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen Ganzen. Pott giebt in seiner Klassifikation der Sprachen geradezu ein Schema, nach welchem sich die grössere oder geringere Vollkommenheit von Kunstschöpfungen bemessen liesse; er theilt ein nach der Getrenntheit von Stoff und Form,

deren äusserlichem Zusammentreten, deren „inniger Durchdringung, so dass beide sich zu unauflöslicher Einheit verschmelzen.“ —

Auch in diesem Punkte deutet in seiner zarten Weise W. v. Humboldt alles zu Beachtende an, ohne es in ein System zu fassen. Wir führen nur Weniges an, da genaueres Eingehn uns zu weit abführen würde. Humboldt sagt, (Versch. d. Sprachb. p. 107) wo er zu der Darstellung der verschiedenen Sprachformen übergeht, dass die Verschiedenheit der Sprachen besonders zu betrachten sei „an der Bezeichnung der Begriffe und der Verknüpfung des Gedankens im Satze.“ Dann fährt er fort: „Gewissermassen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Prinzip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modificirt. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegentheil, eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiesst.“ —

Nachdem dann Humboldt in einer Reihe tiefer Betrachtungen gezeigt, „welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag,“ spricht er aus, (p. 338) dass diese „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Classifikation der Sprachen verzweifeln lassen. Eine solche, sagt er, ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Eintheilungsgrunde annimmt, ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Eintheilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll.“ —

„Dennoch, heisst es bald darauf, finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Klassen zu bilden scheinen.“ Und da nun Humboldt sonst zwischen „voll-

kommneren und unvollkommneren Sprachen" unterscheidet, „Unterschiede des Grades" anerkennt, in welchem die Sprachen sich dem nach dem sanskritischen Sprachbau analogisch vorausgesetzten Sprach-Ideal zu nähern scheinen, so sucht nun Steinthal, („Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues" p. 70) der das Bestreben hat, Humboldt über sich selbst in's Klare zu setzen, eine Humboldt'sche Klassifikation der Sprachen in ein bestimmtes Schema zu bringen. Er weiss und citirt, dass der grosse Mann Klassifikation abweist, aber er erhebt ihn aus dem Nebel seiner einzelnen Gruppirungen in das Licht eines wirklichen Systems. Humboldt sagt: „mehrere Sprachen scheinen Klassen zu bilden;" Steinthal sagt: „scheinen," so zagbaft!" —

Auf die Classifikatiou, welche Steinthal (l. c. p. 327) selbst aufstellt, findet, was wir oben bemerkten, Anwendung, und es fehlt nicht an Spuren in dem mit grossem Scharfsinn ausgearbeiteten Werke, dass Dies auch dem Verfasser zuweilen sich aufgedrängt hat. (Man sehe z. B. p. 314 sq.) —

Wir gehen über zu einigen Bemerkungen über die Kunsttechnik der Sprache, sofern diese von der Geschichte beeinflusst wird, also in den Umkreis der historischen Grammatik fällt.

Der Indogermanische Sprachstamm zerfällt in verschiedene Sprachfamilien, in die Indische, Iranische, Griechische, Italische, Celtische, Slawische, Litauische, Deutsche. Es sind diese Familien im Laufe der Zeit aus Einer Ursprache hervorgegangen, und ihre Entwickelungsgeschichte giebt uns daher die Darstellung ihrer Kunsttechnik in Lexicon und Grammatik vom Standpunkt der historischen Grammatik. —

Dabei ist zu unterscheiden zwischen der vorhistorischen aufsteigenden Periode der Sprachschöpfung und der absteigenden in den historischen Zeiten. Die Ursprache selbst, wie das Auseinandergehn derselben in Familien bis zu der eigenthümlichen Ausprägung jeder einzelnen, gehört der vorhistorischen Periode an und kann also von der Sprachwissenschaft nur erschlossen werden.

Es zeigt sich, dass die Indogermanischen Sprachen, was den Vokalismus betrifft, ihre Urvokale ă, ĭ, ŭ vermannigfaltigen, wobei die Entscheidung schwierig bleibt, ob durch diese reicheren Klänge, welche der Lautkörper erhält, lediglich Euphonie erstrebt

wurde, oder vielmehr für die Bedeutung theils Modifikatiou, theils schärfere Bestimmung. So glaubte z. B. J. Grimm, (worauf schon oben p. 218 die Rede sich lenkte) dass der Ablaut im Deutschen, den er (Gr. Th. I, p. 10) als einen Wechsel des Wurzelvokals fasst, welcher nicht, wie bei dem Umlaut, durch den Einflnss eines Vokals der Endung bewirkt wird, den Sinn der Wurzel verschiedentlich bedinge; (Gr. Th. II, p. 80, 82; Th. III, p. 606.) Bopp dagegeu („Vocalismus" p. 10) zeigt, dass auch „der Ablaut von der Beschaffenheit der Endungeu herbeigezogen werde." „Der Ablant hat allerdiugs Bedeutung gewonneu für die Grammatik, hat sie aber ursprünglich nicht gehabt." Bopp weist nach, (l. c. p. 146, 208) dass der Ablaut im Gothischeu und Althochdeutschen weniger Bedeutnng hatte, als er jetzt zu habeu scheint. Auch der Umlaut hat jetzt Scheinbedeutung, als bezeichne er deu Coujunktiv oder Plnral, z. B. war, wäre; Apfel, Äpfel. Im Germauischeu kann überhaupt, wie Bopp (l. c. p. 17) ausführt, eine Wnrzel die ganze primitive Tonleiter des Vokalsystems dnrchlaufen, ohne ihre Grundbedeutung zu ändern, wie im Gothischen: nima, nam, numans. Ablant also ist (l. c. p. 29) lediglich „ein Erzeugniss euphonischer Einwirkung." (cf. auch Arendt, Sach- und Wortregister zu Bopp's vergleichender Gramm. p. 16 sq.) So fasst auch Koch (historische Gramm. d. euglisch. Spr. Th. I, p. 251 sq.) die Aenderung des inneren Stammvokals, die wir als Flexionsmittel ansehn, „als euphonischen Vorgang" z. B. give, gave; stand, stood cet. auch mit äusserer Veränderung zum Vokalwechsel, wie bring, brought. —

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) leitet die Veränderung der Laute aus dem Streben her, den Sprachorganen Muskelthätigkeit zu erspareu. Er sagt: „In Bezug auf die Vokale hat diese vis inertiae das auf den ersten Blick befremdliche Resultat, dass, während die älteren Sprachen eine nur geringere Anzahl vokalischer Laute besitzeu, die spätereu eine ungleich manuigfaltigere Reihe vou Vokalen hervorbringen. Aber die weuigen Vokale der ältereu Sprachen sind eiuer vom andern scharf abstechend, die der späteren bildeu eine vielgliedrige Kette von Lanten, die zum grossen Theile Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, weiter von einander abstehenden Vokallauteu; Vokalschattirungen, Mischlaute treten auf, um jeue Gegensätze zu milderu, um dem Sprachorgaue

das Springen von einem Ansatze zum andern zu ersparen und ihm die Bequemlichkeit unentschiedener, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs hervorzubringender Vokale zu verschaffen.“ — Die alten Grammatiker bezeichneten Vokalwandel als Antithesis z. B. impete statt impetu, olli für illi cet. — (Diomed. art. gramm. II, p. 437.)

Die historische Grammatik unterscheidet Vokalsteigerung und Vokalschwächung. — Die Steigerung besteht darin, dass den Grundvokalen a, i, u ein a vorgeschoben wurde, so dass entstanden: aa, ai, au. „Hiermit mag sich in der ältesten Periode die Ursprache begnügt haben.“ (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 132.) Der Sprachwurzel ward durch diese Steigerung zu ihrer Bedeutung noch eine bestimmte Beziehung hinzugefügt, welche grammatische Verhältnisse ausdrückt, z. B. solche der Zeit. „Vor der Trennung in die einzelnen Sprachen entwickelte sich noch eine zweite Steigerung und zwar durch nochmaliges Zufügen von a, oder, was dasselbe ist, durch Vorsetzen eines â vor die Grundvokale.“ Es gab dies âa, âi, âu; wobei ai und au im Sanscrit (wie im Französischen) zu e und ō werden, wenn es erste Steigerung ist, während in der zweiten Steigerung der Doppellaut âi, âu bleibt. — Die erste Steigerung nannten die Indischen Grammatiker Guna (= Qualität), die zweite Wriddhi (= Wachsthum). So giebt die Wurzel kar (machen) im Sanscrit in der ersten Steigerung karômi (ich mache), [Das a der ersten Steigerung unterscheidet sich von dem a der Wurzel darin, dass es nicht, wie dieses, der Schwächung unterworfen ist.] in der zweiten: kârayâmi (ich lasse machen); die Wurzel vid (wissen) in Guna: vêda (Wissenschaft), im Wriddhi: vâidya (der Wissenschafts-Kundige); die Wurzel budh (erkennen) in Guna: bôdhati (er erkennt), im Wriddhi: bâuddha (Buddhist).

Die Grundvokale ā, ī, ū, sind im Gothischen noch in grosser Reinheit erhalten, im Griechischen und Lateinischen sind sie vielfach in ĕ oder ŏ übergegangen. So ist es z. B. Guna, wenn aus ΛΙΠ λείπω (ebenso λέλοιπα) aus ΦΤΓ φεύγω wird. Wie nun z. B. die Vermehrung, welche das Griechische durch Zutritt von jenen ĕ und ŏ zu ă empfängt, auf den Wohllaut einwirkt, empfindet man, wenn man Sanscrit: bhárantas mit φέροντας vergleicht. Im

Lateinischen scheint eine Steigerung des Wurzelvokals immer bedeutsam, wie bei cado (fallen), caedo (fällen); lĕgo, legi; vĭdeo, vīdi. — Im Gothischen steigert sich in der Guna a zu ê z. B. skr. Wurzel bhar giebt goth. bêrum (wir trugen), skr. Wurzel dha giebt goth. dêds (That); im Wriddhi wird aus skr. bhâtar im Gothischen: brôthar (Bruder). i steigert sich im Guna zu ei: im Wriddhi in ái z. B. skr. vêças (Weiher) (lat. vīcus) wird im Gothischen: veihs; skr. vid (sehen) (lat. videre) wird im Gothischen: vait (musste). Die Steigerung der ersten Stufe für u ist gothisch: iu, die der zweiten áu, so dass in Guna aus der Wurzel duk (ducere) gothisch tiuha (ziehn) wird, aus Wurzel bhug in Wriddhi gothisch: baug (bog). —

Unterschieden wird von der Vokalsteigerung auch die sogenannte Vokaldehnuug z. B. im Sanscrit vor y; so dass von der Wurzel jan (erzeugen) gebildet wird jâyatê. (er wird erzeugt.) Die (von Ahrens, Griech. Formenlehre) besonders im Griechischen hervorgehobene Ersatzdehnung giebt z. B. Formen, wie γίγᾱς aus γίγᾰ-ντ-ς, σαφής für σαφεσ-(ς).

Die Vokalschwächung trifft im Indischen ausschliesslich den Vokal a, entweder so, dass er zu i wird, wie aus Wurzel bhar (tragen) skrt. bibharmi wird, (statt babharmi) (so πίμπλημι, ἵστημι für πάπλημι, σάστημι), oder zu u, wie wenn skrt. kurmas (wir machen) von der Wurzel kar gebildet wird. —

Während diese Schwächnng im Griechischen selten ist, tritt sie im Lateinischen in Suffixen, Zusammensetzungen und bei der Reduplikation häufig ein und erklärt sich aus rein phonetischen Gründen. Es wird so ă zu ĭ oder einem getrübten ĕ z. B. wenn aus ămīcus inĭmicus wird, aus căpio — accĭpio; aus parco — peperci; — auch zu u z. B. exsculpo von scalpo. — Schwächnng des u in ŭ oder des o in ĭ zeigen z. B. pejĕro (juro) cognĭtus (nōtus), des ae in ī: inīquus (aequus) u. d. m.

Im Deutschen trat schon bei Bildung der Grundsprache in weiter Ausdehnung eine Schwächung des Indogermanischen a zu u und i ein, so ist z. B. Sanscrit: saptan im Gothischen: sibun. —

In der Freiheit der Vokalisation ist gerade die Deutsche Sprache ausgezeichnet. Ausser den Vokalreihen, welche durch Steigerung und Schwächung der Grundvokale entstehen — nach Jacob Grimm mit Ablaut zu benennen — sind hier besonders

euphonisch die Vokalveränderungen, welche der Einfluss benachbarter, namentlich der folgenden, Laute hervorbringt. So erzeugt ein in der Ableitungs- oder Flexionssylbe folgendes i Umlaute, indem es a, o, u, au in ä, ö, ü, äu trübt. Diese Trübungen, dem Gothischen noch fremd, zeigen sich schon im Althochdeutschen und kommen im Mittelhochdeutschen zu voller Entwickelung z. B. haut, handi, hendi, Hände; dunni, dünn; mohti, möchte; grôz mhd. superlativ: groezist. Ebenso wirkt a auf i und u zu einer Brechnug ein, indem es aus i den Laut ë werden lässt, u aber zu o macht. Die Brechung trat schon früher auf als der Umlaut. Beispiele sind: hilfu, plur. hëlfam; geholfen, weil althochdeutsch gaholfan von hulfum; ahd. hirti (Hirt) plur. hërta; ziuhit (zieht) aber ziohant (sie ziehen). — Beides, Umlaut und Brechnug, ist eine Anähnlichung, Assimilation der Vokale, wie sie auch im Lateinischen angenommen werden kann, z. B. bei vinolentus von vinum, bënë von bonus; — bei nisi aus ne si, bei tibi statt tubi; bei consilium von consul cet. —

Besonderen Einfluss übt auf die Vokale der accentuirenden Sprachen, z. B. der Deutschen, der Accent, indem er Sylben verlängert, auf denen er ruht, so bei vâtar Väter, spilen, jetzt spielen. oder solche theils völlig schwinden lässt, welche er nicht trifft, d. h. die nicht wurzelhaften, wie in welih, solih — (welch, solch), theils abschwächt, wie abant in Abend; gagan, gegin in gegen u. d. m., was denn die übergrosse Abgeschliffenheit der Flexionssylben im Neu-Hoch-Deutschen erklärt. —

Da die Vokale i und u den Consonanten j und w im Laute verwandt sind, so zeigen sich Vertauschungen zwischen ihnen nicht selten. So ahd. io, mhd. ie, nhd. je; lat. ajebam, ais; et jam, etiam; goth. havi, ahd. hewi, uhd. Heu; ahd. vrôwa, mhd. vronwe oder vrou, nhd. Frau. εὐαγγέλιον ist neugr. evangelion. Im Griechischen entstehen aus j und ϝ: ι und υ, wie in πάτριος aus πατρ-jo-ς, (j wird als altgriechischer Buchstabe angenommen) δύο aus δϝο, dtsch. zwo; bei den Lateinern haben die Dichter noch z. B. abjete neben abiete, flŭunt ist älteres flovunt cet. —

Die Romanischen Sprachen ändern Lateinisches l vielfach in u und in i. So château aus castellum, chevaux aus caball's, chaud aus cal'dus; aus planus ital. piano, aus clarus ital. chiaro cet. —

In Bezug auf den Consonantismus der Indogermanischen Sprachen führen wir vom Standpunkt der historischen Grammatik nur Weniges an. —

Für die Veränderungen der Consonanten lassen sich noch weniger als bei den Vokalen Gründe aus der Bedeutung entnehmen; die ursprünglichen Formwörter zeigen freilich in viel geringerem Maasse Umwandlungen ihrer Consonanten als die Stoffwörter, aus welchem Umstande auf den Einfluss des Begriffswandels auf den Consonantenwandel allerdings geschlossen werden kann, da von jenen ja die Stoffwörter fast ausschliesslich betroffen wurden.

Besonders mächtig zeigt sich das Bestreben nach bequemerer Aussprache. Mit der Vervielfältigung der Culturinteressen ward auch die Sprache in gesteigertem Maasse als Mittel verwendet, rascheres Redetempo wurde nöthig, und bei schwierigeren Consonanten ward entweder Ersatz in bequemeren gesucht, oder man stiess die irgend für das Verständniss entbehrlichen aus. Bequemere Laute schaffte es z. B. den Griechen, dass sie bei auf einander folgenden Aspiraten die erstere in die verwandte tenuis änderten: πεφίληκα sagten statt φεφίληκα; die Lateiner mieden die Aspiraten überhaupt, denn f ist nicht gleich φ (weshalb auch *fe*felli nicht Anstoss gab). Will man sehen, wie schnelleres Sprechen mit der Zeit eintrat, so vergleiche man z. B. gothische und althochdeutsche Wörter mit unseren heutigen. Aus goth. taiknjan machen wir zeigen, goth. saggqjan ist senken; ahd. anachilich ist nhd. ähnlich, kitrakida ist Getreide cet. Bequeme Laute schaffte namentlich die sogenannte Assimilation, theils als Anähnlichung, wie wenn lat. pri*n*ceps (pri*m*us) gesagt wird, ital. pro*n*to (promptus); βέβρεγμαι (βρέχω), συμβίωσις, (συν); cla*n*destinus, eoru*n*dem (cla*m*, eoru*m*); Vernu*n*ft (vernehmen); theils als Angleichung, wie bei i*rr*idere, ἐλλείπω, pue*ll*a (pue*rl*a) γέγραμμαι (γράφω); Ho*ff*ahrt (Ho*ch*fahrt) u. a. m. — vid. auch Leo Meyer, vergl Gr. der griech. u. lat. Spr. Th. I. p. 277: „Es darf dafür, dass zuweilen ein Consonant einem nicht unmittelbar vorhergehenden gleich gemacht wird, wohl auch genannt werden coquere, kochen, und quinque, fünf, deren Hervorgehn aus poquere und pinque unter Einfluss des inneren Kehllants, durch πέπων, reif, πέντε, fünf und durch die altindischen

pácâmi ich koche, und páncan, fünf, mehr als wahrscheinlich wird u. a. m. —

Ausgestossen wurden beschwerliche Consonanten. So schwand im Griechischen bei drei zusammenstossenden Consonanten der mittlere mit wenigen Ausnahmen, also γεγράφθαι, nicht γεγράφεσθαι; im Lateinischen z. B. notus statt *g*notus, luna statt lucna (lux), lamentum (*c*lamare); im Deutschen: n vor g häufig geschwunden z. B. in Pfenni*g*, Koni*g*, Jugend (ju*n*g); Ho*h*eit (ho*ch*) u. d. m.

Dass aber auch Euphonie Einfluss übte auf den Wandel der Consonanten, beweist z. B. die sogenannte Dissimilation. Ihre Wirkungen verfolgt weithin Pott. (Etymologische Forschungen. [1ste Ausg.] Th. II, p. 65.) Er sagt zu Anfang: „Der Assimilation steht als ihr Antipode die Figur der Dissimilation oder Verunähnlichung, welche hier vielleicht zum ersten Male in die Grammatik eingeführt wird, gegenüber. In der Rhetorik ist sie unter dem Namen der Variation längst bekannt; was ist die Vermeidung gleicher Personen, Tempora, Genera u. s. w., was die Abwechselung der Füsse in einem Verse, was Umgehung von Homoioteleuten, gleichen lautlichen Anfängen, z. B. Fortunatam natam; κεκακωμένων Her. 1, 170 (mit 3 κ und 3 Nasalen); en en jugeant; die die Menschen lieben; geliebt werden werden; mit desto sichererer Nachricht u. s. w. anderes, als Bedürfniss der menschlichen Natur, das unter gewissen Umständen widerwärtige Gleiche hinwegzuschaffen.“ So erklärt sich z. B. nach Pott das theilweise Aussterben der Reduplikation im Lateinischen, Deutschen, (mit Ausnahme des Gothischen) und selbst im Sanskrit cet. aus dem Widerspruch, in welchen dies „Streben nach quantitativer Begriffssteigerung mit dem Schönheitssinn geräth.“ — Die Griechen lassen überhaupt nicht leicht dieselben 2 Consonanten in 2 auf einanderfolgenden Silben. (Lobeck, Paralipomena Gramm. Graec. P. I. 1, p. 18.) Im Lateinischen heisst es so pluralis (obwohl singularis) und auch bei Vokalen ist Dissimilation deutlich, da ganz gleiche Vokale neben einander gemieden werden, weshalb zwar castitas, veritas, aber societas, varietas, zwar militis, aber abietis, meridiês statt medidiês, quatriduum während doch z. B. quadrirêmis cet. (cf. Leo Meyer l. c. p. 279.) cet. So vermeidet die Deutsche Sprache zweima-

liges l, indem sie knäuel statt Kleuel (ahd. chliwa) setzt, Knoblauch statt chlobiloch. —

Es ist sicher der schönere Laut hier auch der bequemere, aber; wie wir oben (p. 329) schon bemerkten, der bequemere ist vielfach seiner Leichtigkeit wegen auch der schönere. Wir nannten es ein Streben nach dem Bequemlaut, wenn die Griechen πεφίληκα statt φεφίληκα sagten, aber mit Recht nennt Pott dies auch Dissimilation. Weil der Begriff der Euphonie in der Anwendung so unsicher ist, fliehen ihn manche Grammatiker über Gebühr. Ich lese bei Gossrau (Lat. Sprachlehre. Quedlinb. 1869) p. 29: „Consonanten erleiden Veränderung nur durch andere Consonanten, und zwar nur aus einem Grunde. Die Sprache hat nämlich stets den Bequemlaut gesucht;" aber p. 32 sagt er weiter: „l in demselben Worte wiederholt klang unschön, es trat dann in zweiter Stelle gern r ein." —

Ich weiss nicht, ob bei dem Gesetz der Lautverschiebung, welches in der historischen Grammatik, namentlich für die Deutsche Sprache, von so hervorragender Bedeutung ist, der Grund dieses eigenthümlichen Vorganges nicht ebenfalls in einem Streben nach Euphonie zu suchen ist. — Aehnlich ist die ἀντιστοιχία z. B. bei Eustathius (p. 467, 31 und p. 641, 46) nach welcher z. B. aus dem π bei σπεύδω φ wird in σφεδανόν, aus αὐτοέντης αὐφέντης cet. Er nennt dies: ἀντιστοιχία τῶν ψιλῶν εἰς δασέα καὶ ἀνάπαλιν. —

Das Gesetz (nach Bopp, vergl. Gramm. Th. I, p. 119 zuerst von Rask berührt, wenn auch nicht vollständig erkannt) ist von J. Grimm angegeben in der „Deutschen Grammatik, Th. I, 584 sq." und ausführlicher besprochen in seiner „Geschichte der Deutschen Sprache Th. I, p. 392–434." — Bekanntlich zeigt das Gothische gegen die übrigen Familien des Indogermanischen Sprachstammes einen Wechsel der Mutae; b, d, g, die mediae, erscheinen als tenues: p, t, k; die tenues als aspiratae oder spirantes: ph (f), th, kh (h); die aspiratae dann wieder als mediae. Dabei bemerkt Grimm, (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 393) dass „die media als Grundlage des Consonantlauts" zu betrachten ist, so dass (l. c. p. 344) „ihre Benennung unpassend scheint." — „Media wird (heisst es l. c. p. 416) im Sanskrit, — zu den tönenden Buchstaben gerechnet, während tenues und aspiratae dumpf

heissen. Darum hebt die Verschiebung auch mit der media an, von ihr senkt sich der Laut zur tenuis, von der tenuis zur aspirata: in der media liegt gleichsam seine natürliche Kraft, die sich zur tenuis verdünnt und hernach wieder zur aspirata verdickt. Aus der aspirata muss darauf die einfache media abtropfen und dann der Umlauf neu beginnen."

Es ist also z. B. lat. tur*b*a goth thaú*rp*, griechisch πλέκειν goth. *f*laihtan, lat. *f*rater goth. *b*rôthar; ferner: griech. γόνυ ist goth. *k*niu, κεφαλή ist *h*aubith, χόρτος ist *g*ards; und so ist *d*uco: *t*iuha, *t*u: *th*u, θυγάτηρ: *d*aúhtar. —

Im Alt-Hochdeutschen zeigt sich dann gegen das Gothische eine zweite Lautverschiebung. Noch heute scheidet u. A. dieses Gesetz das Hochdeutsche vom Niederdeutschen. (vid. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 100.) Ohne uns auf die Ausnahmen und deren Gründe einzulassen, geben wir als einzelne Beispiele: goth. *b*rothar, ahd. *p*ruodar; goth. *t*agr, ahd. *z*ahar (δάκρυ); goth. *th*anjan, ahd. *d*enan; goth. *d*aúhtar, ahd. *t*ohtar; goth. *k*alds, ahd. *ch*alt; goth. *g*ans, ahd. *k*ans u. s. w. J. Grimm sucht den Grund für diese Lautverschiebungen in der Geschichte des Deutschen Volkes. Er sagt: (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 417) „In gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschritt und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchen Europas Umgestaltung ausgehn sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten sie vorwärts, und ich wage sogar die Gunst der dem hochdeutschen Stamme vorzugsweise beschiedenen Herrschaft in Anschlag zu bringen, um daraus den Eintritt der zweiten, gleich unbewusst erfolgenden Lautverschiebung herzuleiten."

Wenn hiernach angenommen zu werden scheint, dass der Ungestüm kriegerischen Muthes sich auch in der Sprache darin kund gab, dass statt der weicheren Laute desselben Organs harte gesprochen wurden, statt der harten aber rauhe, so stellte sich Grimm die Einwirkung kriegerischen Sinnes auf die Sprache wohl als eine zu unmittelbare vor. Die Franzosen, die Angelsachsen waren auch zu jenen Zeiten kriegsfreudig genug, aber das Französische ist, seinem Ursprunge treu, auf der lateinischen Lautstufe

stehen geblieben, und die Eroberer Englands verharrten auf der gothischen. Aber es gingen ja auch nicht nur die weichen Laute in harte und rauhe über, es kehren sich in jener Kreisbewegung auch rauhe in weiche, (— aus der Sanscrit-Wurzel *bhu*, gr. φύω, lat. *fui* machten doch Gothen: *b*auan und erst die Hochdeutschen wieder *p*im; hatten aber die Gothen *th*reis gebildet (bei lat. *tres*), so änderten wieder die Hochdeutschen in *d*ri —) und da wäre die Erklärung Grimms, wenn wir sie richtig verstanden haben, nicht zutreffend. Es ist auch dies zu bedenken, dass die Lautverschiebung sich nicht ausschliesslich bei den Deutschen findet. Grimm selbst erwähnt Aehnliches bei den Etruscern, zwischen Finnischer und Ungrischer Sprache (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 416); auch den lettischen und slavischen Sprachen, dem Madagassischen sind Lautverschiebungen der Art nicht ganz fremd. (cf. Bopp, vergleich. Gr. Th. I, p. 124 sq.)

Gehen wir, wie Grimm will, von der media aus, gleichsam dem Grundlaute der Lippen-, Kehl- und Zahnlaute, so würden die Uebergänge in die verwandten Laute aus dem oben (p. 395 sq.) Bemerkten sich ergeben, dass die Sprache einmal den Begriff charakteristisch heranszustellen sich bemühe, dann aber auch auf Bequemlichkeit und auf die damit in Verbindung stehende Euphonie bedacht sei. Die Lautverschiebung zeigt uns, wie Action des bildenden Geistes mit der Reaction der Organe wechselt. Die schärfere Charakterisirung treibt die Media zur Tenuis, diese zur Aspirata; das Bestreben, den Laut der Euphonie gemäss zu gestalten, führt die Aspirata zur Media zurück. —

Wir gehn nunmehr über zur Betrachtung der Kunsttechnik des Sprachbaus vom Standpunkt eines als feststehend angenommenen usus aus.

Das hierher Gehörige hat den Namen: Grammatische Figuren, wobei zu sondern sind die phonetisch-grammatischen, Lautfiguren, welche den Laut des einzelnen Wortes als solchen betreffen, von denen, welche sich bei der Verwendung der Worte im Satze herausstellen. Wir nennen die ersteren phonetisch-grammatische Figuren, die letzteren syntactisch-grammatische.

Der Name Figur ist hergebracht für beide Arten einer Veränderung, welche als Ausnahme von dem Sprachrichtigen, von

der Regel gefasst wurden. So heisst z. B. bei Athenaeus (XI, p. 490) die προσθεσις eines ε ein σχηματισμός. Quintilian (IX, 3, 2) unterscheidet von den „figuris verborum", den etymologisch-grammatischen, noch zwei Arten der σχήματα λέξεως, deren eine mehr der Grammatik, die andere der Rhetorik zufalle. Manche Rhetoren, wie Fortunatianus (art. rhet. l. III, 10) trennten die etymologisch-grammatischen als figurae λέξεως, welche „in singulis verbis fiunt, ut nuda genu, quas uno nomine ἐξηλλαγμένας possumus dicere", von den figuris λόγου in elocutionis compositionibus, welche meist rhetorischer Art sind. Ebenso scheidet der „Scriptor incertus (Herodian) de soloecismo et barbarismo" ed. Valckenaer in „Ammonius de differentia adfinium vocabulorum": Βαρβαρισμός ἐστι λέξις ἤτοι περὶ τὰ στοιχεῖα, ἢ περὶ τὰς προσῳδίας ἡμαρτημένη. Διαφέρει δὲ τοῦ Σολοικισμοῦ· ἐπεὶ ὁ μὲν Βαρβαρισμὸς ἐν λέξει γίνεται, ὁ δὲ Σολοικισμὸς ἐν λόγῳ. cet. Barbarismus aber ist, was auch unter Umständen etymologische Figur heisst, Soloecismus ist auch syntaktische Figur. Donatus (III, 5) führt unter der Bezeichnung der σχήματα λέξεως ebensowohl die grammatisch-syntaktischen Figuren an, z. B. das Zeugma, wie rhetorische, z. B. die Anaphora, und bezeichnet die etymologisch-grammatischen Figuren mit dem Namen Metaplasmus, wenn sie in poemate vorkommen (III, 1), als Barbarismus aber, wenn sie in communi sermone gebraucht werden; der Name der syntaktisch-grammatischen Figuren ist, sofern sie als vitium „contra regulam artis grammaticae factum" gefasst werden: Soloecismus; (cf. oben p. 394) was aber „in prosa oratione soloecismus, in poemate schema nominatur." —

Bemerkt wird freilich, dass, um aus einem vitium eine Figur zu machen, es nicht hinreichend sei, wenn das Wort oder die Redewendung in einem Gedichte vorkomme, sie müsse dort vielmehr gerechtfertigt sein necessitate (d. h. metri), sonst sei sie barbarismus, und soloecismus sei sie, wenn einer nicht wisse, was er da geschrieben habe: „si nesciens fecerit"; wie dies Alles auseinandergesetzt wird in dem Commentar des Pompejus zum Donat. (Grammat. Lat. ed. Keil. P. V, p. 285, 292.) Aehnlich Seneca (ep. 95): Grammaticus non erubescit Soloecismum, si sciens facit, erubescit, si nesciens. (Man sehe auch z. B. Charisius, instit. gramm. lib. IV, 1, 2. Probus, instit. gramm. ed.

Lind. I, p. 93. Isidorus, orig. lib. I, XXXI. Consentius, de barbarismis et metaplasmis.) — Es ist dies übrigens die Ansicht Quintilians und er also als ihr Urheber bei Jenen zu betrachten. Er sagt (I, 8, 14): „Poetis, quia plerumque servire metro coguntur, adeo ignoscitur, ut vitia ipsa aliis in carmine appellationibus nominentur. Metaplasmos enim et schematismos et schemata vocamus, et laudem virtutis necessitati damus.“ — Bekannt ist, dass der Name μεταπλασμός auch zur Bezeichnung von Anomalieen der Flexion gebraucht wird, wie z. B. bei Eustathius p. 58, 31—46, p. 75, 19—36 cet. namentlich als μεταπλασμὸς κλίσεως, wie wenn zu δένδρον neben δένδροις auch δένδρεσιν gerechnet wird. — Ebenso ist zu bemerken, dass man die Namen Barbarismus und Soloecismus nicht immer schied. Eustathius (zu Ilias B vs. 867, p. 367) spricht von Verwechslungen zwischen ihnen, und Apollonius Dyscolus (de Constr. p. 198, 4) sagt, man müsse nicht verwirren: τὴν παρὰ πᾶσι συμφώνως πιστευθεῖσαν δόξαν, ὡς μιᾶς λέξεως κακία ἐστὶν ὁ Βαρβαρισμὸς, ἁπλοκῆς δὲ λέξεων ἀκαταλλήλων ὁ Σολοικισμός. So verwechselt z. B. Ausonius bei seinem Spasse (epigr. 138) beide Ausdrücke: In Auxilium Grammaticum:

Emendata potest quaenam vox esse magistri,
Nomen qui proprium cum vitio loquitur.
Auxilium te nempe vocas, inscite magister,
Dic rectum casum, jam Solicismus eris.

Ursprünglich war auch wohl die Bedeutung sehr ähnlich, da σόλοικος so viel wie βάρβαρος bedeutete, wie der Grammatiker bei Ammonius (ed. Valcken. p. 192) ausdrücklich sagt: σολοίκους δὲ ἔλεγον οἱ παλαιοὶ τοὺς βαρβάρους, und erst von den Stoikern, speziell dem Zeno, scheint der Unterschied aufgestellt zu sein, wie Diogenes Laert. VII, 40 berichtet, nach welchem dieser den σολοικισμός vom Barbarismus schied und definirte als λόγος ἀκαταλλήλως συντεταγμένος. So definirt denn auch Cornificius (ad Her. IV, 12): „quum in verbis pluribus consequens verbum superiori non accommodatur.“ — Nach A. Gellius (N. A. V, 20) sagten die Lateiner dafür stribiligo (stribligo) und imparilitas, und sollten für barbarismus sagen: rustice loqui, da barbare erst nach Augustus aufgekommen sei. (N. A. XIII, 6.)

Der Standpunkt der Grammatiker, von dem aus eine Form

oder Wortverbindung als Fehler oder Figur beurtheilt wird, ist lediglich der empirische des usus, wie denn Sextus Empiricus (adv. Grammat. 10, p. 260) den Grammatikern mit seiner gewöhnlichen Umständlichkeit auseinandersetzt, dass auch, wenn sie über Barbarismus oder Soloecismus Festsetzungen machten, sie nur dem usus (συνήθεια) folgten, nicht aber einer τέχνη. Fehler also statuirt eigentlich nur die Grammatik. Renan (hist. des lang. sémit. p. 135) sagt: „On trouve en hébreu, comme dans la plupart des langues qui n'ont point subi de réforme artificielle, une foule de constructions en apparence peu logiques, des changements de genre, des phrases inachevées, suspendues, sans suite. Il serait superficiel d'envisager ces anomalies comme des fautes, puisque nul Hébreu n'avait l'idée d'y voir des transgressions de règles qui n'existaient pas, et de chercher des lois rigoureuses où il n'y avait que choix instinctif. La vérité est que ces irrégularités, que les grammairiens croient expliquer par des anacoluthes, des ellipses de préposition, etc. sont les inadvertances, ou plutôt les libertés d'une langue qui ne connaît qu'une seule règle: exprimez avec vivacité, au moyen de ces mécanismes naturels, ce qu'elle veut exprimer." —

Die Rhetoren der Alten waren in Verlegenheit, wie sie sich bei dem Schwanken der Begriffe von vitium und virtus orationis zu benehmen hätten. Quintilian (IX, 3, 1) sagt z. B.: „Verborum figurae et mutatae sunt semper et, utcunque valuit consuetudo, mutantur. Itaque, si antiquum sermonem nostro comparemus, paene jam quidquid loquimur figura est, ut „hac re invidere", non, ut omnes veteres et Cicero praecipue, „hanc rem", et „incumbere illi", non „in illum", et „plenum vino", non „vini", et „huic", non „hunc adulari" jam dicitur et mille alia, utinamque non pejora vincant." Für gewöhnlich statuirte man, wie z. B. Gregorius Corinthius (περὶ τρόπων. Rhet. Gr. ed. Speugel T. III, p. 226), der den σολοικισμὸς ἀπολογίαν ἔχων als besonderen Tropus mit σχῆμα benennt, der da sei: ποιητοῦ ἢ συγγραφέως ἁμάρτημα ἑκούσιον διὰ τέχνην, während der σολοικισμός wäre: ἁμάρτημα ἀκούσιον οὐ διὰ τέχνην, ἀλλὰ δι' ἀμαθίαν γινόμενον. (Ebenso hat das σχῆμα: Georg. Choerobosc. περὶ τρόπων ποιητικῶν l. c. p. 255.) Bei Klassikern namentlich wagte man Fehler nicht anzunehmen, wie Dionysius Halic. im judic.

de Thucyd. (c. 37, 907) sich — im Hinblick auf die Bewunderer des Thucydides über einen nach seiner Ansicht groben Fehler — äussert: *τοῦτο εἴ τις ἐν τοῖς σχήμασιν ἀξιώσει φέρειν, οὐκ ἂν φθάνοι πάντας τοὺς σολοικισμοὺς σχήματα καλῶν.* Einigermaassen half die Erfindung des *σολοικοφανές* oder *σολοικοειδές*, wie im Schol. ad Od. XI, 76: *σῆμά μοι χεῦαι ἀνδρός δυστήνοιο*, wo es heisst: *σχῆμά ἐστι σολοικοφανές. Οὐκ ἔστι γὰρ κατειπεῖν τῶν οὕτω σχηματιζομένων σολοικισμὸν ἢ βαρβαρισμόν. Κέκριται δὲ σολοικοφανῆ ταῦτα καλεῖν σχήματα.* (Man vergleiche: Lobeck, Rhem. dissert. XX, p. 329 sq. —) Die Bezeichnung einer Wendung als *σολοικοφανές* findet sich sehr häufig, (bei Dion. Hal. z. B. judic. Thuc. 29, 53, 55); Muret (ep. 32) nennt die Stelle bei Virgil (Aen. VII, 624): pars pedes ire parat campis, pars arduus altis pulverulentus equis furit ein singulare *σολοικοφανές*. Cassiodor (de orat. 6, p. 572 ed. Garet) erklärt Soloekophanes: „quod Soloecismi quidem speciem habet, sed ratione aliqua excusari potest." — Danach würde es etwa Soloekophanes sein, wenn Göthe (Götz, p. 63) hat: „Sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten." (d. h. ihnen gegenüber.) —

Im Grossen und Ganzen findet sich in diesen Bemühungen der alten Techniker das Richtige. Was ist Fehler, was Figur? — Die Sprache wird geschaffen von den einzelnen Sprachkünstlern, festgestellt aber dadurch, dass der Geschmack der Vielen unter deren Werken — wie schon bei den Wurzeln — eine Auswahl trifft. Das Erwählte wird dann zum usus, das Abgelehnte wird als Fehler titulirt, Dasjenige, über dessen Anerkennung man sich aus diesen oder jenen Gründen, welche, je länger die Sprache besteht, um so weniger ausschliesslich ästhetischer Natur sind, noch nicht völlig entschieden hat, wird von verhältnissmässig Wenigen verwendet. Haben sich nun diese Wenigen als Sprachkunst-Kenner genugsam ausgewiesen, oder zeigen sie sich selber als Sprachkünstler, so nehmen sie in der freien Gestaltung der Rede das Recht in Anspruch, welches jedem Individuum von Natur zusteht, und, da sie ein Seltenes vorbringen, erscheint dies an ihnen als ein Vorzug (virtus) vor den Vielen: sie reden *σχήματα*, die darum doch nicht Jedem und in jedem Falle gut stehn; vermögen sie sich jedoch weder als Kenner noch als Künstler auszuweisen, ge-

hört ihnen also das Seltene nur zufällig an, so glaubt Jeder das Recht zu haben, ihnen mit seiner Kenntniss des usus, auf die er stolz ist, beiznspringen und beehrt ihre Produktionen mit der Bezeichnung von Barbarismus und Soloecismus. Es ist klar, dass vom Standpunkt der historischen Grammatik, auf welchem ein bestimmter usus kein Vorzugsrecht zu beanspruchen hat, die verschiedenen Wortformirungen oder Wortverwendungen weder als Fehler noch als Figuren aufzufassen sind. Es sind Begriffe, welche beständig verfliessen. Ein von irgend einem usus angenommener Fehler wird Figur, so lange er noch vom usus sich irgendwie unterscheidet; eine Figur, welche keine Abnehmer findet, ist ein Fehler. Annehmen und Ablehnen bestimmen sich durch denselben individuellen Sprachsinn, — das Gefühl für den besonderen Kunststil — welches den bestimmten Sprachen ihre eigenthümliche Gestaltung giebt. Dabei zeigen sich manche Sprachen freisinnig, andere engherziger. Bei den Griechen liess selbst der reine Atticismus, auch abgesehen von der Dichtersprache, ionische Formen neben anderen zu. Barbarismen, häufig wiederholt, gestalten endlich die Sprache um; so bildete sich die κοινὴ γλῶσσα, später die byzantinische ῥωμαικὴ γλῶσσα, endlich das gänzlich barbarisirte Neu-Griechisch. Wieviel Barbarismen haben daran gearbeitet, aus dem Lateinischen die Romanischen Sprachen zu bilden! Und durch diese Barbarismen und Solöcismen kam es zu gutem, sehr feinem, besonders gesetzmässig festgestelltem Französisch, einer weltbeherrschenden Sprache! —

Ehe wir zu den einzelnen grammatischen Fehlern und Figuren übergehn, haben wir an jene Umgestaltungen des Lautkörpers der Worte zu erinnern, welche wir schon oben (p. 399—408) besprachen. Diese treten nicht nur in einem bestimmten usus hervor, sondern sind der Sprache in jedem Punkt ihrer Entwickelung eigen, da sie auf dem sich beständig erneuernden Streite zwischen dem Streben nach charakteristischer Gestaltung der Laute, welche von dem Ursprünglichen, Wurzelhaften ausgeht, und der Neigung zu bequemerer und euphonischer Darstellung beruhen. Dieser Streit, der sich ebenso in den Formationen der einzelnen Wörter kund giebt, wie in deren Verbindungen, wird entweder durch solche Mittel, wie Assimilation, zu Gunsten der Euphonie entschieden, oder er wird von dem ästhetischen Sinn als Fehler

markirt, den zwar die Grammatik, also der usus der Sprache, selbst zulässt, dem aber das Individuum aus dem Wege gehen müsste. Die Alten stellten der εὐφωνία die κακοφωνία gegenüber, sei es, dass ein einzelnes Wort bezeichnet wurde, wie Strabo (p. 618, 13) erzählt, dass Aristoteles den Τύρταμος habe Θεόφραστος genannt: φεύγων τοῦ πρότερου ὀνόματος κακοφωνίαν, oder eine gewisse Verbindung von Wörtern, wie Demetrius (de eloc. bei Speng. rhet. Graec. III, p. 317) sagt, dass die κακοφωνία auch einen furchtbaren Eindruck (δεινότητα) hervorbringen könne, z. B. (Ilias 12, 208) bei Homer: Τρῶες δ' ἐρρίγησαν, ὅπως ἴδον αἰόλον ὄφιν, während das Metrum auch εὐφωνοτέρως hätte gewahrt werden können: ὅπως ὄφιν αἰόλον εἶδον. Longin (de subl. 43) tadelt in den Worten des Herodot: ζεσάσης δὲ τῆς θαλάσσης das ζεσάσης „διὰ τὸ κακόστομον." Wenn die Laute der verbundenen Wörter einen üblen unanständigen Sinn gaben, so nannte man dies ein κακέμφατον, so Schol. Aristoph. Ran. 48. 423, Quint. 8, 3, 44, und Cicero (or. 14) meinte, dass, um dergleichen zu vermeiden, man z. B. statt cum nobis (cunno) sich gewöhnt hätte, nobiscum zu sprechen. Brachte die Stellung einen Missklang, sofern man eine andere Wortfolge erwartete, so nannte man dies κακοσύνθετον, was Quint. 8, 3, 59 als „male collocatum" bezeichnet. Donatus (III, 1, 4) rechnet die κακοσύνθετα zu den Barbarismen; es seien „malae compositiones — in quibus sunt Mytacismi, Labdacismi, Jotacismi, hiatus, collisiones, et omnia, quae plus aequo minusve sonantia ab eruditis auribus respuuntur." Pompejus in seinem Commentar hierzu erklärt κακοσύνθετον als Abweichung von der natürlichen Wortfolge. — (Ueber die „mytacismi, labdacismi, iotacismi" cf. Consent. de barb. et metapl. bei Keil. Gr. Lat. Vol. V, p. 393 sq.) — Den Begriff „εὐφωνία" scheint Quintilian (1, 5, 4) auf den Wohlklang eines einzelnen Wortes einzuschränken; er nennt sie „vocalitas", cujus in eo delectus est, ut inter duo, quae idem significant ac tantundem valent, quod melius sonet, malis." —

Für die Beurtheilung der Forderungen in Bezug auf den Wohllaut ist festzuhalten, dass das musikalische Element der Sprache als solches freilich keine Berechtigung hat. Der Wohllaut der Sprache ist anderer Art, zeigt eine andere mehr zur

Bestimmtheit durchgebildete Schönheit, als sie den Tönen der Musik zukommt; sein Vorzug besteht nicht sowohl in dem Reiz des Lautes, als in der Feinheit und in dem Treffenden seiner Gliederung; er darf musikalische Wirkungen nicht erstreben, wenn er nicht höhere Werthe einbüssen will. Der einzelne musikalische Ton für sich hat keine irgendwie bestimmte Bedeutung, erst in seinen Verbindungen wird er zum Wohllaut für Alle; dagegen ist jedes Wort schon für sich als Verkörperung eines Begriffs bedeutsam und, wiefern seine Gliederung diesen Begriff symbolisch darstellt, wohllautend für Diejenigen, welche ihn als Darstellung dieses Begriffes erfassen. In der Sprache also den Wohllaut zu fühlen gelingt nur auf Grund jener bewussten Bildung des Geistes, welche die Seele eben an den Werken der Sprachkunst gewinnt. Darum ist der Begriff dieses Sprach-Wohllauts durchaus relativ, für jede Sprache ist er ein anderer; und die Annäherung der vocalitas irgend einer Sprache an musikalische Wirkungen mag von dem musikalisch gebildeten Ohre angenehm empfunden werden, aber sie ist durchaus nebensächlich, und ist störend, wenn sie sich aufdrängt. —

Es bildet sich nach dem eigenthümlichen Charakter der verschiedenen Sprachen auch in Beziehung auf die Verbindung der Wörter zu Sätzen ein ähnliches Gefühl für die Angemessenheit der Bedeutung zur Gliederung der Laute, zu ihrer Aufeinanderfolge, ihrer Betonung, ihrem Rhythmus aus, wie für das einzelne Wort, und man wird also auch von einem Wohllaut der Sätze und Perioden sprechen können, der freilich dann noch weniger als ein musikalischer zu fassen ist. Was Wohlklang ist, was nicht, entscheidet hier derselbe Kunstsinn der Sprachgenossen, der die Auswahl der Wörter und Wortbildungen bestimmte*).

Es hat demnach die Euphonie der Sprache, soweit das Musikalische überhaupt bei ihr in Betracht kommt, nur zu der negativen Forderung ein Recht, dass Misslaute möglichst vermieden werden; und auch die Alten, welche im Uebrigen für dies musikalische Element in der Sprache ein feines Ohr hatten, verkann-

---

Anm. Becker, Organism der Sprache p. 28 sq. unterscheidet Wohllaut und Wohlklang der Sprache; der Wohllaut ist rein phonetisch, der Wohlklang: „der organische Ausdruck für die Vollkommenheit der logischen Form."

ten doch nicht, dass es sich nicht vordrängen dürfe. Dionysius Hal. (dessen Bemerkungen de comp. vb. cp. XI hierher gehören) hebt z. B. das Bedenkliche in dem Streben nach Euphonie bei Isocrates hervor. Er sagt (jud. de Isocr. p. 95) von ihm: *ἐκλέγει μὲν εὖ πάνυ, καὶ τὰ κράτιστα ὀνόματα τίθησιν· ἁρμόττει δὲ αὐτὰ περιέργως, τὴν εὐφωνίαν ἐντείνων μουσικήν· σχηματίζει τε φορτικῶς καὶ τὰ πολλὰ γίνεται ψυχρὸς* cet. — Dass über die Euphonie der Sprache das natürliche Sprachgefühl Richter sei, bemerkt Cicero (de or. III, 37) ausdrücklich. Er verlangt vom Redner: verbis lectis atque illustribus utatur, in quibus plenum quiddam et sonans inesse videatur; die Auswahl der Worte sei: „aurium quodam judicio ponderandus“ und man urtheile dabei „non arte aliqua, sed quodam quasi naturali sensu“; jedenfalls sei die Forderung zu stellen, dass schlecht Klingendes vermieden werde: „in quo non magna laus est vitare vitium, quamquam est magnum.“ — Wie der Wohlklang nicht überall in der Rede am Orte ist, vielmehr der Sinn ihn selbst verbannen kann, bemerkt Quintilian (VIII, 3, 17): „nam rebus atrocibus verba etiam ipso auditu aspera magis conveniunt.“ —

In Bezug auf die Verbindung der Worte zu Sätzen führt Quintilian (IX, 4, 33) im Einzelnen an den schon oben (p. 414) besprochenen Fehler des *κακέμφατον*; dann den Hiatus: „vocalium concursus, quod quum accidit, hiat et intersistit et quasi laborat oratio.“ Aber man soll nicht zu viel Wesens davon machen, um nicht Wichtigeres zu gefährden: „non tamen id ut crimen ingens expavescendum est, ac nescio negligentia in hoc an sollicitudo sit pejor. Inhibeat enim necesse est hic metus impetum dicendi et a potioribus avertat;“ unter Umständen gebe der Hiatus der Rede eine gewisse Weichheit, oder er gebe Nachdruck. (cf. Demetr. de eloc. 72. und Cicero, de orat. 23.) —

Im Sanscrit wird der Hiatus (vivritti) sowohl innerhalb Eines Wortes vermieden, wie auch, wenn ein Wort mit Vokal endigt und das nächste mit einem Vokal beginnt, gewisse Aenderungen eintreten, um den Uebelklang zu beseitigen. —

Der Hiatus (*χασμῳδία*), d. h. Vokal im Auslaut, auf welchen Vokal im Anlaut folgt, wurde in den klassischen Sprachen innerhalb einer metrischen Reihe allerdings als Uebelklang empfunden. Er war bei den Griechen nur in gewissen Fällen zu-

lässig, und der Auslaut erfuhr eine συναλοιφή, von Späteren mit ἔκθλιψις oder ἐκθλίψις bezeichnet, jetzt meist Elision genannt. Es ist dies eine Verkürzung der Art, dass er zwar, wie ein Vorschlag in der Musik, gehört wurde, aber keine messbare Zeit in Anspruch nahm. So war es, wenn der Vokal kurz war; bei einem langen Vokal trat entweder Verschmelzung mit dem folgenden Anlaut ein: Krasis genannt, wenn die Contraction durch die Schrift bezeichnet war, sonst Synizesis oder Synecphonesis, oder eine Verkürzung. (Man sehe hierüber das Nähere bei R. Westphal, griechische Metrik Bd. 2, p. 96 sq.) Bei den Römern wurde von Augustus Zeit ab der Hiatus noch strenger vermieden, als bei den Griechen. Unter den neueren Völkern zeigen besonders die Franzosen sich sehr empfindlichen Ohres und Boileau (l'art poétique I, 107) ermahnt nicht nur:

„Gardez qu'une voyelle à courir trop hâtée
Ne soit d'une voyelle en son chemin heurtée."

sondern steigert sich:

„Il est un heureux choix de mots harmonieux.
Fuyez des mauvais sons le concours odieux:
Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée,
Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée." —

G. Weigand (traité de versification française p. 218) sagt: „L'oreille des Français est offensée par l'Hiatus"; in der Prosa ist er bedingt gestattet, „en poésie ce concours de voyelles — est absolument défendu dans le genre sévère, à moins que la première voyelle ne soit e muet qui s'élide par la prononciation devant la voyelle suivante." Er bemerkt weiter: „L'hiatus n'était nullement défendu dans les premiers siècles de la poésie française." Eingeschränkt wurde der Hiatus seit Marot und Ronsard, verboten seit Malherbe. —

Dagegen zeigt sich nun das Englische sehr unempfindlich gegen den Hiatus und lässt ihn nicht bloss in der Caesur, sondern auch an anderen Stellen des Verses zu. (cf. Fiedler und Sachs, wissenschaftliche Gramm. d. engl. Spr. Bd. II, p. 381.) Auch im Deutschen fällt der Hiatus nicht in's Gewicht; man entscheidet sich sogar öfter für ihn, um härtere Elisionen zu vermeiden, und lästig erscheint höchstens das Zusammentreffen derselben Vokale, wie bei Göthe: „Die Kränze, die ich in Ge-

danken flocht", oder: „Ich freute mich bei einem jeden Schritte." — Im Plattdeutschen scheinen Formen wie: bugen (buen, bauen), grugen (granen), schrigen (schreien) cet. das g zur Vermeidung des concursus vocalium eingeschoben zu haben.

Quintilian (l. c.) tadelt ferner, wenn harte Consonanten sich aneinander schieben z. B. s mit x oder s, so dass, wie Cicero (orat. 45) anführt, man s auch zuweilen wegliess. Martianus Capella (rhet. 33) giebt mancherlei Benennungen dieser Figuren des Uebelklangs: „compositionis — vitium maximum est, hiulcas et asperas, frenos etiam, iotacismos, mytacismos, labdacismos, homoeoprophora, dysprophora et polysigma non vitare, vel cujuslibet literae assiduitatem in odium repetitam, ut „sale saxa sonabant" et: „casus Cassandra canebat." (cf. Donatus III, 1, 4.) Isidorus (orig. lib. I, XXXI.) fügt noch besonders collisio hinzu: „quoticns novissimae syllabae finis in alterius principio est, ut mater terra, moeror orbis." — Häufige Wiederholungen also des j, m, l, s missfallen dem Ohr. Ein Homoeprophoron ist z. B. der Vers des Ennius:

O Tite, tute Tati, tibi tanta tyranne tulisti,

Dysprophora: persuasitrices, praestigiatrices cet. — Vor dem Fehler der collocatio, „ut neve asper eorum concursus neve hiulcus sit", warnt auch Cicero; (de or. III, 43; auch or. 44) asper wäre z. B. der concursus: „rex Xerxes", hiulens: „cui ea omnia accepta ille esse putabat." —

Ausser vor dergleichen Gleichklängen warnt Quintilian (l. c.) auch vor einer Aufeinanderfolge mehrerer einsylbiger, gleich- oder ähnlich klingender, gleichlanger, gleichflektirter Wörter u. d. m. —

Ein Missfallen an solchen Gleichklängen kann nur darin seinen Grund haben, dass durch sie das Lautmaterial vermöge der öfteren Wiederholung derselben Klänge stark hervorgedrängt wird und so eine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, welcher der Sinn nicht entspricht. Die Menschen nämlich erwarten es so, wie es bei Sterne (Tristr. Shandy ch. CXVII) heisst: „Tantum valet, my father would say, quantum sonat." Ja, man muss weitergehn und sagen, dass diese Gleichklänge nur dann zu verwerfen sind, wenn sie wirklich durch den Laut vom Sinn ablenken und dadurch stören, dass sie dagegen sogleich entschiedenes Wohlgefallen erregen, sobald sie Sinn haben, d. h. sobald sich die Auf-

merksamkeit rechtfertigt, welche sie den Worten zuwenden. Und dies kann auf sehr verschiedene Weise geschehn.

Bemerken wir zunächst, dass die Gleichklänge nicht der Art vermieden werden, wie es der Eifer der Grammatiker wünschen mag. Drakenborch giebt z. B. (zu Liv. 1, 3, § 9) Beispiele aus Livius, welche Gleichklänge enthalten (für mehr Belege zeigt die Fundstätten an: Volkmann, Hermagoras p. 301) wie II, 47, 10: post pugnam ad Regillum lacum non alia illis annis pugna clarior fuit. III, 33, 8: nec haec priorum calamitas consulum segniores novos fecerat consules. III, 43, 3: duae tabulae legum ad prioris anni decem tabulas erant adjectae. XXVI, 17, 2: castris castra — castra castris cet. Lehrs (de Aristarchi studiis Homericis p. 470) sagt: „Man hört ja doch nicht alles, was gleich oder ähnlich klingt. Man hört es auch nicht etwa, weil es von gleicher Wurzel ist. Ich behaupte, wenn Cicero schrieb (de or. 3, 20) Metrodorum illum, de cujus memoria commemorat Antonius, dass er das nicht gehört. Oder (Verr. V, 12) perditae civitates hos solent exitus exitiales habere — auch: terra solida et globosa et undique ipsa in sese nutibus suis conglobata (nat. d. II, 39) vielleicht nicht.“ Er erwähnt ferner des häufig vorkommenden facile factu, bei Caesar (b. G. 1, 3): perfacile factu esse conata perficere, und hätte noch Stärkeres anführen können, z. B. Caes. b. G. 1, 49, wo in Einem Satze es heisst: „ultra eum locum, quo in loco consederant — castris idoneum locum delegit acieque triplici instructa ad eum locum venit.“ — Lehrs sagt weiter (p. 471): „Wer so scharf zu passen gewöhnt ist, wie der Kritiker oder Rhetor sich leicht verwöhnt, der sieht — wehe dem, der sich so weit verdorben hätte, das alles zu hören! — Anklang und Gleichklang auch in den Fällen, welche der lebendigen Sprache den gleichen oder ähnlichen Klang verbergen. Ein solcher Fall ist, wo der allerdings gleiche Stamm durch Ableitung oder Zusammensetzung oder auch nur durch geänderte, durch spezialisirte Bedeutung sich dem Bewusstsein und zugleich dem Ohre entzieht.“ Lehrs erinnert an solche Reden, wie: „es scheint mir wahrscheinlich“, „wenn auch feine Leute vor einem und dem andern sich allmählich in Acht nehmen.“ — Man betrachte etwa folgende Beispiele bei Schiller: (Tell)

„Ein solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen.“
„Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben.“
„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, dass der Bauer Häuser baue.“

und sonst: z. B. „Schwert traf an Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt.“ „Das Böse, das der Mann dem Manne zugefügt.“ „Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht“ u. d. m.

Bei Göthe (Herm. u. Dor.):

„Und die Menge scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge.“

(Iphigenie):

„Und eine Schandthat schändlich rächend mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet.“

ferner z. B. „Vertrauen wird man dem Vertrauenden.“ „O lasst mich dort versteint am Steine stehn.“ —

J. Bekker, Homerische Blätter (p. 185) sagt: „Homer kennt auch die Wiederkehr des gleichen Klanges, wie reizend die auf Ohr und Verständniss einwirkt. Darum sind ihm alle Wege gerecht, worauf ähnliche Töne nahe oder zusammen kommen, paronomasie, parechese (s. Eustath. p. 124 sq.), etymologie, epallelie, epanalepse, epizeuxis, Reim in der Mitte, Reim am Ende (s. Barnes zu ξ, 199) Assonanz, Alliteration“ — und er giebt nun p. 185—193 eine Menge von Beispielen. Wir wählen nur einige wenige aus, welche verschiedene Arten des Gleichklangs zeigen: (Ilias 16, 104)

Τρῶες ἀγαυοί
βάλλοντες· δεινὴν δὲ περὶ κροτάφοισι φαεινὴ
πήληξ βαλλομένη κανάχην ἔχε, βάλλετο δ' αἰεί —

Od. 1, 56: αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἰμυλίοισι λογοισιν θέλγει. Od. 17, 491: ἀλλ' ἀκέων κίνησε κάρη, κακὰ βυσσοδομεύων. Ilias 23, 116: πολλὰ δ' ἄνεντα κάτεντα πάφαντά τε δόχμιά τ' ἦλθον. (Wie schön!) Ilias 2. schliessen vs. 288, 290, 291: ἀπονέεσθαι, νέεσθαι, νέεσθαι. Od. 10, 145: ἐγὼν ἐμὸν ἔγχος ἑλὼν — cet. Wie solche Klänge wirkten, dazu giebt Ilias 13, 130 ein Beispiel:

φράξαντες δόρυ δουρί, σάκος σάκεϊ προθελύμνῳ
ἀσπὶς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, κόρυς κόρυν, ἀνέρα δ' ἀνήρ.

Der zweite Vers ist auch verwandt: Ilias 16, 215, und wie oft ist er dann nachgeahmt worden! Zunächst fällt uns ein: Od. 7, 121, wo freilich der Sinn ein anderer:

ὄγχνη ἐπ' ὄγχνῃ γηράσκει, μῆλον δ' ἐπὶ μήλῳ,
αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ σταφυλή, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ.

Man sehe ferner Tyrtaeus [Eleg. II, 31. (Stob. Serm. 48)]:

Καὶ πόδα πάρ' ποδὶ θεὶς, καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας
Ἔν δὲ λόφον τε λόφῳ καὶ κυνέην κυνέῃ
Καὶ στέρνον στέρνῳ, πεπλημένος ἀνδρὶ μαχέσθῳ.

Euripides (Heracl. 836):

πούς ἐπαλλαχθεὶς ποδὶ, ἀνὴρ δ' ἐπ' ἀνδρὶ στὰς, ἐκαρτέρει μάχῃ.

Quintus Smyrn. (VIII, 74):

ἔγχεϊ δ' ἔγχος
συμιφέρετ', ἀσπίδι δ' ἀσπὶς, ἐπ' ἀνέρα δ' ἤϊεν ἀνήρ.

Nonnus (2, 376):

ᾠγάδα ᾠγὰς ἔφειδε, λόφος λόφοιν, αὐχένα δ' αὐχήν.

ferner (37, 443):

καὶ ναέτης ναετῆρι, φίλος δ' ἐρίδαινεν ἑταίρῳ, γηραλέος δὲ γέροντι, νέος νέῳ, ἀνέρι δ' ἀνήρ.

ebenso (28, 33):

καὶ πυλέες πυλέεσσιν cet. (und 22, 183.) —

Nicht minder hatten die Römer an dem Verse ihre Freude:

Ovid (Met. IX, 43):

Cum pede pes junctus; totoque ego pectore pronus
Et digitos digitis, et frontem fronte premebam.

Virgil (Aen. X, 360):

Trojanae acies aciesque Latinae
Concurrunt: haeret, pede pes, densusque viro vir.

wozu Heyne den Ennius citirt:

Pes pede premitur, armis teruntur arma.

Furius Antias (Annal. IV bei Macrob. Sat. VI, 3):

Pressatur pede pes, mucro mucrone, viro vir.

Statius (Theb. VIII, 397):

Jam clypeus clypeis, umbone repellitur umbo,
Ense minax ensis, pede pes, et cuspide cuspis.

Silius Italicus (IX, 322):

— galea horrida flictu
Adversae ardescit galeae, clypeusque fatiscit
Impulsu clypei, atque ensis contunditur ense:
Pes pede, virque viro teritur.

endlich: Der Polnische Horaz: Sarbiewski (IV, 4):

Tum vero signis signa, viris viri
Dextraeque dextris, et pedibus pedes
Et tela respondere telis
Et clypeis clypei rotundi.

Bekker giebt (l. c. p. 194) auch viele Beispiele von Wiederholungen desselben Wortes in derselben Form z. B. bei Aeschylus Suppl. 838 οὐκοῦν οὐκοῦν τιλμοὶ τιλμοί. 842 σοῦσβε σοῦσβ' ὀλόμεναι ὀλόμεναι. Prometh. 264 ἐκὼν ἐκὼν. 888 ἦ σοφός ἦ σοφός. Pers. 924 αἰνῶς αἰνῶς. 1000 νέαι νέαι δύαι δύαι u. d. m. bei Sophocles: Aj. 390 ἔλεσβ', ἔλεσβέ μ' οἰκήτορα, ἔλεσβέ μ'· Philoct. 743 διέρχεται διέρχεται. 816 μέβες μέβες cet. bei Euripides: Androm. 245 σοφὴ σοφή. 1017 τάλαιναν τάλαιναν. bei Aristophanes: Nub. 181 ἄνοιγ' ἄνοιγ'. 1501 ἀπολεῖς ἀπολεῖς u. d. m.

Nun war dies Bemühen um Gleichklänge keineswegs nur den Dichtern eigen. Sowohl wiederkehrende Klänge, wie gleichsylbige Wörter machten, angemessen vertheilt, die Rede den Griechen und auch den Römern angenehm: wie, wenn Plato sagt (legg. E): τὴν ἁπάντων ἥττων φοβούμενος ἀνθρώπων τοῦ πόματος oder Caesar (b. G. 1, 42): omnibus equis Gallis equitibus detractis. Verfolgt man Dies weiter bis dahin, wo der Gleichklang beabsichtigt und zur Regel wird, so kommt man zur Besprechung der Paronomasie, der Figuren der Wiederholung, der Alliteration, Assonanz, des Reims cet., über welche, wie über die Klangspielereien, Wortwitze cet. später zu reden ist; wir wollen durch unsere Bemerkungen an dieser Stelle nur zeigen, dass Gleichklang nur dort, wo er sich als solcher d. h. sinnlos aufdrängt, zu verwerfen ist — denn auch der Scherz, der ihn mit Glück verwendet, verwirft ihn im Ernst — dass er aber im Uebrigen gar wohl Bedeutung und Reiz der Rede zu steigern vermag. Aehnlich spricht sich hierüber aus Hermogenes in der Abhandlung περὶ μεθόδου δεινότητος. (Rhetor. Graec. ed. Spengel Vol. II, p. 426 sq.) Er behandelt dort τὰ ἴσα σχήματα, worunter er gleichen oder ähnlichen

Klang der Wörter versteht. Er billigt ihn als sinnreichen Schmuck der Rede, wie wenn Homer (Ilias 1, 141) folgen lässt: ἐρύσομεν, ἀγείρομεν, θείομεν, βήσομεν oder Thucydides (1, 11): ὀλιγανθρωπία, ἀχρηματία, ἀπορίᾳ oder Demosthenes (p. 343): ἀπηγγελκότα, κεκωλυκότα, (συμβεβουλευκότα), ἀνηλωκότα, εἰληφότα; auch wenn er, wie vom Isocrates, „εἰδημόνως εἰς ἡδονὴν ἀκοῆς" häufiger hervortritt, verwirft ihn aber, wenn die ἴσα weder ἀγωνιστικά noch ἐπιδεικτικά sind, sondern σοφιστικά, „ὅσα αἰσχρῶς καὶ κενῶς κολακεύει τὴν ἀκοήν", wie sich denn Plato (Gorg. p. 467) darüber lustig mache: ὦ λῷστε Πῶλε, ἵνα προςείπω σε κατὰ σέ. und (Symp. 185) Παυσανίου δέ παυσαμένου· διδάσκουσι γάρ με ἴσα λέγειν οὑτωσὶ οἱ σοφοί. Der Scholiast bei Bekker (p. 346) macht auf die παρισώσεις bei Gorgias und seinen Anhängern aufmerksam und findet sie auch in der Rede des Polus (p. 448) auf: „σκόπει τὰ πάρισα τοῦ Πώλου, ἐμπειρία — ἀπειρία, τέχνη — τύχη, ἄλλοι — ἄλλων — ἄλλως." Der Erfinder war freilich Polus nicht. (vid. Philostratus vit. Soph. I, 13 und Diodorus Siculus l. XII, p. 514.) —

In den morgenländischen Sprachen ist bekanntlich die Freude an Gleichklängen besonders hervortretend. Abgesehen von den Arabern, deren Künste uns besonders Rückert vermittelt hat, haben die Hebräer, wie Gesenius (Lehrgebäude der hebr. Spr. p. 374) bemerkt, um Einklang der Formen zu erzielen, nicht selten auffällige, der Analogie widersprechende Formen gewählt z. B. Ezech. 43, 11: טוֹבָא ומוֹצָא (statt מָבוֹא) Ps. 32, 1: כְּסוּי עָוֹן־נְשׂוּי פֶּשַׁע (wo בְּשׂוּי statt נְשׂוּא) u. d. m. Er führt ferner sprüchwörtliche Formeln an (p. 857), welche Gleichklänge zeigen z. B. 2 Sam. 8, 18: כְּרֵתִי וּפְלֵתִי (Krethi und Plethi) das bekannte (1 Mos. 1, 2): תֹּהוּ וָבֹהוּ (wüste und leer) [Jes. 28, 10, 13]: —

צַו לָצָו צַו לָצָו Gesetz hin, Gesetz her,
קַו לָקָו קַו לָקָו Gebot hin, Gebot her. —

Gesenius fügt hinzu: „Am übertriebensten findet dieses im Türkischen Statt, wo die Assonanzen zuweilen so gehäuft sind, dass eine Art gereimter Prosa herauskommt." —

Auch bei uns sind formelhafte Verbindungen in Menge da, welche in den usus übergegangen sind und aus einer natürlichen Freude am Klange, welcher gewissermaassen das Verbundene zu Einem Begriff festkittet, hervorgehn; von

Reim, Assonanz u. d. m. ist dabei nicht die Rede, sondern von Zusammenklingen und Zusammenbedeuten. Darum ist auch Gewaltsamkeit der Formirung nicht selten, wie z. B. in den Sprichwörtern: „Wie der Herre, so's Gescherre.“ „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ „Gunst ist nicht umsunst.“ „Erst die Pfarre, dann die Quarre u. d. m. —

Wir führen (obwohl auch andere Sprachen ähnliche Formeln zeigen z. B. sans rime et sans raison; purus putus; mores fingunt fortunam cet.) nur aus dem Deutschen eine Reihe solcher Bildungen an: Frisch, fröhlich, fromm, frei; Geld und Gut; Himmel und Hölle; Thür und Thor; Schimpf und Schande; Wind und Wetter; fix und fertig; gäng und gebe; wie er leibt und lebt; sammt und sonders; in Bausch und Bogen; durch Dick und Dünn; Disteln und Dornen; weder Fleisch noch Fisch; Haus und Hof; mit Hant und Haar; nicht Huhn, nicht Hahn; Kind und Kegel; der Länge lang; Küche und Keller; Kisten und Kasten; mit Lust und Liebe; Land und Leute; Mann und Maus; bei Nacht und Nebel; nicht Ruhe noch Rast; Ross und Reisige; mit Sing und Sang; in Sammt und Seide; über Stock und Stein; mit Stumpf und Stiel; Schutz und Schirm; Stab und Stütze; Sünde und Schande; Spiess und Speer; ohne Scham und Scheu; Tichten und Trachten; Thun und Treiben; Wittwen und Waisen; Wohl und Wehe; Wort und Werke; mit Wissen und Willen; Wehr und Waffen; Zaum und Zügel. — frank und frei; müde und matt; niet- und nagelfest; grün und gelb anssehn; Jemand braun und blau schlagen; biegen oder brechen; bitten und betteln; gleissen und glänzen; hoffen und harren; pochen und prahlen; vergeben und vergessen; wanken und weichen; zittern und zagen; zu Kreuze kriechen; in die weite Welt u. a. m.

Ferner: Sans und Braus; Lug und Trug; Stück für Stück; mit Wissen und Gewissen; Dach und Fach; Hülle und Fülle; Mein und Dein; in Noth und Tod; mit Rath und That; mit Sang und Klang; mit Sack und Pack; zu Schutz und Trutz; auf Schritt und Tritt; Stein und Bein; schlecht und recht; geschniegelt und gebügelt; wie er geht und steht; schalten und walten; leben und weben; hegen und pflegen; hehlen und stehlen; nebeln und schwebeln; hüben und drüben; über Stock und Block; Freud und Leid; Gut und Blut; Handel und Wandel; Knall und Fall; voll und

toll; weit und breit; auf Weg und Steg; mit Hangen und Bangen; mit Ach und Krach u. a. m.

Ferner: ganz und gar; um Leben und Sterben; Tag und Nacht (= immer); angst und bange; kurz und gut; von altem Schrot und Korn; Freiheit und Gleichheit; Spott und Hohn; dass ihm Hören und Sehen vergeht; sich nach der Decke strecken u. d. m.

Auch: dümmer als dumm; toller als toll; ein Leben leben; einen Kampf kämpfen ect.

Auf solcher Freude an Gleichklängen in der Sprache beruht das Entstehen der später kunstmässig ausgebildeten und benutzten Alliterationen, Reime, Assonanzen, Annominationen. —

Es bleibt noch die Klangähnlichkeit zu besprechen, welche aus der Aufeinanderfolge mehrerer einsylbiger oder überhaupt gleichsylbiger Wörter sich ergiebt. Quintilian (l. c.) sagt: „etiam monosyllaba, si plnra sunt, male continuabuntur, qnia necesso est compositio multis clausulis concisa subsultet. ideoque etiam brevium verborum ac nominum vitanda continuatio et ex diverso quoqno longorum: adfert enim quandam dicendi tarditatem.“ Wir werden die rhythmische Form der Sprachkunstwerko noch später bohandeln; an dieser Stelle bemerken wir nur, dass allerdings auch in der Sprache, wie bei den einzelnen Wörtern, so in deren Verbindungen, der Sinn für Rhythmus sich ausspricht, dass aber auch in dieser Beziehnng das Taktmässigo als solches sich nicht aufzudrängen hat. Es genügt, dass nicht gegen den Rhythmus gesprochen werde, und allerdings ist eine Monotonie, wio sie durch Folge von vielen gleich langen Wörtern hervorgebracht werden kann, eine der Arten, wie man hiergegen zu fehlen vermag. Aber selbstverständlich ist dies nicht die einzige Weise, wie der Hörer durch Besonderheiten des Rhythmns vom Sinn weg anf diesen gelenkt wird; ferner ist deutlich, dass nicht sowohl dio Ein- oder Gleichsylbigkeit die Monotonie hervorbringt, d. h. dass nicht die Gleichzahl in Betracht kommt, als vielmehr der gleiche Tonfall. Wort- und Redeaccent und die Quantität der Sylben können auch bei Wörtern von gleich vielen Sylben die nöthigen Unterschiede in die Tonreihe bringen. Wenn ich etwa sage: „nur durch den Ton der Angst ward ich so schwach, und gab es ihm.“ oder auch: „kämen Bitten, komme Gewalt; — immer

bliebe deine Hoffnung, deine Geduld!“ so liest man 14 einsylbige, 10 zweisylbige Wörter hinter einander, aber ich zweifele, dass man sie hört. — Dass übrigens zuweilen auch eine Folge einsylbiger Wörter, die als solche empfunden wird, dem Sinne vortrefflich entsprechen kann, zeigt z. B. die zornig stockende Rede des Oedipus bei Sophocles (Oed. tyr. 370):

ἀλλ' ἔστι, πλὴν σοί. σοὶ δὲ τοῦτ' οὐκ ἔστ' ἐπεὶ
τυφλὸς τὰ τ' ὦτα τόν τε νοῦν τά τ' ὄμματ' εἶ. —

Schottel (Von der Teutschen Haubt-Spraeh p. 781) sagt: „Es ist aber zu merken, dass wegen grosser Anzahl der einsylbigen Wörter in Teutscher Sprache oftmals eine gantze Meynung oder gantze Spruchrede zusammen kömt aus lauter einsylbigen Wörtern, welches, wenn es unverstümmelter Weise sich zuträgt, gar wol und gut ist, als: Ach Herr, dein Grimm ist gross, wir sind fast nicht mehr dein Volk, du stösst uns von dir, und wilst nicht mehr der Herr sein, der da hilft. Luth.“ u. a. m.

Ehe wir nun zur Besprechung der grammatischen Figuren kommen, haben wir endlich noch der Fehler zu gedenken, welche der usus dadurch als solche hinzustellen sich gezwungen sieht, dass er sich räumlich und zeitlich d. h. gegen andere Sprachen und gegen die Geschichte seiner eigenen Sprache abgränzen muss. Er wehrt so das Eindringen fremder Idiome ab, welches sein Eigenleben angreift, und er behauptet sich seiner Vergangenheit und Zukunft gegenüber als „der Lebende,“ welcher „Recht hat.“ —

Es handelt sich also zunächst um eine Behandlung der Fremdwörter, welcher der sogenannte Purismus sich vielfach auch geflissentlich unterzieht, indem er sie durch einheimische ersetzt, die er im Fall der Noth selbst bildet. Die alten Grammatiker scheinen solchen Eindringlingen den Namen βαρβαρόλεξις gegeben zu haben. Donatus (III, I, 1) sagt: „in nostra loquela barbarismus, in peregrina barbaros lexis dicitur, ut si quis dicat mastruca, cateia, magalia.“ Pompejus (comment. p. 420) erklärt nun, dass wenn Jemand bei diesen Fremdwörtern einen Fehler mache, dies barbarolexis sei: „in istis verbis si qui peccaverit — dicitur fecisse barbarolexin.“ Charisius (IV, 1, 2) scheint derselben Ansicht, aber Diomedes (II, p. 346) sagt: „barbarismus in Latina dictione fit, barbaros autem lexis tota peregrina dictio.“ Isidorus (orig. I, 31, 2) hat: „inter bar-

barismum et barbarolexim hoc interest, quod barbarismus in verbo latino fit, dum corrumpitur, quando vero barbara verba latinis eloquiis inferuntur, barbarolexis dicitur.“ und Consentius (de barbar. et metaplasm. p. 1): „barbaros lexis uno modo tantum intelligitur, cum ex aliena lingua in nostrum usum aliqua pars orationis inducitur.“ (cf. p. 24.) Hier sind dann auch die dialektischen Formen, Provinzialismen, Idiotismen, zu besprechen, ebenso die sogenannten Gallicismen, Germanismen, Latinismen u. d. m. —

Vom Gesichtspunkt der Sprachwissenschaft giebt es keine Dialekte, wenn nämlich mit diesem Ausdruck Mundarten bezeichnet werden sollen, welche gegen eine oder mehrere andere, demselben Sprachstamm angehörende, minder berechtigt seien, aber, wie auch sonst in der Geschichte, geht in Wirklichkeit Macht vor Recht, und so nehmen diejenigen Volksstämme, in deren Mundart sich eine Literatur von Bedeutung entwickelt hat, für diese einen Vorzug in Anspruch, der dann auch, sofern die Literatur sowohl äusserlich den Wirkungskreis der Sprache erweitert, als auch ihr selbst Bestimmtheit, Freiheit, Würde, Glanz zu verleihen geeignet ist, im Leben der Völker nach und nach von Allen anerkannt wird. Bei reicher Literatur erzeugt sich auch das Bedürfniss nach grammatischer Sichtung und Feststellung der Sprach- und Redeformen, und so gewinnen die literarisch hervortretenden Mundarten auch das Recht, durch ihre Grammatiker den usus theoretisch zu bestimmen und an diesem die Abweichungen der übrigen Mundarten zu messen und zu beurtheilen. —

So bestimmt denn Quintilian (I, 6, 45) die „consuetudo sermonis“ als den „consensus eruditorum.“ —

Diese Abweichungen sind dann: Dialekt, Provinzialismen, Idiotismen u. d. m. — Zuweilen, z. B. bei den Griechen der älteren Zeit, bildet sich in mehreren Mundarten derselben Sprache — im äolischen, dorischen, ionischen — eine anerkannte Literatur, und dann verhalten sich diese Mundarten auch als gleichberechtigte zu einander. Aus der epischen, altionischen Sprache entnahmen ferner die späteren Zeiten ein Gemeingut zu beliebigem Gebrauch, und es gefiel den Griechen eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Wörter. Spät erst, als schon die jüngste Dialektform, der Atticismus, in der griechischen

Literatur die Herrschaft gewonnen hatte, stellte z. B. Aristoteles (Poet. 21) die γλῶσσα (die Bezeichnung διάλεκτος wurde erst später, bei den Alexandrinern, üblich; sie findet sich in geringschätzigem Sinne z. B. bei Sueton, Tib. 56. —) dem κύριον gegenüber: „λέγω δὲ κύριον μὲν, ᾧ χρῶνται ἕκαστοι, γλῶτταν δὲ ᾧ ἕτεροι," obwohl er hinzufügt, dass sie an sich dasselbe seien: ὥστε φανερὸν, ὅτι καὶ γλῶτταν καὶ κύριον εἶναι δυνατὸν τὸ αὐτό, μὴ τοῖς αὐτοῖς δέ. Er verwirft dann den Gebrauch der Glossen nicht, sondern nur ihre übermässige Verwendung (c. 22), als wodurch βαρβαρισμός entstände: δεῖ ἄρα κεχρῆσθαί πως τούτοις. — Am besten scheinen sie ihre Stelle zu finden in den erzählenden Dichtungen: τῶν δὲ ὀνομάτων — μάλιστα ἁρμόττει — αἱ γλῶτται τοῖς ἡρωϊκοῖς. — (cf. Dion. Hal. de comp. vb. cp. 3; cp. 25 u. 26.) —

Die Vorzüge nun, welche solchen Mundarten zu Theil werden, die als Darstellungsmittel einer Literatur vor den anderen hervortreten, sind zugleich auch eine Schwäche. Jene Vorzüge führen zu einer gewissen Festigkeit, wie sie ein überlegter, zweckmässiger und geregelter Gebrauch der Sprache zur Folge haben muss, so dass diese weniger leicht Veränderungen unterliegt, aber damit wird der Sprache auch ein entschieden conventionelles Gepräge aufgedrückt, und sie verliert an Frische, Natürlichkeit, Freiheit, Naivetät. So wird denn, was zuerst lebendige Mundart war — wie z. B. die mittelhochdeutsche Sprache ursprünglich schwäbische Mundart, die neuhochdeutsche Sprache obersächsische Mundart gewesen ist — zuletzt zur blossen Schriftsprache, welche, den besonderen Kreisen der Gebildeten angehörig, in sich abstirbt, wenn sie nicht aus dem Reichthum ihrer Dialekte schöpft, sondern sich vor deren vermeintlicher Derbheit und Niedrigkeit abschliesst. M. Müller (Vorles. über die Wissensch. d. Spr. I, p. 47) sagt: „Selbst in England erscheinen die lokalen Patois in mancherlei Formen, welche ursprünglicher sind, als die Sprache Shakespeare's, und ihr Wörterschatz übertrifft in vielen Punkten den der klassischen Schriftsteller irgend einer Periode an Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Dialekte sind stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Literatursprache gewesen." Man sehe auch ebenda p. 53 sq. M. Müller's Ansicht von „dem phonetischen Verfall der Sprachen und der dialektischen Wiedererzeugung oder

dem Wachsthum durch die Mundarten," durchgeführt an dem Beispiel der romanischen Sprachen. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 230) sagt: „Die Schriftsprache muss sich immer von neuem aus der Volkssprache regeneriren, indem sie aus dem ergiebigen Wörterschatz der Mundarten das Echte, Alterthümliche von eigenthümlich bezeichnender Kraft sich anzueignen sucht. Luther, der bei der Bildung seiner trefflichen, musterhaft reinen Sprache ebensoviel lebendiges Sprachgefühl als Besonnenheit und klares Bewusstsein über sein Thun zeigt, sagt: „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden —; sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden." Göthe hat viel oberdeutsche Provinzialismen eingeführt, Voss manche niederdeutsche u. s. w." —

Bei uns zeigt die Periode des Althochdeutschen gleichberechtigtes Nebeneinanderstehn der Dialekte, die des Mittelhochdeutschen die Herrschaft einer höfischen Mundart in der Literatur. Mit dieser Literatur verfiel auch die Mundart, und die eine Zeit lang bei Seite geschobenen Dialekte traten wieder in gleiches Recht. Das Neuhochdeutsche herrscht jetzt lediglich durch die Literatur; sein grösster Werth besteht in der Allgemeinheit des Gebrauchs; — an sich ist es unlebendig, als Schriftsprache „durch Mischung von Mundarten" entstanden, „unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Oestreichische aber — eine hauptsächliche Rolle spielt." (Schleicher, Dtsche Sprache p. 106 sq.) —

Für eine buntscheckige Einführung von dialektischen Formen in die Rede findet sich bei Quintilian (VIII, 3, 59) die Bezeichnung Σαρδισμός (so Halm, sonst liest man auch Κοινισμός, Σωρισμός): „Σαρδισμός appellatur quaedam mixta ex varia ratione linguarum oratio, ut si Atticis Dorica, Jonica, Aeolica etiam dicta confundas. cui simile vitium est apud nos, si quis sublimia humilibus, vetera novis, poetica vulgaribus misceat." Richtig ist, dass ein Durcheinanderwirren dialektischer Formen eine Verwilderung der Sprache anzeigt; andererseits hat der Volksgenosse der Schriftsprache gegenüber ein natürliches Recht, die Mundart dort zu gebrauchen, wo sie dem Ausdruck eine eigenartige Färbung

geben soll, welche der Schriftsprache nicht gelingen würde. So ist es z. B. wenn Schiller im Tell: „Ehni“ anwendet, statt: Grossvater; oder: „lug' Seppi“; oder wenn Uhland in schwäbischer Mundart erzählt: „Der wackre Schwabe forcht sich nit.“ — Die mundartliche Form wirkt dann individualisirend und erscheint als Figur. Dionys. Hal. (de comp. vb. cp. 25) sagt: *ἔστι τις ὀνομασία ποιητικὴ, γλωττημιατικῶν τε καὶ ξένων καὶ τροπικῶν — οἷς ἡδύνεται ποίησις.* —

Fasst man die Sprache der Literatur als Ausdrucksweise höherer Cultur, so nennt man dann das Festhalten an der natürlichen Mundart Idiotismus, Sprache der Ungebildeten; und sofern der Kreis der Gebildeten sich an den Herrschersitzen, den Hauptstädten der Volksstämme am leichtesten schliesst, werden mundartliche Abweichungen von der Schriftsprache auch als Provinzialismen bezeichnet. Fortunatianus (rhet. lat. min. ed. Halm p. 123) nennt sie „gentilia verba“, wie wenn man in Gallien „facundos pro facetis“ setzte. — Longinus (de sublim. 31) hebt die Kraft, welche in den Idiotismen sich herausstellen kann, eine Naturgewalt inmitten der Cultur, hervor: *ἔστιν ἂν' ὁ ἰδιωτισμὸς ἐνίοτε τοῦ κόσμου παραπολὺ ἐμφανιστικώτερον· ἐπιγινώσκεται γὰρ αὐτόθεν ἐκ τοῦ κοινοῦ βίου· τὸ δὲ σύνηθες ἤδη πιστότερον.* cet. Bei Seneca (Controv. Lib. III, praep.) heisst es vom Rhetor Albutius, der „nihil putabat esse, quod dici in declamatione non posset“: „Idiotismus est inter oratorias virtutes res quae raro procedit. Magno enim temperamento opus est, et occasione quadam. Hac virtute varie usus est. Saepe illi bene cessit, saepe decidit. Nec tamen mirum est, si difficulter apprehenditur vitio tam vicina virtus. Hoc nemo praestitit unquam Gallione nostro decentius. Jam adolescentulus cum declamaret, apte et convenienter et decenter hoc genere utebatur. Quod eo magis mirabar, quia tenera aetas refugit omne, non tantum quod sordidum, sed et quod sordido simile est.“ — Man empfindet leicht, wie unter Umständen das Heraussagen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, jede Feinheit der Rede überbietet, und es kann überhaupt selbst die Rede der Gebildeten, sofern sie nur die Formen dieses engeren Sprachkreises anwendet, ohne ihn mit dem angemessenen Gehalte erfüllen zu können, zu einem Cultur-Idiotismus führen, der als Zeichen einer Schwäche und Armuth,

die sich stark und reich gebehrdet, höchst widerlich wirkt. Die Alten nannten dergleichen κακόζηλον, (Demetr. de eloc. §. 186) was wir etwa mit manirirt bezeichnen. (vide Ernesti, lexic. technol. Graec. rhet. p. 166.) Quintilian (VIII, 3, 56) definirt die κακοζηλία als mala affectatio, welche tumida et pusilla et praedulcia et abundantia et arcessita et exultantia einführt. Er nennt sie „omnium in eloquentia vitiorum pessimum; nam cetera parum vitantur, hoc petitur.“ — (Aehnlich ist die Bedeutung von κακοτεχνία bei Demetrius de eloc. § 27.) —

Wenn nun die Verwendung mundartlicher Formen sich durch deren natürliche Zugehörigkeit rechtfertigt und für die Kunst der Sprache durch die Naturkraft, welche er dieser zuführt, als unentbehrlich zu erachten ist, so zeigt sich die Einführung von Fremdwörtern und Redewendungen ausländischer Sprachen besonders von Einfluss auf den Gedankenzuwachs, und ist — wie sie ja auch immer ein Wissen des Einführenden voraussetzt — mehr für Förderung und Entfaltung der Cultur von Bedeutung, indem sie die Schranken der Nationalität durchbricht und die Begriffswelt erweitert. Dialektische Formen wendet vorzugsweise die Sprachkunst an, z. B. in der Poesie, Fremdwörter dagegen finden in der Prosa, namentlich in der wissenschaftlichen, ihre Stelle; jene sind wie Naturlaute, welche, halb vergessen, wieder anklingen, diese bleiben im Grunde termini technici. Schiller (Briefwechsel mit Körner. Brief vom 26. März 1790) sagt: „Lateinische Wörter wie Cultur fallen in der Poesie etwas widrig auf.“ —

Freilich verhält es sich so nur während der Zeit, in welcher die Fremdwörter und fremden Satzfügungen als solche noch unmittelbar empfunden und gewusst werden. Stellen sie sich wirklich und dauernd als eine Erleichterung für den Verkehr heraus, befriedigen sie das Bedürfniss, später hervorgetretene Erscheinungen oder Vorgänge des Culturlebens, für welche der einheimische Ausdruck fehlt, angemessen zu bezeichnen, so wandelt der usus sie allmählich in sein Eigenthum. Das ist allerdings nur ein Umschaffen, aber doch ein Schaffen, durch welches ein schon gegliedertes Material einem anderen Kunststil assimilirt wird. Andrerseits lässt die Sprache wieder fallen, was sie nicht brauchen kann, auch wenn es ihr von Autoritäten zugebracht wurde.

(Quintilian, 1, 5, 64 erzählt: Mihi placet Latinam rationem sequi, quousque patietur decor. Neque enim jam Calypsonem dixerim ut Junonem, quamquam secutus antiquos C. Caesar utitur hac ratione declinandi. Sed auctoritatem consuetudo superavit.)

Wie sehr sich Fremdwörter einer Sprache assimiliren, zeigt sich uns, wenn wir etwa Wörter als fremd denken sollen, wie Vogt (advocatus), Bursch (bursa), Pilger (peregrinus), Pfingsten (πεντηκοστή), Mette (matutina), Ziegel (tegula), Segen (signum), Stiefel (aestivale), Tafel (tabula), Weiher (vivarium), Lärm (all' arme), Samstag (hebr. schabbât), matt (arab. mâta, er ist gestorben) u. s. f. (cf. Schleicher, Dtsche Spr. p. 117.)

Ebenso bürgern sich Redewendungen ein, wie z. B. bei uns die Gallicismen: Einem den Hof machen, Einem einen Gefallen thun; bei den Römern viele Gräcismen z. B. (Virg. Ecl. III, 80) triste lupus stabulis (wie καλὸν ἡ σωφροσύνη); integer vitae; desine mollium querelarum (Hor. Od. II, 9, 17); fractus membra (Hor. Sat. 1); perfidum ridens (Hor. Od. III, 27, 67); ruit Oceano nox (Virg. Aen. II, 250); frigida pugnabant calidis, humentia siccis (Ov. M. 1, 19) (wie etwa: Κῦρος ἦν συγγνώμων τῶν ἀνθρωπίνων ἁμαρτημάτων; μνηστῆρας ἔπαυσαν ἀέθλων; πόδας ὠκύς; δεινὸν βοᾶν; ἔρχεσθαί τινι; μάχεσθαί τινι). — Bernhardy (Grundr. d. Röm. Lit. 1, § 192) sagt hierüber: „Der Gräcismus in Wortbildung, Flexion und Syntax von den frühesten Autoren der Republik ohne Plan eingeführt, von Sallust begrenzt, von Virgil in etwas groben Massen herüber genommen und weiter bis auf Ovid immer feiner organisirt, bürgert sich ein und wird ein Element der Lateinischen Darstellung.“ —

Die Französische Sprache zeigt völlig assimilirte Wörter — man nennt dergleichen oft Lehnwörter, — welche, obwohl vom Lateinischen übernommen, später zum zweiten Male als Fremdwörter eingeführt wurden, z. B. sécurité neben sûreté, fragile neben frêle; im Deutschen finden sich viele Umdeutschungen fremder Wörter, wie kosten (constare), Gruft (crypta), Speise (expensa, spensa), Kelter (calcatura), Trichter (trajectorium) cet., auch Lehnwörter aus dem Französischen, welche ursprünglich ihm entnommen waren, z. B. Hellebarde, Balkon, Bandage cet.; ja, man bildet selbst Fremdwörter dem Klange nach, welche der fremden

Sprache nur scheinbar angehören, wie z. B. im Deutschen: Infanterist, Gardine, Titulatur, Spediteur, botanisiren, oder welche in jener wenigstens nicht dieselbe Bedeutung haben, wie Rouleaux, Montur, Retirade, blamiren, ensuite, Parole, Offerte, Friseur, Restauration u. d. m.

Selbst bei ungemein starker Mischung einer Sprache mit fremden Elementen kann sie durch Bewahrung ihres grammatischen Baues ihr eigenthümliches Gepräge sich erhalten. So die Englische Sprache. Celtische Ursprache, darauf Lateinisch, Angelsächsisch, Dänisch, Normännisch-Französisch, dazu in späteren Zeiten alles Mögliche sonst bilden das Sprachmaterial, und doch zeigt sich das Englische im Wesentlichen durchaus als germanische Sprache. —

Als Fehler erscheint beim Einbringen fremder Redewendungen, was der Gebrauch nicht festhalten mag. So ist es Latinismus, wenn Opitz (Schäfferey, Von der Nimfen Hercinia, Bresl. 1630, 4. p. 26. 32) sagt: „Ich hatte aus Begiehr fast angefangen zu fragen; sie aber, die es mir am Gesichte ansahe: dieser grosse Strom, sprach sie, der cet.“ „Sie ging für uns her, und: beschawet nun, sagte sie, das Ort.“ „Hierüber trat sie fort, und, Dieser, sagte sie, welchen“ — (hic, inquit, quem.) — Teipel spricht über die Latinismen bei Lessing (Herrig's Archiv für neuere Spr. Bd. 11, p. 441 sq.) und bemerkt z. B. Relativconstruktionen, wie: qui nolo ut sis oder quem te esse nolo z. B. (Bd. 20, p. 182): „Seien Sie, wer sie wollen, wenn Sie nur nicht der sind, der ich nicht will, dass Sie sein sollen.“ oder (Bd. 15, p. 62): „Einiges ist darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat.“ — Ferner der Acc. cum Inf. z. B (Bd. 8, p. 3): „Die Gelehrten in der Schweiz — schickten — einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nähmlichen Jahren zu sein urtheilten.“ (quas iisdem annis ortas esse judicabant); so (Bd. 9, p. 69): „Eine Lücke, die sie unius saltem folii zu sein versichern;“ und im Laokoon (I): „wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte.“ Aehnlicher Art die Einbringung des lat.: nihil aliud quam z. B (Bd. 31, 35): „Ich gedenke der Statuen, welche die Furien in

ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten.“ u. d. m. Teipel führt (Herrig's Archiv Bd. 12, p. 476 sq.) in seiner Abhandlung: „Ueber wirkliche und scheinbare Gallicismen bei deutschen Schriftstellern.“ u. A. an: die dem Französischen nachgeahmte Setzung einer dem Deutschen überflüssigen Negation (le flatteur parle autrement qu'il ne pense) wie bei Göthe (Bd. 10, p. 87): „in einer grösseren Gefahr, als ihr nicht sehet.“ ferner den Gebrauch von Passiven und Construktionen, welche von frzsch. transitivis entlehnt sind (wie von suivre) z. B. bei Schiller (Wallenst.): „Gefolgt von einer Heeresmacht; — gehorcht zu sein (nach: je suis obéi) wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen.“ und ähnlich (30jähr. Krieg): „eine Versicherung, die widersprochen wird.“ —

Sahen wir nun, wie die Sprache in räumlicher Beziehung ihr eigenthümliches Leben gegen Mundarten und fremde Sprachen abgränzt oder durch deren Aufnahme erweitert, so ist noch zu betrachten, wie die Schriftsprache sich auch als zeitlich bestimmte verhält, d. h. wie sie sich stellt zu der Wiedereinführung älterer oder der Bildung neuerer Sprachformen, den sogenannten Archaismen und Neologismen.

Neologismus ist kein griechisches Wort; es wird gebraucht z. B. von Adelung, über den deutschen Styl, Bd. 1, p. 81, und von Bernhardi, Sprachlehre, Bd. II, p. 62; auch νεωτερισμός findet sich in diesem Sinne bei den Alten nicht. Dagegen braucht Dionysius de comp. verb. c. 22 das Wort ἀρχαϊσμός: Ἡ αὐστηρὰ ἁρμονία — ἤκιστα ἀνθηρά, μεγαλόφρων, αὐθέκαστος, ἀκόμψευτος, τὸν ἀρχαϊσμὸν καὶ τὸν πῖνον ἔχουσα κάλλος. Er spricht auch (l. c.) von dem ἀρχαϊκὸν κάλλος; so findet sich auch ἀρχαΐζω (id. Rhet. 62, 20) ἀρχαιοπρεπῆ σχήματα (de comp. vb. 26) ἀρχαιοειδές (Demetr. de eloc. 245) ἀρχαιολογεῖν (Aristides, techn. rhet. bei Spengel, rhet. Gr. II, p. 402). Ἀρχαϊσμός ist dann weiter gebraucht von Donatus in Terent., Tzetzes Exeg. II, p. 61, 18, neuerdings von Vossius comment. Rhet. P. II, p. 15. —

Quintilian (VIII, 3, 24) spricht von der antiquitas, welche der Rede dignitatem gäbe: das Bilden neuer Worte nennt er (VIII, 3, 30) fingere. Es heisst bei ihm (I, 5, 71): nova non sine quodam periculo fingimus, (I, 6, 1) vetera majestas

quaedam religiosa commendat. Aehnlich nennt Dionys. Hal. die Neologismen einfach πεποιημένα (z. B. de comp. vb. cp. 25; 26 cet.) wie schon Aristoteles Rhet. III, 2 und Poet. 21: πεποιημένα ὀνόματα. Cicero (de or. 38) hat: inusitatum verbum aut uovatum, ferner (or. c. 24): nec in faciendis verbis audax et parcus in priscis. —

Alterthümliche Wendungen bleiben wohl zum Theil von selbst aus einer früheren Zeit im Munde älterer Leute, oder solcher, denen sie besonders zusagen, namentlich der Frauen, (Plato, Crat. p. 418: αἱ γυναῖκες, αἴπερ μάλιστα τὴν ἀρχαίαν φωνὴν σώζουσι) doch erhalten sich Archaismen dieser Art nur in geringer Zahl und sind beständig im Aussterben. Anders steht es mit Worten und Wendungen aus den älteren Zeiten der Sprache, welche absichtlich wieder hervorgeholt werden. Archaismen dieses Ursprungs zeigen oft eine ganz frische Schönheit und geben der Rede Reiz und Gewicht; diese also verdanken ihre Wiedererweckung einem Studium, dann der Reflexion und gewinnen wohl auch in weiteren Kreisen eine neue Verbreitung.

Zu neuen Bildungen ist dagegen mehr das Volk aufgelegt — wegen der natürlichen Lebendigkeit seines Sprachgefühls — als der Gelehrte, den eben sein Wissen zurückhält, welches ihn auf Autoritäten weist. Neue Wurzeln werden von denen nicht mehr geschaffen, welche schon im Besitz einer ausgebildeten Sprache sind; und die Forderung der Verständlichkeit für die Neubildungen, welcher genügen zu müssen jeder Sprachbildner der späteren Zeit sich bewusst ist, hält die Lust am Schaffen in engen Gränzen. Es wendet sich also die Laune des Augenblicks, gesteigert besonders in geselliger Unterhaltung, etwa zu Schallnachahmungen, deren Nachbildung sofort ins Gehör fällt und verstanden wird, oder eine momentane Erregung, welcher die vorhandenen Bildungen nicht genügen, modifizirt durch Zusammensetzungen oder deutlich bezeichnende Ableitungen das sonst gebräuchliche Sprachmaterial. Neben der unbefangenen Menge schafft auch der Dichter Neues, wenn ihn besonnene Begeisterung über die Bedenken seines Wissens hinweghebt.

Es liegt in der Natur der Sache, dass innerhalb einer ausgebildeten Sprache nur eine bescheidene Zahl von Archaismen und Neologismen Aufnahme in den usus beanspruchen können;

das Wissen wird also sein Interesse an älteren Formen zu bewachen haben, denn als blosse Reizmittel sind Archaismen ärmlich, und ebenso gehen ausschliesslich individuelle, muthwillige oder übermüthige Neubildungen bald wieder zu Grunde.

Nach welchen Gründen sich der usus für Wiederaufnahme von Archaismen oder Einführung von Neologismen entscheidet, das ist im Einzelnen nicht wohl anzugeben. Horaz (ep. ad Pis. 60) vergleicht den Wandel der Wörter mit dem Wechsel des Lebens, ja er scheint ihm noch weniger festen Gesetzen unterworfen: (l. c. 70)

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Auch in unserer Zeit findet sich diese Ansicht vertreten, welche die Sprachwissenschaft zu einem Theile der Naturwissenschaft machen will, aber die Produkte menschlicher Kunst werden durch eine Wahl gehalten oder verworfen, welche, obwohl von Umständen mitbedingt, doch im Wesentlichen nur aus jenem Kunstsinn hervorgeht, der auch dem Schaffen zu Grunde liegt. Freilich sind die Gelehrten nicht gerade diejenigen, bei welchen dieser Sinn am wenigsten ungetrübt bleibt. Liest man bei Adelung (Ueber den Deutschen Styl, [dritte Aufl. 1789] Bd. I) das dritte Kapitel (p. 80—121) von der „Reinigkeit“ und vergleicht die dort von ihm als verwerflich bezeichneten Archaismen und Neologismen mit dem heutigen usus, so wird man sich wundern, wie oft das Urtheil des verdienten Gelehrten sich irrig zeigt. Er hält z. B. für Archaismen, die aus dem einen oder anderen Grunde zu beseitigen seien, die Wörter: heischen, entsprechen, Obhut, Schemen, bieder, Fehde, Heimath, Eiland, Reisig, Sippschaft, stattlich, lustwandeln, befahren, kund, Mahl, Landsknecht, Schlacht, Irrsal; andrerseits scheinen ihm Neologismen unzulässig, wie z. B. sich etwas vergegenwärtigen, liebevoll, entgegnen, Gemeinplatz, beabsichtigen, Ingrimm, weinerlich. Dagegen empfiehlt er Eislauf für Schlittschuh, Sammelorden für Bettelorden, erfindsam für erfinderisch, beblümen, bebrücken u. d. m.

Nach unserem Sprachgefühl bedünkt uns oft, dass Wörter von verhältnissmässig geringem Alter von je dagewesen wären, aber „furchtlos“ ist z. B. erst von Simon Dach eingeführt, und

auf manche Ausdrücke sind wir erst durch Uebersetzungen aus anderen Sprachen gekommen. Pott (Etymologische Forschungen [2 Aufl.] Bd. 1, p. 265) führt an, dass die Uebersetzung von Yorick's Sentimental journ. 1768 das Wort „empfindsam" brachte, dass „Umsicht" als Uebersetzung von circumspectio von 1794 datirt; dass erst seit Ch. Wolf das Wort „Leidenschaft" (nach πάθος) Bürgerrecht erhalten; dass Luther noch als neue Wörter tadelte: beherzigen, behändigen, erspriesslich. —

Es ist klar, dass Sprachschaffen oder schöpferisches Neubeleben Akte freier Thätigkeit sind, und dass also allerhand gute Regeln über Einführung oder Verwendung von Archaismen und Neologismen, wie sie von alten Zeiten her gegeben wurden, im Ganzen unfruchtbar bleiben. Nüchterne Geschäftsleute ärgern sich besonders an aufgebauschten Archaismen, wie Sueton (Aug. 86) vom Augustus erzählt, der „cacozelos et antiquarios, ut diverso genere vitiosos, pari fastidio sprevit," gelahrten Grammatikern ist Neologismus ein Gräuel, wie denn der ehrwürdige Schottel in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache" p. 158 die Obrigkeit zu Hülfe holen will: „Zumahl sich immer mehr neusüchtige Lehrlinge anfinden, die vermeinen, was Beyseitiges und Neues zu kochen jhnen frei stünde. Es solte billig jede Obrigkeit acht geben lassen, dass solche Schlüngelgekke jhre Brüte für sich vielmehr behalten, als durch öffentlichen Trukk, was für Spracherfahrne Helden sie sind, kunt machen könten." — „ist auch vor weniger Zeit etzlichen, die in dem Frantzösischen Sprachwesen aus nicht genugsamer Uhrsache irrig machende Neuerung einzuführen den Anfang gemacht, nicht gelungen, sondern durch Königliche Authoritet verboten und niedergelegt worden." —

Man kann sagen, dass beide, Archaismen und Neologismen, wenn wir sie billigen sollen, nicht erst unsere Kenntniss in Anspruch nehmen oder unsere Reflexion beschäftigen dürfen; jene müssen uns nur wieder in Erinnerung zu kommen scheinen, diese wie natürlich aus dem Bekannten hervorquellen. Durch die besondere Färbung, welche sie der Rede mittheilen, rechtfertigt sich dann ihr Auftreten von selbst. So bemerkt Vossius (comment. rhet. P. II, p. 15) von den Archaismen des Virgil: „Nec tamen casu in talia incidit poëta, sed judicio sic maluit, quoties gratia

ex iis accederet carmini: ut si vel Dii loquantur, vel veteres Latii incolae, maxime senes, qui retinentiores esse solent sermonis antiqui." Virgil ist übrigens so gar reich an Archaismen nicht: abgesehn von Formen wie ast, olli, Gen. auf ai, Inf. auf ier, fuat, faxo cet. die meist absichtlich zur Verwendung kommen, meidet er die Fülle der früheren Dichter an Archaismen. Erst hinterher fällt uns z. B. ein, dass wir es mit Neologismen zu thun haben, wenn wir bei Göthe (Der Fischer) lesen: „Ach wüsstest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund" — „Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? Kehrt wellenathmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her?" — Und ebenso stutzen wir nicht, wenn bei Lessing Saladin dem Tempelherrn archaistisch sagt: „Wie gach (jach) nun wieder, junger Mann!" oder, wenn es bei Schiller heisst: „Es ist doch traun ein närrischer Befehl!" — „Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!" —

Quintilian urtheilt verständig (I, 6, 39 sq.), eine Rede sei fehlerhaft, „si egeat interprete," daher seien Archaismen (verba a vetustate repetita) zwar, sofern sie Majestät mit Neuheit verbinden, zur Zeit vortrefflich, aber „opus est modo, ut neque crebra sint haec neque manifesta, quia nihil est odiosius affectatione, nec utique ab ultimis et jam oblitteratis repetita temporibus, qualia sunt topper et autegerio et exanclare et prosapia." Er schliesst: „Ergo, ut novorum optima erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova." Aber Warnungen erweisen sich in dergleichen Dingen wenig fruchtbar; man findet sie auch bei Griechischen Rhetoren nicht selten, z. B. bei Longinus (rhet. in Rhet. Gr. ed. Spengel T. I, p. 306): Προφύλαξο δὲ τοὺς λίαν ἀρχαίοις καὶ ξένοις τῶν ὀνομάτων καταμιαίνειν τὸ σῶμα τῆς λέξεως, und doch zeigte namentlich die absterbende Literatur bei Griechen und Römern als Folge der Studien und des Strebens nach Effekt auffallende Verirrungen in dieser Richtung. Da spottet schon Seneca (ep. 114, 13) über die sogenannten antiquarii: „multi ex alieno saeculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur. Gracchus illis et Crassus et Curio nimis culti et recentes sunt, ad Appium usque et ad Coruncanium redeunt." Von Hadrian heisst es bei Spartianus (Hadr. 16) „amavit praeterea genus vetustum dicendi — Ciceroni Catonem, Virgilio Ennium,

Sallustio Caelium praetulit.“ Nach Hadrian kommen dann die Frontonianer. — Ebenso sind bei uns, wenn auch vorübergehend, die germanischen Studien der neueren Zeit auf den Sprachgebrauch mancher Dichter nicht ohne Einfluss geblieben. —

Bei den späteren Griechen überwuchern besonders Neologismen von Compositionen. Bei Lobeck (Phryn. p. 600) heisst es: „Ita tulit aetatis istius consuetudo in hoc genere ultra modum luxuriata: ἡ καλλιπαρθένος Eunath. Hysmen. X, 460. Phot. Bibl. CLXXXIV, 418 τῆς καλλιπαρθένου Θέκλας. Gregor. Naz. Or. XXI, 399. D. T. 1. ὁ μεγαλοκήρυξ Anna Comn. XV, 485 A ὁ καλλιμάρτυς Nicet. Ann. XX, 3, 379 C quae unde nata sint, docere nos potest nomen καυλιόδους, ex adjectivo in substantivi naturam transmutatum. Offenditur apud veteres quoque vocabulorum sic compositorum copia; sed apparet, pleraque ex tempore ad similitudinem paucorum publice receptorum efficta et cum auctoribus ipsis et nata esse et occidisse.“ Dergleichen sei z. B. καινοπολίτης und διαβασιπολίτης bei Aristophanes. —

Es muss überhaupt unterschieden werden zwischen Archaismen und Neologismen, welche, wie oft bei Aristophanes, nur in besonderer Absicht für einen einzelnen Fall hingestellt werden. und solchen, welche eben der Sprache selbst einverleibt werden sollen. Bildungen der ersteren Art stehen gewöhnlich im Dienste der Komik, wie wenn wir eine Rede mit „alldieweilen und sintemahlen“ beginnen, oder wenn Platen (Romantischer Oedipus) Zusammensetzungen bringt, wie „Vorzeitsfamilienmordgemälde“ oder „Nebenbeipersonen“ oder „Freischützcascadenfeuerwerksmaschinerie.“ Dahin gehört auch, wenn Shakespeare (Haml. III, 2) bildet: it out-herods Herod, (Schlegel: „es übertyrannt den Tyrannen“) oder (As you like it IV, 3): Silvius: I — heard too much of Phebe's cruelty. Rosalind: She Phebes me: — (Schlegel: Sie phöbe't mich.) —

Besinnt man sich nun auf die Schicksale aller der Formen. welche von den sämmtlichen Volksgenossen in Ausübung ihres Rechts, sich ihre Sprache zu bilden, gemacht werden, um zu gelten und zu bleiben, so findet man, dass der wunderbare Prozess jener Auswahl der Sprachformen, welchen wir bei Betrachtung der ursprünglichen Sprachschöpfung schilderten, ununterbrochen fortdauert. Fast in unserm eigenen Munde wandeln sich z. B.

die Formen der ablautenden Verba. Aus buk wird backte, aus troff wird triefte, aus mied meidete, aus schliff schleifte u. d. m. und wir belassen andere neben einander: nackt, nackend; Athem, Odem; Trotz, Trutz cet. d. h. wir schwanken in der Auswahl. — Beständig bilden unsere Kinder, bilden Personen von geringer Bildung neue Wörter und Wortformen oder Strukturen, die, schon weil sie der Autorität ermangeln, nur selten ein längeres Leben gewinnen. Sprachen von Völkern ohne Literatur und Cultur verändern sich desshalb unglaublich schnell. M. Müller (Vorles. über d. Wissensch. d. Spr. I, p. 32) sagt: „Man hat gefunden, dass unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibirien's, Afrika's und Siam's schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern" und p. 49: „Wir lesen von Missionären in Central-Afrika, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit grosser Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, dass dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war." — Aber auch, was unsere Gelehrten und Dichter in der Sprache Neues schaffen, wird nur zu einem geringem Theile auf längere Zeiten ein fester Bestandtheil der Sprache. M. Müller (l. c. p. 32) führt z. B. in Bezug auf die autorisirte englische Bibelübersetzung an, dass „in Booker's Schrift- und Gebetbuch-Glossar sich die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, welche seit 1611 veraltet sind, auf 388 beläuft, oder ungefähr ein Fünfzehntel aller in der Bibel gebrauchten Wörter." — Wieviel verliert sich nicht sofort von den Neubildungen selbst hervorragender Autoritäten, wenn der Sprachsinn wahre Schöpferkraft an ihnen vermisst. Gottschall (Poetik. Th. I, p. 164) vergleicht die Wort-Zusammensetzungen aus den beiden Theilen von Göthe's Faust mit einander, in denen „sich ebenso die glückliche Dichterkraft der Jugend, wie die manierirte Ohnmacht des Alters ausprägt." Da heimeln uns sofort an als der Sprache angehörig aus dem ersten Theil z. B. Gnadenpforte, Dichterhöhe, Wettgesang, Donnergang, Wirkenskraft, Wissensqualm, Freudebeben, Lebensfluthen, Thatensturm, Jugendmacht, Teufelsfaust, Nachbaräste, Gedankenbahn, während der zweite Theil uns Sonderbarkeiten bietet, wie z. B. Erfüllungspforte, Wechseldauer,

Doppelzwerggestalt, Glitzertand, Blitzeswerk, Bücherkruste, Krächzegruss, Zitterwogen, Glanzgewimmel, Flüsterzittern u. a. m., welche uns fremd bleiben.

Wir weisen bei dieser Gelegenheit an dem Beispiel unseres vortrefflichen Rückert darauf hin, wie sich der Sprachkünstler bei seinen Neubildungen von dem Dichter unterscheidet, indem wir an die Worte erinnern, mit denen Bernhardi (Sprachlehre, Th. 2, p. 63) die sprachliche Reformation, „welche Voss durch ein Aneignen der deutschen Sprache an die griechische hervorbringen wollte", von der Begründung unserer neuen Dichtersprache z. B. durch Klopstock, Göthe, Tieck unterscheidet. Er sagt: „Diese Reformation musste, da das Ganze von nichts Innerm ausging und von da auf das Aeussere über, da alles vorzüglich auf Formen gebaut war, und als höchstes Ziel ein Uebersetzen aus dem Griechischen mit gleicher Sylbenzahl und Wörtern gesetzt stand, nothwendig misslingen, und in eine Künstlichkeit ausarten, gegen welche die Sprache sich sträubt und die man eben daher in jedem Momente fühlt. Soll eine Sprache in Hinsicht des Dichterischen erweitert und gebildet werden, so kann dies weniger von Sprachkünstlern, welche darum Dichter sein wollen, als von Dichtern, welche darum Sprachkünstler sind, geschehen. Jene werden die Sprache mit Absichtlichkeit durch ein Erfinden zu erweitern vermeinen, ohne zu bemerken, dass es ihnen unmöglich wird, wenn die Operation ins Grosse getrieben wird; und nur dann erst hat sie Werth, die Willkühr durchzuführen, mit welcher sie zu Werke gegangen sind. Bei dem Dichter aber erscheint die Spracherweiterung und Bereicherung als unmittelbar von der Idee geboten, als aus Nothwendigkeit gebildet, und eben daher jenes Fremdartigen beraubt, welches die Absichtlichkeit hervorgebracht hat."

Der anscheinende Widerspruch, dass auf diese Weise eben der Sprachkünstler derjenige ist, welchem die Kunst des Sprachschaffens abgeht, erledigt sich, wenn man bedenkt, dass innerhalb der ausgebildeten Sprache die innere Nothwendigkeit zu Neubildungen aus der Gewalt einer voll umfassten Gedankensphäre hervorbrechen muss, aus einem Grösseren also, als der Sprachkünstler beherrscht, dem nur die Darstellung des einzelnen Seelenmoments obliegt und gelingt, der also, wenn er neu bildet, nur

ein sich gegenwärtig bietendes und individuelles Bedürfniss des Ausdrucks befriedigt.

Selbst, wenn man die Gedichte Rückert's nur flüchtig durchliest, muss man über die Menge von Neubildungen erstaunen, welchen dieser Sprachkünstler ersten Ranges ein offenbar ephemeres Dasein geliehen hat; er selbst hat sie sicher als nur für den Augenblick geboren — als Figuren, nicht als Wörter — erkennen müssen. Wir führen z. B. an: schlichthansbackene Poesie, Jugendfreudenschwung, Traumbilderer, Phantasieverwilderer, Gefühles Milderer, Gottgefecht, Farben mancherhand, matten als Verbum, ein dörres Blatt, entgiften, beblättern, veredelsteinen, schwallen, meerhauchfeucht, behausen, antagen, zerschnoben, zurücknöthen, funken als Verbum, zerthaut, dämmerklar, Verwildung, entschreiben, knappen als Verbum, entschütten, Glanzirrlichteriren, ein Wandelgeher, Verdammer, umrüften, abströpfen, Sehneknss, Finder, immerndes Grün, perlengrasicht, silberfransicht, blüthenstraussicht, umzirken, sich verwegnen, entbittern, zurücklachen, lenzen (Verbum), trümmern (Verbum), Wirklichstheit, Erspriess, der Huldige, ein Leber (Lebender), serben (Verbum) u. a. m.

Eigenthümlich steht es mit der französischen Sprache der neueren Zeit in Bezug auf ihre Neologismen und Archaismen, welche oft beides sind, sofern die Neubildungen von dem klassischen Sprachschatz borgen, wie z. B. génnflexion, semicurieux, bei A. Dumas; discors bei Lamartine; le flamine, l'impluvium bei Ponsard. Wirkliche Archaismen sind z. B. bei V. Hugo (Le roi s'amuse): les archers de l'écuelle, la donzelle, les gorgerettes des bourgeoises cet., ferner: maintes oder souventes fois, mult, scinder, le renouveau cet. Was die ältere Zeit der Sprache betrifft, so liebt namentlich La Fontaine die Archaismen. (cf. Weigand, traité de Versif. française p. 241.)

Wir besprechen nunmehr die sogenannten etymologisch-grammatischen Figuren, deren Begriff wir oben (p. 408) bereits entwickelten.

Die hierbei angewandte Terminologie entnehmen wir aus dem „Scriptor incertus de soloecismo et barbarismo“ ed. Valckenaer (in: Ammonius de differ. adf. voc.), als den man

Herodian annimmt, aus Diomedes und Donatus: ars grammatica.

Der scriptor incertus kennt nur Barbarismen, d. h. er setzt diese nicht auch als Vorzüge dichterischer Rede, als Metaplasmus; Diomedes und Donatus stellen eine doppelte Liste auf, wobei freilich der naive Vorwurf des Consentius (de Barbar. et Metapl. Vol. V, p. 391 ed. Keil) verdient wird: „equidem non imitabor scriptores, qui exempla hujusmodi vitiorum de auctoritate lectionum (d. h. aus Schriftstellern) dare voluerunt; quo ea vitiorum facta est confusio, ut paene jam nemo intellegat, quid barbarismus sit, quid metaplasmus. Die Barbarismen sind hiernach folgende:

1. Πρόσθεσις z. B. wenn man Σωκράτην sagt statt Σωκράτη. Es ist dies „adjectio litterae" z. B. re*l*liquiae. Diom. Don.

2. Ἀφαίρεσις z. B. Ἑρμῆ statt Ἑρμῆν. — Es ist dies „detractio litterae" z. B. pretor statt praetor. Diom. Don.

3. Ἐναλλαγή z. B. ἠδυνάμην statt ἐδυνάμην. — Dies ist „immutatio (mutatio, parallage) litterae, si litteram aliam pro alia pronuntiemus, ut arvenire pro advenire." Diom. Don.

4. Μετάθεσις z. B. δίφρον statt δίφρον. Valcken. bemerkt hierzu: Auctore Tryphone περὶ παθῶν λέξεων Μετάθεσις καλεῖται καὶ ἐνάλλαξις καὶ ὑπέρθεσις. Dies ist „transmutatio litterae" z. B. Evandre statt Evander. Diom. Don.

5. Συναλοιφή z. B. ὁ θάτερος statt ὁ ἕτερος bei Menander, weil die Krasis θάτερον nur das Neutrum betreffen könne. Bei Diom. und Donat. unter Metaplasmus.

6. Διαίρεσις z. B. Δημοσθένεα statt Δημοσθένη. Bei Diomedes und Donat. unter Metaplasmus.

7. Κατὰ τόνον z. B. βουλῶμαι statt βούλομαι. Auch bei Donat. erwähnt als Fehler gegen Accent. Der Commentator Pompejus sagt: „detrahimus accentum, si velis dicere Róma, cum tractim debeas dicere: longiorem enim accentum ad brevem traxisti."

8. Κατὰ χρόνους z. B. πινακωΐς statt πινακίς. Pompejus hat: „detrahimus tempus" steteruntque comae „pro eo quod est steterunt."

9. Κατὰ πνεῦμα z. B. αὗριον statt αὔριον; das ist bei

Donatus „per aspirationem“ z. B. (Pompejus) omo statt homo; — (Diomedes): chorona statt corona. —

Bei dem scriptor incertus findet sich am Ende noch die nicht hierher gehörige ἀκυρολογία. Diomedes und Donatus geben genauer 4 Arten der adjectio und detractio an; ersterer nennt noch die Ecthlipsis, „unius litterae elisionem“ z. B. repsitum statt repositum, Donat. die „barbarismi per hiatus“ und die schon oben erwähnten Metacismi, Labdacismi cet. —

Die Arten des Metaplasmus sind:

a. Zusätze:

1. Πρόθεσις (Prothesis) Zusatz am Anfang, z. B. tetuli für tuli, gnatus für natus. Diom. Don.

2. Ἐπένθεσις, nach Donat. auch Parenthesis, nach Diomed. auch Pleonasmus genannt, Zusatz in der Mitte, z. B. Mavortis für Martis.

3. Παραγωγή wovon Diomed. unnöthig noch trennt: Prosparalepsis. (Nach Consentius auch: Paralempsis). Zusatz am Ende, z. B. admittier für admitti, ted für te. —

b. Wegnahmen.

4. Ἀφαίρεσις, Wegnahme am Anfang, z. B. temnere für contemnere.

5. Συγκοπή, Wegnahme in der Mitte, z. B. extinxti für extinxisti.

6. Ἀποκοπή, Wegnahme am Ende. z. B. „endo suam do“ für domum.

c. Verlängerung und Verkürzung einer Sylbe.

7. Ἔκτασις, Verlängerung einer Sylbe, z. B. bei Virg. Aen. I, 199: Exercet Diana choros.

8. Συστολή, Verkürzung einer Sylbe, z. B. aquosus Orion (Virg. Aen. 4, 52).

d. Vereinigung oder Trennung zweier Vokale.

9. Διαίρεσις, Eine Sylbe wird in zwei getheilt, z. B. pictaï für pictae (Virg. Aen. IX, 26).

10. Ἐπισυναλοιφή. Zwei Sylben werden als Eine gesprochen, z. B. Phaeton statt Phaëton (Consentius bemerkt: „item si aliquis neutrum dicat disyllabum, quod trisyllabum enuntiamus, barbarismum faciet).

e. Wegfall zur Vermeidung des Hiatus. (cf. oben p. 416.)

11. Συναλοιφή oder syncrisis nach Diomed. oder synchysis nach Donat. oder synaeresis nach Claudius Sacerdos; wenn ein Vokal ausgestossen wird, z. B atque ea.

12. Ἔκθλιψις, wenn hierbei auch ein Consonant wegfällt z. B. multum ille. —

f. Vertauschung der Buchstaben oder ihrer Ordnung.

13. Ἀντίθεσις. Ein Buchstab steht für den andern, z. B. olli für illi.

14. Μετάθεσις. Umstellung der Buchstaben, z. B. Timbre für Timber (Virg. Aen. X, 394).

Diomedes führt noch eine Protheseon parallage an, wenn z. B. für die Praeposition de in „eni tantum de te licuit“ in stehen müsste; was nicht hierher gehört.“

Consentius (l. c. p. 390) erwähnt noch die Tmesis: „multi inter metaplasmos reponunt speciem, quam dicunt tmesin.“ wenn man z. B. non ulla für nulla setzt (Virg. Aen. 6, 103) oder, wie man jetzt den Namen braucht, wenn zwischen den einzelnen Theilen eines Wortes sich andere einschieben, z. B. septem subjecta trioni. (Virg. Georg. III, 381.) — Donatus (III, 6, 2) führt die τμῆσις „unius compositi ant simplicis verbi sectio, una dictione vel pluribus interjectis,“ als Unterabtheilung des ὑπέρβατον unter den Tropen auf; ebenso Charisius (IV, 3, 12) der sie jedoch διακοπή nennt, und Diomedes (p. 456), der beide termini nennt. —

Wie schon aus unserer Aufzählung selbst hervorgeht, schwankte der Sprachgebrauch der Alten bei den Benennungen dieser Figuren. Lobeck, (Rhem. p. 187) führt den Schol zu Ilias IV, 1 an und sagt: ἠγορόωντο ἐκ τοῦ ἠγορῶντο διαιρέσει ἢ μᾶλλον ἐπενθέσει. Diese Epenthesis nennt Eustathius p. 30, 40: παρένθεσις, der Schol. Hes. Opp. 179: (adjectio): τηλεθόω προσθήκη ὡς ὀφόω. Et. Magn. 633, 12: ἀπὸ τοῦ ὀφάοιτε ὀφῶτε καὶ πλεοναστικῶ ὀφόωτε und p. 178, 33: ἀφόωντα πλεοναστικός τοῦ ὁ cet. Der Schol. Od. V, 377: ἀλόω διαίρεσις τοῦ ἀλῶ — und so zu v. 129: ἄγασθε ὡς δύνασθε — κατὰ διαίρεσιν ἀγάασθε. Et. Magn. 637, 39 heisst es: ἔθος ἐστὶ τῷ ποιητῇ τὰ ῥήματα τῆς δευτέρας συζυγίας διαλύειν εἰς δύο ἃ ὧν τὸ μὲν πρῶτον συνεσταλμένον, τὸ δὲ δεύτερον ἐκτεταμένον καὶ σύν

τῷ ῑ γραφόμενον, ὁράας,, ὁρᾶα. — Wir fügen hierzu noch die abweichenden oder besonderen Benennungen, welche Josephus (Josephi Rhacendytae synopsis rhet. bei Walz, Rhet Graec. Vol. III, p. 565 sq.) in seiner Aufzählung dieser Figuren darbietet. Er nennt Ἀναδίπλωσις (Reduplication) z. B. δέρκετο — δεδέρκετο. Ἄφαιρεσις (Weglassung der Reduplication) z. B. βεβλῆσθαι — βλῆσθαι. Ἔκτασις so viel wie Ἔκθεσις. Συναίρεσις so viel wie Ἐπισυναλοιφή Παρένθεσις, eine Epenthesis, welche keine Sylbe ausmacht, z. B. ξένος — ξεῖνος. Ἔλλειψις, eine Wegnahme in der Mitte, welche keine Sylbe ausmacht, z. B. ἑταῖρος — ἑτάρος. Διπλασιασμός, Verdoppelung eines Consonanten in der Mitte, ohne dass sie eine Sylbe ausmacht, z. B. ἔδειτε — ἔδδειτε. Παράλειψις, (παρέλλειψις [?]) das Gegentheil des Diplasiasmus, z. B. κάλλιον — καλιον. Παρέμπτωσις, Hinzufügen eines Consonanten, ohne dass es eine Sylbe ausmacht, z. B. πόλις — πτόλις. Ἔκθλιψις, das Gegentheil der Paremptosis, z. B. σκηπτρογῦχος — σκηπτοῦχος. Προσχηματισμός, Hinzufügung einer Sylbe am Ende, z. B. ὄνειφα — ὀνείφατα. Συναλοιφή, die er ἔκθλιψις nennt in dem Beispiel ἐπ' ἐμὲ statt ἐπὶ ἐμέ, ferner κρᾶσις in: ταμιά statt τὰ ἐμά, endlich συναίρεσις in: Νηῇδα statt Νηηΐδα. Μετάληψις z. B. αἱμοπόται — αἱμηπόται, deren Unterschied von der ebenfalls angeführten Ἀντίθεσις (wie Διόνυσος — Διόνισος) nicht klar ist, endlich ohne Erklärungen: Ἐναλλαγή z. B. ἔρημος — ἤρεμος; Μετασχηματισμός z. B. παρθένος — παρθενική und Μετατύπωσις, z. B. ἐξ' Ἰλίου — Ἰλιόθεν. —

Was sind nun für uns jetzt diese phonetisch-grammatischen Figuren?

Es stellen diese Figuren lautliche Abweichungen dar von Formen der gebräuchlichen Rede, und zwar so, dass auch sie im Gebrauch sind, ohne dass diese Abweichungen von einer Veränderung der Bedeutung begleitet werden. Sie sind also Zeichen, dass es auch in der Technik der Sprache, nicht einmal zeitweise, zu einer ganz entschiedenen und ausschliessenden Wahl der Formen kommt, können aber, da die einzelnen Fälle von Abweichungen nur in Bezug auf den usus, der eine vorübergehende Gestaltung der Sprache als fest annimmt, unter den Begriff dieser oder jener Figur rubrizirt werden, für die wissenschaftliche, geschichtliche Sprachforschung als solche Geltung nicht bean-

spruchen. Für diese sind also z. B. die von den alten Grammatikern citirten: tetuli oder gnatus keine Prosthesis, sondern das regelmässige Perfekt zu tulo und die regelmässige Form von gnascor (vom Stamme gen.); tuli und natus zeigen vielmehr Lautverlust; ebensowenig ist Mavortis Epenthese für Martis, sondern die ältere, vollständigere Form; und mittier wie ted zeigen nicht Paragoge, sondern sie sind die älteren Formen, die sich noch erhalten hatten, als man sich schon mit den kürzeren Formen zu begnügen pflegte. Darum sagt Buttmann (Ausführliche Sprachlehre Bd. II, p. 2): „Man muss meine Darstellung von einer Synkope und von synkopirten Formen ja nicht missverstehn. Wer die griechische Sprache in einigem Umfange übersieht, der erkennt deutlich, dass beide Arten der Formation, mit und ohne eintretenden Vokal, wo nehmlich jedes mit den Gesetzen des Wohllauts besteht, der Sprache gleich natürlich sind, und daher nicht leicht ein Fall ist, wo man mit Sicherheit behaupten könnte, dass die Art die wahre und alte, die andere aber, sei es durch Einschaltung, sei es durch Auslassung, aus jener entstanden sei. Regellos durchziehen sich beide Arten durch die ganze griechische Sprache, je nachdem irgend eine Bequemlichkeit und andere, keineswegs immer für uns bemerkbare, Umstände die eine oder die andere begünstigten. Die Grammatik aber muss nothwendig auf diese Verschiedenheit aufmerksam machen und vermittelst technischer Benennung was von Einer Art ist, auch in Einen Gesichtspunkt bringen. Soviel als möglich bedient man sich hierzu der schon vorhandenen Benennungen, wo sie nicht vernunftgemässer Methode widerstreben. Eine solche Benennung ist Synkope, wodurch freilich gesagt zu sein scheint, und auch von den Erfindern gewiss gemeint ist, dass z. B. οἶμαι aus οἴομαι abgekürzt sei. An und für sich betrachtet konnte man es ebenso gut (d. h. ebenso wahr oder unwahr) οἴομαι für Epenthesis von οἶμαι erklären; und diese Erwägung könnte vielleicht veranlassen, beides in gleiche Verwerfung zu bringen. Aber man muss auch erwägen, dass nach diesem Grundsatz keine der Benennungen von Figuren der Formation oder der Syntax, wodurch eine Umänderung angedeutet wird, als da sind Umlaut, Metathesis, Enallage, Ellipse cet. Stich hält. Bei allen ist das, was als Grundform angenommen ist, nicht aus historischen Notizen, sondern nach einem Ermessen festgesetzt,

bei dessen Beurtheilung es uns nur darauf ankommen kann, ob es wesentlichen Grundsätzen nicht widerspricht: was sonst darüber oder dagegen sich sagen lässt, bleibt der philosophischen Beobachtung überlassen. So ist es also richtiger Methode völlig angemessen, bei Unterscheidung jener beiden Formations-Arten diejenige, welche bei weitem die vorherrschende und in grosser consequenter Analogie auftretende ist — zum Grunde zu legen, und die kleinere Masse als Abweichung darzustellen, deren Benennung Synkope, als sei sie aus jener verkürzt worden, völlig unschuldig und brauchbar ist.“ —

Eine ähnliche Berechtigung, wie sie Buttmann diesen Figuren in Bezug auf die Grammatik zuerkennt, haben wir ihnen auch bei unserer Betrachtung der Sprache einzuräumen, denn auch diese muss sich im Einzelnen auf feste Formen richten, weil sie nur so ein bestimmtes Bild zu gewinnen vermag. Die Theorie einer Kunst hat nicht auch die Aufgabe der Kunstgeschichte; sie erforscht nicht, wie und wann die Technik diese oder jene Formen gebildet hat. Sie findet Nebenformen in Gebrauch und bezeichnet diese im Verhältniss zu den anderen als einen Zusatz bietend, oder einen Wegfall oder eine Umstellung, wobei sicher ist, dass sie so erscheinen und unausgemacht bleibt, ob der einen oder der anderen Form, geschichtlich betrachtet, die Priorität zuzusprechen sei. So würde auch die Betrachtung auf anderen Gebieten der Kunst, z. B. bei Volksliedern oder Volksmelodieen, die zahlreichen Varianten, welche diese sogleich beim Entstehen und weiterhin begleiten, allerdings als charakteristisch für die Stufe, auf welcher sich diese Produktionen bilden, bezeichnen und so zur schärferen Würdigung ihres eigenthümlichen Werthes gelangen, aber es würde ein Anderes sein, nun etwa eine Textkritik anzustellen, um, wenn nicht das Ursprüngliche, doch das nach irgend einer Kunstansicht Beste zu ermitteln. —

Beurtheilen wir freilich die Erscheinungen dieser Art nur nach der dürftigen Auswahl, welche etwa die Grammatiken bieten, so erscheinen sie geringfügig, aber man bedenke, dass für gewöhnlich nur zur Beachtung kommt, was auch in der Schriftsprache sich Anerkennung errungen hat. Das sind nur einzelne im Herbarium conservirte Exemplare aus einer beständig und üppig wachsenden Flora. Man achte nur auf die Gestaltung der Laute, wie sie in

reichstem Wechsel in der Umgangssprache nach eines Jeden Individualität zu hören ist. Da giebt es Barbarismen oder Metaplasmen, wie e-labend, er-roth, B-e-lüthe, G-e-reis, genu-n-g, er-r-innern, 'ranf, de (statt du), sei recht or(de)ntlich, alle(n)s, nischt (nichts) cet., welche man als Idiotismen, Dialectformen bezeichnen mag, die aber die lebendige Sprache darstellen.

Obwohl nun zweifelsohne alle diese Varianten auf Anregung irgend eines Gefühls für die Lautseite der Wörter entstanden sind, und man also als Grund für Zusätze von Lauten und deren Umstellungen etwa auf aktiv hervortretendes Streben nach Wohllaut schliessen mag, während die Weglassungen sich uns mehr auf bequemere Aussprache, auf Vermeidung lästiger Breite zu richten scheinen, so wird doch nichts Bestimmteres sich herausstellen, als jenes unmittelbare, reflexionslose Sprachgefühl hineinlegte. Zu beachten ist jedoch, dass an diesen Figuren das individuelle Schaffen, aus welchem überhaupt Sprache entspringt, sichtbar wird; sie zeigen, dass die Sprache der Mittheilung und des Verkehrs, dass der usus selbst überall noch das Wirken der Freiheit anfweist, welches sein Lebensquell ist.

Gerade aber auch nur für die Betrachtung der Sprachtechnik innerhalb eines bestimmten usus scheint mir die Beibehaltung der alten Figuren-Namen der Kürze wegen angemessen, die Sprachforschung umfasst das hierher Gehörige in weiter reichenden Gesetzen und veranlasst durch Beibehaltung der in anderem Sinne gemeinten termini leicht Verwirrung. Denn diese termini setzen eben die Vorstellung nicht nur eines bestimmten Wortleibes voraus, sondern überhaupt die unveränderte Funktion des Wortbildes, während die etymologischen Forschungen der Wissenschaft nur die Wandelungen des Lautes ins Auge fassen und sich durch das Eintreten des Wortbildes in neue Beziehungen, durch welche es innerhalb eines ganz anderen usus Geltung gewinnt, nicht behindern lassen.

Wenn z. B. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 320 sq.) in den Formen ὀφρύ, ὀδούς Prosthesis erkennt, weil diese Wörter sanskr. bhru, dantas, lat. dens, deutsch: Brane, Zahn heissen, so ist davon abgesehen, dass es sich hier um Formen verschiedener Sprachen handelt; wenn durch Epenthesis aus lat. camera frzsch. chambre werden soll, durch Aphaeresis aus χλαῖνα lat. lana oder

aus lat. historia englisch story, durch Apocope aus ἐπίσκοπος Bischof, so wird nicht beachtet, dass die Bedeutungen dieser Wörter in den verschiedenen Sprachen nicht dieselben geblieben sind. Camera ist Gewölbe, chambre Zimmer, χλαῖνα ist Oberkleid, lana Wolle, (cf. übrigens Curtins, Grundz. d. griech. Et. p. 327) historia steht der fabula gegenüber, Shakespeare's: Sir, make me not your story wäre durch historia nicht zu übersetzen, und der Begriff eines ἐπίσκοπος: Aufsehers, deckt den unseres: Bischof bei weitem nicht. —

Pott (Etymolog. Forsch. [1. Ausg.] Th. II, p. 6) behandelt „die Figuren des grammatischen Lautwechsels" nach folgenden Rubriken: „1) solche, welche den verwandelten Formen weder Buchstaben nehmen noch geben, letztere vielmehr, obwohl verändert, doch virtuell bestehen lassen, nämlich Assimilation, Dissimilation; Verschmelzung, Auflösung; Metathese mit der Doppelseitigkeit des Vor- und Rückwärts, und 2) die Figuren des Zusatzes und Mangels." Er bemerkt (p. 5): „Die alten Grammatiker pflegten die currente Schriftsprache zum Maassstabe der Beurtheilung abweichender Formen zu machen, und letztere darnach unter verschiedene Kategorien des Metaplasmus zu bringen; und haben so oft, von einem falschen Gesichtspunkte ausgehend — denn nur der historische Gang fortschreitender Sprachentwikkelung giebt, allerdings nicht für die Stilistik, aber für die wissenschaftliche Grammatik den allein richtigen — eine Menge Erscheinungen in ihr Gegentheil, d. h. das chronologisch Spätere in das vorangegangene Frühere und umgekehrt versetzt." Indem Pott hier die Stilistik ausnimmt, nimmt er eben alle diejenigen Betrachtungsweisen der Sprache aus, welche deren Kunstwerke nicht in der Arbeit des Werdens verfolgen, sondern als vollendete Gebilde anschauen wollen. Auch der historischen Forschung ist es übrigens noch keinesweges gelungen, für die einzelnen Fälle des Lautwechsels jedesmal die richtige Beurtheilung zu finden. Unter den phonetisch-grammatischen Figuren sind demnach der Sprachtechnik angehörige Varianten von Formen zu verstehn, welche vom Standpunkt einer bestimmten Schriftsprache aus als Vermehrung, Verminderung oder Umstellung der Laute erscheinen. Ihr Vorkommen erklärt sich zum Theil daraus, dass Formen früherer Zeit fortwirken, wie wenn noch Herze neben Herz

gesagt wird, nachdem (goth. hairti), ahd. herz*a*, herz*e* gehört wurde; zuweilen sind sie Provinzialismen, wie zwar*s*, aber*s*; gewöhnlich sind es Formen, in Bezug auf welche eben der usus im Schwanken geblieben ist, wie z. B. bei Quell*e* und Quell.

A. Die Lautvermehrung zeigt sich entweder im Anlaut: Prosthesis, oder im Auslaut: Paragoge, oder im Inlaut: Epenthesis. —

Als Prosthesis erscheint z. B. getreu statt treu, Gehirn neben Hirn; stlocus neben locus (Quint. 1, 4, 16), gnatus für natus; σμικρός neben μικρός, ἐϑέλω neben ϑέλω; im Hebräischen z. B. א vor ־ mob. wie אִתְמוֹל neben תְּמוֹל (was freilich Gesenius lieber als Aphaeresis fasst) engl. adown für down, u. d. m. — Als Paragoge tritt auf z. B. mittelst statt mittels; dicier für dici; ἔλεγεν neben ἔλεγε; im Hebräischen z. B. die Anhängung des ן an die Formen des Futurum auf ן und ־ wie יָקוּמוּן; die Franzosen schrieben vor Malherbe crocodil statt crocodil*e*; im Englischen steht bounden neben bound. — Epenthesis ist z. B. Hochzeitstag neben Hochzeittag; siet für sit; ἀνδός neben ἀνέρος; ὁμοῖτος, πυκινός für ὅμοιος, πυκνός; im Französischen gehört dahin die Einschiebung des t in der fragenden Conjugationsform; im Englischen erscheint so retract*a*tion neben retraction. Die Verdoppelung eines Consonanten in der Mitte heisst Diplasiasmus, wie quattuor statt quatuor; repperi statt reperi; ἔμμαϑον, παίδεσσι. Man benennt zuweilen Einschiebung eines Vokals in der Mitte: ἐπέκτασις, die eines Consonanten: παρέμπτωσις. — Als διπλασιασμός erwähnt z. B. Greg. Cor. p. 200 u. p. 299: τόσσον statt τόσον, ἄδδην, μέσσον cet. —

B. Ebenso wird eine Lautverminderung sowohl im Anlaut: Aphaeresis, wie im Auslaut: Apocope, und im Inlaut: Syncope, Ecthlipsis cet. gefühlt. Aphaeresis würde man nennen z. B. mählich statt allmählich; mal statt einmal, 's scheint statt: es scheint; rabo (Plaut. Truc. 3, 2, 20) statt arrhabo, conia statt ciconia; στεροπή statt ἀστεροπή, κεῖνος statt ἐκεῖνος; נְחַנוּ für אֲנַחְנוּ; ci für ici; 'gainst für against, Squire neben Esquire. — Apocope ist z. B. schön Wetter statt schönes Wetter; solch Gewitter statt solches; famul für famulus; metu für metui; viden', vin' statt videsne, visne; οὕτω für οὕτως; πρόσϑε für πρόσϑεν. Gregor. Cor. p. 308 sq. erwähnt ἀποκοπαί als den

Dorern besonders eigen, z. B. δῶ statt δῶμα. Ilias A. 426. (cf. Strabo, VIII, p. 560.) Aehnlich ist βᾶ statt βασιλεύς Aesch. Suppl. 901. „Nota sunt (sagt Schäfer hierzu) ex Ausonio et Ennii fragm. do pro domus, gau pro gaudium, cael pro caelum. Festo auctore pa pro parte, et po pro populo positum est in Saliari carmine.“ —

Eustathius p. 217, 5 (zu Ilias B, 266) führt an: Ἰστέον δὲ ὅτι τὸ δάκρυ ἀποκοπὴν παθὸν ἐκ τοῦ δάκρυον οὐκέτι κινεῖται εἰς κλίσιν, ὡς οὐδὲ τὸ δῶ ἤτοι δῶμα, οὐδὲ τὸ κρῖ, ὅ ἐστι κρίμινον, οὐδὲ τὸ ἦλ, ὅπερ ἐστιν ἦλος, οὐδ' ὅσα ἕτερα τοιαῦτα. ὡς γὰρ οὐκ ἂν ὑπόπους ἔχων βαδίζοι, τῶν ποδῶν αὐτῷ ἀποκοπέντων, οὕτω πως οὐδὲ λέξις ἀποβαλοῦσα τὴν λήγουσαν ἔχοι ἂν κινεῖσθαι εἰς κλίσιν.“ Richtig ist nun dabei, dass Formen, wie τὸ δῶ, τὸ κρῖ, vom usus aus betrachtet, als Apocope erscheinen, aber misslich, hieraus eine grammatische Erscheinung erklären zu wollen. Im Hebräischen findet sich Apocope z. B. in den Futures der לה Verba, wie יִגֶל (יִגְלֶה) — im Französischen ist z. B. das alterthümliche avecques jetzt apokopirt avec und, was bei Dichtern steht, encor, remord, guère cet. für encore, remords, guères cet.; im Englischen tho' für though, thro' für trough. —

Bei der Wegwerfung im Inlaut unterscheiden wir: 1) Wegfall eines Consonanten: Ecthlipsis, wie z. B. μόλιβος für μόλιβδος, der Parelleipsis heisst, wenn die Verdoppelung eines Consonanten dadurch aufhört, wie Ἀχιλεύς für Ἀχιλλεύς; so artus für arctus, hodie für hoc die; französisch etwa ça statt cela; englisch wou'dn't statt would not, e'er statt ever; im Deutschen z. B. bei Verschmelzung zweier Wörter in eins z. B. zur statt zu der. — 2) Wegfall eines Vokals, durch den eine Sylbe schwindet: Syncope z. B. hört statt höret, sehn statt sehen, meins statt meines, mächt'ger statt mächtiger; auch, wenn Wörter in eins verschmolzen, wie: sprach's, der's statt sprach es, der es; so im Lateinischen dextra, vinclum statt dextera, vinculum, sis statt si vis, prendere statt prehendere, dixti für dixisti, caldus für calidus, puertia statt pueritia; ἔπλευ neben πέλευ, ἰφός für ἰεφός, τίπτε für τίποτε, οἶσθα statt οἴδασθα; englisch flow'rs statt flowers, bus'ness statt business, n't statt not, don't statt do not. — Das Zusammenziehn zweier Vokale in Eine Sylbe, welches zuweilen durch den Vers gefordert wird, ohne sonst usus zu sein,

nennt man Συνίζησις (cf. Et. M. p. 735, 37. Serv. Virg. Aen. I, 698). Nach Eustathius 11, 21 (zu Ilias A, 1 [Πηληϊάδε͡ω]) auch συνεκφώνησις genannt als „συναίρεσις δύο καθαρῶν συλλαβῶν εἰς μίαν“ z. B. χρυσέ͡ῳ ἀνὰ σκήπτρῳ. (cf. Eust. 12, 11—32.) So fliessen z. B. Hom. Od. 1, 226: εἰλαπίνη ἦε γάμος; ἐπεὶ οὐκ ἔρανος τάδε γ'ἐστιν die beiden η in εἰλαπίνη ἦε zusammen. I. Bekker (Homer. Blätter p. 173) citirt weiter: μὴ ἄλλοι (δ, 165) ἀισβέστῳ οὐδὲ (P, 89) υἷεῖ ἐμῷ ὠκυμόρῳ (Σ, 458) cet., wo ε mit jedem Vokal zusammenfliesst, den es berührt. ἦ οὐ ist häufiger ein- als zweisylbig z. B. I, 537; O, 48; P, 450; α, 298; β, 312 cet. ἦ εἴς ist einsylbig E, 466, ἐπεὶ οὐ zuweilen Jambus: N, 677; δ, 353 cet. Das Attische Ohr verbat sich im dramatischen Verse δὴ ἔπειτα, gesprochen wurde δήπειτα, weil es dies als Hiatus empfand; statt καὶ ἔπειτα hiess es κάπειτα, nicht μὴ ἐξ, sondern μὴ 'ξ, wozu citirt wird Aesch. Suppl. 215 μὴ 'ν; 326 μὴ 'κδοὺς, 431 μὴ ἀλγεῖν, 744 μὴ ἀμελεῖν cet. Soph. Oed. T. 22, 927 καὐτὸς, 23 κἀνακουφίσαι, 1230 μὴ οὐκ cet. „Die Homerischen Rhapsoden haben in Athen also sicher nicht gesagt: οἴνῳ ἐν, οἴκῳ ἐν, ἀέκοντε, sondern οἴνᾠν, οἴκᾠν, ἄκοντε.“ — So gebraucht nun Virgil. z. B. aure͡a Aen. 1, 698; deinde ist zuweilen zweisylbig, ebenso deesse, cui einsylbig u. d. m. Dahin gehört denn auch, wenn i und u durch solche Verschmelzung den Laut der verwandten Consonanten j, oder v erhalten z. B. abjete statt abiete, tenuis statt tenuis, arjetat Virg. Aen. XI, 890. — Pott (etym. Forsch. [1. Ausg.] Bd. 2, p. 298) führt an: „Gries hat z. B. in der Uebersetzung des befreiten Jerusalem sehr oft Wörter dadurch um eine Sylbe gekürzt, dass er i wie j gesprochen wissen will, z. B. XVII, 5:

„— Dieses Reich, dess mächt'ger Drang
Bald Afrika | und Asien von | Cyrene
Bis zu den Küsten Syrien's hin | bezwang,
Auch einwärts dehnt | es sich weit über Syene,
Den ungeheuren Lauf des Nils entlang.“ —

Bei Müllner (die Schuld) ist „Spanier“ ebenfalls zweisylbig:

„Dieser Tag ist nicht der beste,
Einen Spanier zu empfangen.“

Wenn der Hiatus vermieden werden soll, so geschah dies durch die Verkürzung, welche Συναλοιφή genannt wurde

(Hephaestion, p. 11), später Θλῖψις, Ἔκθλιψις, von den Neueren meist Elision. Charisius (inst. Gramm. IV, 5) erklärt z. B. συναλοιφή als „duarum vocalium concursio, alterius elisio.“ — Wirkliche Elision ist es, wenn im Deutschen gesagt wird: sag' an, Lieb' und Treue cet. Ecthlipsis oder collisio nannte man wohl besonders die Ausstossung des m mit dem vorhergehenden Vokal, wie (Virg. Aen. III, 658) monstrum⁀horrendum⁀informe ingens, cui lumen ademptum. (vide oben p. 445.) Vide oben p. 417: Sie ist nicht als Ausfall des Vokals zu fassen, obwohl z. B. Pseudo-Draco (p. 157) angiebt: ἔκθλιψίς μέν ἐστιν ἑνὸς φωνήεντος ἀπώλεια, ὅταν ἀντ' ἐκείνου τοῦ ἐκθλιβέντος κουφίζεται ἡ ἀποστροφος οἷον· ὑπὸ ἐμοῦ ὑπ' ἐμοῦ. (Westphal, gr. Metr. Bd. II, p. 97.) —

Die eigentliche Contraktion zweier Vokale innerhalb Eines Wortes heisst Συναίρεσις, z. B. gratis statt gratiis, nōrunt statt noverunt. Eustathius (p. 1462, 29, nach Herodian): ἡ διὰ τῶν αὐτῶν φωνηέντων συναίρεσις πρὸς ἀποφυγὴν παραλληλίας γίνεται, οἷον ἐν τῷ πλόος πλοῦς. — Wenn sie zwischen zwei getrennten Wörtern stattfindet, bezeichnet dnrch die Koronis, heisst sie Κρᾶσις, wie z. B. bei τοὔνομα, ὥνθρωπε, κἄπειτα. Nach Eustathius (p. 25, 30) nennt Herodian die Κρᾶσις auch Συνίζησις oder Συναίρεσις; es sei auch (p. 1561, 6) Συναλιφή gemeinsamer Namen für Synaeresis und Crasis. — Die termini gehen anch bei den Lateinern durcheinander. Quintilian z. B. nennt (I, 5, 11) συναλοιφή und συναίρεσις: Phaeton für Phaëton cet. —

Als Synaeresis würden wir z. B. anch Persei statt Perseï bezeichnen (cf. oben p. 446), welchem Διαίρεσις entgegensteht, z. B. disoluisse statt disolvisse. (cf. oben p. 444.) —

Eustathius (zu Ilias ψ, 282, p. 1300, 61) spricht von einer διάλυσις (oder ἀνάλυσις) φωνηέντων im Gegensatz zur Contraktion, z. B. λοέσσαι statt λοῦσαι. —

Zu den Figuren der Lautvermehrung und Lautverminderung kann man endlich noch die Systole und Diastole rechnen. Jene lässt eine lange Sylbe kurz erscheinen, wie Virg. Aen. II, 774: stetĕruntque comae, diese eine kurze lang, wie Virg. Buc. 10, 69: Omnia vincit amor et nos cedamus amori. Diomedes, Donatus, Probus, und andere Grammatiker stellen der Systole

Digitized by Google

(cf. oben p. 444) die Ectasis gegenüber (cf. Diom. p. 437), und sie gebrauchen diastole nur im Gegensatz zum hyphen als Trennungszeichen; „hac nota male cohaerentia discernuntur," sagt Donatus I, 5, 3. — Im Thes. Steph. heisst es von der Διαστολή: „Est alioquin etiam dilatatio, diductio, extensio oppositum habens συστολή. Estque διαστολή figurae apud Grammaticos nomen, qua syllaba aliqua praeter naturam expanditur s. producitur proferturque ore διεσταλμένῳ. Cui opponitur συστολή, qua syllaba aliqua natura sua longa corripitur" cet. Quintilian 1, 5, 17 giebt für das producere und corripere syllabam keinen terminus technic. an. —

C. Unter den Begriff Umstellung der Laute fassen wir zusammen, wenn Wörter, welche der usus trennt, so verbunden werden, dass sie als ein zusammengesetztes erscheinen: Hyphen; wenn ein zusammengesetztes Wort in seine Theile zerschnitten wird, indem andere Wörter dazwischen treten: Tmesis; wenn die Laute desselben Wortes ihre Stellung gegen einander ändern: Metathesis. —

Diomedes (II, p. 429) erklärt das Zeichen des Hyphen mit den Worten: „hac nota subter posita utriusque verbi proximas litteras in una pronuntiatione colligimus." Servius (zu Virg. Aen. I, 198) sagt: „ante-malorum ὑφέν est," ebenso nennt Donatus (zu Ter. Andr. 1, 2, 4) die semper-lenitas ein hyphen. Auch die modernen Sprachen bezeichnen lockere Zusammensetzung mit dem Bindestrich: Ober-Postamt, dem tiret: arc-en-ciel, dem Hyphen: sea-coast. —

Ueber die Tmesis sagt Servius (zu Aen. 1, 412: Et multo nebulae circum dea fudit amictu): „Figura tmesis est, quae fit, quum secto uno sermone aliquid interponimus. Sed hoc tolerabile est in sermone composito; ceterum in simplici nimis est asperum, quod tamen faciebat antiquitas, ut: Saxo cere-comminuit-brum (Ennius)." (vid. auch oben p. 445.) — Verwandt mit der Tmesis ist die Auflösung zusammengesetzter Wörter in ihre Bestandtheile, welche Eustathius (p. 1300, 61) διάλυσις συνθέτων λέξεων nennt, oder μετατύπωσις. Er sagt (p. 626, 50, zu Ilias 5, 88) ὅτι διάλυσις ἢ μετατύπωσις λέγεται τοῖς παλαιοῖς τὸ ἐν πόλει ἄκρῃ, ληφθὲν ἀντὶ συνθέτου ὀνόματος τοῦ ἀκροπόλει. τοιοῦτον καὶ τὸ τὴν Μεσοποταμίαν μέσην ποταμῶν εἰπεῖν.

οὕτω καὶ ὁ περιηγητὴς τὴν Ῥηγίνην λευκοπέτραν λευκὴν πέτραν καλεῖ. ὅμοια δὲ τούτοις καὶ τὰ κενὴ δόξα ἡ κενοδοξία cet. Aehnlich ist es, wenn Krummacher sagt: „Am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer.“ — So: des Hauses Recht statt das Hausrecht. Durch solche Auflösung wird der Sinn der Bestandtheile neu belebt. (Nach Eustath. (p. 75, 5) ist auch μετατύπωσις, wenn nur ein Theil eines Compositums steht, wie z. B. Ilias 1, 174: πάρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι, wo εἰσί fehlt. — vide auch oben p. 446.) —

Was zuerst das Hyphen betrifft, so erscheint es theils als schüchterne Verbindung noch neuer Compositionen, theils als erzwungene bei gewagten. Sprachen, welche leicht zusammensetzen, wie die Deutsche, machen auch leicht aus dem Hyphen ein wirkliches Compositum: Oberpostamt, wenn auch eben nur ein parathetisches, und verwandeln schliesslich selbst die Zusammensetzung in Ableitung, indem sie selbstständige Wörter als Nachsylben dem anderen Worte einverleiben, wie z. B. Jung-Frau, Jungfrau, Jungfer; Nahe-Bauer, Nahbauer, Nachbar. — Umgekehrt lassen sich solche Composita als Hyphen fassen, neben denen ohne einen Begriffsunterschied einfache Wörter mit Ableitungssylben im Gebrauch sind, wie Dampfer neben Dampfschiff: Händler neben Handelsmann; Findling neben Findelkind; Höfling, Hofmann; Wärterin, Wartefrau, Tischlerei, Tischlerwerkstatt u. d. m. — Auch ächte Compositionen wurden früher noch oft getrennt geschrieben, z. B. bei Gryphius: Wetter Sturm, Purpur Tropfen. Im Französischen ist überhaupt unächte Composition bei weitem überwiegend, aber auch dort werden unächte Compositionen zu ächten, wie casse-noix, casse-noisette, und die Anwendung des tiret ist ebenfalls schwankend. (vide Mätzner frzsch. Gr. § 65, 2 und p. 314 sq.) Im Englischen hängt man verbalen Substantiven die als Adverb gebrauchte Präposition oft vermittelst des hyphen an, z. B. his hangers-on; sonst ist das Setzen des Bindestrichs im Englischen ebenso schwankend, wie im Deutschen. Man findet z. B. sunbeam und sun-beam, daylight und day-light cet. (vide Schmitz, engl. Gr. p. 51 sq.) Die Lateiner zeigen sich schwerfällig in solchen Verbindungen, sehr gewandt die Griechen. Beispiele aus dem Lateinischen: Cat. IV, 10 post-phaselus. Plaut. Amph. II, 2, 138: tu intus-pateram proferto foras. Plaut. Pers. III, 1, 57: nunc

hominem. Flor. II, 6: duo omnium et antea et postea ducum maximi. Cic. Att. 13, 50: Quaeris quid cogitem de obviam itione. Hor. od. III, 17, 9: late tyrannus. Cic. or. 23: tanquam hiatus. — Dem gezwungenen ante-malorum gegenüber hört sich das Griechische τῶν ἔμπροσθεν κακῶν, τὰ πρὶν κακά, ἡ παραυτίκα ἡδονή leicht. Man betrachtete wegen der häufigen Verbindung εὖ ποιεῖν, εὖ πάσχειν als parathetische Compositionen, verschmolz sie auch zu synthetischen in ἀντευποιεῖν Ar. Plut. 1029 cet. Analog sagt Thuc. 3, 13, 2: ξὺν κακῶς ποιεῖν. (vid. Krüger gr. Spr. Th. I, § 42) Auch schwankte die Schreibweise; man schrieb αὖ ἔρυσαν, διακρυχέων cet.; Οὐκ wurde auch mit Substantiven verbunden (wie wohl im Lat. non-homo), so bei Thuc. III, 95: διὰ τῆς Λευκάδος τὴν οὐ περιτείχισιν, bei Lucian: ἡ οὐκ ἀπόδοσις. (vid. Vigerus p. 460.) — Die philosophischen Sprachtermini liefern oft Verbindungen, wie: das Nicht-Ich; das An-Sich-Sein; τὸ πρός τι, τὸ τί ἦν εἶναι u. d. m. —

Wo sich Wörter leicht zusammensetzen, trennen sie sich auch leicht. Wörter, wie snabelsnellen (vorlant sein, von snabel-snel), râtvrâgen (von râtvrage; bei Luth. I Sam. 28, 6) iemerleben, niemertak, schantlachen, vingerzeigen cet. (vid. Schötensack, Gramm. der neuhochdtsch. Spr. p. 441 sq.) sind in dieser Verbindung nicht mehr in Gebrauch. Wenn solche Wörter später sich trennen, so ist dies nicht eigentlich Tmesis, sofern Trennung und Zusammensetzung nicht zu gleicher Zeit vorkommen. Hiernach ist auch zu beurtheilen, was Pott sagt (Etymol. Forsch. Th. I [2. Ausg.] p. 35), indem er die Tmesis, welche am häufigsten vorkommt, bei Wörtern, welche mit Präpositionen zusammengesetzt sind, erörtert: „Düntzer (Lat. Wortbildung p. 203) hat geltend zu machen sich bemüht, die häufig abgetrennte Stellung der Präposition sei wirklich, wie das schon der, übrigens falsch gewählte Name: Tmesis (d. h. Abschneiden) voraussetzt, Folge späterer Rück-Auflösung eines Compositums; nicht der primitive Urzustand von den beiden Theilen: Präfix und Verbum, noch ehe sie durch Zusammensetzung vereint wurden. Vergebens. Wenigstens zeugt hiegegen, dass sich in den ältesten Zeiten noch vielfach die Präposition getrennt, und zwar nicht bloss vor, sondern auch hinter dem Verbum (Ruhnken Ep. crit. II, 133) findet, wo die spätere Sprache sie mit dem Verbum zur unauflöslichen

Einheit verband. So z. B. bei Homer κατὰ δάκρυ χέουσα, statt des nachmaligen δάκρυ καταχέουσα, ferner: radios inter quasi rumpere lucis Lucr. 5, 287. Seque gregari 1, 453. Bei Festus die alten Formeln: sub vos placo (supplico), transque dato (tradere), endoque plorato (implorare)." — Pott verfolgt dies weiter für den Veda-Dialect, das Zend, das Litthauische. —

Man mag im Griechischen auch das Zwischenschieben des Augments: ἐκπίπτω — ἐξέπεσον als Tmesis loser Zusammensetzung betrachten, fester war gefügt: ἀφρονέω — ἠφρόνουν. I. Bekker (Homerische Blätter, p. 273) sagt: „Ist doch überall bei Homer Adverbium und Praeposition nicht schärfer geschieden, als Pronomen und Artikel. Daher Verbindungen wie πρὸ φόωσδε hervor an das Licht und ἠῶϑι πρὸ morgens früh, und andrerseits εἴσω und ἐντός für ἐς (A, 432) ἔντοσϑε für ἐν (Δ, 454) ἐκτός und ἔξω für ἐξ (K, 94; O, 143) πρόσϑε, πάρος, πάροιϑε, προπάροιϑε für πρὸ (Π, 742; P, 468; Θ, 254; A, 360; Z, 307). Daher auch, dass alle Zusammensetzungen von Präpositionen mit Verben so locker sind, und auseinander gehn, sobald es dem Verse irgend bequem ist." — Tmesis beschränkt sich übrigens nicht auf Homer, sie findet sich bei Herodot und auch in der attischen Prosa. (vide Krüger, Th. I, § 42, 5, A. 1.) —

Ueber Tmesen im Lateinischen heisst es bei I. Bekker (Hom. Bl. p. 309): „Wie die Griechischen Dichter, so haben auch die Lateinischen nicht vergessen, dass angesetzte Partikeln ursprünglich selbstständig sind und erlauben sich desshalb Tmesen, wie Virg. Georg. 2, 392: deus circum caput egit honestum. Lucret. 3, 343: conque putrescunt; 1, 651: disjectis disque sipatis. Ov. Met. 12, 496: inque cruentatus. Lucret. 5, 299: lux inter quasi rupta" cet. Seltnere Tmesen führt Bekker (p. 312) an: Cato de re rust. 117, 9: ferve bene facito. Varro, 1, 9, 2: perferve ita fit; 2, 9, 13: consue quoque fiunt; 3, 4, 1: excande me fecerunt. Man sehe auch: Sall. Cat. 5, 4 (cujus rei libet) Cic. Fam. 1, 8 (rei totius publicae) Quint. II, 14 (plebisve scitis) Lucret. VI, 396 (cou brachia suefaciunt. Durch das Versende trennt Horat. z. B. circum — mugiunt (od. II, 16, 33) und sonst öfter. —

Im Deutschen lösen sich leicht Zusammensetzungen von Verben mit qualitativen Adverbien, z. B. wohlwollen, hochachten, ja,

der usus belässt dergleichen Bildungen auch getrennt: z. B. Dank sagen, Statt finden cet. — Die Zusammensetzung der Verba mit Adverbien (Präpositionen) ist, wenn unächt, trennbar, z. B. einfallen, aufstehn, absteigen (als volksthümlich anzusehn sind Tmesen, wie: „er hat an zu schreien gefangen"); dagegen lässt die nach ihrer Bedeutung ächte Zusammensetzung wie in: umarmen, unternehmen cet. sich nicht trennen. (Bürger sagt indessen:

„Nicht rasten will ich Tag und Nacht
Bis dass ich nieder ihn gemacht.")

Schötensack (Gr. der nhd. Spr. p. 441) räth, unächte Composita, wie: fehlgreifen, preisgeben „von dem Verbo getrennt zu schreiben, was freilich bei unbetonten Partikeln, als ganz unselbstständigen Wörtern, nicht angeht." Schleicher lässt sich durch das letztere Bedenken nicht abhalten, zu schreiben: ab weichende Ansichten, an regende Theilnahme, vor getragenes Heft cet. (vide Vorrede zum Comp. der vergl. Gr.): Er nennt es einen Missbrauch, die zum Verbum tretenden Adverbia mit diesem zusammen zu schreiben, wenn sie vor ihm stehn. „Kann ja doch ein „„ach was soll ich fangen an"" vom volksmässigen Liede gewagt werden." (Die Deutsche Spr. p. 231.) Andere Tmesen z. B. bei obgleich, obschon cet. citirt Schötensack (l. c. p. 757 sq.): Musaens: Ob er nun wohl der Liebling war; Ulr. v. Hutten: Wiewohl, ob du dich schon gegen mir dermassen mit gehalten cet. So trennt man z. B. wohin, wohinaus: wo immer hinaus. —

Im Englischen können die Präpositionen als Vorsylben zum Verbum treten, oder enklitisch folgen: to outlive, to find out; auch sonst finden sich Tmesen, so bei toward: God's infinite mercy to us ward. —

Metathesis der Laute eines Wortes zeigt sich zuweilen in Mundarten. Man hört z. B. Brotkurste für Brotkruste, Wrazze für Warze, Pott statt Topf. (vide Sanders Wörterb. d. Dtsch. Spr.) So stehen auch Harke und Rechen zu einander (engl. rake); Erle und Eller; Born, Bronn; brennen, Bernstein; Gebreste, Geberste. — Im Griechischen steht so θράσος neben θάρσος, κραδίη für καρδία, βράδιστος für βραδιστος, τράφος statt τάφρος. — Apollonius Dysc. (de constr. p. 8 ed. Bekker)

stellt zu Fällen der Metathesis auch: οἰνοφόρος und φρέοινος γῆ, ἀνδρόγυνοι und γύνανδροι. — καρτερός und κρατερός, ἀταρπός und ἀτραπός. aeol. σκίφος, σπέλιον, σπαλίς, σδυγόν statt att. ἔίφος, ψέλιον, ψαλίς, ζυγόν. — Πυύξ hat im Gen. meist Πυκνός, τιμῆσις bei τέμνω, δρώσκω bei ἔδραμον, ἔβαλον bei βέβληκα, δέρκω bei ἔδρακον. — Im Lateinischen z. B. Trasimenus und Tarsimenus, porricio und projicio, portendo neben protendo, arcesso neben accerso, calim und clam, pistris und pristis (oder pistrix und pristix) sterno zu stravi, trivi zu tero, crevi zu cerno cet. — Im Hebräischen gehört hierher z. B. כבש und כשב, ככל und כסל, ferner die Umstellung des ת mit Zischlauten im Hithp. z. B. הִשְׁתַּמֵּר statt הִתְשַׁמֵּר cet. (vid. Uhlemann, hebr. Sprachlehre p. 17.) Oefter zeigen verwandte Sprachen gegen einander Metathesen, wie caro zu κρέας, cerno zu κρίνω, nervus zu νεῦρον, spuo zu ψύω; zu lat. pro frz. pour, zu temperare frz. tremper, zu vervex frz. brebis; englisch through ist dtsch. durch: engl. born ist dtsch. brennen; im Altengl. bestand cokodrill neben cokedrill für krokodil. —

C. Von den syntaktisch-grammatischen Figuren.

Die Wurzel ist ihrer Bedeutung nach Satz. Auch der Begriff des Wortes kommt nur im Satze zu seiner Entfaltung nach irgend einer bestimmten Richtung. Daher zeigen sich an der Satzform, wenn man sie mit der in ihr niedergelegten Bedeutung vergleicht, dieselben Erscheinungen, wie bei dem einzelnen Worte, z. B. Assimilation und Attraction. Diese Analogie der Sprecherscheinungen, welche zwischen den etymologischen und dem syntaktischen Theile der Sprache besteht, hob schon hervor Apollonius Dyscolus in der Einleitung zu seinem System der Syntax (vid. Apollonii Alexandrini de constructione ed. I. Bekker p. 4–8) Es zeige sich die Verbindung der Laute zu Sylben und dieser zu Wörtern: οὐχ ὡς ἔτυχεν ἐπιπλοκὰς ποιησαμένη τῶν στοιχείων, ἀλλ' ἐν τῇ κατὰ τὸ δέον συντάξει, und ebenso verhalte sich die Verbindung der Wörter zum Satze. So entspreche z. B. dem διπλασιασμός in ἔλλαβεν, ἔννεπεν die Sylbenverdoppelung in λέλεγες, πάμπαν, und die Epanalepsis im Satze:

Μῶσ' ἄγε, Μῶσα λιγεῖα
βαφὺς βαφὺς σύνοικος.

Ebenso besteht Pleonasmus z. B. in ὕδωρ, wo das ὁ überflüssig sei, da es von ὗω herkomme, ähnlich sei es mit paraplеromatischen Conjunktionen im Satze, und so entspräche der ἔνδεια στοιχείου, wie wenn σκηπτοῦχος βασιλεύς gesagt würde, da es doch σκῆπτρον heisse, eine Ellipse im Satze, dem Barbarismus der Soloecismus u. d. m. (vide auch Priscian, lib. XVII, init.) —

Nach dieser Analogie verfuhr man also, wenn man dem Barbarismus den Soloecismus gegenüberstellte, dem Metaplasmus das Schema, und sie ward fortgesetzt, indem man auch bei der Eintheilung der syntaktisch grammatischen Figuren, wie bei den etymologischen oder phonetischen unterschied zwischen den anscheinenden Zusätzen: πλεονασμὸς λέξεως, den Wegwerfungen: ἔνδεια λέξεως und der Umgestaltung: ἐναλλαγή. — So heisst es bei dem Script. incert. de soloec. et barbar. ed. Valcken: Γίνεται δὲ ὁ Σολοικισμὸς ἐν τῷ λόγῳ περὶ πλεονασμὸν λέξεως, περὶ ἔνδειαν, περὶ ἐναλλαγήν — und zwar: περι εἶδος, περὶ γένος, περὶ ἀριθμόν, περὶ πτῶσιν, περὶ πρόσωπον, περὶ χρόνον, περὶ διάθεσιν, περὶ ἔγκλισιν.

Die Aufstellungen der Alten leiden freilich an Verworrenheit, da zwischen Rhetorik nnd Grammatik, zwischen der bewussten und unbewussten Sprachkunst auch in der Theorie nicht sicher oder gar nicht unterschieden wurde. Die Verwirrung wird noch dadurch vermehrt, dass vielfach der Name der Tropen eingemischt wird, mit dem auch die σχήματα bezeichnet wurden. Quintilian bespricht dies zu Anfang seines neunten Buches: „Cum sit proximo libro de tropis dictum, sequitur pertinens ad figuras, quae σχήματα graece vocantur, locus ipsa rei natura conjunctus superiori. nam plerique has tropos esse existimaverunt, quia, sive ex hoc duxerint nomen, quod sint formati quodam modo, sive ex eo, quod vertant orationem, unde et motus dicuntur, fatendum erit esse utrumque eorum etiam in figuris. usus quoque est idem: nam et vim rebus adjiciunt et gratiam praestant; nec desunt, qui tropis fignrarum nomen imponant, quorum est C. Artorius Proculus cet.“ —

Wir bestimmen den Begriff der syntaktisch-gramma-

tischen Figuren entsprechend dem der phonetisch-grammatischen dahin, dass wir sie als Varianten von Satzformationen fassen, welche der Sprachtechnik eines bestimmten usns angehören, und welche ohne einen wesentlichen Unterschied in der Bedeutung nach ihrer Form theils als Vermehrung, theils als Verminderung, theils als Umänderung derjenigen Ausdrucksmittel erscheinen, welche die Grammatik als der Regel dieses nsus entsprechend aufstellt. —

Noch mehr freilich, als bei den phonetisch-grammatischen Figuren drängt sich bei diesen Nebenformationen, welche sich im Satze zu einer gewissen Breite auseinanderlegen, die Ansicht auf, dass doch gleiche Bedeutung bei verschiedener Formation für eine verständige Ueberlegung undenkbar sei, nnd es scheint leichter, den Grnnd und die Veranlassung zum Entstehen dieser syntaktischen Nebenformen zu ermitteln.

Pott (Etymolog. Forsch. Bd. I, p. 204. 2. Aufl.) sagt in Bezug auf eine dieser Formen, die Enallage: „Weder Wörter noch Wortformen werden je, so oft dies auch schon behauptet sein mag, und ungeachtet zu dem Ende Enallage als eigener Knnstausdrnck erfunden worden, wahrhaft mit einander vertauscht. Es kann zu vielen Malen die Wahl des Ausdrucks gleichgültig sein, und dasselbe, nur in anderer Form, gesagt werden, und in solcher Weise freilich das Verschiedene — was das Wesentliche anlangt, — auf dasselbe hinauslaufen, ja, wenn man will, dasselbe bedeuten. Subjektiv bleibt dennoch die Verschiedenheit des Sinnes und es ist schlechterdings nnmöglich, dass sich (z. B.) der Sinn von Compositen mit dem ihres Simplex deckte. Jene müssen immer ein Mehr, wäre es auch nur ein dem Begriffe durch einen feinen Pinselstrich gegebener Farbenton, oftmals anch dessen völlige oder theilweise Anfhebnng, mindestens also stets eine Sinnesabänderung enthalten, wenn sich auch die Sprache fürder dessen nicht immer klar bewusst blieb."

Klarer löst sich die Schwierigkeit, wenn man in Uebereinstimmung mit dem von uns in Bezug auf das Wesen der „Bedentnng" Entwickelten den Ausdruck, es käme mehreren Lautbildern oder Lautfigurationen dieselbe Bedentung zu, dahin versteht, dass durch Entfaltung verschiedener Lautmittel die Seele zur Bildnng derselben Vorstellung angeregt werden könne. Mehr nämlich will „Bedeutung" nicht sagen; kein Ausdruck bestimmt

eine Seelenbewegung so fest, umgränzt sie so sicher, dass er als die eigentliche Darstellung der Bedeutung angesehen zu werden das Recht hätte; alle Darstellungen insgesammt deuten nur an, und der Kunst der Sprache stehen verschiedene Mittel zu Gebote, eine Vorstellung zu wecken. Jeder Ausdruck ist nur Symbol, nicht die Sache, und Symbol für Symbol können einander vertreten. Es bleibt darum eine Wahl auch hier möglich, und wenn diese gegen die Regel ausfällt, welche man aus dem usus abstrahirt, bezeichnet man die Variante mit dem Namen der Figur. —

Grund aber und Anlass, dass so oder so gewählt wird, lässt sich im Allgemeinen hier so wenig angeben, wie für die Nebenformen phonetischer Art. Man könnte mit einigem Grunde annehmen, dass eine Häufung von Ausdrucksmitteln (Pleonasmus) die Vorstellung gleichsam zum Verweilen einlade und also dem Ausdruck besonderes Gewicht, eine gewisse Schwere mittheile, wie z. B. in dem Lateinischen: ita locutus est, ut diceret, bei Virg. (Aen. II, 169): fluere ac retro sublapsa referri spes Danaum; dass die Weglassung von Wörtern (Ellipse) ein Streben nach Beschleunigung kund gebe und dadurch das Gemüth bewege und zu leidenschaftlicher Auffassung stimme, wie, wenn man sagt: quid multa? — quid plura? — manum de tabula! — Wird's gleich? —; dass endlich die Vertauschungen von Wortformen oder Aenderungen in der Stellung (Enallage und Hyperbaton) durch Erregung der Phantasie einen erhöhten Grund von Aufmerksamkeit bewirke, z. B. Singular statt Plural bei Liv. 3, 22: Fugientes Volscos eques Romanus libero campo adeptus, parte victoriae fruitur; die Stellung des Verbi bei Cic. Mil. 4: Silent leges inter arma. Aber bei den wirklich im usus vorkommenden Figuren dieser Art lässt sich dies nur vereinzelt nachweisen, wie denn sicherlich z. B. nur aus Bequemlichkeit navis bei triremis wegfiel, toga bei praetexta, castra bei movere cet. und nur Streben nach Bestimmtheit Pleonasmen hervorbrachte, wie diem dixit, quo die; — postridie ejus diei; tametsi cet. — Man bemerkt sogar, dass durch entgegengesetzte Arten der Darstellung je nach dem vorliegenden Sinne dieselben Wirkungen sich erreichen lassen, da z. B. durch Weglassung gewisser Ausdrücke der Hörer gezwungen wird, diese selbst hervorzubringen, so dass auch

hierdurch das Gesagte wie bei dem Pleonasmus besonderes Gewicht erhält. Man prüfe z. B. die Wirkung einer Ellipse, wie Ter. Andr. I, 1, 55: Egomet continuo mecum: certe captus est, wo das zu ergänzende volvebam, cogitabam gerade verweilen lässt, oder eines Pleonasmus, wie Liv. 2, 47: Funera deinde duo deinceps conlegae fratrisque ducit, der entschieden zu drängen scheint.

Ueberhaupt, wenn auch anerkannt werden muss, dass die syntaktisch-grammatischen Figuren einer individuellen Auffassung ihr Entstehen verdanken, so dass eine ursprüngliche, unbewusste Rhetorik ihnen zu Grunde liegt; so sind sie doch nun innerhalb des usus so sehr zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden, dass eine Abweichung von ihnen nicht selten gerade als Figur empfunden werden müsste. Oder wäre es nicht Pleonasmus, wenn man bei uns den regelrechten, vollständigen Ausdruck brächte: Ich wünsche dir: guten Morgen, gesegnete Mahlzeit u. d. m.? Wenn der Lateiner sagte: quid, quod statt: quid dicam de eo, quod — hatte er ebensowenig das Gefühl einer Ellipse, wie etwa der Franzose es von dem Pleonasmus hat, den er in dem Worte aujourd'hui (au jour de hoc die) ausspricht. —

Dazu kommt, dass der usus viele Figuren, namentlich der Enallage angehörende, aus anderen Mundarten aufnimmt, dass auch manche als Archaismen erscheinen. So bemerkt z. B. Schmitz (frzsch. Gr. p. 137): „Dem Altfranzösischen war die Inversion des Hauptworts im Akknsativ sehr geläufig. Auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war sie den Dichtern noch eigen, z. B. Un courage élevé toute peine surmonte. (Malherbe.) Bei späteren Dichtern, z. B. bei Lafontaine, und in burlesken Poesien neuerer Zeit ist sie Archaismus, d. i. bewusste Alterthümlichkeit. Sie hat sich auch in mehreren Sprichwörtern erhalten. Il sait son pain manger. Qui terre a, guerre a." — (Man sehe auch z. B. was oben p. 243 sq. über Wendungen wie χαίρε θυμῷ, concipere mente cet. angeführt ist.) — Lesbonax (περὶ σχημ.) erklärt alle syntaktisch-grammatischen Figuren für dialektische Nebenformen: σχῆμα λόγου ἐστὶ πλοκὴ τῶν τοῦ λόγου μερῶν κατά τινα διάλεκτον und benennt sie auch: Εὐβοϊκόν, Κοφίνθιον, Χαλκιδιακόν cet. —

Aus dem Allen lässt sich abnehmen, dass die Feststellung

und Einordnung der einzelnen im usus vorkommenden Fälle dieser syntaktischen Nebenformationen in ähnlicher Weise schwanken muss, wie wir dies bei den phonetisch - grammatischen Figuren anzuerkennen hatten. Man kommt eben, da der Standpunkt, von dem aus diese Figuren als solche gefasst werden, ein beschränkter ist, nur zu relativ richtigen Beobachtungen, weshalb auch für die Beurtheilung der einzelnen Fälle ein gewisser Spielraum zu lassen ist. Je mehr freilich eingedrungen wird in das Wesen der Sprache, je mehr man lernt, jeden Fall nach dem Charakter, nach der besonderen Technik der Sprache zu beurtheilen, in welcher er vorliegt, desto mehr werden anscheinende Ausnahmen dadurch schwinden, dass man die Regeln weiter und richtiger fasst. Wollten wir, wenn wir zu irgend einem Ausdruck im Lateinischen noch etwas hinzudenken können oder bei der Uebersetzung hinzufügen müssen, eine Ellipse annehmen, so würden wir schliesslich auch z. B. mit Ruddimann (instit. gramm. ed. Stallbaum Th. II, p. 359) die Apposition als Ellipse zu setzen haben: „Appositio est duorum substantivorum in eodem casu per Ellipsin participii ens conjunctio: ut, Urbs Roma, i. e. urbs ens, vel quae est Roma. Liv. XXX, 30 Annibal peto pacem, i. e. ego ens, vel qui sum Annibal, cet.“ In der Anmerkung heisst es: „Sunt qui Appositionem Figurarum numero eximunt, utpote in qua nihil a communibus linguae regulis recedatur. Ipse etiam Vossius de Constr. c. 2 in fin. hac de re haesitat, nec quicquam definit. Mihi autem potior videtur Prisciani (lib. XVIII), Linacri, Sanctii aliorumque opinio, quae in his locutionem figuratam agnoscit, subaudiendumque esse verbi substantivi participium statuit.“ — Ebenso erkennt Ruddimann (l. c. p. 296) eine Ellipse von ente bei den Abl. abs. (z. B. zu vivis fratribus bei Ov. Am. II, 6, 24 supple: existentibus) bei dem sogen. Accusat. Graec. (also Hor. Sat. I, 1, 5: miles fractus membra für fractus secundum membra, quod ad membra, seu habens membra fracta cet.). Ueber diese Weise der Betrachtung äusserte sich recht kräftig Reisig (Vorlesung. über lat. Sprachw. ed. Haase p. 796): „Die elliptische Erklärungsart der lateinischen Sprache war lange Zeit ein faules Pferd, was Sprachgelehrte ritten, wie sich dessen besonders Sanctius bedient, der fast das ganze vierte Buch seiner Minerva so durchritten hat; je mehr er aufsackte; desto mehr wuchs der Schofel an.“ —

Ebenso bemerkt Bernhardy (Wissenschaftl. Syntax d. gr. Spr. p. 44) von den Griechischen Pleonasmen: „Die Dürftigkeit und Planlosigkeit der älteren Sammlungen erscheine besonders in Bezug auf diese höchst merklich — auch in neueren Versuchen, wie Weiske Pleonasmi Graeci, Lips. 1807.“ — Von der Enallage heisst es z. B. bei Gossrau (lat. Sprach. p. 593): „die ganze Enallage ist genau genommen gar keine Figur cet.“ —

Auch wenn eine sprachliche Wendung als Figur angenommen ist, ergiebt sich darum noch nicht ihre Rubrizirung ohne Schwanken. Gewöhnlich verneinen die Franzosen durch ne - pas, point. Ist dies nun als Pleonasmus zu bezeichnen? Es könnte so scheinen, denn auch ne für sich verneint: Qui ne sait son pouvoir? (Delille.) und ebenso pas: C'est pas toi qui me feras peur, entends-tu, paillasse. (Dumas), nicht minder auch point: Voudrais-tu point encore me nier un mépris que tu crois que j'ignore. (Racine.) Oder sind diese letzteren Ausdrucksweisen Ellipsen? — Achtet man nun darauf, dass pas (passus), point (punctum) ursprünglich der Verneinung (durch non, ne) nur einen Begriff hinzufügen, an dessen Geringfügigkeit die Stärke der Verneinung gleichsam abgewogen werden soll, so wird man mit Mätzner (frzsch. Gr. p. 500 cet.) sich etwa entschliessen, diese Wörter pas, point u. a. m. als Füllwörter zu bezeichnen. Sind aber Füllwörter nicht Pleonasmus? —

Die angelsächsische, die heutige dänische und schwedische Sprache haben, wie die englische, die Eigenthümlichkeit, einen Satz ohne relatives Fürwort als Relativsatz gebrauchen zu können. Da nun das Relativ ebensowohl auch gesetzt werden kann, so erscheint seine Weglassung als Ellipse; man kann den Satz jedoch sich leicht auch als Parenthesis denken; neuerdings erkennt man als Grund der Auslassung wohl mit Recht eine Attraktion (vide Schmitz, engl. Gr. p. 277 sq.) nnd solches Schwanken in der Rubrizirung ist gar häufig. —

Endlich zeigt sich in der Anwendung der termini auf bestimmte Fälle eine Schwierigkeit noch darin, dass eine feste Grenzlinie zwischen der Art, wie an einzelnen Stellen der Redende oder Schriftsteller den Seelenmoment darstellt, und dem allgemeinen usus nicht gezogen werden kann, d. h. dass es schwer ist, zu bestimmen, ob eine Wendung als rhetorische oder als

grammatische Figur zu fassen ist. Es gestattet ja nämlich die Sprache auch die individuelle Formation, und nun hängt es von dem schwankenden Urtheil über das mehr oder minder Gebräuchliche d. h. über das zufällig Vorkommende ab, ob wir eine Figur für grammatisch oder rhetorisch erklären. So sind z. B. Pleonasmen in dieser Beziehung schwer zu rubriziren, wie die von Renan (hist. d. lang. sem. p. 137) angeführten (1 Sam. X, 9):

וַיַּהֲפֹךְ־לוֹ אֱלֹהִים לֵב אַחֵר

Dieu lui changea un autre coeur; und Ps. XIII, 2, von Renan übersetzt: jusqn'à qnand, Jéhovah, m'onblieras-tu à jamais? oder Häufungen der Art, wie bei Aeschylus (S. Theb. 36): σκοποὺς δὲ καγὼ καὶ κατοπτῆρας στρατοῦ ἔπεμψα; (Enm. 1004): πέμψω τε φέγγη λαμπάδων σελασφόρων εἰς τοὺς ἔνερθε καὶ κάτω χθονὸς τόπους, oder, wenn es bei A. v. Arnim (Marino Caboga) heisst: „Wir sind zu selig, wir zwei beide." Auf einer pleonastischen Häufung von Partikeln beruht die rhetorische Figur des Polysyndeton. —

In der That muss zugegeben werden, dass alle grammatischen Figuren in den wohl abgewogenen Wendungen kunstvoller Rede, z. B. bei den Dichtern, mit dem Bewusstsein ihrer Neuheit, d. h. als individuelle Schöpfungen gebraucht und damit rhetorisch wirksam werden können. So erscheint etwa Ter. Adelph. III, 2, 31: Hisce oculis egomet vidi als Pleonasmus rhetorischer Art; Hor. Serm. 2, 7, 116: Unde mihi lapidem? oder Cic. Phil. II, 29: A me Caesar pecuniam? als rhetorische Ellipse, Hor. od. 1, 15, 6: quam multo repetet Graecia milite; od. 1, 7, 8: plurimus aptum dicet equis Argos als auffallender d. h. rhetorischer Gebrauch einer sonst nicht seltenen Art der Enallage. —

Wenn nun hiernach von der überlieferten Terminologie in Bezug auf diese grammatischen Figuren nur bedingungsweise in beständiger Relativität und mit gleichsam tastender Beurtheilung Gebrauch zu machen ist, so wird es erklärlich, dass die Sprachgelehrten ihr gegenüber immer zurückhaltender geworden sind und sie möglichst zu vermeiden suchen. Aber die Sprache als Kunst verträgt überhaupt dergleichen Rubrizirungen nur bis zu einem gewissen Grade; die vorsichtige, betrachtende aber niemals abschliessende Weise der Darstellung in Wilhelm v. Humboldt's sprachlichen Untersuchungen ist dem behandelten Gegenstande an-

gemessen; logisch zugespitzte Definitionen, absolute Abmachungen, welche auch sonst ihren Credit verloren haben, passen hier am wenigsten. Man wird im Gebiete der Sprache sich daran gewöhnen müssen, die Erscheinungen einem Schematismus nicht bestimmter einzuordnen, als das Bewusstsein sie erfasste, aus welchem sie hervorgingen. Wir führen eine dahin gehörige Bemerkung J. Grimm's an (Dtsch. Gr. Th. IV, p. 262): „Nachdem man sonst abgeschmackte und unnöthige Ellipsen in der Grammatik gehäuft hatte, ist die Reaktion gegen sie zu weit gegangen. Wenn zwei Eigennamen neben einander und einer im Gen. stehn, so kann dadurch die Abhängigkeit auf das mannigfaltigste ausgedrückt sein, z. B. Meiers Conrad den Umständen nach einen Sohn, oder Knecht oder andern Angehörigen des Meier bedeuten, und hier ist nichts ausgefallen. Ebenso wenig bedarf es einer Ellipse bei Ἀλέξανδρος ὁ Φιλίππου, weil der Gen. durch den Nom. Ἀλέξανδρος regiert wird und der Sinn ergiebt, dass υἱός, nicht etwa μαθητής oder φίλος gemeint sei. Steht aber bloss ὁ Διός, bloss ὁ Λητοῦς, so muss nothwendig υἱός und θυγάτηρ, oder des Sohns und der Tochter Eigenname hinzugedacht werden. Von dem Artikel allein kann der Gen. nicht abhängen." —

A. Pleonasmus.

Wir unterscheiden drei Fälle pleonastischer Rede.

I. Es finden sich einzelne Ausdrücke im Satze, welche überflüssig erscheinen, weil entweder das, was sie bedeuten, seinem Inhalte nach in diesem Satze schon sonst genugsam bezeichnet ist: Pleonasmus, oder weil sie überhaupt eines bestimmt angebbaren Inhalts ermangeln: Parapleroma. —

Den Pleonasmus im Allgemeinen definirt Quintilian (IX, 3, 46) als abundans super necessitatem oratio, spezieller (VIII, 3, 53): cum supervacuis verbis oratio oneratur. Donatus (ars gr. III, 3): πλεοναστμός est adjectio verbi supervacui ad plenam significationem. Diomedes (art. gr. II, p. 444): Pleonasmos est sententia verbo plus quam necesse est abundans. Ebenso gebraucht Dionysius Hal. (de vi Demosth. p. 197) den terminus, um die Hinzufügung einzelner anscheinend überflüssiger Wörter (πλεοναστμὸς ἐνίων ὀνόματων, ᾧ καὶ Δημοσθένης κέχρηται) zu bezeichnen, welche der Rede Klarheit, Kraft, Eurythmie, Nachdruck,

Pathos und andere Vorzüge zu geben im Stande sind, wie es die βραχυλογία nicht vermag. — Man nannte auch wohl das Vorkommen einzelner überflüssig scheinender Buchstaben und Sylben Pleonasmus. So Athenaeus (II, 7), der ἄνηστις statt νῆστις, ἄσταχυς statt στάχυς „πλεοναστμῷ τοῦ α“ erklärt. (Vide auch Etymol. M. (unter Ἠθεῖος) und Gaza (Γραμμ. εἰσαγ. p. 257), der προλιπών statt λιπών cet. zum Pleonasm. rechnet.) Auch als rhetorische Figur findet sich der πλεονασμός vielfach aufgestellt, z. B. von Alexander, Phoebammon, Tiberius, Zonaeus, Tryphon (cf. Rhetores Graeci ed. Spengel, Vol. III, p. 33, 46, 50, 75, 166, 198); bei den letzteren rangirt er sogar als Tropus. Ueber diesen rhetorischen Pleonasmus werden wir später sprechen.

Das Parapleroma nennt man bei uns gewöhnlich Flickwort, [Lessing (Th. 8, p. 490) bemerkt zu einer Note des Scioppius „τὸ cunque παφέλκει“: „aber was ist so ein παφέλκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts?“ —] Auch wohl Füll- oder Schaltwort (s. Sanders, Wörterb. d. Dtsch. Spr. unter „Wort“); die Franzosen sagen Cheville (vom lat. clavus), worüber im Dict. de l'Acad.: „Figurément en parlant de vers, on appelle Cheville, Tout ce qui n'y est mis que pour la mesnre ou ponr la rime.“ nnd: „on appelle en Poësie, Des vers chevillés, Des vers chargés des mots inutiles.“ Den Alten lag die Betrachtung nicht fern, dass es Wörter, welche nichts bedeuten, nicht geben könne. Apollonius (de constr. p. 266) erklärt sich gegen die Aufstellung sogenannter parapleromatischer Conjunktionen, als welche Dionysius Thrax (§ 25) genannt hatte: δή, ῥά, νύ, ποῦ, τοί, θήν, ἄρ, δῆτα, πέρ, πώ, μήν, ἄν, αὖ, οὖν, κέν, γέ — ὅσοι μέτρου ἢ κόσμου ἕνεκεν παραλαμβάνονται. — Er sagt über diese καλούμενοι παραπληρωματικοί: οὐ γὰρ ἀληθές ἐστιν, ὥς τινες ὑπέλαβον, μόνον αὐτοὺς ἀναπληροῦν τὸ κεχηνὸς τῆς ἑρμηνείας καὶ διὰ τοῦτο εἰρῆσθαι παραπληρωματικούς· (der Grammatiker Tryphon verglich diese Expletiv-Conjunctionen mit dem Werg, welches beim Einpacken zerbrechlicher Geräthe verwandt werde):

ὅτι γὰρ ἕκαστος αὐτῶν ἔχει τινὰ δύναμιν, παρεστήσαμεν ἐν τῷ περὶ συνδέσμων. οὐ γὰρ ταὐτόν ἐστι τὸ τοῦτό μοι χάρισαι τῷ

τοῦτό γέ μοι χάρισαι,

οὐδὲ τὸ ἀγαθὸς ὤν τῷ

ἀγαθός περ ἐών (Ilias I, 131)
οὐδὲ ταὐτὸν ἐμφαίνει τὸ οἱ μὲν παῦ ὄχεσφι τῷ
οἱ μὲν δὴ παῦ ὄχεσφι (Ilias 15, 3)
περιγραφῆς γὰρ λόγου σημεῖόν ἐστιν ὁ δή.

in dem γέ liege eine μείωσις, das πέρ zeige ἐναντιότητα μετ' αὐξήσεως ἐμφατικῆς cet. — Nun hindert nichts, dass man solchen Füllwörtern ursprüngliche Bedeutung zugestehe und diese in manchen Verbindungen auch klar erkenne, obwohl man bei der grossen Abschwächung, welche diese Bedeutung erlitten hat, an anderen Orten sie weder zum Ausdruck des Sinnes noch der grammatischen Beziehung nothwendig findet. In sorgfältiger Rede rechtfertigen sie sich meistens dadurch, dass sie rhythmisch wirken, und wir werden ihrer desshalb auch bei den phonetischen Redefiguren zu erwähnen haben. Dionysius Hal. (jud. de Isocr. 3 sq.) tadelt z. B. den Isocrates, dass er in Herbeiführung von musikalischen Wirkungen, [was dieser (adv. Soph. p. 294) εὐρύθμως καὶ μουσικῶς εἰπεῖν nennt] durch Verwendung von Füllwörtern sich zu sehr gefalle: ὥστ' ἀνάγκη παραπληρώμασι λέξεων οὐδὲν ὠφελουσῶν χρῆσθαι καὶ ἀπομηκύνειν πέρα τοῦ χρησίμου τὸν λόγον. Er lobt dagegen den Homer wegen des richtigen Gebrauchs der Füllwörter bei sonst reizloser Aufzählung von Namen (de comp. vb. XVI): παραπληρώμασιν εὐφώνοις διείληφεν, ὥστε μεγαλοπρεπέστατα φαίνεσθαι τούτων ὀνόματα. (cf. l. c. cp. IX). — Für Parapleroma sagen Neuere zuweilen Parelkon, da die Alten παρέλκειν in diesem Sinne gebrauchten; so Gregor. Cor. (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 221) in Bezug auf das Homerische προπάσας: ἡ γὰρ πρὸ παρέλκει. Cicero (orat. 69) tadelt Asiatische Redner (inferciens verba quasi rimas expleat) wegen der Füllworte, (apud Asiaticos maxume numero servientes inculcata reperias inania quaedam verba) und nennt diese: quasi complementa numerorum.

Was nun den Pleonasmus im engeren Sinne betrifft, so waren sicherlich Wörter, welche uns jetzt in einem Satze überflüssig scheinen, ursprünglich motivirt; und zwar entweder durch die Sache selbst, sofern der Sinn oder die grammatische Beziehung ihre Hinzufügung forderten, oder durch Veranlassungen individueller Natur, sofern ein Affekt durch Häufung der Ausdrucksmittel eine Verstärkung der Wirkung absichtlich herbeizuführen

suchte. Erhalten sich solche Redeformen bis zu Zeiten, wo, im ersten Falle, das Verständniss durch grössere Fixirung der Bedeutungen auch bei geringerer Aufwendung von Sprachmitteln gesichert scheint, oder wo, im anderen Falle, die ursprüngliche Rhetorik durch den formelhaften Gebrauch ihre Kraft eingebüsst hat, so werden sie von der verständigen Betrachtung als Pleonasmen empfunden. Es stimmt hiermit im Wesentlichen überein, was G. Hermann in den Adnotationes zum Vigerus ed. IV. (p. 883 sq.) über die Entstehung der Pleonasmen im Griechischen sagt: „Sunt duo fontes pleonasmi, unus, quum loquutio multo usu aliquid de vi sua amisit, ideoque etiam ibi usurpatur, ubi, nisi ex parte iners sit, aliena est; alter in iteratione ejusdem notionis, quae ad vim orationis augendam inventa, frequenti usu eam vim deposuit. Prioris generis sunt ἠῶϑι πρό, quod sine pleonasmo, ut videtur, dictum Iliad λ. 50. Od. ε. 469. abundante particula invenitur Od. ζ. 36.

ἀλλ' ἄγ' ἐπότρυνον πατέρα κλυτόν, ἠῶϑι πρὸ
ἠιόνους καὶ ἄμαξαν ἐφοπλίσαι.

Tum ἔξοχος ἄλλων et κηρόϑι μᾶλλον, quae sic usurpari, ut si ἄλλων et μᾶλλον abessent, ostendi ad Hom. hymn. Cer. 362. Alterius generis exempla sunt trita illa, πάλιν αὖϑις, ὅϑ' οὕνεκα, ἄν κεν, et κὲν ἄν, ὡς οἷα, τίνος δὴ χάριν ἕνεκα apud Plat. de legg. III. p. 701. D cet." —

Für jene Archaismen, welche eben nur im Laufe der Zeit zu Pleonasmen wurden, können als Beispiele jene schon oben von uns erwähnten Ausdrücke gelten, wie Od. 4, 370: ἐπιστάμεναι σάφα ϑυμῷ ähnlich, wie lat. cogitare aliquid cum animo suo. Man kann da zu ἴδμεν ἐνὶ φρεσὶ (Od. 4, 632) etwa unser: „er hatte Courage im Leibe" (Grimm's Hausmärchen I, p. 259): „er hat Verstand im Kopfe" vergleichen. Ebenso: sic ore locuta est (Virg. Aen. I, 614); Phrygia agmina oculis circumspexit (Aen. II, 68); קוֹלִי אֶקְרָא (Ps. 3, 5) mit meiner Stimme rufe ich; auch niveus videri (Hor. od. IV, 2) λευκὸς ἰδεῖν (Plat. Phaedr. p. 253): frzsch. il fait beau voir es ist schön anzusehn; il me fait beau voir, aller à la fontaine des fées (Perault, 23.); was denn freilich auch rhetorisch verwandt werden kann, wie bei Molière: je l'ai vu, dis-je, vu, de mes propres yeux vu, ce qu'on appelle vu; oder bei Sophocles (Antig. 763): οὔϑ' ἥδ' ὀλεῖται πλησία, σύ τ' οὐδαμὰ τοὐμὸν προσόψει κρᾶτ'

ἐν ὀφθαλμοῖς ὁρῶν mit Bezug auf die vorangegangene Häufung der Ausdrücke (vs. 760): ἄγαγε τὸ μῖσος, ὡς κατ' ὄμματ' αὐτίκα παρόντι θνήσκῃ πλησία τῷ νυμφίῳ. — Dahin gehört ferner das überflüssige ἀνήρ in ἀνὴρ Ῥωμαῖος oder ἀνὴρ ῥήτωρ, wie homo Arpinas, homo adolescentulus; deutsch: Bauersmann, Kieselstein, Weidenbaum, Frauensmensch; englisch: fisherman, palmtree, noontide. Dergleichen, wie βοῦς ταῦρος, σῦς κάπριος, ἴρηξ κίρκος nennt Eustathius (zu Od. 13, 86, p. 1734, 19) περιβολή, von welcher er sagt (p. 1773, 25): μέγεθος ποιοῦσα λόγου καὶ περιττότητα. (cf. Hermogenes, περὶ ἰδ Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 321.) So fügten die Aegypter dem mit Hieroglyphenbuchstaben geschriebenen Worte die sogenannten Diacritica hinzu, d. h. die natürlichen Zeichen der Gattung, z. B. hinter den Namen der Stadt einen Stadtplan; und ähnlich dient der Deutlichkeit der Pleonasmus: Eichbaum, Hollunderstrauch, Nilfluss. Die Hebräer ersetzten so durch Periphrase ihren Mangel an gewissen Adjektiven, z. B. אִישׁ מִלְחָמָה Kriegsmann (Gesenius, Lehrgeb. p. 646); im Lateinischen z. B. urbs Roma, Taurus mons, arbor fici cet. — Zu erwähnen ist auch der Gebrauch von ἄλλος, wie z. B. Od. 2, 412: μήτην οὔτε πέπυσται, οὐδ' ἄλλαι δμωαί, wobei man an frzsch. nous autres, vous autres Français sich erinnert. Es gehört hierher weiter der Gebrauch des possessiven Pronomens neben dem Genitiv, wie bei Schiller (W. Lager): Auf der Fortuna ihrem Schiff ist er zu segeln im Begriff; mit Dativ bei Göthe: „Es thut mir in den Augen weh, wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.“ Bei Grimm (Kindermärchen): „Was war's so dunkel in dem Wolf seinen Leib.“ — (Ueber diesen Gebrauch, der schon im Mhd. sich findet — z. B. Parz. 297, 12: noch scherpfer dan der bîn ir zagel — cf. Grimm, Dtsch. Gr. IV, p. 351.) Aehnlich ist im Englischen der Gebrauch des pleonastischen partitiven Genitivs, z. B. bei Hume: This imposition lay heavy on the gentry, who were obliged many of them to retrench their expenses. Auch die doppelten Negationen in einem Satze, welche im Deutschen zuweilen gebraucht werden, ohne den Sinn zu einem positiven zu machen, sind hierher zu rechnen. Ursprünglich ist das einfache nicht (ein Substantiv) ohne Kraft weiterer Verneinung, und kein ist nur verneinende Zahl (nih-ein). So konnte man dazu kommen

zu sagen: dô dâr niwiht ni was (Wessobr. Geb.); (cf. Grimm, Dtsch. Gr. III, p. 727); und auch bei Neueren finden wir z. B. Göthe: „Keine Luft von keiner Seite.“ „Man sieht, dass er an nichts keinen Antheil nimmt.“ Schiller: „Das disputirt ihm Niemand nicht.“ Chamisso (in volksthümlichem Tone an Varnhagen [45] Bd. V, p. 140): „ich weiss von nichts, von nischts niche;“ — mit welchem Ausdruck Gesenius (Lehrgeb. d. hebr. Spr. p. 831) z. B. parallelisirt 1 Kön. 10, 21: אֵין כָּסֶף לֹא נֶחְשָׁב wo אֵין und לֹא ohne besondere Verstärkung des Sinnes verneinen muss. — So ist auch im Englischen pleonastisch zu nor noch not gefügt, wie z. B. bei Shakespeare (Merch. of Ven. V, 1): the man that hath no music in himself, nor is not mov'd with concord of sweet sounds, is fit for treasons. — Auch sonst werden Partikeln in derselben Aussage mehrfach gesetzt, wie: aus dem Hause heraustreten. Lobeck (Phryn. p. 10) führt als adverbia ex abundanti addita an: ἔξω ἐκφέρειν, ἀνάγειν ἄνω, extra excedere, auch ἀπάγειν τινὰ ἄπωθεν ἀπὸ τοῦ κλέμματος (Aeschin. c. Ctesiph. 491) cet. — Aehnlich: ante providit. (Caes. b. g. 5, 33); praesensit prius. (Plautus, Pseud. I, 4), 15; ähnlich potius pleonastisch mit malo, wie bei Cicero (Caecil. 6); Siculi ab omnibus se desertos potius quam abs te defensos esse malunt. — So auch im Frzsch. (s'en aller) s'en retourner, il y a, (s'y prendre d'avance, Mätzner, fr. Gr. p. 496). Es werden diese Beispiele genügen, um die Natur dieses unbeabsichtigten Pleonasmus erkennen zu lassen; die hierher gehörigen Fälle haben das Gemeinsame, dass sie als eine überflüssige Genauigkeit erscheinen (Eustathius p. 26, 1 sq. (zu Ilias 1, 16) sagt, dass in: Ἀτρείδα δύω κοσμήτορε λαῶν παρέλκειν τὸ δύω; ebenso sei Πριαμίδην νόθον υἱόν, ferner διὰ μικρὸν ἀγγυρίδιον pleonastisch, aber der Dichter bringe hierdurch σαφήνειαν hervor); während die ursprünglich rhetorischen Pleonasmen über die genügende Feststellung des Sinnes hinaus Wirkungen individueller Art zu erreichen sich geeignet zeigen und diese auch jetzt noch wirklich erreichen, wenn sie absichtlich aufgefrischt werden.

Es ist ein ursprünglich rhetorischer Pleonasmus, wenn z. B. wir sagen: ich habe mir die Sache angesehn. Grimm (Dtsch. Gr. IV, p. 362) sagt über diesen Gebrauch des Dativs: „Heute pflegen wir nach Verbis, zumal Imperativen, den Dativ der pro-

nom. beider erster Personen nicht selten einzuschalten, ohne dass ihm überall eine bestimmte Beziehung zukommt, z. B. ich habe mir eine rechte Lust daran; ich habe dir da viele Leute gesehn" cet. und führt auch Beispiele aus dem Ahd. und Mhd. für diesen Gebrauch an. — Die subjektive Färbung, Gemüthlichkeit dieses sogenannten Dativus ethicus tritt sogleich hervor, wenn wir lesen: „Und sie soll mir Französisch lernen aus dem Fundament." (Schiller, Kab. nnd Liebe) oder: „Sind euch gar trotzge Kameraden." (Sch. Wall.) — Ὦ τέκνον, ἦ βέβηκεν ἡμῖν ὁ ξένος; (Soph. Oed. C. 81); gar komisch bei Lucian (Dial. Mar.) wo das Kind Polyphem dem Vater Poseidon klagt: καὶ ἀπ' ἐκείνου τυφλός εἰμί σοι, ὦ Πόσειδον; auch im Lateinischen z. B. Livius (praef.): Ad illa mihi quisque acriter intendat animum. Sallust (Cat. 52): Hic mihi quisquam misericordiam nominat? selbst bei Dingen, denen damit gleichsam Bewnsstsein geliehen wird, z. B. Cicero (de legg. III, 33): nec satis intellexi quid sibi lex ant quid verba ista vellent. Im Hebräischen derselbe Gebrauch besonders in der Umgangssprache, z. B. 1 Mos. 31, 41: schon (bin ich) mir zwanzig Jahr in deinem Hause: זֶה־לִּי עֶשְׂרִים שָׁנָה בְּבֵיתֶךָ (vide Gesenius, Lehrgeb. p. 736 sq.). Im Französischen: Avant que de parler, prenez-moi ce mouchoir. (Molière.) Bei Lamartine das znm usus gewordene: Ministre d'une monarchie en retraite, sa retraite à lui avait été une déroute. Ebenso im Englischen, wo namentlich auch die Volkssprache den ethischen Dativ gleich uns verwendet; Shakespeare: Well, I find you twenty lascivious turtles, ere one chaste man; auch mit Präpositionen verbundene Pronomina stehen so pleonastisch, z. B. That's a fellow for you, das ist einmal ein Kerl! (cf. Schmitz, engl. Gr. p. 164.) —

Ein anderer Fall, wo der Pleonasmus als ursprünglich rhetorisch zu erkennen ist, zeigt sich, wenn Substantiva durch ein folgendes Pronomen wieder aufgenommen und von Neuem bezeichnet werden. So bei Schiller: „die Tugend, sie ist kein leerer Schall," „des Lebens Aengsten, er wirft sie weg;" „dieses Blatt, ich leg's in eure Hände;" bei Lessing: „Jede Kleinigkeit, die rächt sich"; bei Göthe: der „Thürmer, der schauet zu Mitten der Nacht. Grimm (Gr. IV, p. 415) giebt viele Beispiele aus dem Mhd., z B. den schatz den hiezer füeren. (Nib. 99, 2.) (vide

auch Heyse: Lehrgeb. II, p. 485 sq.) Auch dieser Gebrauch findet sich vielfach in anderen Sprachen. So im Griechischen z. B. bei Xenophon: Οἱ τύραννοι οὓς τῶν πολιτῶν δεδίασι χαλεπῶς αὐτοὺς ζῶντας ὁρῶσιν. (K. W. Krüger griech. Sprachl. Th. II, p. 134.) Bei Demosthenes (pro Cor.) Καί τοι καὶ τοῦτο, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ἐγὼ λοιδορίαν κατηγορίας τούτῳ διαφέρειν ἡγοῦμαι, wozu Vigerus (de Gr. Id. p. 173): ubi sane τοῦτο solius ornamenti causa positum est. — Aehnlich ist (vide Buttmann Gr. Gr. p. 347), wenn ὁ δέ namentlich im Epos als Fortsetzung in der Erzählung von derselben Person gesagt wird, wie z. B Ilias 15, 127: ἔγχος ἔστησε (Ἀθήνη) — ἡ δ' ἐπέεσσι καδάπτετο δούρου Ἄρηα. — Im Lateinischen z. B. bei Sallust (Cat. 37, 4): sed urbana plebes, ea vero praeceps ierat multis de causis; bei Livius (I, 58): Cultrum, quem sub veste abditum habebat, eum in corde defigit; Seneca (ad Marc. 25): in aeterna rerum per vasta et libera spatia dimissos, non illos interfusa maria discludunt; emphatischer noch bei Cicero (Fam. XIII, 28): illud, quod supra scripsi, id tibi confirmo. Auch im Französischen findet sich der Gebrauch, wie bei Voltaire:

Louis, en ce moment prenant son diadème,
Sur le front du vainqueur il le posa lui même.

und so im Englischen z. B. bei Shakespeare: King Richard, he is in the mighty hold of Bolingbroke; und: The nobles they are fled, the commons they are cold. (vide van Dalen, engl. Gr. in Beispielen p. 188.) —

Man pflegt diesen Gebrauch als Epanalepsis zu bezeichnen, nach welchem ein vorher gesetzter Begriff, namentlich, wenn Zwischensätze sich eingeschoben haben, wiederholt wird. Wird solche Wiederholung der Deutlichkeit wegen nothwendig, so ist sie natürlich nicht als Pleonasmus zu fassen. Hermogenes (περὶ ἰδ. 1. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 285) nennt diese ἐπαναλήψεις μάλα χρήσιμοι πρὸς εὐκρίνειαν καὶ σαφήνειαν. cf. auch Demetrius (de eloc. 196; Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 305).

Diese grammatische Epanalepsis definirt Rufinian (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 46): repetitio sententiae propter aliam necessariam causam, non ut fit in figuris elocutionis; der ursprünglich rhetorischen Kraft der Figur gemäss finden wir sie aber auch den Redefiguren eingereiht, z. B. bei Rutilius Lupus (schem.

lex. Rhet. Lat. min. H. p. 8): ἐπαναλῆψις fieri solet, cum id quod dictum semel est, quo gravius sit, iteratur: Es ist hierbei die Wiederholnng desselben Wortes gemeint, (weshalb Quintilian (VIII., 3, 51) ἐπαναλῆψις mit der tautologia identificirt), welche indess ebenfalls zum grammatischen Pleonasmus abgeschwächt wird, wie wenn es bei Göthe heisst: Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? oder bei Plato: σώματος πονηρία ψυχῇ ψυχῆς πονηρίαν ἐμποιεῖ. Bei Caesar: erant omnino itinera duo, quibus itineribus domo exire possent. 1. Mos. 5, 1: Als Gott den Menschen schuf, schuf er ihn nach dem Bilde Gottes (vide Gesenius Lehrgeb. p. 741.). — Ein anderer Fall des hierher gehörigen Pleonasmns ist es, wenn ein Wort desselben Namens dem aussagenden Verbum hinzugefügt wird. Der ursprünglich hierdurch bewirkte Nachdruck ist unverkennbar und findet sich namentlich häufig im Hebräischen in dieser Weise ausgedrückt. So heisst es 1. Mos. 27, 34: er schrie ein grosses und bitterliches Geschrei, וַיִּצְעַק צְעָקָה גְדֹלָה וּמָרָה mit Zusatz des Infinitivs: 1. Sam. 20, 6: er hat es sich dringend von mir ausgebeten, נִשְׁאֹל נשאל מִמֶּנִּי; vide Amos, 9, 8; Jes. 22, 18; 1. Mos. 43, 3; 1. Mos. 37, 33 cet. (Gesenius, Lehrgeb. p. 778, 810.) — Aber der Ausdruck erscheint auch hier nicht selten zum Pleonasmus erblasst, wie חָגַג חָג ein Fest feiern חָלַם חֲלוֹם einen Traum träumen, (vide auch in Bezug auf den Zusatz des Infinitivs: 1. Mos. 43, 20; Jos. 7, 7 cet.) — Bekannt ist dieser Gebrauch auch für das Griechische, wie bei Plato: δεῖ γυναῖκα εὖ οἰκεῖν τὴν οἰκίαν; οἷον πάσχος πέπονθας Gregorius Cor. (p. 13 ed Sch.) nennt dies, wie λῆρον ληρεῖς (du schwatzst Geschwätz): Ἀττικὴ φράσις καὶ σχῆμα und führt an: ὕβριν ὑβρίζεις; φυγὴν φεύγεις; ähnlich ist σοφὸς τὴν ἐκείνων σοφίαν. (Buttmann, gr. Gr. p. 372); ebenso im Lateinischen ridere risum, deorum vitam vivere, gravem pugnam pugnare cet.; auch im Französischen: on a joué un jeu d'enfer (Picard); Mars . . rit aussi d'un rire amer (De Vigny); (Mätzner, fr. Gr. p. 413); und im Englischen to dream a dream; to sin a sin; (Schmitz, engl. Gr. 3. Anfl. p. 134.) —

Auch im Deutschen sagt man: „Schlaf süssen Schlaf!“ (Schubart, d. ew. Jude); kämpfe den guten Kampf des Glaubens!; eine fremde Sprache sprechen; und zwar schon in der

älteren Sprache, wie Grimm (Gr. IV, p. 645) ausführt, z. B. adh. wircan werc (operari opera) T. 132; mhd. springen manigen sprunc Ms. 2, 45a; singe ich minen sanc Ms. 2, 168b; u. a. m.

Das Parapleroma entbehrt als solches eines bestimmten stofflichen Inhalts, ist also wesentlich Formwort. Es füllt indess das Satz-Lautbild durch einen artikulirten Empfindungslaut und kann daher auch mit Absicht phonetisch-musikalisch verwandt werden. Die Lautgebehrde, auf welche die hierher gehörigen Partikeln nach Entstehung und Wirkung zum Theil zurückzuführen sind, (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 108) ist, wo sie in der gebildeten Rede noch auftritt, nicht eben hoch angesehn, denn die Sache fordert sie nicht, und ihre etwaige Wirkung (Priscian, XVI, 2, 13: conjunctiones completivae ornatus causa vel metri nulla significationis necessitate ponuntur) ist zu äusserlicher Art. Auch diese Wirkung aber fehlt nicht selten jenen Formwörtern in der gewöhnlichen Rede, so dass sie dann als Lückenbüsser, blosse Laut-Pleonasmen erscheinen. Nun sind freilich viele Formwörter ursprünglich Stoffwörter — unser zwar ist z. B. ze ware d. i. in Wahrheit — aber der usus verwäscht auch solche Bedeutungen, er macht ganze Sätze, z. B. der Höflichkeitssprache zu Tiraden, ausführlichen Lautgebehrden, wie z. B. ich bitte ergebenst, Sie werden verzeihen, wenn Sie erlauben, wenn Sie es nicht übel nehmen, s'il vous plaît cet.; er macht Wörter der Umgangssprache zu Flickwörtern, wie: ein Bisschen, traun; γάρ in dem Verse Ilias 18, 182 nach Eustathius (p. 1137, 9); ἔμμεναι: Ilias 2, 216 (l. c. p. 205); auch Epitheta, die παρελκόντως stehn, z. B. τάφρος ὀρυκτή, νέκυς τεθνηκώς (nach Enst. p. 1074, 23); er macht auch ursprünglich bedeutsame Sylben zu blosser Paragoge, wie gnädiglich statt gnädig; Epenthesis, wie: dahingegen statt dagegen, oder Prosthesis, wie: Abgesandter statt Gesandter u. d. m. Sind nicht in ἀπαμύνω, reiterare, supervincere, subservire, intermedius; noch mehr z. B. in ἀναχαθίζω die Bedeutungen der Präfixe geschwunden? (Pott, etym. Forsch. 2. Aufl. Th. I, p. 218.) —

An Ausfüllpartikeln ist die Griechische Sprache besonders reich (siehe oben p. 469); das Lateinische hat ihrer nicht viele, obwohl die Grammatiker genug dafür erklären; Priscian (l. c.)

führt an: vero, antem, quidem, equidem, quoqne, enim, nam, namque; Mar. Victorinus (ars gr. T. I, ed. Lind. p. 283) nennt als conjunctiones expletivae: qnidem, equidem, tamen, porro, saltim, prorsus, duntaxat et caetera. Diomedes (art. Gr. p. 409 P.) hat noch profecto, deinde, nimirnm. Im Deutschen sind etwa zu nennen: (dann) denn, wohl, doch, mal, so, eben, um, ja, immer, dial. halt, halter, man u. a. m. Auch in Znsammensetzungen sind parapleromatische Partikeln zu bemerken. Ruddimann (inst. gr. lat. ed. Stallbanm, P. II, p. 371) führt unter Parelkon folgende an: met, te, ce z. B. egomet; dum z. B. agedum: sis z. B. videsis; nam z. B. qnisnam; quam z. B. sanequam; an z. B. fortassean; ne in anne, nnmne, bei denen das Schwinden der Bedeutung klar ist. (Eigentlich ist met [smet]: selbst [Bopp, vergl. Gr. II, p. 114]; sis ist: si vis cet.) —

Aehnlich ist es im Griechischen z. B. mit dem ι demonstrativum an Pronominibus und Adverbien, wie οὑτοσί, νυνί, welches Bopp (vergl. Gr. II, p. 168) mit „hier" übersetzt, wobei uns das Frzsch. cette vie-ci n'est qn'un songe (Voltaire) einfällt. (Mätzner, fr. Gr. p. 169 sq.)

II. Als zweite Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Perissologie, welche weder aus einem Streben nach Deutlichkeit entspringt, noch Nachdruck oder andere rhetorische Wirknngen zu erreichen vorhat, vielmehr die Ansdrucksmittel nur häuft, nm ein längeres Verweilen der Seele bei dem dargestellten Moment abzubilden, sei es, dass sie sich nicht sogleich von ihm zu befreien vermag, sei es, dass sie sich in der Behaglichkeit des Anssprechens gefällt. Wenn sich ein bestimmter Begriff nicht einfach mit seinem Worte bezeichnet findet, sondern umschrieben wird, d. h. durch Anfwendung weiterer Darstellungsmittel kenntlich gemacht, so ist dies Periphrasis. —

Die Bezeichnnngen Perissologie und Periphrasis werden jetzt gewöhnlich in dem Sinne gebraucht, welchen Quintilian (VIII, 6, 61) angiebt. Er sagt: Pluribus verbis cum id, quod uno aut pancioribns certe dici potest, explicatur, periphrasin vocant, circumitum qnendam eloquendi, qui nonnnnquam necessitatem habet, quotiens dictn deformia operit, ut Sallustius: „ad requisita naturae," interim ornatum petit solum, qui est apnd poetas

frequentissimus: „tempus erat, quo prima quies mortalibus aegris incipit et dono divum gratissima serpit.“ (Virg. Aen. 2, 268) et apud oratores non rarus, semper tamen adstrictior. quidquid enim significari brevius potest et cum ornatu latius ostenditur, periphrasis est, cui nomen latine datum est non sane aptum orationis virtuti circumlocutio. verum hoc ut, cum decorem habet, periphrasis, ita, cum in vitium incidit, περισσολογία dicitur: obstat enim quidquid non adjuvat.“ Hiermit stimmt l. IV, 2, 43, wo Quintilian „iterationes: ταυτολογίας, περισσολογίας“ zusammenstellt, während IX, 1, 3; 6; und IX, 3, 98 periphrasis unter den Redefiguren genannt wird. Mit der Perissologie fällt ihm (VIII, 3, 53) die macrologia zusammen, deren Nachbartugend ebenso die periphrasis sei; das für die Makrologie angeführte Beispiel ist aus Livius: „legati non impetrata pace retro domum, unde venerant, abierunt.“ —

So denn auch die Römischen Grammatiker und Rhetoren, wie Donatus (III, 3, 2), der περισσολογία und μακρολογία ohne wesentlichen Unterschied [Pompejus (comment. art. Don.) giebt an: „pleonasmus est in verbo, perissologia in sensu, macrologia in utroque“] zu den vitiis orationis stellt; Diomedes (p. 444), der zu dem Beispiel für die Perissologie: „ibant, qua poterant, qua non poterant, non ibant“ bemerkt: hic excepto ibant omnia supervacua sunt. (cf. Jul. Victor ars rhet. p. 424. Isidorus de rhet. p. 517 in Halm's Rhet. lat. min.) Servius zu Virg. Aen. 1, 658: faciem mutatus et ora nennt ora: perissologia, ebenso zu Aen. 5, 467 das angehängte que in den Worten dixitque et praelia voce diremit. periphrasis dagegen ist Tropus oder Redefigur, z. B. bei Donatus (III, 6), Diomedes (p. 456), Charisius (p. 245), im Carm. de figg. (p. 70 ed. Halm.), Beda (de trop. p. 614 ed. Halm.), auch Gellius (N. A. 3, 1). —

Die Griechen bezeichnen mit der λέξις περιττή keineswegs ausschliesslich eine wegen zu grossen Wortaufwandes tadelnswerthe Rede, sondern im Allgemeinen eine solche, welche sich durch Reichthum und Fülle auszeichnet. Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. gr. ed. Sp. Vol. II, p. 428 sq.) sagt, die περιττότης κατὰ λέξιν zeige sich in dem längeren Verweilen bei der Besprechung und in der Fülle des Ausdrucks. So dehne Demosthenes (Mid. init.) den Sinn: τὴν μὲν ὕβριν Μειδίου πάντες

ἴστε der ethischen Wirkung wegen aus: τὴν μεν ἀσέλγειαν, ὦ ἀνδρες δικασταί, καὶ τὴν ὕβριν, ἢ πρὸς ἅπαντας ἀεὶ χρῆται Μειδίας, οὐδένα οὐδ' ὑμῶν οὔτε τῶν ἄλλων πολιτῶν ἀγνοεῖν οἴομαι. Fülle aber zeige er z. B. in der Rede περὶ τοῦ στεφάνου (p. 229): τοῦ δὲ παφίντος ἀγῶνος ἡ προαίρεσις αὐτὴ ἐχθροῦ μὲν ἐπήρειαν ἔχει καὶ ὕβριν καὶ λοιδορίαν καὶ προπηλακισμὸν ὅμοιον καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα. So verbindet auch Dionysius Hal. (de comp. vb. 3, 18): ἡδέως καὶ περιττῶς; (3, 28): οὐδὲν ἐν αὐτοῖς σεμνὸν οὐδὲ περιττόν; ep. ad Pomp. (p. 127): τὴν περιττολογίαν καὶ τὸ κάλλιον εἰπεῖν; im Iud. de Isocr. 3 nach Theophrast: τὸ μέγα καὶ σεμνὸν καὶ περιττόν. Dem gewöhnlichen Ausdruck ist das περιττόν entgegengesetzt bei Demetrius (de eloc. 77), bei Longin (de subl. III, 4) mit dem Nebenbegriff des zu Künstlichen. — Hiervon ganz verschieden ist der Begriff der μακρολογία, welche z. B. den Greisen wegen ihrer Schwäche eigen ist, wie Demetrius (de eloc. 7) anführt, und die bei Aristoteles (rhet. III, 17) so gruppirt ist: ἔνια περὶ αὐτοῦ λέγειν ἢ ἐπίφθονον, ἢ μακρολογίαν, ἢ ἀντιλογίαν ἔχει. —

Die Periphrasis wird als Redefigur zwar auch bei den Griechen aufgestellt, aber ihr Name wird doch nicht ausschliesslich zur Bezeichnung einer virtus orationis gebraucht. Dionysius Hal. (ep. ad Pomp. p. 127) spricht z. B. von unpassenden Periphrasen: ἐκχεῖται εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις (cf. Longin de sublim. 29, 1). — Bei dem Pseudo-Plutarch (de vit. et poes. Hom. 29) steht sie zwischen dem Pleonasmus und der Enallage: διὰ πλειόνων λέξεων τὸ σημαινόμενον ἀποδίδωσιν, ὃ καλεῖται Περίφρασις· ὡς ὅταν λέγῃ υἱὰς Ἀχαιῶν τοὺς Ἀχαιούς, καὶ βίην Ἡρακλείην τὸν Ἡρακλέα. —

Die Perissologie dehnt den sprachlichen Ausdruck über das Maass aus, welches die Grammatik zum Verständniss des Sinnes verlangt. Es geschieht dies entweder 1) dadurch, dass man sich über den Inhalt oder über die Form der Aussage auch nach den Seiten besonders ausspricht, welche ohnehin durch die nothwendigen Bestandtheile des Satzes genügend klar dargestellt sind, also auseinandersetzt, was sich von selbst zu verstehen scheint: oder 2) dadurch, dass einzelne Begriffe oder die Aussage selbst in veränderten, ähnlichen Ausdrücken öfter wiederkehren.

Eine gewisse Gemüthlichkeit, behagliche Ruhe, ferner ge-

messenes Abwägen, aber auch Würde und Majestät, Gewicht und Nachdruck finden so ihren Ausdruck, nicht minder freilich breite Redseligkeit, salbungsvolle Schwäche und hohler Schwulst. —

Zur Perissologie im ersten Sinne würden solche Zusätze, Epitheta, oder solche Erläuterungen, Epexegesen, gehören, welche selbstverständlich sind, also unnöthig erscheinen. Quintilian (VIII, 6, 40) bezeichnet dieses epitheton als solches, quod ornat, (adpositum oder sequens bei den Römern) d. h. bei dem es genug ist, „convenire id verbo, cui adponitur," so dass die verständige Betrachtung urtheilt: nisi aliquid efficit, redundat. Während hier das sogenannte epitheton ornans unrichtig zu den Tropen gestellt ist, [ebenso bei Diomedes (art. gr. p. 455), Charisius, Donatus u. A.] findet sich nicht minder unrichtig die Epexegesis vielfach bei den Redefiguren untergebracht. Bei Phoebammon (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 47) steht sie unter den σχήματα (λέξεως) τοῦ πλεοναςμοῦ und ist definirt als „ἀσαφοῦς λέξεως ἢ λόγου σαφηνισμός," ebenso bei Georgius Choerobosci. (περὶ τροπ. l. c. p. 256). Der Anonymus des Eckstein (schem. dian. in Rhet. lat. min. ed. Halm p. 73) sagt, sie sei explanatio dicti superioris und führt als Beispiel an: Virg. Aen. 1, 250, wo nos durch tua progenies näher bestimmt wird.

Da das Epitheton ornans noch bei den Redefiguren zu besprechen ist, bemerken wir hier darüber nur Folgendes: Epitheta, wie das von Eustathius oben (p. 473) angeführte: μικρὸν ἀργυφίδιον oder etwa ein weisser Schimmel, empfehlen sich sehr wenig, wenn man sie ausser dem Zusammenhang der Rede betrachtet; aber es ist zu bedenken, dass die Wortbilder, welchen sich die Beiwörter anschliessen, der Vorstellung viele Seiten darbieten, und dass desshalb auch die gewöhnlich vorgestellte noch besonders bezeichnet werden kann, wenn eben auf dieser die Seele verweilt. Es wird z. B. die Vorstellung der Dunkelheit mit dem Worte: Nacht gewöhnlich verbunden, aber, nachdem Lenau (Bitte) die Nacht so auch bezeichnet: „Weil' auf mir, du dunkles Auge," hebt er im Uebrigen in seinen Epitheten ganz Anderes an ihr hervor: „übe deine ganze Macht, ernste, milde, träumerische, unergründlich süsse Nacht;" und selbst, wenn gerade die Dunkelheit hervorgehoben werden soll, wie viele Nüancen bieten die Beiwörter noch:

„So heiss und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht.“

(Lenau: Der schwere Abend.) Der Ausdruck: „Es war dunkle Nacht“ braucht also nicht mehr zu bedeuten, als: „Es war Nacht“ bedeuten kann; aber: „ich musste hinaus in die dunkle Nacht“ ist schon motivirt.

Epitheta der hierher gehörigen Art sind z. B. duftge Rosen, der ferne Himmel, ein runder Ball, die leuchtenden Sterne u. a. m.; auch viele epexegetische Appositionen, welche bei einigem Nachdenken der Hörer sich selbst sagt, z. B. ὁ θάνατος τυγχάνει ὢν ὁυοῖν πραγμάτοιν διάλυσις, τῆς ψυχῆς καὶ τοῦ σώματος, ἀπ' ἀλλήλοιν. (Plato.) Ἂν τις ἀνδρὸς σῶμα τρώσῃ, κεφαλὴν ἢ πρόσωπον ἢ χεῖρας ἢ πόδας, κατὰ τοὺς νόμους φεύξεται τὴν τοῦ ἀδικηθέντος πόλιν. (Lysias.) Hier ist in dem allgemeinen Begriffe das hinzugesetzte Einzelne enthalten. (Krüger Gr. Spr. II, § 57, 10.) Aehnlich: „und jedermänniglich alles Volk liessen sich ihre Freude merken.“ (M. Arndt, Märchen, Th. II, p. 269.)

Mehr noch tautologisch erscheint es, wenn Ilias 9, 124 zu ἵππους ἀγλοφόρους die Erläuterung tritt: οἵ ἄεθλα ποσσὶν ἄροντο, oder wenn Od. 2, 65 es heisst: περικτίονας ἀνθρώπους, οἵ περιναιετάουσι, oder wenn Od. 1, 300 das ὅ οἱ πατέρα κλυτὸν ἔκτα dem πατροφονῆα hinzugefügt wird, so wie, wenn die beigefügte Erklärung nur in der Verneinung des Gegentheils besteht, wie in den bekannten Formeln: ἑκόντες, οὐκ ἄκοντες; γνωτά, κοὐκ ἄγνωτα; ῥητὰ κοὐκ ἀῤῥητα.

Es lässt sich hierbei ein Unterschied zwischen der antiken und modernen Ausdrucksweise nicht verkennen. Wir suchen Zeit zu sparen, und am besten redet uns, wer den Sinn mit Aufwendung der wenigsten Sprachmittel am schärfsten bezeichnet; die Alten legten Gewicht auf das phonetische Element an sich, und eine gewisse musikalische Fülle liess ihr Ohr gern verweilen, wo unser Verstand ungeduldig wird. So empfinden wir z. B. als gespreizt bei Sophocles (Ajax 170): σιγῇ ἄφωνοι; (vs. 282): τί τήνδ' ἄκλητος, οὐδ' ὑπ' ἀγγέλων κληθείς, ἀφορμᾶς πεῖραν, οὔτε τοῦ κλύων σάλπιγγος; bei Euripides (Phoen. 1597): ὃν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν, ἄγονον Ἀπόλλων Λαΐῳ μ' ἔθεσπισεν φονέα γενέσθαι πατρός;

(Androm. 393): ἀλλὰ τὴν ἀρχὴν ἀφεὶς πρὸς τὴν τελευτὴν ὑστέραν οὖσαν φέρει; und diese Art zu reden ist den Alten in der gehobenen Darstellung gewöhnlich, beschränkt sich aber nicht auf die Dichter, Herodot (1, 79) sagt z. B.: ὡς οἱ παρὰ δόξαν ἔσχε τὰ πρήγματα, ἢ ὡς αὐτὸς κατεδόκεε; ebenso (VIII, 4): ἐπεὶ αὐτοῖσι παρὰ δόξαν τὰ πρήγματα — ἀπέβαινε, ἢ ὡς αὐτοὶ κατεδόκεον. Thuc. 5, 47: βοηθοῦσι τρόπῳ, ὁποίῳ ἂν δύνωνται, ἰσχυροτάτῳ κατὰ τὸ δυνατόν. Ebenso ist uns die Rede der Lateiner zu umständlich, wie wenn Cicero (ad Fam. III, 8) schreibt: Faciendum mihi putavi, ut tuis litteris brevi responderem; (pro Tull. 47): Lex permittit, ut furem noctu liceat occidere; (pro lege Man. 13): tum statuetis, quid apud exteras nationes fieri existimetis. —

Eine sehr gewöhnliche Weise der Perissologie ist es, die in einem Verbum bezeichnete Art der Thätigkeit noch durch einen besonderen Zusatz eben als Thätigkeit hinzustellen, wie: „ich werde die Thüre zumachen gehn;“ Göthe: „Das Frauenzimmer kam ihnen entgegen getreten;“ Schiller: „Heulend kommt der Sturm geflogen;“ Plutarch (de ed. lib. 7): τὸ μέγιστον, — ἔχομαι φράσων; Ilias 9, 87: καὶ δέ μεσον τάφρου καὶ τείχεος ἶζον ἰόντες; Ilias 4, 199: βῆ δ' ἰέναι; Ilias 11, 617: βῆ δὲ θέειν; ebenso οἴχομαι ἀπιών; Od. 1, 127: ἔγχος μὲν ῥ' ἔστησε φέρων; Virg. Aen. 1, 528: venimus vertere; besonders häufig wird bei uns thun (wie im Englischen emphatisch als umschreibend: to do) hinzugefügt: Thut euch der Teufel plagen? (Schiller.) Ich thät das Reisen wählen. (Claudius.) Er thät mit Sitten des Königs Tochter bitten. (Uhland.) (cf. Grimm, Gramm. Th. IV, p. 94.) — Im Französischen und Englischen werden aller und to go zu Futuralbezeichnungen: je vais partir, I go to walk; auch sonst z. B. aller se promener; je serai ce jour à tel endroit, venez m'y rejoindre. (Acad.) – en vous permettant de nous venir voir ici. (Perrault.) — Die Deutsche schwache Conjugation hat ihr Imperfektum eben durch Anfügung von thun gebildet; goth. sôkidedum ist: suchen thaten, salbôda: ich salbte (Bopp, vergl. Gr. Th. II, p. 503 sq.)

Die zweite Art der Perissologie, Häufung von synonymen Wörtern zur Bezeichnung desselben Begriffes, wird meist als rhetorisch aufzufassen sein. Bei Ernesti (lex. techn. Gr. rhet. p. 135) ist bemerkt: „Ἐπίχυσις, auctore Eustath. ad Hom. ξ, 511 sq.

p. 1000: Rhetoribus dicta est ποικιλία ῥημάτων ἰσοδυνάμων, h. e. artificium eandem rem crebra verborum varietate exprimendi. Alio loco ad Iliad. σ, p. 1153: τὴν ἐπιμονὴν καὶ τὴν ἐπίχυσιν τῶν ἐν τοῖς ῥηθεῖσι ταυτοδυνάμων λέξεων jungit.“ — Die Seele verweilt bei einem Begriffe, weil sie sich nicht sogleich von ihm losmachen kann und kann desshalb im Aussprechen desselben sich nur schwer genugthun. Mit welcher Fülle bekleidet nicht die Leidenschaft, z. B. beim Schimpfen ihre böse Bezeichnung! „Du bist ein Schuft!“ will Kent (Shakesp. K. Lear, II, 2) dem Steward sagen, aber nun äussert er sich perissologisch: A knave; a rascal, an eater of broken meats; a base, proud, shallow, beggarly, three-suited, hundred-pound, filthy worsted-stocking knave; a lily-liver'd, action-taking knave; a whoreson, glass-gazing, super-serviceable, finical rogue; one-trunc-inheriting slave; one that would'st be a bawd, in way of good service, and art nothing but the composition of a knave, beggar, coward, pander, and the son and heir of a mongrel bitch. — Es wird bei den Redefiguren diese Art von Häufung als ἐπιμονή, auch wohl congeries, συναθροισμός besonders aber als συνωνυμία cet. aufgeführt, über welche termini später zu reden ist.

So wirft der zornige Agamemnon dem Achill vor (Ilias I, 286): ὅδ' ἀνὴρ ἐθέλει περὶ πάντων ἔμμεναι ἄλλων, πάντων μὲν κρατέειν ἐθέλει, πάντεσσι δ' ἀνάσσειν, πᾶσι δὲ σημαίνειν, wozu Eustathius (p. 105) gut bemerkt: καὶ ὅρα καὶ τὴν τοιαύτην ταυτολογίαν τοῦ Ἀγαμέμνονος μὲν οὖσαν, πρέπουσαν δὲ ἀνδρὶ θυμουμένῳ. καὶ γὰρ ὁ θυμὸς οὐκ ἐπιτρέπει τῷ λαλοῦντι συλλέγειν νοήματα, ἀλλὰ μίαν ἔννοιαν ἐμπεριελείσας τῷ στόματι ἀφίησι μιασσᾶσθαι αὐτήν. οὐδέ ποτε γὰρ οἴονται οἱ θυμούμενοι ἱκανῶς εἰρηκέναι, ὡς φασιν οἱ σοφοὶ ἀλλὰ πολλάκις ἐπανακυκλοῦσι τὰ αὐτά. ὁ γοῦν Ἀγαμέμνων ἐνταῦθα τὴν μίαν ἔννοιαν τετράκις ἔτρεψε. ταυτολογήσει δὲ μετ' ὀλίγα καὶ ὁ Ἀχιλλεύς cet. —

So weit nun von dieser Ausdrucksweise als einer grammatischen Figur zu sprechen ist, gehört sie besonders der Volkssprache. Vieles Derartige ist formelhaft geworden. Man verbindet z. B.: Er zittert und bebt; mit Schimpf und Schande; sengen und brennen; ich melde und thue kund; Gift und Galle; mit Ach und Krach; ohne Ruh' und Rast; er ächzt und stöhnt; mit Fug

und Recht; hegen und pflegen; Geld und Gut; mit Sack und Pack; hinter Schloss und Riegel; bis an den hellen, lichten Tag u. a. m.

Plautus Sprache bekommt u. A. durch solche Perissologie Volksthümliches, wie z. B. Mil. II, 5, 42: neque vos qui sitis homines novi neque scio; Mil. IV, 8, 38: metuoque et timeo; Capt. III, 4, 23: saluti fuit atque eis profuit; Rud. I, 44, 22: accede atque adi; Truc. IV, 4, 31: abiit, abscessit; Trin. IV. 4, 4: — probo et fideli et fido et cum magna fide. Et salve! et salvom te advenisse gaudeo. —

Besonders reich an solchen Häufungen sind die semitischen Sprachen; auch der Parallelismus der Glieder in den hebräischen Psalmen gehört dahin. Die Menge der Synonyma erscheint in diesen Sprachen um so grösser, als die Epitheta ohne Schwierigkeit auch für die Wörter selbst gebraucht werden. Renan (hist. d. lang. sem. p. 385 sq.) bemerkt z. B. in Bezug auf den 119. Psalm: divisé en vingt-deux octaves ou cent soixante et seize versets, dont chacun, sans en excepter un seul, renferme l'expression toujours diversifiée de la loi de Dieu. Der wunderbare Reichthum des arabischen Lexikons ist bekannt; es werden z. B. 500 Namen für Löwe aufgezählt, 200 für Schlange, 1000 für Schwert, 400 für Unglück, 5744 auf das Kameel bezügliche u. d. m. —

Eine besonders häufige Art perissologischen Ausdrucks ist ferner die Periphrasis, welche statt des bestimmten Wortes eine weitere, dessen Begriff umschreibende Bezeichnung setzt, wie etwa statt „ich“: meines Vaters Sohn. —

Die Periphrasis wird, wie erwähnt, überwiegend den rhetorischen Figuren zugeordnet; es sind jedoch der Veranlassungen sehr viele, welche sie herbeiführen, so dass sie auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch keineswegs fremd ist. Da in der ausgebildeten Sprache die Wörter nur noch als Zeichen empfunden werden, tritt oft der Fall ein, dass deren blosse Nennung zur Darstellung des Gedankens nicht auszureichen scheint; sie gehn zu schnell an der Seele vorüber, und man verleiht ihnen desshalb grösseren Umfang und zwingt so, bei ihrem Begriff zu verweilen. Becker (Organism. d. Spr. p. 597) sagt: „Die Sprache bezeichnet die Hervorhebung des Begriffes sehr oft durch einen grösseren Umfang des Ausdruckes, indem sie einen einfachen Begriff durch

ein Satzverhältniss ausdrückt, z. B. „Da noch Alles lag in weiter Ferne“ (st. fern war); Du zwingst mich, eine Wahl zu treffen“ (st. zu wählen) u. a. m.; ebenso (p. 600): „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind“ (von vergangenen Zeiten); „Wenn ich dem Kaiser, der mein Herr ist, so mitspielen kann;“ „Gebiete mir, was menschlich ist;“ „Es ist nur Eines, was uns retten kann;“ „Nicht das Schaffot ist's, was ich fürchte;“ „Das ist's, wovor ich zittre;“ u. d. m. — Aehnlich: τὴν μὲν οὖν τυφαννίδα ὁ παύσας εἰμὶ ἐγώ. (Lucian). ὅτι σπονδάς τε λελυκότες εἶεν. (Thuc. 1, 67); διδόναι ἄχεσι τινά statt λυπεῖν (Od. 19, 167); διδόναι τινὰ ὀδύναις statt ὀδυνᾶν (Ilias 5, 397); διδόναι πυρί statt καῦσαι (Od. 24, 65). (cf. Vigerus, Graec. d. idiot. p. 342.) So bei Cicero (ad Div. XIII, 12): est abhorrens; bei Plautus: ut tu sis sciens; Terenz (Hec. III, 5, 51): si est, ut velit reducere uxorem. — Bei den Franzosen: „C'est une belle chose que la gloire;“ est-ce-que vous pleurez? und zwar bei diesen gewöhnlicher, als im Deutschen. Wenn statt des einfachen Wortes die Umschreibung aus der Sphäre des allgemeinen Begriffs synekdochisch eine Theilvorstellung entnimmt, wirkt sie durch Frische der Anschauung. So sagt die Volkssprache statt: es ist nahe, „es ist einen Hundeblaff weit;“ statt: am Morgen, „als die Sonne aufging,“ „als der Hahn krähte;“ statt: er ist klug, hyperbolisch: „er hört das Gras wachsen,“ „kann durch ein Eichenbrett sehn,“ „sieht den Wind auf der Gasse laufen, und hört die Fliegen husten.“ (Grimm, Kinder- u. H. Märch. I, p. 205); statt: er ist zu fürchten, „mit ihm ist nicht gut Kirschen essen;“ statt: er ist feige, „er hat das Herz in den Hosen.“ — In Lichtenberg's: „Patriotischer Beitrag zur Methyologie der Deutschen“ werden periphrastische Redensarten aufgezählt, durch welche die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten, z. B. er hat einen Schuss, Hieb, Strich; er hat etwas im Kopf; die Zunge ist ihm schwer; er ist fertig; er sieht den Himmel für eine Bassgeige an; er ist im Oberstübchen nicht richtig; er hat seine Ladung; er hat des Guten zu viel gethan; er hat schief geladen; he hat wat in de Krone; he hett to deep int Glas kekeu u. a. m.

Umgekehrt kann die Periphrasis auch die Bestimmtheit eines Ausdrucks abschwächen, indem sie ihm in weiterer Ausführung das sinnlich Treffende nimmt, oder doch einen allgemeineren Begriff

an seine Stelle setzt. Dahin gehören die sogenannten euphemistischen Umschreibungen: z. B. für sterben: supremum diem obire, naturae satisfacero; fato perfungi; cedere vita; vitam cum morte commutare; καταλύειν τὸν βίον, ἐξ ἀνθρώπων ἀφανίζεσθαι, εἰς θεοὺς ἀπιέναι; er ist heimgegangen; er wurde zu seinen Vätern versammelt; ihm ist wohl; er ruht, er ist geschieden; décéder, succomber; to depart (from this life), decease u. a. m. —

III. Als dritte Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Tautologie, welche nicht nur dem Sinne nach, sondern mit denselben Worten das schon Gesagte wiederholt. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter Tautologie die aus Unfähigkeit oder Nachlässigkeit herrührenden Wiederholungen desselben Sinnes, ohne dabei an eine Identität der Worte zu denken. (vide z. B. Adelung, über den Dtsch. Styl, Bd. I, p. 191.) In der That sind wörtliche Wiederholungen ganzer Sätze nur bei besonders matten, ideenlosen Individuen zu finden — wenn sie nicht absichtlich, also rhetorisch, gegeben werden — wie etwa ein Battologisches: „Dies Mal wird es wohl ein gutes Jahr geben; — ja, ein gutes Jahr wird es wohl geben," wo denn der Fortschritt des Gedankens, wie ihn die Umstellung der Worte andeutet, allein in seinem Schaukeln zwischen Subjekt und Prädikat besteht. Häufiger ist die Wiederholung einzelner Wörter, welche in der Rhetorik besonders mit ταυτότης bezeichnet wird. Was nun die Wiederholungen des Sinnes betrifft, so gehört hierher mehr oder weniger Alles, was wir über den Pleonasmus sagten, namentlich in den Bemerkungen über Perissologie, und in wissenschaftlicher Beziehung wird es sich empfehlen, die Bezeichnung der Tautologie nur da anzuwenden, wo es sich um die Wiederkehr derselben Worte handelt. Es scheint dies übereinzustimmen mit dem Sinne, in welchem Quintilian den terminus gebraucht. Er nennt (IV, 2, 43) die Tautologie mit der Perissologie als Fehler; später (VIII, 3, 50) definirt er sie als: „ejusdem verbi aut sermonis iteratio" und fügt hinzu: „haec enim, quamquam non magno opere a summis auctoribus vitata, interim vitium videri potest, in quod saepe incidit etiam Cicero securus tam parvae observationis, sicut hoc loco: (p. Cluent. 35, 96) non solum igitur illud judicium judicii simile, judices, non fuit. interim mutato nomine

ἐπαναλῆψις dicitur, atque est et ipsum inter schemata, quorum exempla illo loco quaerenda, quo virtutes ernnt.“ Aus der Definition selbst, dem angeführten Beispiel und der Gleichstellung mit der epanalepsis (vid. oben p. 475 sq.) ergiebt sich der beschränkte Sinn, in welchem Quintilian den terminus fasst. Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. Gr. Sp. II, p. 427 sq.) nennt die Wiederkehr desselben Wortes ταυτότης ὀνομάτων und giebt dieser in besonderen Fällen den Vorzug vor der ποικιλία ὀνομάτων. So sei z. B. in der Stelle bei Homer (Od. 19, 205):

ὡς δὲ χιὼν κατατήκετ' ἐν ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν,
ἣν τ' Εὖρος κατέτηξεν, ἐπὴν Ζέφυρος καταχεύῃ,
τηκομένης δ' ἄρα τῆς ποταμοὶ πλήθουσι ῥέοντες;
ὣς τῆς τήκετο καλὰ παρήϊα δακρυχεούσης. —

weder λείβεται, noch χεῖται, noch λύεται so passend als τήκεται. — Von den Römischen Grammatikern wird tautologia jedoch allgemeiner als eine überflüssige Wiederholung von Ansdrücken desselben Sinnes definirt. Donatus (ars gr. III, 3) sagt: ταυτολογία est ejusdem dicti repetitio vitiosa, nt egomet ipse, und Charisius (inst. gr. IV, 3): ταυτολογία est ejusdem aut idem significantis verbi iteratio, ähnlich Diomedes u. A. — Ebenso ist es bei den Griechischen Sammlern von Redefiguren. Phoebammon (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) sagt: ταυτολογία λέξεων ἐστὶ ταὐτὸ σημαινουσῶν παράλληλος θέσις, ὡς εἰ λέγοιμεν, ὀξεῖς εἰσι καὶ ταχεῖς ἢ μελληταὶ καὶ βραδεῖς; so auch Zonaeus (l. c. p. 165), Anonym. (l. c. p. 182). —

Die Tautologie, wie wir sie fassen, ist die schärfste Ausprägung des Pleonasmus, und sie ist desshalb am meisten in dem Falle, nur entweder als Fehler oder als rhetorische Figur zu erscheinen. Es ist so die Redeweise Ungebildeter: „von wegen meinetwegen,“ „alle mein Lebtage habe ich so 'was nicht erlebt,“ und nicht ungewöhnlich, wie bei Grimm (Kinder- und Hausmärch. Th. I, 270) von dem Ehepaar berichtet wird, welches sich Kinder wünscht: „man se kregen keen und kregen keen.“ Wie aber auch die gebildete Sprache diese Wiederholungen desselben Wortes nicht immer meidet, zeigen die Beispiele, welche wir oben (p. 419 sq.) anführten. — Rhetorisch ist schon: „ich sah, was ich sah;“ „was geschehen ist, ist geschehen;“ „wem ich aber gnedig bin, dem bin ich gnedig, nnd wes

ich mich erbarme, des erbarme ich mich.“ (Luth. Bib.); wie Hermann (zum Viger. p. 709) anführt: „Eur. Or. 79. ἔπλευσ', ὅπως ἔπλευσα, ϑεομανεῖ πότμῳ. Formulam ἔπραξεν ἃ ἔπραξεν, et similes usurpant ii, qui rem clarius exponere aut nolunt, aut nequennt.“ — Jener „insigne litterarum initium“ des Tiberius, wie ihn Tacitus (Ann. 6, 6) und Sueton (III, 67) berichten, gehört hierher: Quid scribam vobis P. C. aut quomodo scribam, aut quid omnino non scribam hoc tempore, dii me deaeque pejus perdant, quam perire me qnotidie sentio, si scio. Rhetorisch wirkt namentlich auch in der Tautologie eine veränderte Wortstellung, z. B. bei Terentius (Phorm. II, 3): pro deum immortalium, negat Phanium esse hanc sibi cognatam Demipho? Hanc Demipho negat esse cognatam? — Eustath. p. 147, 171 nennt dergleichen, wie εἰπεῖν ἔπος, εἶπας ἔπος cet. den τρόπος ἐτυμολογίας. — Das, was als rhetorische Tautologie zu bezeichnen wäre, wird bei den Figuren der Annomination, dann der Palillogie, Epanalepsis cet. zu besprechen sein.

B. Die Ellipse.

Die Ellipse ist im Allgemeinen zu fassen als eine Auslassung von Worten in einem Satze; als eine solche jedoch, dass durch diese Auslassung die Darstellnng des Gedankens, also auch das Verständniss nicht beeinträchtigt wird, weil das Fehlende ans dem Znsammenhang ergänzt werden kann. Die grammatische Ellipse ist meistens der Art zum usus geworden, dass eine durch ihre Ausfüllnng vervollständigte Rede auffallond, unschön oder selbst sprachwidrig erscheinen würde, wie wenn man statt: „er hat den Kürzeren (Halm) gezogen;“ „Glück auf!“ „er kann nicht weiter (gehn),“ die Redo auch in dem, was sie andeutet, ergänzen wollte.

Ellipsen sind eingetreten theils aus phonetischen Gründen, sofern hierdnrch der Lautkörper sich gedrängter, abgerundeter, minder schleppend gestaltete, theils in Veranlassung des darzustellenden Inhalts, welcher nicht vollständig oder nicht bestimmt bezeichnet werden sollte. Bei den Ellipsen der ersteren Art sollte also Wesentliches nicht weggelassen werden, man hatte bei ihnen nur das Bedürfniss, den Ausdrück an seinem Lautstoff zu kürzen; desshalb erscheinen sie von formeller Natur, und die Lücke, welche sie bewirken, ergänzt sich in unserer Vorstellung leicht und in

bestimmten Worten; die Ellipse der zweiten Art entsteht aus einer Reflexion auf den Sinn, hält absichtlich die Darstellung unbestimmter, wird desshalb eher als rhetorisch empfunden, und findet ihre Ergänzung nur in der allgemeinen Sphäre des dargestellten Gedankens, so dass sie sich in verschiedenen Worten oder vielmehr Sätzen ausprägen kann. Wenn also z. B. Schiller (Jungfrau v. Orl. II, 2) sagt: „Ich liebe (den), wer mir Gutes thut, und hasse (den), wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn, den ich geboren, (welcher mich verletzt), (so ist er) desto hassenswerther;" so werden hier nothwendig die bestimmten, von uns eingesetzten Worte ergänzt, und es ist aus dem Lautganzen fühlbar, warum sie fehlen. Wenn er aber sagt (Glocke): „Glücklich ist die Form gefüllt; wird's auch schön zu Tage kommen, dass es Müh und Fleiss vergilt? Wenn der Guss misslang! Wenn die Form zersprang! so ist die Ergänzung den Worten nach unbestimmt, etwa: so wäre das ein gar gewaltiges Unglück, oder: so wäre alle Mühe umsonst gewesen, oder: so wäre es mit dem Werke völlig vorbei. Auch hier fühlt man leicht, warum die Rede vermeidet, den Gedanken in klären Worten zu Ende zu führen. Im Uebrigen ist die Ausdrucksweise gar nicht ungewöhnlich; man sagt z. B. Wenn es aber regnete! mit unbestimmter Ergänzung. — Beide Arten der Ellipse können rhetorischen Charakter erhalten, wenn die Ergänzungen uns weniger geläufig erscheinen, wie, wenn Schiller (l. c.) sagt: „Ich darf ihn hassen, (denn) ich hab' ihn geboren;" und: „Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit, und wer mich hier verwundet — Doch warum mit euch mich streiten über meine Rechte?" Im ersteren Falle hätten wir die rhetorische Ellipse als Asyndeton, im zweiten als Aposiopesis. —

Von der Ellipse wesentlich unterschieden ist die Brachylogie, mit welchem Terminus ebenfalls eine Kürzung der Rede bezeichnet wird, eine solche jedoch, welche selbst zum usus gebildeter Rede geworden ist, in der das Selbstverständliche wegbleibt. Namentlich wenn die Satzconstruktion von selbst eine Wiederkehr derselben Wörter herbeiführen würde, welche unnöthig wäre, weil der schon ausgesprochene Begriff fortwirkt und daher ohne Schwierigkeiten ergänzt werden kann, so wird dies Wort nach dem usus beim zweiten Mal ausgelassen. Die Ergänzung

ist dabei auch möglich, wenn sie den Begriff in einem anderen Casus, Numerus, Modus oder in einer anderen Person (bei Verben) aus dem vorhandenen Ausdruck entnehmen muss. Wenn also z. B. statt des Satzes: „ich fürchte, dass ich betrogen bin," man sagte: „ich fürchte, ich bin betrogen," so ist hier Ellipse unserer ersten Art; hiesse es aber: „ich fürchte betrogen zu sein," so würden wir diese Satzverkürzung Brachylogie nennen, denn die Wiederholung des „ich" ist vermieden. Brachylogie also wäre z. B. auch: „sie verschonten weder Weib noch (verschonten sie) Kind," und: „ich finde Trost, wo Du Schmerzen" (findest). — Hiernach steht die Brachylogie im Gegensatz zur Perissologie, welche durch Wiederholungen ein Verweilen bei dem Sinn herbeiführt; beide scheinen, während Pleonasmus und Ellipse der Kunsttechnik der Sprache im Allgemeinen angehören, besonders der Entwickelung des Stils, der literarisch gebildeten Rede ihre Ausbildung zu verdanken.

Der Gebrauch der hierher gehörigen Terminologie ist ungemein schwankend und zwar ebenso bei den Neueren wie bei den alten Grammatikern und Rhetoren. Was die Neueren betrifft, so führe ich z. B. an, dass die Stelle Ilias I, 581: *εἴ περ γάρ κ' ἐθέλῃσιν Ὀλύμπιος ἀστεροπητὴς ἐξ ἕδεϊ στυφελίξαι — ὁ γὰρ πολὺ φέρτατός ἐστιν* — welche wir als grammatische Ellipse unserer zweiten Art fassen würden, von Faesi (zu dieser Stelle): Brachylogie genannt wird, von Ameis (ebenda): Aposiopese, von Passow (Handwörterb. 5, p. 782): Ellipse, wobei Faesi ergänzt: „so kann er es, so vermögen wir nichts dagegen;" Ameis: „dann wehe uns!" Passow: „*στυφελίξει*" oder „*δυνήσεται στυφελίξαι.*"

Die Alten bezeichneten mit *ἔλλειψις* auch die Auslassung eines einzelnen Buchstabens oder einer Sylbe. (vide bei Josephus Rhac. oben p. 446.) Tryphon (*περὶ τροπ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 198) nimmt so *ἔλλειψις* als den allgemeineren Begriff zur *ἀφαίρεσις*, *συγκοπή* und *ἀποκοπή*; [Auslassung einer Sylbe bezeichnet es auch bei Priscian (Inst. Gramm. VIII, 4, 23)]; Zonaeus (*περὶ σχημ.* Rh. Gr. Vol. III, p. 167) stellt die Ellipse doppelt auf: als etymologische und als Redefigur; ebenso Gregor. Cor. der (De dial. ed. Schaef. p. 672) eine *ἔλλειψις λόγου* nennt und (p. 456) eine *ἔλλειψις φωνήεντος.* — Gregorius Cor. (*περὶ τροπ.* Rh. Gr. III, p. 221) definirt die Ellipse als *φράσις οὐ κατὰ τὸ πλῆρες ἐκφερομένη ἀλλὰ μιᾷ λέξει ἢ πλείοσιν ἐλλείπουσα*

und sagt, dass man sie auch προσυπακουόμενον nenne. Mit dieser Fassung stimmen im Allgemeinen auch Phoebammon (περὶ σχ. III, p. 46), Tiberius (περὶ σχημ. III, p. 78 sq.), Kokondrius (l. c. p. 242), Georg. Choerob. (l. c. p. 252), Anonym. (περὶ σχημ. l. c. p. 155), Anon. (περὶ τροπ l. c. p. 211) u. A. Im Einzelnen freilich ist bei diesen Rhetoren in der Auffassnng der zur Ellipse gehörigen Fälle eine Unterscheidung zwischen grammatischer, rhetorischer Ellipse, Brachylogie nicht ersichtlich. So würden wir das Beispiel des Anonymns (τεχ. ῥητ. Vol. I, p. 437) für die Ellipse: σὺ τοῦτον φιλεῖς καὶ οὗτος σέ (φιλεῖ) zur Brachylogie stellen, von den Beispielen, welche Alexander (περὶ σχημ. Vol. III, p. 33) anführt, das erstere als rhetorische Ellipse, das zweite als Brachylogie fassen.

Die Art, wie Quintilian die Ellipse bespricht, lässt Vieles unklar. Zunächst ist ihm ἔλλειψις (I, 5, 40) als eine Art des Soloecismus: „vitium detractionis," dann stellt er sie als vitium mit dem tropus der Synecdoche zusammen (VIII, 6, 21), da auch bei ihr ein Wort aus anderen ergänzt werde, wie bei jener z. B. das Ganze aus dem Theil, aber doch scheint es ihm besser, sie unter die Redefiguren zu bringen, und so bespricht er (IX, 3, 58 sq.) die figurae, quae per detractionem fiunt, ohne jedoch den Namen der Ellipse zu gebrauchen. Folgende Fälle unterscheidet er: 1) „cum subtractum verbum aliqnod satis ex ceteris intellegitur, ut Caelius in Antonium: stupere gaudio Graecus: wo man ergänze: coepit;" 2) „in quibus verba decenter pudoris gratia snbtrahuntur:

„novimus et qui te, transversa tuentibus hircis,
et qno, sed faciles Nymphae risere, sacello."

(Virg. Ecl. 3, 8) wo man etwa ergänzen wird: corruperit; 3) „per detractionem figura — cui conjunctiones eximuntur; es ist dies das IX, 3, 50 genannte: ἀσύνδετον;" 4) das sogenannte ἐπεζευγμένον, (al. l. συνεζευγμένον) in qua unum ad verbum plures sententiae referuntur, quarum unaquaeque desideraret illnd, si sola poneretur z. B. vicit pudorem libido, timorem audacia, rationem amentia. (Cic. p. Cluent. 6, 15.) Wir würden dies eine Zusammenziehung beigeordneter Sätze nennen. —

Man sieht, dass Quintilian überall (abgesehen von der Einmischnng der Synecdoche) Grammatisches und Rhetorisches durch

einander wirft. Der erste Fall bei ihm zeigt eine grammatische Ellipse unserer ersten Art; das zweite aus Virgil von ihm citirte Beispiel würde unserer zweiten Art der Ellipse entsprechen, wenn Quintilian in seiner Behauptung Recht hätte: „hanc quidam aposiopesin putant, frustra; nam illa quid taceat, incertum est aut certe longiore sermone explicandum, hic unum verbum et manifestum quidem desideratur: quod si aposiopesis est, nihil non, in quo deest aliquid, idem appellabitur;“ aber hier, wie auch in dem zweiten von ihm gegebenen Beispiel aus Cicero: data Lupercalibus, quo die Antonius Caesari (zu ergänzen: diadema imposuit) haben wir es mit keiner bloss formellen Auslassung zu thun, sondern mit einer wirklichen Aposiopesis. Der dritte Fall seiner detractio, das Asyndeton, ist rhetorischer Art; der vierte, die Satzzusammenziehung würde von uns zur Brachylogie gestellt werden, und gehört in die Grammatik, wie Quintilian selbst zu sehen scheint, wenn er sagt: „sed haec adeo sunt vulgaria, ut sibi artem figurarum adserere non possint.“ — Die Terminologie würde klarer sein, wenn Quintilian von der Vorstellung sich hätte befreien können, Ellipse als Weglassung von Wörtern, die doch eigentlich verlangt würden, sei ein Fehler; nun fehlt ihm sogar für die zwei ersten Fälle ein bezeichnender terminus, und doch ist ja seine detractio, [wie z. B. auch Aquila Romanus (de figg. § 46) die Elleipsis übersetzt] nichts, als eben die Ellipse.

Von den Römischen Grammatikern findet sich die Ellipse nun auch als zu den „vitiis“ gehörig anfgeführt, und so ist der Name denn zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse geblieben. —

So definirt Diomedes (p. 445): Ellipsis est necessaria dictione fraudata sententia, defectus quidam necessariae dictionis quam desiderat praecisa sententia, ut est „terris jactatus et alto“ (Virg. Aen. 1, 3) cum desit in praepositio cet; ähnlich Clarisius (IV, 3), Isidorus (de rhet. c. 20. Rhet. l. ed. Halm p. 517.), Donatus (III, 3) zu dessen Beispiel: „haec secum“ (Virg. Aen. I, 37) Pompejus bemerkt: subaudimus (προσυπακουόμενον) enim aliquid, loquebatur, cogitabat, tractabat. — Unter den Redefiguren, welche die Rede schmücken, zählen die Ellipse auf: Aquila Romanus, das Carmen de figuris, Martianus Capella. (Rhet. lat. ed. Halm p. 37, 70, 483.) —

Was ferner den Begriff der Brachylogie anlangt, so stimmt

unsere Fassung desselben im Wesentlichen überein mit der des Anaximenes in der Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον cp. 23. Das Βραχυλογεῖν erfolgt, wie der Verfasser angiebt, dadurch, dass wir Einen und zwar den kürzesten Ausdruck zur Bezeichnung wählen, dass wir nur wenige Verbindungen machen und vielmehr zusammenziehn (χρὴ δὲ καὶ συνδέσμους ὀλίγους ποιεῖν, τὰ πλείστα δὲ ζευγνύναι), und während man so bezeichne, müsse Ein Ausdruck sich auf Zweierlei beziehen, und so die kurze Wiederholung von den Theilen weggenommen und nur am Redeschluss vorgebracht werden — (ὀνομάζειν μὲν οὕτω, τῇ δὲ λέξει εἰς δύο χρῆσθαι, καὶ παλιλλογίαν τὴν σύντομον ἐκ τῶν μερῶν ἀφαιρεῖν, ἐν δὲ ταῖς τελευταῖς μόνον παλιλλογεῖν). Unter Brachylogie wird hiernach also im Allgemeinen: knappe Darstellung, im Besonderen: grammatische Kürzung und Zusammenziehung der Sätze verstanden. Aehnlich unterscheidet Aristides (τεχ. ῥητ. Sp. Vol. II, p. 500) eine βραχύτης und συντομία κατὰ γνώμην und κατὰ λέξιν; nach der letztern vermeide man Paraphrasen, gleichbedeutende Ausdrücke (ἰσοδυναμοῦντα) cet. Der Terminus bezeichnete dann gewöhnlich, was wir Lakonismus in der Darstellung nennen, wie Lycurgus bei Plutarch (Lyc. 19) βραχυλόγος καὶ ἀποφθεγματικός genannt wird, cf. auch Demetr. de eloc. 7, Tryphon (περὶ τροπ. Sp. Vol. III, p. 202), Rutilius Lupus (Rhet. lat. ed. Halm p. 17.) Carmen de figuris (l. c. p. 65). — Cicero (de or. 53) nennt dies „concisa brevitas." Quintilian fasst die βραχυλογία specieller, verweist sie (VIII, 3, 82) unter die Redefiguren und bezeichnet (IX, 3, 50) das Asyndeton als zu ihr gehörig. —

Was nun zunächst die Ellipse betrifft, so haben wir solche unterschieden, welche aus phonetischen Gründen erfolgt ist, so dass die ausgelassenen Wörter den Gedankengehalt nicht berühren, von solcher, welche einen Inhalt nicht vollständig ausdrückt. — Was die Ellipsen der ersten Art betrifft, so handelt es sich bei ihnen natürlich nicht um das Eintreten von Lautwirkungen im Einzelnen, sondern um eine dem Satzinhalt entsprechende lautliche Darstellung, welche durch Weglassung von Formwörtern an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Von ihnen vornehmlich gilt, was Grimm (Gr. Th. IV, p. 131) von Verbalellipsen bemerkt: „Ausgelassen werden kann nur durch dessen Verschweigung keine

Undeutlichkeit erwächst. Frische, lebendige Wörter unterliegen der Ellipse nicht, sondern die deren Sinn durch öftere Wiederkehr erblasst ist; an bestimmter Stelle, neben gewissen andern, ihnen gewöhnlich verbundenen Ausdrücken verstehen sie sich gleichsam von selbst.“ —

Aber auch Wörter oder Sätze, welche sonst im usus noch frisch und lebendig wirken, d. h. einen bestimmten Inhalt bieten, können unter gewissen Umständen, wenn der Zusammenhang mit genügender Deutlichkeit ihren Begriff angezeigt, weggelassen werden, und die Theorie muss sie von den Ellipsen der ersten Art unterscheiden. — G. Hermann (De ellipsi. Viger. p. 868) will von Ellipsen dieser Art, bei welchen eine Auslassung „ob rhetoricam rationem“ stattfindet, nichts wissen, aber eine ratio rhetorica, wenn auch unbewusst, liegt allen syntaktischen Figuren ursprünglich zu Grunde, sei es, dass der Laut, sei es, dass der Sinn die Anregung gab, und Hermann selbst muss zugestehn: „fit, ut aposiopesis, ubi multo usu sic trita est, ut jam etiam ad grammaticas leges nihil deesse videatur, in ellipsin vertat, ut in formula εἰ δ' ἄγε, quae quum proprie significaret, sin vero placet, age, deinceps ita usurpari coepta est, ut nihil aliud quam age vero notaret.“ — Man sieht allerdings leicht, dass die Beurtheilung der einzelnen Fälle des elliptischen Ausdrucks, wie sie nach der angegebenen prinzipiellen Unterscheidung zu sondern sein würden, schwanken muss, denn wie die jetzt als Formwörter erscheinende Verba die ursprünglich sinnliche Bedeutung erst allmählich zum grossen Theil verloren haben, so wird der Begriff anderer durch die Beziehungsformen im Satze schon so sehr angedeutet, dass ihre Hinzufügung den Werth einer formellen Vervollständigung des Satzes kaum übersteigen würde. —

Wenn also z. B. die Ellipsen: „Ein Mann, kein Mann;“ „que faire?“ „Was thun?“ (Schiller) zweifellos der ersten Art sind, und ebenso entschieden man: „Dass Dich“ — „Hol' mich“ — „μὰ τόν,“ „ναὶ μὰ τόν,“ das berühmte Lakonische; „ἢ τὰν ἢ ἐπὶ τᾶς“ der zweiten Art zurechnen wird, so kann man doch schwanken z. B. bei den Ellipsen: „Was soll das?“ „Di melius“ (Prop. IV, 6, 65), „er muss fort!“ u. a. m.

Eine andere Schwierigkeit für die Ellipsen beider Arten besteht darin, dass die erstere sich schwer überall mit Sicherheit

von der Brachylogie, die zweite von der Aposiopese unterscheiden lässt. Man nahm früher auch dann Ellipsen an, wenn doch nur ein knrz andeutender Ausdruck vorlag, der sich mit allgemeiner Bezeichnung begnügte, wo freilich auch eine bestimmtere möglich war. So ist z. B. Ajax Oilei (Virg. Aen. I, 41); hoc est Gallicae consuetudinis (Caes. b. G. IV, 5) nnr eine Brachylogie der lateinischen Sprache, aber eine Ellipse von filins und proprium ist nicht vorhanden, wie sie etwa im Deutschen angenommen werden muss, wenn Lessing (Nathan I, 1) das Lateinische nachahmend, sagt: „Es sei ihr Tempelherr kein Irdischer und keines Irdischen.“ —

Die Abgränzung ist aber nicht immer leicht. Grimm (Gr. IV, p. 87) weiss z. B. nicht, ob unser imperativischer Infinitiv: „Nichts angreifen!“ „Junge, dich nicht rühren!“ aus einer Ellipse von „man muss, man soll“ zu deuten ist. — Zwischen der Ellipse zweiter Art und der Aposiopese kann man andrerseits z. B. schwanken in Fällen, wo ein oft gebrauchter Ansruf regelmässig abgebrochen wird, z. B. „Das ist doch znm“ — oder: „Dn wirst doch nicht?“ „dass dich dieser und jener!“ — auch bei der Ellipse des eigentlichen Ausrufs in Interjektionen, wie: „alle Welt!“ „Blitz“ „Donner“ „Hagel!“ cet. (Grimm, Gr. III, p. 306); εἰς ὄλεθρον, ἐς κόρακας, oder in Wendnngen, wie bei Homer (Ilias I, 302) εἰ δ' ἄγε μήν, πείθησαι — auch Ilias IX, 43, wo Diomed dem Agamemnon, der von Troja fliehen will, sagt: Εἰ δὲ σοὶ αὐτῷ θυμὸς ἐπέσσυται ὥς τε νέεσθαι, ἔρχεο — ἀλλ' ἄλλοι μενέουσι Ἀχαιοί — εἰ δὲ καὶ αὐτοί — φευγόντων. Man hat hier Ellipse, wenn man ergänzen will: ἐθέλουσι, verschweigt aber Diomedes Erbitterung etwa den Begriff des feige Fliehenden, mit welchem die Rede fortfährt, so wäre es Aposiopese.

Um eine nngefähre Uebersicht über das Vorkommen der Ellipsen zu gewinnen, betrachten wir sie nach den verschiedenen Satzarten, innerhalb welcher sie entweder als Nominal- oder als Verbal-Ellipsen erscheinen.

a. Die Ellipse im einfachen Satz.

Im Deutschen kann Ellipse des Subjekts stattfinden z. B. (Gott) Behüte! Bewahre! (Es) Kann sein. (Ich) Danke! (Du) Bist nicht klng. Göthe liess die persönlichen Fürwörter besonders gern

weg, z. B. (im Faust): „Wir haben keine Magd; muss kochen, fegen, stricken.“ „Den Weg dahin wüsst allenfalls zu finden.“ „Hast wieder spionirt?“ „In deinem Lande thust dir was zu gut.“ „Bild't sich was auf ihre Schönheit ein.“ „Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.“ —

Die Griechen hatten noch das Bewusstsein, dass bei Bezeichnung der Naturerscheinungen, wie in νίφει, ὗει, βροντᾷ, ἀστράπτει, eine Ellipse des Wortes Ζεύς oder ὁ θεός eingetreten sei, denn, wie Apollonius (Synt. p. 101) [cf. auch Priscian, art. Gr. XVII, 2, 14.] mit Bezug auf ἀστράπτει sagt; ἡ τοιαύτη ἐνέργεια ἐξαιρέτως τῷ Διὶ ἀναπέμπεται, und der vollständige Ausdruck Ζεὺς ὗει, ὁ θεὸς ὗει erhielt sich daneben. (vid. Bernhardy, wissensch. Synt. d. gr. Sp, p. 191.) Aehnlich ist das Fehlen des Subjects im Griechischen zu Prädikaten, aus denen mit Sicherheit die Person des Subjekts ergänzt werden kann, wie bei σημαίνει, ἐσάλπιγξε (Xenophon, Thuc.) der σαλπιγκτής, bei ἐκήρυξε der κήρυξ u. d. m. (v. Bernhardy l. c.) Markig klingt im Französischen die (bis in's 16. Jahrhundert gewöhnlichere) Auslassung der Personalpronomina, wie: Fais ce que dois, advienne que pourra. (Acad.) Geläufiger ist im Neufranzösischen die Auslassung des neutralen il, wie: Je m'en irai, messieurs, quand bon me semblera (Courier.) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 347). Auch im Englischen fehlt zuweilen das pronominale Subjekt, wie: Thank you; O Time, why dost not pause? (Byron.)

Es wird ferner zugleich mit dem Subjekt das Prädikats-Verbum weggelassen, namentlich ein solches, welches leicht aus dem Zusammenhang ergänzt wird, wie: sein, müssen, sollen, sprechen, bitten, kommen, geben, wünschen, gehn. Frage, Ausruf, Wunsch, Befehl suchen dergleichen elliptischen Ausdruck, z. B. (Ist es) „Nicht wahr?“ „Welch' Betragen“ (ist dies)! (Geh) „An die Arbeit!“ (Ich wünsche) „Gute Nacht!“ „Diesen Kuss (gebe ich) der ganzen Welt!“ „Auf Wiedersehn!“ (gehe ich) u. d. m. —

Auch das die sogenannte Copula vermittelnde Formwort fehlt oft; wie: „Wer (ist) da?“ „Still (war) Sang und Klang.“ (Bürger); „ich (sollte) dich ehren?“ (Göthe), und endlich kommt auch ein Prädikats-Verbum konkreter Art vielfach in Wegfall, z. B. „er will auf's Land“ (gehn), „ich wäre gern hin (gereist)“, „im Vertrauen (sei es gesagt)!“ — Ebenso im Lateinischen: Summum

jus summa injuria; nihil per vim Milo. (Cic. Mil. 14); quid multa? De evertendis urbibus valde considerandum est, ne quid temere, ne quid crudeliter. (Cic. off. 1, 24.) Im Griechischen: Ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα (Soph.); ὦ φίλε Φαῖδρε ποῖ δὴ καὶ πόθεν. (Plat.); ὕδωρ κατὰ χειρός (φέρε) (Aristoph.) Ἐκέλευσαν ἐπὶ τὰ ὅπλα (Xen.); ἆρτι ὦ Τερψίων ἢ πάλαι ἐξ ἀγροῦ (Plat.). — [vide Krüger Gr. Spr. § 62, 3. (Anm.)] „Mon frère égorgé, noyé!“ (Dumas) „Témoin telle chose.“ „Moi, vous abandonner!“ (Andrieux); „Plus de mariage secret.“ (Delavigne); „Aux armes!“ — A qui mieux mieux (um die Wette). — Im Englischen z. B. „Thou here?“ „A very impudent fellow this!“ — „A glass of wine, Sire, if you please.“ — „I know not what to do.“ —

b. Ellipsen, die näheren Bestimmungen des einfach-erweiterten Satzes betreffend.

Wie Beispiele im Vorigen zeigen, können im Deutschen Verbal-Ellipsen dadurch eintreten, dass eine adverbiale Bestimmung für das Verbum steht, namentlich für Infinitive und Participien, wie: „Er ist fort“ (gereist); „lass mich hier“ (bleiben); auch Präpositionen mit ihrem Casus stehen so: z. B. „Ist Lerse nach Georgen?“ (gegangen) (Göthe, Götz.). „Das Mädchen aus der Fremde“ (kommend). „Er ist in's Feld“ (gezogen). „Schlacht bei Leipzig;“ „Stich in's Herz;“ „Brühe zum Fleisch;“ auch kann ein Casus das Wort vertreten, von dem er abhängig ist, z. B. „Ich mag das Geld nicht“ (haben); „zu Abends, vor Abends,“ wo Grimm (Gr. III, p. 774) Ellipse von „Zeit“ annehmen möchte; „Müller's (Müller und Angehörige) sind verreist.“ — Ebenso kann nun auch das attributive Adjektiv statt seines Snbstantivs gesetzt werden, wie: „die Rechte, Linke“ (Hand); „anf allen Vieren“ (den Füssen und Händen) kriechen; „alle Neune (Kegel) schieben“ u. d. m.

Zu Ellipsen dieser Art gehört z. B. im Lateinischen: nihil ad rem; bene mihi; Cic. Acad. II, 46: Qnae cnm dixisset, finem ille (fecit); Liv. I, 41: habitabat rex ad Iovis Statoris; manum de tabula; dextra, sinistra (manus); cani (capilli); frigida, calida (aqua) cet.; im Griechischen: τί τοῦτο πρὸς ἐμέ; ἀλλὰ μή μοι πρόφασιν. Aristoph. Acharn. 345; κοιμᾶσθαι βαθύν

(ὕπνον); ὁ τὴν κιθάραν (ἔχων); τῇ ὑστεραίᾳ (ἡμέρᾳ); ἡ τραχεῖα (χώρα); βάδιζε τὴν εὐθεῖαν (ὁδόν); εἰς Ἅϊδος; χειμάρροος (ποταμός); τί μ' οὐκ ἀνταίαν ἔπαισέν τις ἀμφιδήκτῳ ξίφει (πλαγάν); (Soph. Ant. 1293) wie im Deutschen: „er hat ihm eine derbe gehauen" und παῖσον διπλῆν (Soph. El. 1415). — Im Französischen: (je vous souhaite le) bonjonr, (un) bon voyage; (je vous demande) pardon; „au voleur, au voleur! à l'assasin! au meurtrier!" (Molière); à nous deux; à moi seul; un jeune premier (acteur); un vapeur (d. h. un bateau à vapeur); une équivoque (expression) cet.; im Englischen: Good morning, Sir; We mnst to France together; Murder will out; he wonld to bed; a white (man), a black; I have heard him preach in St. Paul's (church); cet. —

c. Ellipsen im zusammengesetzten Satze.

Es kann im Deutschen der Hauptsatz elliptisch sein, z. B. „Möglich, dass der Vater nun die Tyrannei des Einen Rings nicht länger dulden wollen, und gewiss, dass er euch alle drei geliebt — (Lessing. Nath.)" „Wie (wäre es), wenn wir ihm folgten!" Auch treten mehrere elliptische Sätze zusammen: „Ende gut, Alles gut;" „Ländlich, sittlich." — Der Nebensatz kann elliptisch sein, z. B. „Ein kräftiger Entschluss — und du bist frei." „Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül." (Ebert.); auch sind hierher (wenn nicht vielleicht zur Brachylogie) zu rechnen. Nebensätze, wie bei Platen: „Unten wartet ein Gast, den Degen aus der Scheide." So im Französischen: périr les armes à la main; répondre les larmes aux yeux; im Englischen: cap in hand; he might die sword in hand. Zuweilen erstarren im Lauf der Zeit elliptische Zwischensätze zu Adverbialien, wie: rundum, kurz ab; (ich) geschweige (ne dicam); in der That; zurück; zu guter letzt; übermorgen; über Nacht; ohne Zweifel; ohne Scherz cet. Es kann ferner der Hauptsatz vom Nebensatz vertreten werden, z. B. „Ach! dass ich meine Schwester nicht horchen lassen!" (Lessing, Nath. 3, 7.) „Wer doch dabei gewesen wäre!" „Ob er sich noch besinnen wird?" „Wenn er nur anfinge!" —

Das Fehlen der copulativen, adversativen, kausalen Bindewörter, wo durch sie das logische Verhältniss coordinirter Sätze

zu einander ausdrücklich hätte angedeutet werden können, ist als Ellipse nicht zu bezeichnen, ebensowenig, wie wenn etwa ein blosser Casus ohne die auch mögliche Präposition gebraucht wird. Allerdings aber kann die Auslassung, das Asyndeton, rhetorische Wirkung leicht erreichen. So ist: „Genus, aetas, eloquentia prope aequalia fuere“ (Sall. Cat. 54) nur eben eine Darstellung, welche die Begriffe einzeln wirken lässt; in dem Satze: pecunia corrumpere prudentem nemo potest, dicendo potest (Cic. de rep. V, 9, 15) giebt der Wegfall der Adversativpartikel schon fühlbaren Nachdruck. —

Einige Fälle hierher gehöriger Ellipsen aus dem Gebrauch anderer Sprachen schliessen wir an. —

Im Lateinischen lässt man die einen Nachsatz einleitenden Worte, wie: so sage ich, so wisse cet. aus: Quod scribis te audire me etiam mentis errore ex dolore affici — mihi vero mens integra est. (Cic. Att. 3, 18), [ebenso zuweilen im Griechischen: *εἴ τις διλογεῖν ἡμᾶς οἴεται, ὅτι περὶ τῶν αὐτῶν λέγομεν νῦν τε καὶ πρόσθεν — οὐ διλογία ταῦτά ἐστιν.* Xen. (v. Krüger, gr. Spr. § 65, 5, 14.)]; als elliptischer Zwischensatz findet sich öfter nihil aliud quam, auch si nihil aliud z. B. Vincam silentium et, si nihil aliud, certe gemitu interpellabo. (Curt. IV, 28), (vide Schultz, lat. Sprachl. § 461). — Im Griechischen ist zu bemerken u. A. das nicht seltene *ἀναντιπόδοτον* (Gregor. Cor. dial. Att. 12, p. 47, Schol. Soph. Oed. R. 1224), d. h. das Fehlen des Nachsatzes, wie Xen. Anab. 7, 7, 15: *εἰ μέν τι σὺ ἔχεις, ὦ Μηδόσαδες, πρὸς ἡμᾶς λέγειν· εἰ δὲ μή, ἡμεῖς πρός σὲ ἤκομεν*; Hom. Ilias 1, 135: *ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί, ἄρσαντες κατὰ θυμόν, ὅπως ἀντάξιον ἔσται· εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι*, — ebenso Thuc. III, 3. — Elliptisch, mit Ergänzung von *πειρώμενος*, findet sich bei Homer *εἴ* mit dem Optativ, *αἴ κεν* mit dem Conjunctiv (vide Krüger, Gr. Spr. Th. 2, § 65. 7), so: *ἦλθον ἐγὼ παύσουσα τὸ σὸν μένος, αἴ κε πίθηαι.* — Mehr der Brachylogie zuzurechnen ist das Fehlen einer von zwei Partikeln, die gleiche Glieder einschliessen sollen, wie in der Formel *ζώει ὅ γ' ἢ τέθνηκε* (Od. 2, 132), statt *εἴτε ζώει εἴτε τέθνηκε* (so Od. 4, 110, 837 cet.), vide Eustath. p. 1694, 7, der dies als *σχῆμα ἀπὸ κοινοῦ* bezeichnet und Soph. Phil. 760 anführt, wo *ἑκόντα μήτ' ἄκοντα* steht

für μήτε ἐκόντα μήτ' ἄκοντα. — Im Französischen gehören elliptische Sätze hierher, wie: qu'il perde son procès ou qu'il le gagne, il partira (nämlich: supposez); ferner: Rien que pour ce mot-là vous méritez sa voix. (Delavigne) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 511); Ma soeur, que je vous dise une bonne nouvelle (Corneille), wozu Mätzner (l. c. p. 572) stellt: Ut dolor pariat, quod jamdiu parturit. (Cic. Phil. 2, 46); Moi, que j'eusse une âme si traîtresse. (Corneille) wie: tu ut unquam te corrigas? (Cic. Cat. 1, 9); auch Nebensätze mit elliptischem Hauptsatz: heureusement qu'il n'a rien vu (Acad.); sehr gewöhnlich elliptische Bedingungssätze: Si vous saviez combien ceci m'a fait souffrir! (Andrieux.) cet. — In Bezug auf den Sprachgebrauch im Englischen erinnerten wir schon oben an die Ellipse des relativen Fürworts: 'Tis Rome requires your tears (Addis. Cato 4, 4); über Nebensätze, von that eingeführt, welche ohne einen Hauptsatz verwendet werden, vide Mätzner, Engl. Gr. Th. 2, Abth. 2, p. 412 sq. z. B. Oh, God, that I were buried with my brothers! (Shelley, Cenci, 1, 3) My brother . . . that a brother should be so perfidious. (Shak. Temp. 1, 2) Oh, Mr. Simple! if you knew how I loved that girl. (Marryat. P. Simple 1, 17.) That I cannot, Sir, in the present instance; not that I will not. (Scott. R. Roy 1.) u. d. m. —

Es mag schliesslich noch darauf hingewiesen werden, dass elliptischer Ausdruck besonders häufig sich findet, wo durch den oft wiederkehrenden Gebrauch der Worte die Ergänzungen sich bequem finden lassen, sobald nur der Inhalt genugsam angedeutet ist, also in Begrüssungsformeln, bei Ausrufen, Fragen, in Sprichwörtern, bei Zeitangaben, in Unter- oder Ueberschriften, bei Betheuerungen u. d. m., z. B. Guten Tag! Heute roth, morgen todt; Berlin, den 1. Juli 1822; Ihr ergebenster Diener; Ueber die Ellipse; u. d. m. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 131 sq.) Beispiele in anderen Sprachen bieten sich leicht. —

Wir haben weiter die Brachylogie zu besprechen:

Es mag dieser Terminus in dem allgemeinen und unbestimmten Sinne beibehalten werden, dass er Kürze der Darstellung bezeichnet; für die besonderen Fälle, in denen eine Wiederholung gleichartiger Satztheile vermieden und so eine Kürzung bestimmter Art erreicht wird, fehlt es an technischen Be-

zeichnungen nicht, wie Syllepsis und Zeugma, und wir werden desshalb die Brachylogie als Bezeichnung einer speziellen Art der Kürzung nicht in Anwendung bringen. —

Was die Kürze des Ausdrucks im Allgemeinen, die Brachylogie, betrifft, so mag man, um eine bestimmtere Aussicht von solchen Mitteln zu gewinnen, welche in dieser Richtung z. B. der Deutschen Sprache zu Gebote stehn, etwa bei O. L. Lehmann (Göthe's Sprache und ihr Geist, p. 183—217) die Bemerkungen über Göthe's „Kürze im Ausdruck" nachlesen, wobei von der „inhaltlichen Kürze," welche sich z. B. in Ueberspringung von Zwischengedanken zeigt, nicht die Rede ist. Die „sprachliche Kürze" „der einzelnen Ausdrucksweise" erreicht Göthe durch Bildung neuer Zusammensetzungen und Ableitungen, wie: Schlossensturm, Schlammpfade, jünglingfrisch, schlangenwandelnd, heranwachen, zurückwettern, anähnlichen, hineingeheimnisst; ein Anlieger, die Greisenheit, die Innigung, die Zweifelei, horchsame, dünkeln, irrlichteriren, erathmen u. d. m. —

Weiter wird Kürze von ihm erreicht durch Adverbia vor Adjectiven und Adverbien, z. B. der klug thätige Mann, schmerzlich süss, anmaasslich jugendlich ungeschickt cet., durch Vermeidung schleppender Participialverbindungen, durch eigenthümliche, nicht immer grammatisch korrekte relativische Construktionen, überhaupt durch Bau kurzer Sätze und Perioden. Hingewiesen wird ferner auf gewisse abkürzende Genitivconstruktionen, wie schönstens, bestens, strengstens; durch superlative Formen des Adverbiums, wie deutlichst, langsamst, zierlichst, behendest, kräftigst; — dann auf Ellipsen, wie: „indem Charlotte die Nutznng dieses Flecks der Pfarre (hatte) zusichern lassen;" (sie) „Nennen dich den grossen Dichter, wenn (du) dich auf dem Markte zeigest;" (der) „Knabe sprach;" (das) „Röslein sprach," „an (den) Tag legen;" „mein Zureden und (meine) persönliche Theilnahme," „gar manchen Widerstand, (manche) Gegenwirkung und (manche) Zufälle." — Auch selbst an den Formen der Wörter kürzt Göthe, indem er Simplicia vorzieht, z. B. schweifen für herumschweifen, Folger statt Nachfolger, gedenk statt eingedenk; oder andere Vorsylben weglässt, wie horchen statt gehorchen, wandeln statt verwandeln, spenstisch statt gespenstisch, flohen statt entflohen; ferner Endungen kürzt, wie in beschönen (beschönigen), begeisten

(begeistern), viereckt (viereckig), Empfehl (Empfehlung); auch Flexionen: z. B. ein höflich Mann, bescheidenweise; endlich durch Zusammenziehungen, z. B. die weit und breiten Spuren, sein gelb und rothes Kleid, in jung und alten Tagen, ein Freud und Segensruf, ein und andere Frage; aufm (auf dem), übern (über den) u. A. m. —

Bei der Brachylogie im engeren Sinne handelt es sich um die Weglassung von Worten, welche in derselben Satzverbindung oder in demselben Satzgefüge in derselben oder in einer anderen Form bereits vorkommen, wie z. B. „er ist klüger als du (klug bist);“ „die Deutschen sind jetzt einig, wie (sie) noch nie (waren).“ — Zur Bezeichnung solcher und ähnlicher Kürzungen finden sich bei den Alten namentlich die termini: *ἐπεζευγμένον* (*συνεζευγμένον*), *σύλληψις*, *ζεῦγμα*. — Der Anonymus, (bei Spengel, Rhet. Gr. Vol. I, p. 437) von dem eine *τέχνη τοῦ πολιτικοῦ λόγου* vorliegt, definirt das *ἐπεζευγμένον*: „*ἀπεφγάζεται δὲ συντομίαν καὶ τὸ ἐπεζευγμένον, ὅταν δύο ἢ τρισὶν ὀνόμασιν, ἢ καὶ πράγμασι μίαν ἐπάγῃς λέξιν συμπληρωτικήν*;“ es stimmt dies mit der oben (p. 492) citirten Stelle des Quintilian (IX, 3, 62) (wo Halm statt *συνεζευγμένον* das *ἐπεζευγμένον* gesetzt hat), doch dünkt diesen nur etwa der Fall den Namen einer Figur zu verdienen, wenn verschiedene Construktionen von Einem Worte abhängen, wie Virg. Aen. III, 324: „Sociis tunc, arma capessant, edico, et dira bellum cum gente gerendum.“ —

Das *ἐπεζευγμένον* ist also, was wir einen zusammengezogenen Satz nennen; es wird auch bei Aquila Romanus wohl so heissen müssen (Halm's Rhet. Lat. min. p. 36), obwohl auch *ὑπεζευγμένον*, *ἀντεζευγμένον* (so auch bei Mart. Cap. Halm p. 482) gelesen wird, und ist dasselbe, was bei Cornificius (IV, 27) adjunctio genannt wird. — Für dieselbe Form des Ausdrucks findet sich nun auch die Bezeichnung *ζεῦγμα*. Das carmen de figuris (Rhet. lat. ed. Halm p. 69) übersetzt *ζεῦγμα* mit Nexum, „si varias res uno nectimu' verbo,“ z. B. Oebalon ense, Lycon ferit hasta, Pedason arcu; ebenso Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 35), der u. A. das Beispiel giebt: *Ἀλέξανδρος ἐνίκησε μαχομένους ἐπὶ μὲν Γρανικῷ τοὺς ἑπτὰ σατράπας, ἐν Ἰσσῷ δὲ Δαρεῖον, ἐν Ἀρβήλοις δὲ συναχθέντας ὁμοῦ πάντας*; ferner Zonaeus (l. c. p. 168) und der Anon. *περὶ σχημ.*

(l. c. p. 185.) Auch Julius Rufinianus (de schem. lex. bei Halm Rhet. Lat. min. p. 48) der ζεῦγμα mit ligatio oder adnexio übersetzt, und Beda (de schem. l. c. p. 608) der es conjunctio nennt, halten die Bedeutung fest. Nicht minder die Grammatiker. Donatus (ars. gr. III, 5) definirt ζεῦγμα: „unius verbi conclusio diversis clausulis apte conjuncta“ und hat als Beispiel (Virg. Aen. III, 359): Trojugena, interpres divum, qui numina Phoebi, qui tripodas, Clarii laurus, qui sidera sentis. Als Gegensatz zum Zeugma stellt er auf die ὑπόζευξις, „ubi diversa verba singulis quibusque proprie subjunguntur,“ wie Virg. Aen. X, 149: regem adit et regi memorat nomenque genusque. Ebenso Diomedes (ars gr. p. 439), der, je nachdem das Wort, welches sich zugleich auf mehrere Satztheile bezieht, zu Anfange gesetzt wird, oder schliesst, oder sich in der Mitte findet, die beiden letzteren Formen als hypozeugma und mesozeugma besonders benennt. — (Ruddimann inst. gr. Lat. II, p. 363 fügt noch „Protozeugma“ als „Zeugma in principio“ hinzu mit dem Beispiel Virg. Aen. IV, 525; für Mesozeugma hat er: Virg. Geo. II, 495; für Hypozeugma: Sall. Cat. 10, 2.) Aehnlich Charisius (inst. gr. IV, 6.); Isidorus (orig. I, 35, 3). —

Für denselben Begriff findet sich noch ein dritter terminus: ἀπὸ κοινοῦ, wie Apollonius Al. de constr. p. 122 angiebt, wenn z. B. in dem Satze „καὶ Διονύσιος περιπατεῖ καὶ Ἀπολλώνιος“ das περιπατεῖ auf beide Eigennamen sich bezieht, und Phoebammo (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) definirt: Ἀπὸ κοινοῦ δέ ἐστι λέξις ἅπαξ μὲν λεγομένη, πολλάκις δὲ νοουμένη καὶ συνταισομένη, ὡς ἵνα τις εἴπῃ, ἀπελθὼν ἤτησα τοὺς ἄνδρας, μάλιστα δὲ τόνδε καὶ τόνδε. ἀπὸ κοινοῦ γὰρ συντάσσεται ἐνταῦθα τὸ ἤτησα, ebenso Tiberius (περὶ σχημ. l. c. p. 76). Herodian (περὶ σχημ. l. c. p. 94), Georg Choerob. (περὶ τροπ. l. c. 256). Man pflegt auch Fälle hierher zu ziehen, wenn ein Wort der Art ἀπὸ κοινοῦ zwischen zwei Sätzen steht, dass es zu jedem von beiden gehört, wie etwa im Nibelungenliede (Av. 4): „Er (Sifrit) sprach: ‘gip mir von handen den schilt lâ mich tragen,“ wo schilt von gip und von lâ abhängig ist. — (cf. oben p. 503 das Beispiel bei Quintilian IX, 3, 62.) —

Wenn nun mit ἐπεζευγμένοι, ζεῦγμα, ἀπὸ κοινοῦ der so zu sagen gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet wurde, so hatte man

dagegen für kühnere Kürzungen den terminus der σύλληψις. Herodian (περὶ σχημ. Sp. Vol. III, p. 100) sagt, durch die Syllepsis werde, was Einem von Zweien zukomme, auch auf den Andern übertragen (ὅταν τὸ τῷ ἑτέρῳ συμβεβηκὸς καὶ ἑτέρου λαμβάνηται) und giebt u. A. als Beispiel: (Hom. Ilias 19, 47)

τὼ δὲ δύω σκάζοντε βάτην Ἄρεος θεράποντε,
Τυδείδης τε μενεπτόλεμος καὶ δῖος Ὀδυσσεύς,

wo σκάζοντε auch von dem in die Seite verwundeten Odysseus gesagt wird, und: Βορέης καὶ Ζέφυρος, τώτε Θρῄκηθεν ἄητον, obwohl doch nur Boreas aus Thracien wehe. Ebenso Anon. περὶ σχημ. (l. c. p. 158) über das συλληπτικὸν σχῆμα, Tryphon περὶ τροπ. (l. c. p. 202), Anon. περὶ τροπ. (l. c. p. 211), Gregor. Cor. περὶ τροπ. (l. c. p. 224), Georg. Choerob. περὶ τροπ. (l. c. p. 248). Donatus (ars gr. III, 5) definirt σύλληψις: dissimilium clausularum per unum verbum conglutinata conceptio, ut (Virg. Aen. I, 16): hic illius arma, hic currus fuit. Hoc schema ita late patet, ut fieri soleat non solum per partes orationis, sed etiam per accidentia partibus orationis. Item syllepsis, cum singularis dictio plurali verbo adjungitur, ut „sunt nobis milia poma, castaneae molles et pressi copia lactis.“ (Virg. Ecl. I, 80). Sein Commentator Pompejus giebt näher an, dass die „syllepsis non tantum in verbis fit, sed etiam in sensibus“ nämlich „per genera, per casus, per numeros“ und bemüht sich um Beispiele, die freilich nicht alle passen. Aehnlich Diomedes (art. gr. p. 440), Charisius (inst. gr. IV, 6, 5), und, wenn auch nicht ohne Verwirrung, Beda de schemat. (Rhet. Lat. min., Halm p. 608). —

Jul. Rufinianus (de schem. lex. in Halm's rhet. Lat. min. p. 48) sagt: σύλληψις est, cum duabus diversisque sententiis et rebus unum datur verbum, minime utrisque conveniens, ut: Inclusos utero Danaos et pinea furtim Laxat claustra Sinon. (Virg. Aen. 2, 258) Laxat enim et ad Danaos referri non potest, sicut ad claustra cet. „Haec Latine dicitur conceptio.“ —

Von diesen Benennungen ist am meisten das Zeugma in Gebrauch geblieben, hat aber nun die Bedeutung bekommen, welche die Alten mit Syllepsis bezeichnet haben würden. Es wird angewandt, wenn „zwei verbundene oder entgegengesetzte Substantive von einem Verbum regiert werden, das nur dem nächsten gemäss ist, so dass zum andern Substantiv eine verwandte Bedeu-

tung zu denken ist, die unter denselben allgemeineren Begriff fällt, z. B. Germanicus, quod ardunm, sibi, cetera legatis permisit (Tac. Ann. II, 20); ans permisit ist bei sibi zuzudenken: behielt er sich selbst vor cet." (Madvig lat. Sprachl. § 446.) Man sieht schon z. B. an dem Anonymus περὶ σχημ. (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 171 sq.) der die syntaktischen Figuren ohne Einsicht bespricht, die beginnende Verwirrung, da ihm σύλληψις wie ζεῦγμα als ἁμάρτημα συντάξεως gilt und beide, wie die Beispiele zeigen, mit einander verwechselt werden. Weiter zeigen die Scholien zum Terenz, welche den Namen des Donatus tragen, dass man die Feststellungen der Alten, hinsichtlich der Terminologie später nicht festzuhalten wusste. Zu Ter. Andr. I, 1, 6: „Nihil istac opus est certe ad hanc rem, quam paro; Sed iis, quas semper in te intellexi sitas." bemerkt z. B. Schol. sed iis: zeugma, a superiore; quod snbanditur artibus. Nach Donatus wäre dies aber Syllepsis. Diese nun wird mehrfach richtig angegeben, z. B. per genera: Andr. V, 2, 3: Ego commodiorem hominem, adventum, tempus non vidi; per casus: Adelph. I, 2, 65: verum si augeam aut etiam adjutor sim ejus iracundiae (Sch Σύλληψις, nam a genitivo casu accusativus assumptus est); per numeros: Adelph. II, 2, 21 cet.; — aber ausserdem werden ganz andere sprachliche Erscheinnngen mit Syllepsis bezeichnet, wie z. B. eine Enallage des genus (durch Construktion nach dem Sinn): Andr. III, 5, 1: „ubi illic est scelus, qui me perdidit;" und Schol. zu Eun. III, 1, 6 weiss nicht, ob er es mit ἔλλειψις oder σύλληψις, Schol. zu Andr. 3, 2, 14: ob er mit ζεῦγμα oder σύλληψις zu thun hat. —

Es empfiehlt sich vielleicht die folgende Anfstellung:

a. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in derselben Form wird dadnrch vermieden, dass man ihn nur einmal setzt, z. B. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König. (Schiller, Tell); Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen. (Schiller, Glocke). Für diese Form des zusammengezogenen Satzes, die eben dem usus angehört, scheint ein besonderer Terminus unnöthig.

b. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in anderer Form kann vermieden werden, wenn man nur eine Form setzt und aus ihr die andere ergänzen lässt. So bei verschiedenem Numerus: Weithin entstürzten im Schwunge die Menschen — später stürzten

die Kasten — Und so lag zerbrochen der Wagen und hülflos die Menschen. (Göthe, Herm. und Dor.); bei verschiedenem Numerus und Casus: Verlassen hab' ich Feld und Auen, die eine tiefe Nacht bedeckt, mit ahnungsvollem heil'gem Grauen in uns die bess're Seele weckt; bei verschiedenem Genus: Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meinen Liebsten. (Göthe an Kestner.) Dies nun ist Syllepsis. —

c. Es wird ein Ausdruck weggelassen, als ob er nur zu wiederholen wäre, während in der That ein anderer zu setzen war, z. B. (bei Göthe): „Entzahnte Kiefern schnattern und das schlotternde Gebein (bebt);" „Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Sorgen, mancher Herzensnoth." — Dies nun würden wir, wie es auch jetzt meist geschieht (cf. Lehmann, Göthe's Sprache und ihr Geist p. 394), mit Zeugma bezeichnen, wobei der Ueberlieferung kein grösseres Unrecht geschieht, als wenn man seit Bentley die termini: Arsis und Thesis, seit Kant: subjektiv und objektiv in ihren Bedeutungen vertauscht hat. — Die Syllepsis also würde eine Unregelmässigkeit in Bezug auf die grammatische Form bezeichnen, das Zeugma würde bei seiner Kürzung die nothwendige Bedingung gleicher Bedeutung der zu wiederholenden Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade vernachlässigen; doch ist klar, dass ohne eine gewisse Verwandtschaft der Begriffe des gesetzten und des zu ergänzenden Ausdrucks das Zeugma nicht möglich ist, wie z. B. in nicht seltenen Fällen es sich um Ergänzung des positiven Begriffs handelt, wenn der negative gesetzt ist: Cic. Tusc. 5, 40: „nostri graece fere, nesciunt, nec Graeci latine." (sciunt.) —

Wir geben noch einige Beispiele zur Syllepsis und zum Zeugma. Im Deutschen Syllepsis: „wem ist nu bekant under in bî Rîne die liute und ouch daz lant?" (Nib. 1037, 1.) „sô kumt beide bluomen unde klê" (Ms. 1, 146b.) (cf. Grimm, Gr. IV, p. 199); „Ich lasse Jedem seinen Sinn und Neigung:" „Geschah mit meinem Wissen und Erlaubniss." (Schiller); „Du trägst davon — den Sieg und Ehrenkron'." (P. Gerhard); Zeugma: „Mardachai — legte einen Sack an und Asche." (Luther's Uebers. Esther 4, 1) wo auch im Hebräischen: וַיִּלְבַּשׁ שַׂק וָאֵפֶר — Im Lateinischen Syllepsis: Ite mecum, qui et vosmet ipsos et rem publicam salvam vultis. (Liv. XXII, 50); beate vivere alii in

alio, vos in voluptate ponitis (Cic. fin. 2, 27); rogat, ut, quos ei commodum sit, invitet (Cic. Verr. 1, 26); Quamvis ille niger, quamvis tu candidus esses (Virg. Ecl. II, 16); Universos in concione laudat, atque agit gratias. (Sall. Jug. 54, 1.) Zeugma: „Non veto dimitti, verum cruciari fame“ (jubeo) (Phaedr. IV, 17, 30); Macedones Alexandrum non ut civem ac tantae majestatis regem (dolebant), verum ut hostem amissum gaudebant. (Just. 13, 1); Nec vero supra terram (patet), sed etiam in intimis ejus tenebris plurimarum rerum latet utilitas. (Cic. de Nat. D. II, 64.) —

Im Griechischen Syllepsis: Οὗτος μὲν ὕδωρ, ἐγὼ δὲ οἶνον πίνω. (Dem.) Πάνυ χαλεπῶς ἔχω, οἶμαι δὲ καὶ ὑμῶν τοὺς πολλούς (sc. χαλεπῶς ἔχειν) (Plat.) (cf. Krüger, gr. Spr. § 62, 4, 1). So ist Soph. Oed. Col. 1673 aus βέβηκεν zu entnehmen βαίης; Δεινὰ πεπόνθασι καί πόλεις ὅλαι καὶ ἔθνη. (Dem.); ἧττον ἂν εἴη στάσις ἑνὸς ἄρχοντος ἢ πολλῶν (Xen.); (cf. l. c. § 58, 2, 2) cet. Zeugma: ἡ μὲν ἔπειτα εἰς ἅλα ἆλτο βαθεῖαν ἀπ' αἰγλήεντος Ὀλύμπου, Ζεὺς δὲ ἑὸν πρὸς δῶμα. (Hom. Ilias I, 532); νέκταρ τ' ἀμβροσίην τε, τάπερ θεοὶ αὐτοὶ ἔδουσι. (Hes Theog. 640); κωλυόντων γαμεῖν, ἀπέχεσθαι βρωμάτων. (Ep. I. ad Tim. 4, 2.) Aristoteles (Rhet. III, 5) giebt ein Beispiel eines Zeugma, vor dem er warnt: Ἔτι τάδε ποιεῖ σολοικίζειν, τὸ μὴ ἀποδιδόναι, ἐὰν μὴ ἐπιζευγνύης, ἀμφοῖν, ὃ ἁρμόττει, οἷον ἢ ψόφον ἢ χρῶμα ἰδών, τὸ μὲν ἰδὼν οὐ κοινὸν, τὸ δ' αἰσθόμενος κοινόν. —

Einige Beispiele zur Syllepsis im Französischen und Englischen: Tombe Argos et ses murs! (Lemercier); Paul et Virginie étaient ignorants. (B. de St. Pierre); Le fer, le bandeau, la flamme est toute prête. (Racine.) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 406 sq.); Ma cour fut ta prison, mes faveurs tes liens. (Corn. Cinn. V, 1). — Dire was the tossing, deep the groans. (Milt. P. L. 11, 489); Jam extremely pleased . . and my vanity . . not a little flattered. (Montague, Lett.); In him who is, or him who finds a friend. (Pope, Essay on M. 4, 60) (vide Mätzner, Engl. Gr. 2. Th. 2. Hälfte p. 335 sq.). — Für das Zeugma: L'âme la moins subtile Sous sa férule apprend plus en un jour Qu'un maître-ès-arts en dix ans aux écoles. (La Fontaine); A l'aspect des Tarquins, le danger que je touche, Avertit aussitôt et mon

geste et ma bonche. (Ponsard, Lucrèce I, 3). — And think it no addition, nor my wish. (Shak. Oth. III, 4.) —

C. Die Enallage.

Wenn man sich unserer Darlegung über die Entstehung und Entwickelnng der Sprache, als von dem Kunsttriebe ansgehend nnd von ihm beherrscht, anschliesst, so ist das häufige Vorkommen synonymer Schöpfungen in ihr nicht auffallend. Der logische Verstand freilich würde da Vieles als zwecklos ansscheiden mögen, und seine Wissenschaft der Synonymik sucht die Unterschiede zwischen den sinnverwandten Sprachbildern in einer Schärfe festzustellen, welche das Wesen der Sache nicht trifft. Wie nun die Sprachen zur Darstellung derselben Begriffsbilder eine reiche Auswahl collateraler Wurzeln, später von synonymen Wörtern sich schnfen, so hat ihnen ihre Kunsttechnik nicht minder reichlich verschiedenartige Mittel zn Gebote gestellt, um dieselben Beziehungen der Begriffe ansznd rücken. Zur Bezeichnnng dieser Synonymie der Beziehungsformen, sofern die angewandten Ansdrncksmittel vom usus sich zu entfernen scheinen, dient der Name Enallage.

Die Beziehungen der Causalität kann die Lateinische Sprache z. B. bezeichnen durch beiordnende Conjunktionen: nam, namque, enim, etenim; anch durch die conclnsiven: eo, ideo, idcirco, propterea, hinc, inde; durch unterordnende, wie quod, qnia, quum, quoniam; ferner durch Adverbia cur, quare, qnamobrem, qnapropter; durch Präpositionen, wie ob, propter, (causa, gratia); durch Casus, nämlich dnrch den Ablativns und Genitivns (z. B. proditionis accusatus est, auch de = wegen); durch Modi, nämlich dnrch den Conjnnctivns (z. B. mit quippe qni) und dnrch Participien (z. B. die sogen. Abl. abs.). — Alle diese Ansdrucksweisen entsprechen dem nsus in gleichem Maasse, so dass keine als Figur, d. h. als Enallage einer anderen aufgefasst werden kann, aber wenn nun z. B. bei laetus zur Bezeichnung der wirkenden Ursache statt des gebräuchlichen Ablativus oder eines Satzes mit qnod oder mit dem Infinitiv sich in Folge einer Nachahmnng griechischen Sprachgebrauchs der Genitiv findet, wie bei Virgil (Aen. XI, 73): Dido - laeta laborum, so ist solche Ansnahme allerdings

als Enallage zu betrachten und zwar, da dies am nächsten liegt, als Enallage casuum, d. h. als Antiptosis. —

Ueber eine Enallage der Wörter selbst, d. h. über die Synonyma des Sprachgesetzes ist hier, bei der Sprachtechnik, nicht zu sprechen, denn in deren Hervorbringung fällt das Schaffen mit der Technik zusammen. Das Wesentliche über diese Synonyma haben wir bereits (p. 334) angegeben. Man könnte nur etwa solche Fälle besonders bemerken, wo statt der gebräuchlichen Beziehungsbezeichnungen durch gewisse Formwörter andere gefunden werden, mit welchen der usus gewöhnlich Beziehungen sinnverwandter Art ausdrückt. So findet sich z. B. im Lateinischen zuweilen die Beziehung der Causalität durch Conjunktionen temporeller oder conditionaler Bedeutung bezeichnet, durch quando, quandoquidem, siquidem, wie bei Cic. Phil. 2, 13: sequitur, ut liberatores tuo judicio, quando quidem tertium nihil potest esse. Bekannt sind ferner die Vertauschungen von lokalen Adverbien mit temporalen wie ubi, inde; im Deutschen steht und für zwar, sogar, aber, dennoch, oder, und entweder, nämlich, weil, deshalb, dass, damit, wenn, dann (vid. Kehrein, Gr. der neuhochdeutsch. Spr. Th. II, 2, p. 5 sq.); im Lat. steht so que und et sehr kühn für ve (Virg. Aen. II, 36): pelago suspecta dona Danaum praecipitare jubent subjectisque urere flammis. (vide Tib. II, 5, 80.) So hat ab zuweilen die Bedeutung von post cet., ac, auch et die von quam u. d. m. — Lesbonax (περὶ σχημ. bei Ammon. de diff. adf. voc. ed. Valckenaer p. 180) führt so ein Σχῆμα Κλαζομένιον an, nach welchem σύν für εἰς missbräuchlich gesetzt wurde. —

Während nun auch die neueren Grammatiker gewisse Ausdrucksweisen als pleonastisch oder elliptisch nicht umhin können zu bezeichnen, ist ersichtlich, dass man den terminus der Enallage zu vermeiden sucht. Eckstein schliesst den Artikel Enallage in der Encyclopädie von Ersch und Gruber mit den Worten: „So mag die Anwendung dieser Figur in der Grammatik als abgethan betrachtet werden; ein gründlicher Grammatiker, der sich die philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen zur Aufgabe gemacht hat, wird sie verschmähen.“ Allerdings wird Ueberfluss oder Mangel an Ausdrucksmitteln unmittelbar empfunden, während eine blosse Veränderung in den gangbaren Aus-

drücken der Beziehung, wie sie aus einer Reflexion hervorgeht, so auch nur von der Reflexion erfasst wird; dazu kommt, dass eine eigentliche Vertauschung von Formen niemals bestimmt nachzuweisen ist, vielmehr nur dies, dass an Stelle der gebrauchten Form andere üblichere gesetzt werden könnten; endlich, da die Enallage überhaupt zur Betrachtung des ganzen Reichthums der Darstellungsmittel, welche die Sprachtechnik liefert, veranlasst, so bleibt, wenn Ellipse und Pleonasmus dazu kommen, Nichts übrig an der Grammatik, was nicht mit Bezug auf diese Figuren zur Erörterung käme. Aber so ist es eben in Richtigkeit. — An Dem, was wir Kunsttechnik der Sprache nennen, haben wir denselben Inhalt zu betrachten, welchen die Grammatik behandelt; aber während Grammatik die Worte als Redeglieder behandelt, welche zum Zweck irgendwie bestimmter Darstellungen vor Allem den Anforderungen des logischen Verstandes zu entsprechen haben und so den usus bilden sollen — also wie fern sie dienen; — zeigt sich dieselbe Technik, vom Standpunkt der Sprache als Kunst betrachtet, als dem verständigen Zweck widerstrebend, nur bedacht auf ein eigenartiges Hervortreten des Moments, vom usus nur eben geduldet, unabhängig für sich an dem reichen Wechsel der Darstellungsformen sich erfreuend. —

Die Grammatik selbst ist bisher vielfach ein Gemisch von einer ἐπιστήμη mit einer τέχνη; die Auffassung wird klarer werden, wenn die Betrachtungsweisen sich trennen. Und was ist am Ende für ein grosser Unterschied, wenn auch der Grammatiker, statt zu sagen, diese oder jene Beziehung finde sich in seltenen Fällen so oder so bezeichnet, genauer bemerkt, dass in diesen Fällen die Wortarten oder Wortformen ihre Natur zu vertauschen scheinen, d. h. dass eine Enallage stattfinde? Jedenfalls wird durch diese Benennung auf die Bewegung einer Kunsttechnik passend hingewiesen, und eine „philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen“ wird Tieferes nicht bringen. Es versteht sich von selbst, dass man nicht Verwirrung anrichten darf, indem man einen Ausdruck nach dem usus einer anderen Sprache beurtheilt. Es ist also z. B. nicht Enallage des Adverbs und Verbs im Griechischen, wenn es heisst ἔλαθεν ὑπεκφυγών, wo im Deutschen heimlich, im Lat. clam stehen würde. —

Es versteht sich, dass, wie schon bei Besprechung von Pleo-

nasmns und Ellipse geschehen ist, wir auch bei der Enallage nur an einzelne Erscheinungen erinnern, welche auch innerhalb des usus der scheinbar fertigen Sprachen auf ein immer fortlebendes individuelles Kunstschaffen deuten.

Der Name Enallage findet sich z. B. bei dem Anonymus des Eckstein unter den „Schemata dianocas, quae ad rhetores pertinent“ (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 76): Ἐναλλαγή est figura, quae fit aut per generis immntationem aliter quam usus habet, ut Virgilius: Auritosque sequi lepores (Georg. I, 308); cum sit lepus generis feminini, aut per genera verborum, cum passivis pro activis utimur, ut Cicero (p. Mil. 13, 33): Punitus est inimicum pro punivit, vel activis pro passivis, ut Virgilius (Aen. I, 440): Miscetque viris neque cernitur ulli pro miscetur, aut per numeros, ut idem Virgilius (Aen. 1, 16): Hic illius arma, hic currus fnit, aut cum alia res pro altera vel ipsa per se ponitur, ut „saucius pectus,“ „id est saucium pectus habens.“ — Phoebammon (σχολ. περὶ σχημ. ῥητ. Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 45) führt unter den Figuren τῆς λέξεως an die: κατὰ ἐναλλαγήν, bei welcher man acht Arten zu unterscheiden habe: ἑτερογενές, ἑτεράριθμον, ἑτερόπτωτον, ἑτεροσχηματίστον, ἑτερόχρονον, ἑτεροπρόσωπον, ἀποστροφὴ προσώπου, ἀντιστροφή Diese werden dann (p. 49) weiter besprochen. Eine Vertauschung in Bezug auf die Stellung der Worte im Satze, welche wir, da auch durch die Wortstellung eine bestimmte Art der Beziehung ausgedrückt wird, zur Enallage rechnen, fasst Phoebammon (wie auch sonst die alten Grammatiker) als besondere Art der syntaktischen Figuren (als die vierte: κατὰ ἔνδειαν, κατὰ πλεοναμόν, κατὰ ἐναλλαγήν, κατὰ μετάθεσιν) und bezeichnet sie als μετάθεσις, deren Unterabtheilungen seien: ὑπερβατόν, ἀναστροφή, πρόληψις αἰτίας, προεπίζευξις. Der Verfasser, der unter Plutarch's Namen bewahrten: de vita et poesi Homeri versteht (§ 30) unter Enallage gerade diese Inversionen: τὰ τοιαῦτα κατὰ Ἐναλλαγὴν σχηματίζει, τὴν εἰθισμένην τάξιν ἀναστρέφων καὶ ἤτοι ἐν μέσῳ λέξιν ἐντιθείς, ὃ καλεῖται Ὑπερβατόν cet., während er für die anderen Formen der Enallage den terminus Ἀλλοίωσις anwendet (§ 41): ἔστιν ἐν τοῖς σχήμασι καὶ τὸ καλούμενον Ἀσύνταχτον, ὃ καὶ Ἀλλοίωσις καλεῖται, ἐπειδὰν ἡ συνήθης τάξις ἀλλοία

γένηται· καὶ ἔστι ποικίλη ἕνεκα τοῦ κόσμιον ἢ χάριν ἐμποιεῖν τοῖς λόγοις, τῆς μὲν συνήθους τάξεως οὐ δοκούσης ἀκολουθεῖν, ἐπί τι ἴδιον ἀναφορᾶς ἐχούσης ἀκολουθίαν. Als deren Arten werden dann bemerkt: Vertauschung der Genera, der Numeri, Casus, der Comparationsstufen, Modi, Tempora, Genera Verbi, Personen, Präpositionen, Adverbia, Conjunktionen. — Zonaeus (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 168) bezeichnet ἀλλοίωσις und ἐναλλαγή als gleichbedeutend; Alexander (l. c. p. 33) nennt die Figur ἀλλοίωσις oder ἀλλαγή; Tiberius (l. c. p. 80) hat (nach Καικίλιος): τῆς ἀλλοιώσεως σχῆμα. In dem Carmen de fig. vel schem. (Rhet. Lat. min. Halm p. 64) wird ἀλλοίωσις als Bezeichnung für eine rhetorische Figur gebraucht; p. 70 heisst es: Ἀλλοίωσις ant Ὑπαλλαγή: Fit mutatio multimodis. „Bello Africa flagrat," Afros cum dicas bellare, et tempora qnando Et casus numerosque figurando variamus. Qnintilian I, 5, 62 sq. nennt als Arten des Soloecismus die adjectio, detractio, transmutatio oder inversio, ἀναστροφή, ὑπερβατόν. Dann heisst es: Immutatio sine controversia est, (nämlich soloecismus) cum aliud pro alio ponitur. Id per omnes orationis partes deprehendimus, frequentissime in verbo, quia plurima huic accidunt, ideoque in eo fiunt soloecismi per genera, tempora, personas, modos — numeros cet. — Dieselben sprachlichen Erscheinungen bespricht er dann lib. IX, 3, 6 sq. und fasst sie hier unter den Namen der ἑτεροίωσις (man liest auch ἑτέρωσις) und ἐξαλλαγή zusammen. —

In der That sind die allgemeinen termini: Enallage, Heterosis, Alloeosis bei den alten Grammatikern und Rhetoren nicht feststehend und nur wenig in Gebrauch gewesen; Eustathius z. B. nimmt zwar (p. 333, zu Ilias 2, 742) zur Bezeichnung von: κλυτὸς Ἱπποδάμεια den Ausdruck: ἡ τοιαύτη ἐναλλαγὴ τῶν γενῶν, aber nicht eigentlich als terminus, so dass (u. A. p. 44), wo derselbe Fall vorliegt, (ἕνεα πολλὰ ὀρνίθων ἀγαλλόμενα πτερύγεσσιν. Ilias 2, 462) er ihn nur als Construktion „nach dem Sinn" bemerkt: οὐ πρὸς τὸ ῥητὸν, ἀλλὰ πρὸς τὸ νοητόν. (Wir lesen jetzt ἀγαλλόμενα nach Aristarch. cf. Eustath. p. 255.) — Georgios Choerob. (περὶ τροπ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 256) führt nur die einzelnen Arten ἑτερογενές und ἑτεροπρόσωπον an; und der Pseudo-Rufinian (Rhet. Lat. min. Halm p. 54-58)

sagt ausdrücklich von der ganzen Reihe der hierher gehörigen Vertauschungen, welche „fiunt per casus, numeros, praepositiones, genera, personas et si qua sunt talia“, sie unterschieden sich u. A. dadurch von den übrigen schem. lexeos, „quod carent appellationibus propriis;“ im übrigen rühmt er sie als „mire orationi decus ornamentumque tribuentes.“ Herodian (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 85 sq.) fasst die Figuren ἐν λέξει als ἐξάλλαξις φράσεως ἀπὸ τοῦ καταλλήλου ἐπὶ τὸ κρεῖττον μετά τινος ἀναλογίας, und sagt in Bezug auf die Unterabtheilungen: γίνεται δὲ τὸ σχῆμα κατὰ τοσούτους τρόπους καθ' ὅσους καὶ ὁ σολοικισμός· καὶ γὰρ εἴδη διαλλασσόμενα καὶ γένη καὶ πτώσεις καὶ ἀριθμοὶ καὶ ἐγκλίσεις, ἔτι τε πρόσωπα καὶ χρόνοι καί διαθέσεις, καὶ πάντα ἁπλῶς ἃ τὴν τοῦ καταλλήλου συνάφειαν ἀπαιτεῖ, παρατραπέντα ποιεῖ τὸ σχῆμα. — Wie hier ein allgemeiner terminus fehlt, so äussert sich auch Priscianus (art. Gr. XVII, 21, 155) nur summarisch: „illud sciendum, quod per figuram, quam Graeci ἀλλοιότητα vocant, id est variationem, et πρόληψιν vel σύλληψιν, id est praeceptionem sive conceptionem, et per ζεῦγμα, id est adjunctionem et concidentiam, quam συνέμπτωσιν Graeci vocant, et procidentiam, id est ἀντίπτωσιν, et numeri diversi, et genera diversa, et diversi casus, et tempora et personae, non solum transitive et per reciprocationem, sed etiam intransitive copulantur.“ Donatus (ars gr. III, 2, 2) bezeichnet das hierher Gehörige allgemein mit Soloecismus und sagt, dass es in zwiefacher Art sich zeige: aut per partes orationis (wenn z. B. Virg. Aen. VII, 399: torvumque repente clamat statt torve steht) aut per ea, quae accidunt partibus orationis. (z. B. per genera, per numeros, wie „pars in frusta secant“ Aen. 1, 212 cet.) Charisius (iust. gr. IV, 2) giebt nach Cominianus dieselbe Darstellung, dann nach Anderen eine Eintheilung, in welcher für unsern Begriff der Enallage die termini des Quintilian: immutatio und transmutatio genannt werden. Diomedes (art. gr. II, p. 449) führt unter der Rubrik immutatio 14 oder 15 Fälle an. Isidorus (origg. I, 32) beruft sich auf Donatus. —

Neuere Grammatiker haben dagegen die Terminologie vermehrt und befestigt. Wir nennen statt Aller Ruddimann, welcher (Instit. gramm. lat. P. II, cp. III) de Enallage ejusque

speciebus handelt und unterscheidet: Antimeria, Enallage strictius dicta, Heterosis, Antiptosis, Synesis, Anacoluthon, Hellenismus, Archaismus, dann noch besonders als Aenderung der Wortstellung: (cp. IV) Hyperbaton mit Anastrophe, Hysteron proteron, Hypallage, Synchysis, Tmesis, Parenthesis und Hyperbaton strictius dictum.

Um eine Uebersicht der zur Enallage gehörigen Fälle zu gewinnen, wird man am besten die Eintheilung der immutatio, wie sie aus Quintilian, Donatus, Charisius zu entnehmen ist, beibehalten; so jedoch, dass man die transmutatio hinzuzieht, welche nichts ist, als eine Enallage des Beziehungsausdrucks, wie er in der Wortstellung sich kund giebt. Hellenismus und Archaismus, welche Ruddimann als Arten der Enallage anführt, sind offenbar nicht Arten, sondern Quellen. (Sanctius, Minerva. lib. IV, überschreibt cap. XII: de Hellenismo, sive Antiptosi.) —

Wir unterscheiden also:

1) eine Enallage, bei welcher irgend eine Wortart so gebraucht wird, dass sie die Funktion einer anderen in Bezeichnung der Beziehung zu übernehmen scheint;

2) eine Enallage der Wortformen (Flexionen) und der Formwörter;

3) die Enallage der Wortstellung. —

Manche hierher gehörige Fälle haben die Grammatiker nach gewissen Gesichtspunkten zusammengeordnet, z. B. die aus einer Attraction, aus der constructio ad synesin zu erklärenden. Wir stellen diese in einem Anhange zu II zusammen.

I. Enallage der Wortarten.

Man hat die Vertauschung der Wortarten, Redetheile, μέρη τῆς λέξεως, Antimeria genannt. Steph. Thesaur. (ed. Paris) sagt über diesen terminus: Ἀντιμέρεια, ἡ, Partis unius pro alia positio: nomen est figurae apud grammaticos, ut τόξων εὖ εἰδὼς volunt dictum per ἀντιμέρειαν quasi diceretur τόξων εἰδήμων, posita parte una orationis pro alia, sc. participio pro nomine. Sic utitur Gaza. Scribitur etiam Ἀντιμερία. —

Die Eintheilung der Wörter in Klassen gründet sich auf den Unterschied der Funktionen, welche sie im Satze übernehmen; die den Satz wesentlich constituirenden Elemente wurden auch

am frühesten gebildet: Verbal- und Nominal-Stämme, und aus ihnen, denen entweder Beziehungswurzeln (Pronominal-Wurzeln) oder Bedeutungswurzeln (Verbal-Wurzeln) zu Grunde lagen, entwickelten sich allmählich sämmtliche Wörter der Sprache. Ein Unterschied zwischen Nomen und Verbum war in der Wurzel nicht vorhanden; erst die verschiedene Formirung brachte ihn hervor, wie er denn für die Chinesische Sprache, welche die Wurzel nicht formirt, gar nicht aufzustellen ist. Aber auch die Verbal- und Nominal-Stämme sind als solche niemals wirklich gewesen — einzelne Wörter giebt es überhaupt nur in der Abstraktion — und an Wortstämmen, damit sie als wirkliche Worte leben konnten, musste sogleich die Kunsttechnik sich thätig erweisen, indem sie deren Satz-Beziehung irgendwie in ihrer Form ausprägte. Personalpronomina traten zu Verbalstämmen, Casuszeichen wurden den Nominalthemen angefügt, und so zeigten sich je nach dem Wechsel der Beziehungen in Person, Numerus, Modus cet. dieselben Wörter durch Deklination und Conjugation in stets wechselnder Gestalt. Aber die Sprachtechnik prägte auch die Wortstämme selbst zu Wörtern verschiedener Funktion aus; sie schied aus den Nominalstämmen die Substantiva und Adjektiva, unter welche sich auch die Pronomina vertheilen; sie bildete aus Casusformen die Adverbia, Präpositionen, Conjunktionen; sie machte das Verbum fähig, in der Infinitivform auch Funktionen des Substantivs, in der Form des Participiums Funktionen des Adjektivs zu übernehmen. Bei solcher Fülle der Sprachmittel erscheint es natürlich, dass durch Anwendung eines Wortes der einen Wortart nicht selten die Wirkung eines einer anderen zugehörigen mit irgend einer nicht den materiellen Inhalt des Satzes, sondern nur die Art der Beziehung modificirenden Nebenwirkung erreicht wird. Participium z. B. und Adjektivum stehn einander so nahe, dass viele Participien im usus vollständig als Adjectiva gelten, wie: erzürnt, reizend; constans, doctus; wie sie dann weiter als Adjectiva auch die Funktion von Substantiven versehen können, z. B. adolescens, eruditus, nupta, dictum, peccatum; Erring is human; forgiving, divine. Ebenso werden Infinitive (z. B. Leben, Streben) zu Substantiven; To err is human; to forgive, divine. —

Dies nun ist Sprachgebrauch, aber es kann schon als Enal-

lage bezeichnet werden, wenn z. B. in den von Schoemann (Die Lehre von den Redetheilen p. 41) angedeuteten Fällen das Adjectivum für das Adverbium steht. Es heisst da: „Das Adjektiv deutet weder auf die Dauer noch auf das momentane Stattfinden des Merkmals, sondern giebt es lediglich und schlechtweg als dem Gegenstande beiwohnend an. Desswegen ist es auch möglich, dass es in der That von bloss momentanen Verhältnissen eines Gegenstandes gebraucht werde, wie es z. B. in der adverbialen Anwendung der Zeit oder Ortsverhältnisse angebenden Adjektiva in beiden alten Sprachen häufig genug der Fall ist, z. B. Ζεὺς χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα, Aeneas se matutinus agebat, Αἰδὼς οὐρανία ἀπέπτα.“ — So hat Horaz (A. P. 268): Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna; Sallust (Cat. 3): Et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur; (l. c. 60) illi haud timidi resistunt. Wieviel wärmer wird hier die Wirkung durch die Beziehung auf die Person, wie sie in der Adjektivform sich ausspricht, als die adverbiale Beziehung auf die Handlung gewesen wäre. Aehnlich steht so nullus für non wie Cic. (Cat. 1, 16): misericordia tibi nulla debetur oder das Substantivum nihil für non, z. B. Cic. (Phil. 1, 6) Nihil dico, quis fuerit L. Brutus; und auch im Deutschen „keiner“ für „nicht“, z. B. „Geld hab' er keines.“ (Hebel, 3, 23.) Die Substantiva bezeichnen Qualitäten, die Pronomina ohne eigenen Inhalt nur Verhältnisse. Darum wird die Kraft der Bezeichnung erheblich gesteigert, wenn statt des Pronomens das Substantivum gesetzt wird, auf welches jenes deutet. So bei Hor. Ep. XV, 12, wenn Horaz der treulosen Neaera droht: si quid in Flacco viri est (statt in me); oder wenn bei Shakespeare (Haml. I, 2) die Königin sagt: Let not thy mother lose her prayers, Hamlet; (J. Caes. I, 3): Cassius spricht: Cassius from bondage will deliver Cassius. — Bei Homer (Ilias 16, 496) sagt der sterbende Sarpedon zum Glaukos: ὄτρυνον Λυκίων ἄνδρας Σαρπηδόνος ἀμφιμάχεσθαι, und dann: αὐτὰρ ἔπειτα καὶ αὐτὸς ἐμεῦ περιμάρναο χάλκῳ. Eustath. p. 1072, 54 sq. bemerkt, wie Sarpedon den κύριον ὄνομα mit Nachdruck für die Lycier braucht, das Pronomen für den Anwesenden. Hierher gehört auch der Gebrauch im Mhd., nach welchem das Substantiv lip (corpus) mit dem Possessivum statt des persönlichen Pronomens

stand, wie Freid. 13, 18: missetât, die min lîp begangen hât (statt: die ich begangen habe); ebenso das corps der altfranzösischen Dichter. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 296 sq.) — Es steht bei solchen Bezeichnungen auch wohl das demonstrative Pronomen für das Personal- oder Possessivpronomen: ὅδε ἀνήρ für ἐγώ, haec vox für mea vox (Cic. Arch. cp. I.) hoc capnt = meum caput (Prop. II, 7, 7) capite hoc = capite tuo (Juv. 14, 58). —

Schleicher (Die Deutsche Sprache p. 303) führt als merkwürdig den Gebrauch der Conjunktion unde, nnt im Nibelungenliede an, wo man ein Relativum erwartet, z. B. ergezet si dër leide und ir ir habet getân (1148, 3), „macht sie vergessen der Leiden, die ihr ihr gethan habet." — Als Adverb ist die Präposition ohne gebraucht in der Redensart: dies ist nicht ohne, wie es sich z. B. auch bei Klopstock findet (Gelehrtenrep. Bd. XII, p. 67): Es ist nicht ohne, dass die Gesetzgeber cet. —

Bei den Lateinern stehen die Präpositionen vielfach auch adverbial, wie Sall. Cat. 2: Eorum vitam mortemque juxta aestimo; doch ist dies nicht Enallage zu nennen, da sie so nur in ihrem Wesen bleiben; hingegen erscheint es auffallender, wenn Adverbien, wie usque, procul, palam, simul u. a. als Präpositionen gebraucht werden, z. B. palam populo Liv. 6, 14. —

Durch eine Freiheit in der Satzconstruktion wird zuweilen bewirkt, dass ein Adjektivum als ein Substantivum erscheint, indem die Rede wie an einen Genitiv anknüpft. So bei Schiller (Bd. 14, p. 241): Endlich erschien Tilly — vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Ueberreste der Schanenburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn (Schanenburg) die Vertheidigung Frankfurts. So bei Livius 2, 53: Vejens bellum exortum, quibus Sabini arma conjunxerant. Caes. b. G. 1, 40: in servili tumultu — quos tamen cet. Hom. Ilias 9, 383: αἵ τ' ἑκατόμπυλοί εἰσι, διηκόσιοι δ' ἀν' ἑκάστας (πύλας) ἀνέρες ἐξοιχνεῦσι. —

Da der Artikel zum Anzeiger des Geschlechts geworden ist, kann man in gewissen Fällen sagen, dass für ihn ein Substantiv nothwendig eintritt, wie im Griech. βοῦς ταῦρος; im Engl. he, she; Schafbock, Hirschkuh, Ziegenbock, Pfanhenne. (cf. Lobeck, path. serm. gr. prolegg. p. 27.)

Im Griechischen und Deutschen werden Infinitive leicht sub-

stantivirt, im Lateinischen können Fälle der Art als Enallage gelten, wie bei Persius (I, 10): nostrum istud vivere triste aspexi; bei Petronius (52, 3): meum enim intelligere nulla pecunia vendo. —

Umgekehrt wird im Englischen leicht das Substantivum verbalisirt, z. B. to ballad, to stage, to boy, to queen, to lord. So heisst es bei Byron (Ch. Har. Pilg. II, 74): every carle can lord it o'er thy land; so: walk it u. a. also aktivisch; (im Lat. ähnlich ein Substantiv verbal: populus late rex bei Virg. Aen. I, 21, cf. auch Hor. od. III, 17, 9); ebenso stehen leicht Substantiva adjektivisch, z. B. A gold ring, [Bei Göthe (Auf dem See) heisst es: „Weg du Traum, so gold du bist" —] an iron house; im Französischen werden Substantiva durch Comparation adjektivisch, z. B. Ce Simon Renard est plus roi que je ne suis reine. (V. Hugo) (Mätzner, fr. G. p. 155). So bilden die Griechen βασιλεύτερος, βασιλεύτατος; κύων, κύντερος, κύντατος; im Lat. steht z. B. Liv. V, 53: magis nefas, man sagt ganz gewöhnlich victor exercitus, aber Cicero's Ausdruck: artifex stilus (Brut. 25) kündigt sich durch ein: ut ita dicam als Enallage an, die jedoch auch (z. B. Plin. n. h. X, 63: artifices argutiae) später vorkommt. (Schultz, lat. Spr. p. 298.) —

Wie das Substantiv durch beigesetztes Adverb verbale Natur erhält, wird das Adverb dadurch dem Adjectiv genähert. Im Deutschen: der Baum dort, die Zuschauer umher; im Griech.: ἡ παραυτίκα ἡδονή, οἱ οἴκοι γάμοι; lat. prope victor (Hor. IV, 6, 3), ante mala (Virg. Aen. I, 198); im Engl. the then ministry, the now King of Saxony; im Frzsch. la page ci-contre; ces morts debout. —

Es mögen diese Anführungen genügen, um die Vertretung einer Wortart durch die andern zu veranschaulichen, doch ist zu bemerken, dass die von den Grammatikern festgestellten Wortarten nicht die einzigen sind, bei welchen die Funktionen der einen in die einer anderen übergehen. Man hätte Pronomen und Zahlwort nicht als besondere Wortarten aufzustellen brauchen, man konnte auch Präpositionen und Conjunktionen als blosse Unterabtheilungen des Adverbs rubriciren. Dagegen hat man die sogenannten intransitiven Verba und die transitiven als besondere Wortarten nicht betrachtet, obwohl der Unterschied zwischen ihnen

kein geringerer ist, als der zwischen Adverb, Präposition und Conjunction. Denn wie die Präposition und Conjunction ursprünglich nur Adverb ist, obwohl durch Beziehung auf ein Nomen oder auf einen Satz sich unterscheidend von dessen allgemeinerem Begriff, so sind ursprünglich die Verba überhaupt als intransitive zu denken (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 359; 399), welche dann in direkte Beziehung auf ein Objekt traten, oder indirekt ihren Begriff durch Beziehung auf einen Gegenstand ergänzten. Der usus zeigt allerdings zu jeder Zeit bestimmte Verba als vorwiegend transitiv oder intransitiv in der Regel verwendet, aber in noch viel weiterer Ausdehnung als sich z. B. Präpositionen auch als Adverbia gebraucht finden, oder Adverbia in Beziehung gesetzt werden, zeigen intransitive Verba die Fähigkeit zu transitiven zu werden, während die transitiven überhaupt ihre Beziehung zu besonderer Kräftigung ihres substantiellen Gehaltes in sich zurücknehmen können. Wo dies dem usus fremder ist, kann also von einer Enallage der Klassen des Verbi gesprochen werden. — Zu zweifelloser Festsetzung der termini: „transitive und intransitive Verba“ war es bei den Alten nicht gekommen; die Quelle ist jedoch Priscian, wo nicht ganz klar (lib. XI, 2) es u. A. heisst: Cum igitur flectas nomen in obliquos casus, verbum ei adjungi non potest intransitivum, id est ἀμεταβατον, hoc est in sua manens persona. Nam μεταβατικὰ dicuntur, id est transitiva, quae ab alia ad aliam transeunt personam, in quibus solent obliqui casus adjungi verbis, ut misereor tui cet. (cf. l. c. VIII, 2) (Vid. Lersch, Sprachphil. d. Alten, Th. II, p. 127 sq., 194 sq.)

Wenn ein Verbum transitiv gebraucht wird, tritt das Moment der Thätigkeit in ihm, weil auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, schärfer heraus: der Arzt heilt die Wunde; steht es als intransitiv, so bleibt der eigenthümliche Inhalt des Vb. in gewichtigem Verharren: die Wunde heilt. Beispiele: dulden, geniessen, glauben, liehen, rauben cet. Nicht jedes Intransitiv eignet sich dieses Inhalts wegen dazu, auch als transitiv gebräuchlich zu werden. Musäus sagt: „dass die kahlen Wände seinen Unmuth wiederhallten;“ Schiller: „und es gleichte schon die Wage an dem Himmel Nächt' und Tage;“ Gervinus

(Shak. Bd. 2, p. 118): „Schicksale, die ihn (Hamlet) plötzlich verarmen.“ Rückert (Ges. Ged. V, 127):

„Höh'res bebt das Blatt am Mose,
Als das Felshaupt trotzt im Sturm;
Höh'res fühlt, als blüht die Rose,
Der in sie begrab'ne Wurm.“

Diese Beispiele zeigen etwa die Steigerung in der Entfernung vom usus. Teipel („Ueber einige Arten von Verben, welche transitiv. nnd intrans. Begriff in sich vereinigen,“ in Herrig's Archiv f. n. Spr. Bd. 10, p. 158 sq., Bd. 11, p. 27 sq.) bemerkt, dass manche Verba transitiv wurden, indem sie ihren Begriff vergeistigten, für die sinnliche Bedeutung aber bei der intransitiven Form blieben, wie: einen Feind bestehn, und: der Boden besteht aus Lehm. Beispiele: bekommen, erstehn, ausstehn, abbrechen, aufbrechen, abziehn, abnehmen, aufschlagen, ausschlagen, brechen, büssen, umkehren, reichen u. a. m. (cf. Grimm, Gr. II, p. 85 sq.) Auch im Griechischen nnd Lateinischen ist beständiger Uebergang von intransitivem zu transitivem Gebrauch der Verba, und ebenso stehen trans. für intransit. Also: πλεῖν θάλασσαν; πᾶς τις δακρύει τοὺς προσήκοντας φίλους (Eur.); ἀλλ' ἔχεν ἢ τὰ πρῶτα πύλας καὶ τεῖχος ἐσᾶλτο (Ilias 13, 679); jus civile migrare; morientem nomine clamat (Virg. Aen. 4, 674); Stygias juravimus undas (Ov. Met. 2, 101); terra movet (Liv. 40, 59). Etwa spröden Intransit. geben Präpositionen leicht die Biegung zum transitus: circumfluo, transgredi cet.

Auch im Franzsch. und Engl. wird leicht ein Vb. trans. zu einem intransitivum und umgekehrt: il est dangerenx d'aimer; courir la ville; descendre la rivière; the ice breaks; (to walk a mile;) he smiled his thanks; what he lived was more beautiful than what he wrote (Lewes).

Auch im Hebräischen vereinigen viele Verba in sich die Bedentung von trans. und intrans., so בָּכָה weinen und beweinen, הָלַךְ gehen und durchwandern u. a. m. (vide Gesenius Lehrgeb. p. 305 sq.) —

II. Enallage der Wortformen und der Formwörter.

Ausser den ursprünglichen Nominal - Beziehungswörtern aus Pronominal-Wurzeln und den später conventionell sich feststellenden Bezeichnungen der gleichfalls nur ein Verhältniss bezeichnenden

Zahlwörter wurden auch allmählich gewisse konkrete Verba im Gebrauch zu abstrakten Verben von bloss formaler Funktion. Es waren dies solche, die etwa ein Entstehen, Wachsen (sanskr. bhū, gr. ἔφυν, lat. fui, dtsch. bin) bedeuteten, oder vielleicht ein Bleiben, Wohnen (goth. visan, altd. wesan, dtsch. was), oder ein Stehen (lat. stare, frz. être), und, wenn as als gleichbedeutend zu nehmen ist mit âs, ein Sich-setzen (skr. asmi, gr. εἰμί, lat. esumi, sum, goth. im). —

Wie nun z. B. die sogenannte Copula des Satzes entweder durch ein Formwort (abstraktes Verbum) oder durch eine Wortform (Verbalflexion) bezeichnet werden kann, so zeigt sich überhaupt für den Ausdruck der Beziehungen im ganzen Gebiet der Sprache die Fähigkeit, dass Formwörter und Wortformen für einander eintreten können, wobei im Allgemeinen als Unterschied bemerkbar ist, dass besondere Formwörter genauer und bestimmter bezeichnen, als Wortformen.

Wir haben so für die Personenbezeichnung die Pronomina, bestimmte und unbestimmte, und Verbalflexion; zur Angabe des Numerus bestimmte und unbestimmte Numeralia und die Formen für Singular, Dual, Plural; zur Andeutung des Genus, Pronomina und Wortendungen; zum Ausdruck der Beziehung, in welche die Nomina treten, Casusendungen und Präpositionon; für das Verhältniss der Comparation ebensowohl die Steigerungsformen wie Adverbia; zur Bezeichnung der Genera, Modi, Tempora des Verbum die abstrakten Verba, Adverbia und die Verbalflexionen.

So lange die Sprachen noch in der Bildung begriffen waren, musste es Streben ihrer Technik sein, die Congruenz der Satztheile im Interesse der Satzeinheit hervortreten zu lassen, und sie verwandelten desshalb Formwörter in Flexionsendungen; phonetische Gründe wirkten mit, und so verschmolz Zusammengehöriges zu Einem Körper, weil man gewöhnt war, es zusammen zu finden. Schleicher (Compend. d. vergl. Gr. p. 512) sagt: „Die Wortbildungssuffixa sind grösstentheils deutlich erkennbar als pronominale Elemente, die in einer früheren Lebensepoche des Indogermanischen noch selbstständige Wurzeln waren; z. B. bhara-s, Nom. sg. masc., latein. — ferus, daraus — fer, ist zusammengeschmolzen ans bhar a sa; bhar ist die Wurzel mit der Funktion „tragen;“ a ist ein determinirendes pronominales Element, hier den

Thäter bezeichnend; sa ist ein Demonstrativ, das belebte Genus im Nominativ andeutend; bharati (fert) zerlegt sich in bhar-a und ti, älter wohl ta, Pronom. der dritten Person, vergl. Wurzel ta z. B. in ta-m, griech. τό-ν, lat. (is)-tum u. s. f. In bhar-a-mi, mit gesteigertem a des Stammes, ist mi für ma Pronomen der ersten Person Sing. u. s. f.“ —

Man kann an Vorgängen späterer Zeit Aehnliches beobachten. Grimm (Gr. IV, p. 368) giebt Beispiele, wie der Deutsche Artikel im Mhd. sich mit der Präposition verband, so Nib. 1892, 3: inme lande, assimiliert imme lande Ulr. Trist. 2718; vonme Rine Nib. 794, 2; vome hove und vome lande Trist. 15451; mittem swerte Iw. 6734 cet. So im Romanischen: du = de le, Ital.: del = de illo, pel = per illum, sul = sub illo (Diez, Gr. II, p. 26). Bei den neueren Völkern wird im Interesse des sondernden Verstandes das dem Sinne nach zu Trennende auch lautlich auseinandergehalten, und an Stelle der Formen (wie z. B. der Casusformen im Franz. und Engl.) treten wieder Formwörter (Präpositionen). Man fühlte nicht mehr genügend, dass z. B. nhd. iss-t in dem t schon das „er“ bezeichnet hat und setzte noch einmal das Personalpronomen vor das Verbum. — (cf. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 268.) — Pott (Etym. Forsch. 2. Aufl. Th. I, p. 37) sagt: „Es liegt in der späteren Richtung der Sprachen, auf analytischem Wege das alt und marklos gewordene synthetische Sprachgut gewissermaassen wiederzubeleben und zu verjüngen.“ Er erörtert (l. c. p. 20 sq.), wie wohl „seitdem, vorzüglich durch Bopp's eindringenden Scharfsinn, klar geworden, wie in den obliquen Casus allerdings präpositionale Elemente nachweisbar sind, ebenso ungefähr, wie die Personalendungen des Verbums — aus wirklichen Pronominen bestehen,“ zwischen diesen Casusformen und den Präpositionen begrifflich zu unterscheiden sei. „Ich gestehe, sagt er hiebei, kaum eine andere (Linie der Unterscheidung) mit einiger Sicherheit entdecken zu können, als die der Allgemeinheit und der Besonderung.“ (p. 23) „Oft reicht man mit der allgemeinen Andeutung des Verhältnisses, gleichsam nur mit dem Umrisse aus: andere Male will man es bestimmter angeben, gleichsam mit einer Lokalfarbe augenfälliger machen; das geschieht dann durch die lebenvolleren Präpositionen. Kein Wunder, wenn diese sich mit der Zeit immer mächtiger her-

vor, vielleicht allmählich die Casus verdrängen oder doch einschränken. Augenscheinlich können sie als Stellvertreter sich in den ursprünglichen, von ihnen geschmälerten Besitz der Casus setzen, während sie eigentlich nur zu deren Ergänzung und Färbung dienen sollten.“ Dazu bemerkt er: „Zuweilen aber welche Umständlichkeit des Ausdrucks, z. B. Frz. les maisons d'auprès du Louvre, was Wort für Wort eig. so viel ist als: die H. von im Gedrückten (dicht dran, aus Lat. presse) vom L.!“ — Aehnlich spricht sich Grimm darüber aus. (Gr. IV, p. 765.) Es erscheint also „auf einem Pferde reiten“ bestimmter, als „ein Pferd reiten;“ „mit dem Spiess werfen“ bestimmter, als „den Spiess werfen;“ „am Morgen“ bostimmter als „Morgens,“ „in der Nacht“ als „Nachts,“ „intra triginta dies“ als „triginta diebus;“ — Romam, domo geben nur allgemeine Ortsbezeichnung, eine bestimmtere: juxta portam, in horto; den lat. Objekts-Genitiv vertreten bestimmter in, erga, adversus. — Im Dtsch. fühlt man der gesonderten, der Beziehung auf äussere Verhältnisse angemessenen Verwendung der Präpositionen gegenüber, dass der Casus ein Innerliches mehr gemüthvoll und innig andeutet. Für den sogen. ethischen Dativ ist deshalb Vertauschung mit Präposition gar nicht zulässig; man vergleiche auch: ich denke an dich, ich denke doiner; ich freue mich über dich und deiner; u. d. m. (vide Heyse, Lehrgeb. II, 80.) — Die Comparations-Wortformen statt der Formwörter mehr, meist brauchen auffallend: Göthe (H. u. Dor. Schluss), „nun ist das Meine meiner als jemals“ und J. Paul (Titan Z. 73): „sie bleibt ewig die Deinigste.“ —

Es liegt nahe, dass die Funktion von Wortformen oder Formwörtern auch so verrichtet werden kann, dass eine andere Wortart eingeführt wird, oder durch Wörter abgeleiteter oder zusammengesetzter Form. —

So kann die Casusform des Genitivs oder eine, dieselbe Art der Beziehung ausdrückende, Präposition auch bezeichnet werden durch die Adjektivform eines Nomens. Pott (l. c. p. 9) giebt an, dass das Zigeunerische und andere Indische Sprachen den ihnen mangelnden Genitiv durch possessive Adjektiva ersetzen und fügt hinzu: „Etwa in der Art, wie domus regia statt regis; amor paternus oder pátris u. a. Beispiele Krüger Lat. Gr.

§. 341 als Analoga von possessiven Pronominen, wie z. B. der Gen. ejus u. s. w. neben suus u. s. w. Frzsch. leur (illorum). Ferner z. B. Abwechselung des Genitivs mit Adj. zur Bezeichnung des patronymen Verhältnisses, wie Αἴας ὁ Ὀϊλῆος = Ajax Oilei und Αἴας ὁ Τελαμώνιος der Telamonische d. h. Telamons (Sohn)." — Auch die Form der Zusammensetzung bietet sich für die des Genitivs, wie magnanimus für magni animi (vir); sehnsuchtsvoll, der Sehnsucht voll, voll von Sehnsucht; Preussens König, der König von Preussen, der Preussenkönig. Bekannt ist, wie namentlich das Deutsche dieser Form mächtig ist: Herzensgüte ist goodness of heart, animus benignus, bonté du coeur, nur griechisch: εὐήθεια; Zugvögel: ὁδοιπόρος ὄρνις, avis advena, birds of passage, oiseau de passage. Es tritt dieser Reichthum als Vorzug in der Technik namentlich der Französischen Sprache gegenüber hervor: Mondenschein ist clair de lune, Eiweiss jaune d'oeuf, seekrank attaqué du mal de mer; so auch in Ableitungen: Findling enfant trouvé, Witzling diseur de bons mots, cet. — Wie Ableitungsendungen z. B. auch die Funktion von Adverbien übernehmen können, zeigen die Verba derivativa der lat. Sprache, wie die desiderativa, intensiva, iterativa, frequentativa; auch für ableitende Praefixe, wie dtsch. un, lat. in, griech. α privativum, collectivum, intensivum u. a. m. ist Ersatz durch besondere Wörter möglich. —

Wir besprechen noch einige Fälle von Vertauschung der Nominal-Wortformen, dann der Verbal-Wortformen, mit Formwörtern, also 1) von Vertauschung der Casussuffixe mit Präpositionen. Die Zahl der Casus ist an sich ebenso unbestimmt, wie die der Präpositionen. Im Finnischen z. B. zählt man 15 Casus (Pott, Et. Forsch. I, ², p. 6); und da die Verhältnisse der Casus auch durch Postpositionen bezeichnet werden können, so kann in manchen Sprachen selbst Zweifel eintreten, ob ein Casus oder ein Formwort anzunehmen sei. Das Indogermanische hatte ursprünglich acht Casusformen und den Vocativ (Schleicher, Comp. d. vergl. Gr. 2. Aufl. p. 577 sq.), deren Zahl abnahm, wie die der Präpositionen wuchs. (vide Regnier, étude sur l'idiome des Vêdas bei Pott l. c. p. 37 sq.) Im Uebrigen ist bei Casussuffixen wie bei Präpositionen ursprünglich lokaler Sinn anzunehmen, der zur Bezeichnung zeitlicher, endlich logischer Ver-

hältnisse fortgeht. Man sagt per campum, per noctem, per sicarium; οἴκοι, Σαλαμῖνι, τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ, τῇ αὐτῇ νυκτί, λόγῳ; ex loco, ex qno (tempore), ex consilio; Frankfurt am Main, am Tage, erkennen an der Stimme cet., wie dies sogar noch bei den Präpositionen in den Zusammensetzungen mit Verbis zn bemerken ist; cf. perfluo, percantare, pertexere, pervertere, perosculor, perpetrare cet. (Pott l. c. p. 197 A.) Es werden dann endlich auch die Casussuffixe ebenso vieldeutig, wie die Präpositionen. Man sagt z. B. ulcisci inimicum, sich an dem Feinde rächen, ulcisci patrem, den Vater rächen, ulcisci injurias sich wegen Beleidigung rächen; und so zeigen verschiedene Präp. gleiche Funktion: am Tage, in der Nacht, bei Tag und Nacht. —

Es kann nnn als Enallage aufgefasst werden, wenn statt der bestimmteren, vom nsus geforderten Bezeichnung durch die Präposition der blosse Casns steht, wie bei Ovid (Met. 3, 462): verba refers aures non pervenientia nostras; (Met. 1, 267): fronte sedent nebulae; (Met. 1, 266): canis finit unda capillis; oder wenn umgekehrt Präpositionen sich finden statt des gebräuchlichen Casus, z. B. de statt des partitiven Genitivs wie bei Terenz (Heaut. 4, 1, 39): Ne expers partis esset de nostris bonis; Sneton (Tib. 2) de potione gustare; es ist dies ein Gebranch, den die Töchtersprachen des Lat. dann fortsetzten. (cf. Pott, l. c. p. 44.) Grimm (Gr. IV, p. 650 sq.) bemerkt zum Gebranch des Genitivs bei kánsjan (gustare) goth. ni kánsjand dánthánus, οὐ μὴ γεύσωνται θανάτου Marc. 9, 1 cet. und zu anderen Fällen, in denen sich der Begriff der Partition darstellt, wie: der salben hân, des loubes brechen: „diesen Gen. dente man nicht ans einer Ellipse von teil oder iht, er beruht allein auf der modificirten Beziehung des Verbums zum Nomen. Die spätere, des Gen. minder mächtige, Sprache sucht dieselbe Modifikation mit der Praep. von anszudrücken, wie schon die griech. in einigen dieser Phrasen sich der Präp. ἀπό und ἐκ bedient, in andern den Acc. lässt oder auch den Gen. verwendet. Danach würde in Bezug auf den heutigen nsus es Enallage genannt werden können, wenn es bei Lnther heisst: sie sammelten der Brocken; bei Schiller: er schenkte des perlenden Weins; bei Göthe: sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines; bei Clandius: man muss ihn der edlen Bescheidenheit erinnern; nicht minder,

wenn Göthe (Egm. 5. Aufz.), indem er diesen Gen. im Sinne hat, die Präpos. setzt: „Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern!“; auch, wenn „in alter Weise gefügt wird: ich habe dessen (ejus), deren (eorum), ihrer (eorum); in der Dichtersprache wohl: ich habe noch des Geldes, des Muthes.“ (Grimm, l. c. p. 647 sq.)

Im Griechischen ist die ursprüngliche lokale Bedeutung der Casus für die prosaische Rede zumeist, namentlich im Gen. und Acc., geschwunden, so dass ein Festhalten an derselben in der Sprache der Dichter als Ausnahme erscheint. So bei Homer (Od.) Τοίη νῦν οὐκ ἔστι γυνὴ κατ' Ἀχαιΐδα γαῖαν οὔτε Πύλου ἱερῆς οὔτ' Ἄργεος οὔτε Μυκήνης; (Ilias) Ζεύς, αἰθέρι ναίων, ἀπάτης κοτέει; (Ilias) Ἡφαίστου ἵκανε δόμον Θέτις. (vid. Krüger, Gr. Spr. II, § 46). Im Lateinischen gehören hierher z. B. Fälle, wenn beim Passiv der Dativ an Stelle des Abl. mit ab steht, wie Hor. ep. 1, 19, 3: carmina, quae scribuntur aquae potoribus; oder statt cum, wie Hor. od. 1, 3, 13: Africum decertantem Aquilonibus; ferner wenn der sog. Abl. comitativus bei militärischer Begleitung mit Auslassung von cum in den instrumentalis überzugehen scheint, wie Liv. 7, 9: dictator ingenti exercitu ab urbe profectus; so wie auch, wenn z. B. bei dem Gerundivum umgekehrt sich ab c. abl. (etwa zehnmal bei Cicero) statt des Dativs findet. (Schultz, lat. Spr. § 413.) Es fehlt die gebräuchliche Präp. bei Hor. od. 1, 6, 1: scriberis Vario, Maeonii carminis alite, wogegen z. B. Livius: ab ira, a spe cet. (aus Zorn) statt der blossen Ablative setzt. (l. c. § 285.)

Wir erinnern 2) in Bezug auf die Vertauschung von Wortformen oder Formwörtern mit Wortbildungen abgeleiteter oder zusammengesetzter Form an Einiges über die Vertretung der Zusammensetzung. —

Die Zusammensetzung drückt Beziehungen aus, welche auch durch Casus, Präpositionen oder durch Einführung einer anderen Wortart bezeichnet werden können: Vaterhaus, Haus des Vaters; Grabesstille, Stille des Grabes; Goldmünze, Münze von Gold; Mäusegift, Gift für Mäuse; Kaiserkrone, kaiserliche Krone; Sinnenlust, sinnliche Lust; auch wohl durch Ableitungsendungen: Handelsmann, Händler; Findelkind, Findling. Durch die Anwendung des Casus cet. erhält das Deutsche ein Mittel zu empha-

tischem Ausdruck dem zusammengesetzten gegenüber, welches anderen Sprachen fehlt, so: die Furcht Gottes, die Tugend der Frauen, die Gegenwart des Geistes, im Gegensatz zu Gottesfurcht, Frauentugend, Geistesgegenwart, wo z. B. die Engländer überhaupt nur the fear of God, the virtue of women, presence of mind zu verwenden haben. Der Name Enallage würde allerdings nur seltneren Zusammensetzungen oder Auflösungen zukommen, etwa solchen Zusammensetzungen, wie wir sie unter den Neologismen erwähnt haben; Auflösungen, wie: Blume des Feldes, Pein der Hölle, Tag der Geburt cet. Ueber den Unterschied der Composition und Apposition im Griechischen sagt Lobeck (Phryn. p. 600): Non solent Graeci substantivum cum adjectivo ita componere, ut compositorum eadem significatio sit, quae fuerat appositorum; neque nobis hoc facere licere sine aliqua sententiae mutatione exemplo sint haec vernacula: Grossherr, Bitterklee, Süssholz cet. Atqui graeca vocabula in hunc modum composita ejusdem generis sunt, Μεγαλόπολις, Καλλίπολις (Plat. Rep. VII, 527), ἀγριόχοιρος, κενήριον, πλαγίαυλος, ὠμήλυσις, πυθιονίκη, θερμοσποδία cet. — χαυνοπολίτης et χαῦνος πολίτης quid differant, facillime perspicitur his exemplis: Geschwindschreiber et geschwinder Schreiber, quibus similia possunt cuicunque etiam e quotidiano sermone succurrere. Illud autem sic est judicandum: genitivi, adjectivi et compositionis unam esse eandemque vim subjecti varie definiendi, eamque causam esse, cur modo adjectivum et compositio: μεγάλη πόλις et μεγαλόπολις, modo genitivus et appositum: πρόσωπον χαρᾶς, κόνδυ πικρίας, πτέρυξ χιόνος pro πτέρυξ χιονώδης cet. et interdum compositio et genitivus vices alternent: Φιλίππου πόλις et Φιλιππόπολις; ταύρου κόλλα, ταυρόκολλα et κόλλα ταυρεία. — Quum igitur his tribus modis duae notiones conjungantur, quarum una alteram definiat et determinet, apparet tamen, esse quosdam veluti conjunctionis gradus, aliterque compositum Königskleid dici, quam cum adjectivo königliches Kleid, (und: das Kleid des Königs, welches die nächste Zugehörigkeit bezeichnet) quorum hoc de quolibet magnifico habitu, illud de eo dicitur, qui regibus ita proprius est, ut in nulla alia re intelligi possit. Utrum autem aliquid tamquam accidens an proprie inhaerens notetur, saepe in scribentium arbitrio constitutum, non raro usu sancitum est. —

Hierher gehört die von Eustathius p. 626, 49 so genannte „διάλυσις“ συνθέτων λέξεων oder „μετατύπωσις,“ z. B. ἄκρη πόλις statt ἀκρόπολις, ζῷα γράφειν statt ζωγραφεῖν; — andrerseits die Verwendung eines Compositums an Stelle eines Appositums, wie in der Construction advolvi genua alicujus (Sall. fr.) (Tac. A. 1, 13 cet.), welche dem Pseudo-Rufinian (de schem. lex. rh. lat. ed. Halm p. 56) auffällt: Figura per praepositionem ad, modo semel et simpliciter positam, ut si quis dicat, advolvor illum, pro ad illum volvor, et accedo illum, quasi ad illum accedo. Er citirt noch: Virg. Aen. 1, 307; 9, 474; 8, 135. —

3) Vertauschung von Verbal-Wortformen mit Formwörtern.

Auch für das Verbum gilt, dass die Sprachen allmählichen Uebergang zeigen von synthetischer Sprechweise, der technisch künstlicheren, zur klareren analytischen. Statt der Personalendungen des Lateinischen setzt das Frzsch. Pronomina; auch die deutsche Sprache zeigt in der ältesten Zeit, wie die griech. und lat., die Personen durch blosse Verbalformen an; die Pronomina zuerst nur des Nachdrucks wegen hinzugefügt, werden endlich unentbehrlich; im Gothischen findet sich auch das unbestimmte Pronomen „man“ noch nicht, sondern Flexionen vertreten seinen Begriff. (Grimm, Gr. III, p. 6.) Vom Medium sind im Gothischen nur noch Spuren „fast überall mit passiver Funktion“ (Schleicher, Comp. p. 687), ebenso einzelne Dualformen, welche im Ahd. gleichfalls verschwunden sind. „Wie die Casus durch Präpositionen, so wird der Modus durch Conjunktionen zuerst gestützt, dann ersetzt: lateinisch cantem, frzsch. que je chante (quod ego cantem). Auch Tempusformen werden oft umschrieben, und so sind unsere „ich habe gethan, ich werde thun, ich bin gegangen, ich war gewesen“ sämmtlich jüngeren Ursprungs. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 70.)

Lesbonax (περὶ σχημ. im Ammon. ed. Valcken. p. 179) führt solche Umschreibung, wie: Σωκράτης ἀπολογούμενός ἐστιν, statt ἀπολογεῖται, z. B. bei Hom. Ilias 5, 873: Αἰεὶ γὰρ ῥίγιστα θεοὶ τετληότες εἰμέν als Σχῆμα Χαλκιδιακόν auf.

Wenn also etwa im heutigen Deutsch die gebräuchlichen Pronomina ausgelassen werden, so muss die Wortform für diese ein-

treten, und man kann, vom usus aus betrachtet, von Enallage sprechen in Fällen, wie bei Göthe: Habe nun, ach! Philosophie studirt; Füllest wieder Busch und Thal; bei Schiller: Musst dich nur recht erbärmlich stellen: sind dir gar lockere, leichte Gesellen; ebenso in der alterthümlichen Sprechweise im Frzsch. wie bei Lebrun: Si ne l'ai plus, dit-il, qui m'aimera? (Mätzner, frzsch. Gr. p. 347.)

Für die temporalen und modalen Verhältnisse hat z. B. die griechische Sprache grossen Reichthum an Flexionsformen, die deutsche viele Hülfsverben. Im Lateinischen treten für die Modusformen des Indicativ, Conjunctiv, Imperativ auch Hülfsverben ein, wie velle, debere, posse, oder Adverbia, wie profecto, fortasse, necesse; auch Umschreibungen mit esse und der adjektivischen Nominalform des Verbum (Conj. periphr.). Der Gebrauch der Wortformen ist auch hier weniger zu bestimmter Ausprägung des Modalitätsbegriffs geeignet, als die Verwendung der Formwörter; jene werden denn auch meistens durch Conjunctionen unterstützt, wie utinam, quum, ut, welche jedoch auch fehlen können: Caesar Labieno mandat, Remos reliquosque Belgas adeat, atque in officio contineat (Caes. b. G. 3, 11). — Das Englische erreicht bei grosser Armuth an Flexionsformen ungemeine Bestimmtheit des Ausdrucks durch seine Hülfsverba: have, be, shall, should, will, would, can, could, may, might, do, ought, must, let, welche Tempus- und Modusbezeichnung vermitteln. Der Gebrauch der Conjunctivform wird hier von dem der Hülfsverba may, might, should, would, so überwogen, dass (nach Schmitz: Engl. Gr. p. 210) die Englischen Grammatiker bei jener eine Auslassung der Hülfsverben anzunehmen immer geneigt sind, z. B.: If he succeed and obtain his end, he will not be the happier for it = if he (should) succeed, and (should) obtain. —

Fühlbarer als bei dem Wechsel von Formwörtern und Wortformen ist Abweichung vom usus bei der Vertauschung von Wortformen mit andern Wortformen, welche dasselbe Verhältniss oder dieselbe Beziehung ausdrücken sollen, da durch diese entweder die Uebereinstimmung (Congruenz) der Satzglieder verletzt erscheint, wie bei den Formen des Genus und Numerus, oder der Ausdruck der Abhängigkeit (Rektion), wie bei den Casus- und Modusformen. —

Wir behandeln unter dem allgemeinen Titel einer Vertauschung von Wortformen mit Wortformen:

1) Die Enallage in Bezug auf das Genus.

Bei Phoebammon (man sehe oben die Citate p. 512 sq.) heisst diese Enallage: Ἑτερογενές, μετάβασις εἰς γένος ἀπὸ γένους, ἧς ἡ ἀναφορὰ ἢ ἐπὶ τὸ συνώνυμόν ἐστιν, ἢ ἐπὶ τὸ νοούμενον. Der Anonymus des Eckstein erwähnt sie als: immutatio generis; — Lesbonax (περὶ σχημ. ed. Valcken. p. 166) nennt sie das σχῆμα Εὐβοεικόν, ὡς τὸ ἡδὺς παιδίον βαδίζων. Οὐδετέροις γὰρ ὀνόμασι συνετάσσουσιν ἀρσενικὸν καὶ θηλυκὸν ἐπίθετον καὶ μετοχάς. ὡς καὶ Ὅμηρος, (Od. 15, 125) Δῶρόν τοι ἐγὼ τέκνον φίλε τοῦτο δίδωμι. Denselben Vers citirt dann der Anonym. περὶ βαρβ. καὶ σολ (l. c. p. 182) als Beispiel der σολοικία περὶ γένη. — Ausser den p. 512 citirten Stellen ist etwa noch zu bemerken: Gregor. Cor. de dial. (ed. Schaefer) p. 90 sq., wo indess ein terminus nicht gebraucht ist. —

Bei der Wahl der Genusbezeichnung in den indogermanischen Sprachen sind die natürlichen Geschlechtsunterschiede nicht überall entscheidend gewesen; diese geben vielmehr nur Anlass und Anregung, den Wortbildern zu lebendiger Personificirung eine nach Analogie jener Unterschiede vorgestellte Charakterisirung hinzuzufügen. Nicht alle Nomina ferner lehnten sich in ihrer Genusbezeichnung an die Vorstellung der natürlichen Geschlechter an, wie es bei den Semiten geschah, sondern es trat zum γένος ἀρσενικόν und θηλυκόν noch die dritte Genusbezeichnung des οὐδέτερον, wenn das Wortbild zu so bestimmter Charakterisirung nicht anregte. Wenn damit dieses dritte grammatische Geschlecht zunächst als rein negativer Art erschien, so gewann es doch eben an seiner Form, welche die Sprachkunst geschaffen, ebenfalls einen bestimmten Charakter, welcher sich wie ein drittes natürliches Geschlecht hinstellte. Grimm (Gr. III, p. 359) giebt als Charakter dieser Genusbezeichnungen an: „das Maskulinum scheint das frühere, grössere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das Femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das Neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, collektive.“ —

Vertauschung der Genera kann demnach entweder dadurch veranlasst werden, dass der Verstand das Anrecht des natürlichen Geschlechts gegen die Willkür der Phantasie geltend macht (constructio ad sensum), oder umgekehrt dadurch, dass die Phantasie fortwirkt, indem sie die Genusbezeichnungen umbildet.

Ersterer Art ist z. B. „Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen.“ (Schiller, J. v. Orl.) (Viele Beisp. der Art bei Teipel: die nicht logische Seite der Dtsch. Spr. in Herrig's Archiv für n. Spr. Bd. 9. p. 302 sq.) In Bezug auf das Griechische vide Krüger, gr. Spr. § 58, 1 A. 1, 3, A. 1. — I. Bekker (Homerische Blätter p. 224) bemerkt: „Wo sich Homer, was ihm selten begegnet, in Figuren versteigt, pflegt er auf dem kürzesten Wege zu dem eigentlichen und natürlichen Ausweg zurückzukehren, ohne Scheu vor Unverträglichkeiten, die im Geschlecht der Wörter hervortreten können: φίλε τέκνον, ἀλλοῖόν τινά φασι βίην Ἡρακλείην, τοιόνδε ᾗσλος χορὸν εἰσοιχνεῦσαν, ἡ δὲ χολωσαμένη δῖον γένος, ἱερὸν μένος — αὐτὸς ἰὼν ν, 21 oder ἐκγελάσας σ, 34; πέλωρ αἴητον ἀνέστη χολεύων. — Nachdem Ilias 5, 140 gesagt ist: τὰ δ' ἐρῆμα φοβεῖται heisst es sofort αἱ μὲν τ' ἀγχιστῖναι — κέχυνται; ähnlich ist Ilias 16, 353. — Für das Lateinische vide Schultz, lat. Spr. § 241, A. 3. — Bei Ovid (Met. 6, 89): Mortalia corpora quondam, nomina summorum sibi qui tribuere deorum; (Met. 14, 466) Postquam alta cremata est Ilion. — Auch im Französischen findet sich die Enallage des Genus: Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg. (Voltaire.) Man sagt im Singular nach dem natürlichen Geschlecht: ma belle enfant. cf. Borel, gr. franç. § 31. —

Im Englischen sind child und auch boy Neutra: A simple child — What should it know of death? (Wordsworth), aber auch das natürliche Geschlecht wird nicht selten beachtet: We shall behold our child once more; She is not dead! (Longfellow.) (cf. Mätzner, Engl. Gr. I, p. 249.) —

Dass die Wortformen zuweilen ihre Analogie bei der Genusbezeichnung aufdrängten, zeigt z. B. der Uebergang vieler Wörter vom Mascul. zum Fem., nachdem die ahd. Endung o zu mhd. e geworden. So wurde mhd. der slange zu nhd. die Schlange,

der sneeke zu die Schnecke u. s. w. (Grimm, Gr. III, p. 550); ferner die Aenderung des Genus bei Fremdwörtern: der Djalekt (ἡ διάλεκτος), die Mythe (ὁ μῦθος) cet. Als Quintilian (IX, 2, 79) schrieb: schemata — ubi inutiles ac nefariae essent, hatte er offenbar sein Römisches: figurae im Sinn. — Abhängigkeit von der Form beeinflusste wohl auch im Frzsch. Uebergänge, wie von masc. cometes, ramus, pulvis cet. in la comète, la rame, la poudre cet. —

Dagegen wirkt die Phantasie, wenn z. B., um geheimnisvolles Walten statt des persönlichen Thuns zu malen, das Neutrum für das Masc. eintritt, wie bei Schiller (Taucher): „Da hebt sich's schwanenweiss, und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiss," sowie für das Fem.: „da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick." — Göthe (Wahlverw.): „Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie, Du liebst mich! und sie hielten einander umfasst. Wer das Andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen." — Darum liegt in der Verwendung des Neutr. auch Herabsetzung der menschlichen Würde: das Mensch; Das will sich mausig machen!; ähnlich bei Cicero (ad Att. III, 15) in grosser Niedergeschlagenheit: Quid enim sum? Virg. (Aen. IV, 569): Varium et mutabile semper femina; Euripides (Andr. 168) οὐ γάρ ἐσ' Ἕκτωρ τάδε; (l. c. 1077) οὐδέν εἰμ'. ἀπωλόμην. — Das Englische hat sich mit der Genusbezeichnung verständig eingerichtet; es unterscheidet nur die natürlichen Geschlechter und das Leblose (erkennbar nur an dem Gebrauch der Formen des Pron. pers. und poss. he, she, it; his, her, its), aber die Phantasie reagirt nicht selten, und das Inselvolk macht z. B. seine Schiffsnamen (ship, vessel, boat, cet. selbst man-of-war, merchant-man) weiblich. Bei James heisst es: Virtue is its own reward; and, like other hard-working people, she has but poor pay; Byron hat war als Masc.: „And War, which for a moment was no more, Did glut himself again" cet. und als Fem.: „But War had entered their dark caves, And stored along the vaulted graves Her sulphurous treasures." Im Frzsch. wird z. B. Rome zum Masculinum, wenn es die Römer bezeichnet: Tout Rome est consterné (Vertot). —

2) Die Enallage in Bezug auf den Numerus.

Phoebammon (l. c.) nennt: Ἑτεροάριθμον die μετάβασις εἰς ἀριθμὸν ἀπὸ ἀριθμοῦ πρὸς ὁμώνυμον, ἢ πρὸς σημαινόμενον ἀναγομένη, ὡς ἵνα εἴπω, τὰ παιδία παίζει καὶ πίπτουσιν. (Ueber die Bedeutung des ὁμώνυμον cf. Schömann, Lehre von den Redeth. p. 88 sq.) — Pseudo-Rufinian (l. c.): Figura per numeros, ut si quis dicat: populus locuti sunt. Pseudo-Plut. (de vit. Hom. 56) sagt von Homer: τοὺς ἀριθμοὺς ἐναλλάσσων, τὸν πληθυντικὸν ἀντὶ τοῦ ἑνικοῦ τίθησιν — ὡς ἐν τούτῳ, — εἰπὲ καὶ ἡμῖν, ἀντὶ τοῦ ἐμοί. (cf. auch § 46, 47.) Bei Lesbonax (l. c. p. 167, 171) gehört hierher das σχῆμα Ἀλκμανικόν, welches eine scheinbare Enallage des Plural für den Singular durch die Wortstellung bewirkt, wie: Πλάτων ἐπορεύθησαν καὶ Ἀριστοτέλης; Ilias 20, 138: εἰ δέ κ' Ἄρηϊ ἄρχωσι μάχης ἢ Φοῖβος Ἀπόλλων. (cf. Bernhardy, wissensch. Synt. d. gr. Spr. p. 421.) Enstathius (p. 606, 38 zu Ilias 5, 774) hat für dies σχῆμα auch den Namen προεπίζευξις, unter welchem es bei Phoebammon (l. c. p. 48) richtig als Unterabtheilung zur μετάθεσις (Inversion der Wortstellung) behandelt wird; (cf. auch Herodian (l. c. p. 101), der mehrere Beispiele giebt). Ferner gehört hierher des Lesbonax: σχῆμα Θηβαϊκόν und σχῆμα Πινδαρικόν. Herodian (l. c. p. 100) definirt die letztere Benennung: τὰ τοῖς πληθυντικοῖς ὀνόμασιν ἑνικὰ ῥήματα ἔχοντα ἐπιφοράν wie bei Hesiod (Theog. 321): τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφαλαί. (cf. Krüger, gr. Spr. II, § 63, 3, A. 4.) — Ueber Enallage von Dual und Plural vide Greg. Cor. de dial. p. 218 mit Schaefers Bemerkungen. —

In manchen Sprachstämmen, wie im Sanscrit, im Griechischen wurde ausser den Formen für Singular und Plural auch ein Dualis ausgebildet. „Ihm liegt klarere Anschauung zum Grunde als der unbestimmten Vielheit" „Er liebt, zu stärkerem Nachdruck und lebendiger Personifizirung, die breitesten Endungen." (Bopp, vergl. Gr. I, p. 411.) Eben wegen dieser bestimmten Abhängigkeit von der sinnlichen Erscheinung empfanden ihn andere Stämme des Indogermanischen als einen Luxus der Sprache, und er schwand durch immer häufigere Enallage mit dem allgemeineren Plural. Die goth. Konjugation hat noch einzelne Dualformen, welche im

Ahd. fehlen, wo sich nur noch eine Spur im Pronomen erhalten hat. „Das Lateinische hat nur bei duo und ambo einen zum Griechischen stimmenden Ueberrest des Duals bewahrt, der aber in den obliquen Casus durch Plural-Endungen ersetzt wird.“ (Bopp l. c. p. 419.) Auch im Griechischen wechseln Dualformen leicht mit denen des Plural, das Subj. im Dual kann das Präd. im Plural haben: Ilias 5, 275: τὼ δὲ τάχ' ἐγγύθεν ἦλθον, ἐλαύνοντ' ὠκέας ἵππους. und auch wohl umgekehrt, man verbindet auch δύο λόγω, δύο λόγοις, bei Homer steht ebensowohl δύω Αἴαντε wie δὺ Αἴαντες. —

Es bleibt die Enallage von Singular und Plural, welche sich ähnlich sondert, wie die des Genus. Wenn die einzelnen Individuen, welche die collectiven Nomina unter Einen Begriff fassen und mit der Singularform bezeichnen, als diese Einzelnen vorgestellt werden und so die Pluralform erhalten, so entsteht eine grammatische Incongruenz: constructio ad sensum. So Ilias II, 278: ὣς φάσαν ἡ πληθύς; Liv. XXIV, 3: Locros omnis multitudo abeunt; Luther (Josua 8, 33): Und das gantze Israel mit seinen Eltesten und Amptleuten und Richtern stunden zu beiden Seiten der Laden; J. J. Rousseau: un petit nombre s'échappèrent et se sauvèrent dans les marais. Cowper: Mankind are various, and the world is wide. Der usus zeigt auch Wechsel mit dem Singular nicht selten, so bei Thuc.: στρατιὰ ἔτυχε παραλθοῦσα, πρὸς Βοιωτούς τι πράσσοντες; Virg. Aen. II, 31: Pars stupet innuptae donum exitiale Minervae et molem mirantur equi; Luther (Luc. 23, 1): der ganze Haufe stund auf und führeten ihn vor Pilatum; Racine: Le peuple vole de toute part; ils la mènent au temple; Chatham: Can parliament be so dead to its dignity and duty, as to give their support to measures thus obtruded and forced upon them? u. d. m.

Es kann aber auch umgekehrt „die grammatische Mehrheit sich zur Einheit sammeln.“ (Grimm, Gr. IV, p. 196.) Singular an Stelle des Plural hebt das Wesentliche des Begriffs hervor dem Vielfachen der Erscheinung gegenüber. Die ältere deutsche Sprache hat nicht selten das Prädikat im Sing., wenn das Subj. im Plural steht. Im Parz. 85, 5: dô reit zwên ritter. Nibel.: dô stoup ûz dêm hëlme die viwerrôte vanken. Luther (Macc. 1, 5, 12): Unser ist wenig, denn die Feinde haben Viele umgebracht;

(vide Grimm, l. c.; Schleicher, D. Spr. p. 304) so im Englischen (Shak.): there is few or none who know me. Es ist dies ähnlich dem σχῆμα Πινδαρικόν (vide oben und Krüger gr. Spr. § 63, 4, A. 4) wie ἔστι τοῦτω διττὼ τὼ βίω (Plat.); — ähnlich auch (Viger. de idiot. V, 1, 17) der Wechsel bei Ter. Eun. II, 1: adeon' homines immutarier ex amore, ut non cognoscas eundem esse? Bei dem Plural eines Neutrums steht in der Regel der Singular des Verbum, obwohl, namentlich bei Homer, auch oft der Plur.; zuweilen neben dem Sing. wie Ilias 2, 135: καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται. —

Die Vertauschung des Plural mit dem Singular kann indess auch in Folge einer constructio ad sensum eintreten, wenn nämlich eine Pluralform, auf welche man sich bezieht, selbst nur durch eine Fiktion erzeugt wurde. Es setzen z. B. die Griechen ἡμεῖς statt ἐγώ, die Lateiner nos statt ego, die Deutschen wir statt ich ect und zwar zunächst nicht sowohl in dem Streben, die durch den Plur. bezeichnete Person bedeutender erscheinen zu lassen, als den Hörer gewissermassen mit einzuschliessen, so dass die einzelne Person als solche weniger hervortritt. Servius (zu Virg. Aen. II, 89): „Et nos." Pluralis numerus pro singulari ad evitandam jactantiam. —

Später allerdings entwickelte sich hieraus ein pronomen reverentiae, pluralis majestatis. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 298 sq.) Da tritt nun leicht ein Wechsel des Numerus ein: Hom. Ilias 13, 257: Τό νυ (ἔγχος) γὰρ κατεάξαμεν, ὃ πρὶν ἔχεσκον; Eur. Troad. 903 sq.: ἔξεστιν οὖν πρὸς ταῦτ' ἀμείψασθαι λόγῳ, ὡς οὐ δικαίως, ἢν θάνω, θανούμεθα; Cic. Fam. I, 2: Videbatur enim reconciliata nobis esse voluntas senatus, quod tum dicendo, tum singulis appellandis rogandisque perspexeram; Cic. Fam. 11, 29): a me, quum paulum otii nacti erimus, uberrimas litteras exspectato; Ter. Eun. IV, 3, 7: absente nobis. — Unsinnig bei uns mit Bezug auf die pluralische Anrede: „Der Herr Geheimerath sind nicht zu sprechen," dagegen in der englischen Umgangssprache wohl you was statt you were; Racine: songez bien dans quel rang vous êtes elevée. (Mätzner, fr. Gr. p. 405 sq.) —

Zuweilen verwenden die Sprachen Singularia zur Bezeichnung von Collectiven, also für Pluralia; namentlich stehen so Völkernamen:

Schiller (Wallenst.): „Der Schwede sagt uns Hülfe zu?“ „Was geht der Schwed' mich an?“ Thuc.: ὁ Χαλκιδεὺς ξύμφορος ἡμῖν ἀπαράσκευος ὤν; Liv. IV, 37: tegi magis Romanus, quam pugnare, Volscus inferre signa; aber auch z. B. Lyc.: Τρία ἐστὶν ἐξ ὧν ἡ πολιτεία ξυνέστηκεν, ὁ ἄρχων, ὁ δικαστής, ὁ ἰδιώτης (Krüger, gr. Spr. § 44); Hor. (ep. 2, 31): trudit multa cane apros in plagas; (od. I, 7, 8): plurimus in Iunonis honorem aptum dicet equis Argos; ähnlich im Dtsch.: „der Feind rückt an;“ und sonst: Learning is wealth to the poor, and an honour to the rich; le juste mourt tranquille.

Uebrigens fällt bei einer Vergleichung unseres Gebrauchs des numerus mit dem im Griech. und Lat. auf, wie diese Sprachen die Bedeutungen vieler Wörter noch konkret fassten und sie deshalb auch pluralisch nehmen konnten, während wir sie singularisch denken und eine konkrete Bezeichnung hinzufügen müssen, um sie als Pluralia hinzustellen. Plin. (ep. VI, 20) beschreibt: multas formidines patimur, Cic. (Verr. 5, 9, 23): ceteris formidines similium incommodorum proponere; wir müssen ein Conkretes hinzufügen: Schreckbilder, während der Lateiner formido schon im Sing. als Schreckbild fasste: Priapus — formido maxima furum aviumque (Hor. Sat. I, 8, 2). Ardores (Sall. Iug. 18, 9) müssen wir mit „heisse Zone“ übersetzen; mortes mit Todesarten; für effugia, odia (Aen. II, 96, 140) u. a. haben wir nur den Singular. Auch die Griechen brauchten z. B. θάλπη und ψύχη bei Xenophon, τὰ ἐλέη, τὰ ἔχθη, τὰ κάλλη (Plat. Crit. p. 115), in der epischen Sprache: κλέα, μένεα cet. Aristoteles (Rhet. 3, 6) sagt: εἰς ὄγκον δὲ τῆς λέξεως συμβάλλεται — το ἓν πολλὰ ποιεῖν, ὅπερ οἱ ποιηταὶ ποιοῦσιν· ἑνὸς ὄντος λιμένος, ὅμως λέγουσι λιμένας εἰς Ἀχαϊκούς· καὶ, Δέλτου μὲν αἵδε πολύπτυχοι διαπτυχαί. (Eur. Iph. Taur. 727.) (Vide Lobeck, Rhem. p. 312; Reisig, lat. Spr. ed. Haase p. 130 sq.) — Uebrigens findet sich auch im Frzsch. z. B. bei Lamartine: nos jeunesses, vos orgueils, leurs surprises cet.; — im Engl. lives, Kindnesses, fears, pardons cet.

3) Die Enallage in Bezug auf die Casus.

Phoebammon (l. c.) nennt diese Figur Ἑτεροπτωτον: μετάβασις εἰς πτῶσιν ἀπὸ πτώσεως, ἢ προτιθεμένης μέν, ὀφειλού-

σης δὲ τῷ λόγῳ συνταχθῆναι, ἢ λέξεως μιᾶς θέσις πρὸς διαφόρους πτώσεις συντασσομένης, οἷον τόνδε τὸν ἑλλόγιμον γιγνώσκεις, οἷον ἐποίησε τόδε. ἢ θέλων εἰπεῖν ὁ δεῖνα υἱός μού ἐστι, λέγω υἱός μοί ἐστιν, ἢ ὁ δεῖνα ἄρχει τῆς πόλεως, ἄρχει τῇ πόλει. Pseudo-Plutarch bespricht diese ἀλλοίωσις περὶ τὰς πτώσεις l. c. § 48. — Gewöhnlich nannte man die Enallage der Casus: ἀντίπτωσις; so z. B. Eustathius (zu Ilias, vs. 197, p. 82, 28); Schol. zu Thuc. III, 4 (bei Schäfer zu Greg. Cor. p. 81); Servius (zu Virgil, Aen. I, 120); Acron (zu Hor. ep. 5, 59); Priscian (XVII, 21). — Schol. ad Aesch Prom. 3: ἀντιπτωτικόν. —

Von den Figuren bei Lesbonax gehören hierher: das σχῆμα Κολοφώνιον: ὡς καὶ Ὅμηρος (Ilias 7, 383): νηῒ παρὰ πρυμνῃ ἀντὶ τοῦ νηός. (vid. über diesen Dat. bei Substant. Bernhardy, wiss. Synt. p. 88.) Es ist dies der namentlich im Englischen häufig gebrauchte Dat. mit to statt des Gen. mit of: he is a member of parliament, and a retainer to the court; he is a friend to wine; so Lat. P. Scipio, qui tum Romanis imperator erat; frzsch. c'est une exception à la règle. (vid. Schmitz, engl. Gr. p. 313 sq.) — Das σχῆμα Σικελικόν: γίνεται δὲ παραλαμβομένης δοτικῆς πτώσεως ἀντὶ γενικῆς, καὶ κατὰ παράλειψιν τῆς παρὰ προθέσεως. ὡς καὶ Ὅμηρος (Ilias 15, 88): Θέμιστι δὲ καλλιπαρῄῳ δέκτο δέπας· ἀντὶ τοῦ παρὰ τῆς Θήμιδος cet. (Pseudo-Plut. l. c. nennt dies Dorismus.) (vide Bernhardy l. c. p. 87); das σχῆμα Νησιωτικόν Gen. statt ἕνεκα oder statt Dativ; σχῆμα τῶν ἐπὶ τῆς Ἀσίας Ἑλλήνων, Acc. statt Dativ; σχῆμα Ἰωνικόν, Acc. statt Gen. z. B. (Ilias 24, 58) γυναῖκα τεθήσατο μαζόν. Es ist das sogen. σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος, welches den epexegetisch gesetzten Theil in denselben Casus mit dem Casus des Ganzen bringt, wie Ilias 5, 461. (cf. Buttmann Gr. Gr. § 131, A. 10; § 132, A. 4; § 133, 5): σχῆμα Ἀττικόν, ist derselben Art. Od. 12, 73: οἱ δὲ δύω σκόπελοι ὁ μὲν οὐρανὸν εὐρὺν ἱκάνει statt τῶν δύο σκοπέλων. (Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, 2.) cf. Greg. Cor. de dial. p. 79 sq.; das σχῆμα Δώριον, Dat. statt Acc. mit διά; endlich noch das Ἀττικόν Gen. statt Dat.; das unklare „Ἄλλο Ἀττικόν;" Ῥόδιον, Gen. statt Acc.; und das Ἀσιανόν, wenn durch Anakoluthie die grammatische Richtigkeit leidet, wie Ilias 2, 350:

Φημὶ γὰρ οὖν κατανεῦσαι ὑπερμενέα Κρονίωνα ἀστραπτων ἐπὶ δεξιᾶ statt *ἀστράπτοντα.* (cf. Krüger l. c. II, § 45, A. 2.) — Die Römischen Grammatiker haben die Antiptosis als „Soloecismus per inmutationem casuum.“ Donat. (III, 2, 3), Diomedes (p. 449) geben als Beispiel: urbem quam statuo vestra est. (Virg. A. 1, 573.) —

Schon Sanctius (IV, 12) verwarf die Figur der Antiptosis: nihil enim imperitius, quam docere, quemvis casum pro alio poni posse, doch hielt sie Ursinus (p. 501) aufrecht. (vide Ruddimann inst. Gr. Lat. ed. Stallb. II, p. 384.) Hermann (zum Viger, p. 890) sagt: notionum confusio saepe viris doctis ita frandem fecit, ut ad antiptosin confugerent, qua figura nihil fingi potest ineptius. Freilich muss die Sache nicht inepte aufgefasst werden. —

Man kann den Ausdruck, dass ein Casus für den anderen stehe, in dreifachem Sinne nehmen, in dem eines Uebergangs, eines Wechsels, einer Vertauschung.

Die Geschichte der Sprachen zeigt, dass im Laufe der Zeit vielfach die Funktionen eines oder mehrerer Casus von einem anderen übernommen wurden, dass also die Zahl der lautlich verschiedenen Casusformen abnahm, ja, dass diese endlich, wie z. B. im Neu-Französischen für Substantiv und Adjektiv völlig verschwinden konnten. So ist (Schleicher, Comp. der vergl. Gr. p. 516) z. B. im Griechischen der Ablativ im Genitiv aufgegangen; der Instrumentalis ist in der ältesten Sprache bereits im Verschwinden begriffen; Dativ und Locativ fällt zusammen. Auch im Deutschen ersetzt der Genitiv den Ablativ, der Lokativ meist den Dativ; der Instrumentalis weicht im Ahd. dem Dativ. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 62.) Man hat nun wohl die Vorstellung von „Grundkasus und Nebenkasus“ (Becker, Organism § 78). Becker bestimmt als Grundkasus den Accus. Gen. Dat. und den Factitivus, der sich freilich als besonderer Casus nur etwa in der finnischen und in der Zigeunersprache findet, als Nebenkasus den Abl. Instrum. Locat., welche letztere mit Recht im Genitivus untergingen (§ 77); Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 301) ist der Ansicht, „dass ein Locativ und Sociativ und Illativ und Prosecutiv u. s. w. keine wahren Casus sind,“ dass vielmehr „vier die Normalzahl für die wahren Casus ist:“ Nom. Acc. Gen. Dat. — Aber es scheint, als liessen sich auch die Beziehungsgebiete

dieser bevorzugten Casus, nachdem ihre ursprünglich lokalen Beziehungen zu sehr allgemeinen sich entwickelt haben, nicht so abgränzen, dass dadurch der usus bestimmt würde. Becker also weiss, dass nicht bloss die Nebenkasus mit ihrem Grundkasus wechseln, sondern auch die unter sich verwandten Grundkasus. Er behandelt diese (§ 79) als Wechselkasus, wie z. B. Acc. und Gen. — In der That zeigt sich schon an der Thatsache, dass im Romanischen die Flexion der Lateiner unterging, dass Nominativ und Accusativ dort die Nominalformen bestimmten, wie die Casus, wenn Kenntniss der Schriftsprache sie nicht hält, ineinander fliessen (vid. Diez, Gr. d. Rom. Spr. Th. II, p. 5 sq.). Im Neu-Griechischen ist der Dativ bis auf wenige Reste verschwunden und wird durch den Acc. ersetzt: ἔδωσα τὸ βιβλίον τὸν πατέρα σου, oder den Gen. μοῦ τὸ εἶπε, oder durch εἰς mit Acc. —

So wechselt denn auch im usus häufig ein Casus mit dem andern, um die nöthige Beziehung zu geben, ohne dass der Sinn des Satzes sich ändert. Wenn Grimm (Gr. IV, p. 681) sagt: „geh deinen Weg sei merkbar verschieden von geh deines Wegs! jenes sage: verfolge deinen Weg, bleibe ihm treu, dieses bloss: mache dich auf, geh fort!“ so ist ja richtig, dass Unterschied des Acc. und Gen. in vielen Fällen fühlbar bleibt; man ersetze aber das Vb. „gehen“ mit einem solchen, welches an sich schon mehr ein Verfolgen des Weges mahlt, so wird z. B. zwischen: er zieht seiner Strasse, er zieht seine Strasse, der Unterschied sich verlieren, und man kann jedenfalls auch mit Acc. sagen: er geht den Weg zur Stadt, um zu bezeichnen; dass er sich aufmacht und fortgeht. Die Sprache hat eben keine Verpflichtung, ihrer Technik treu zu bleiben, und der usus geräth in's Schwanken, wenn er den Sinn der von ihm verwandten Beziehungmittel nicht mehr fühlt. Die Volkssprache zeigt dies natürlich am stärksten: „me streift der Schweiss am Aermel ab.“ (Hebel, Allem. Ged.) „He is zwar ehn förnehm Herr, aver doch man'n dummen Keerl.“ (Grimm, Märchen Bd. II, p. 458) He trusted God, nor feard to die; May it be thus with you and J. (Campbell) How now, father abbot, I hear it of thee, Thou keepest a far better house than me. (King John and the abb. of. C.) —

Es zeigt sich an diesen Beispielen der Vertauschung des casus rectus mit dem obliquus, dass selbst der Gegensatz zwischen Selbstständigkeit und Abhängigkeit in der lebendigen Sprache nicht festgehalten wird. Von Fehlern ist auch hier nicht zu reden; der usus entscheidet schliesslich, wie die von der Technik gebotenen Mittel auch anderweitig zu verwenden sind. Im Französischen sind jetzt die obliquen Formen des Altfrzsch. Pron. pers. zu Nominativen geworden; eine Beziehung, welche der partitive Genitiv überall ausdrückt, hörte allmählich auf als solche empfunden zu werden, bis endlich solcher Genitiv im Frzsch. vollständig zum Nominativ und nach der Grammatik deklinirt wird. In Sprachen, welche diesen Weg nicht völlig durchführen, kann man ein Beschreiten desselben als Enallage fassen: Xen. (An. VII, 4, 5): ἀφικὶς δὲ τῶν αἰχμαλώτων ὁ Σεύθης cet.; Hor. (od. 3, 13, 13): Fies tu quoque nobilium fontium; Voss (Ilias 7, 279): Nun nicht mehr, ihr Kinder, des feindlichen Kampfs und Gefechtes.“ — Wie sehr es willkührlich sein kann, ob man, ohne Schädigung des Sinnes, Beziehung annehmen will oder nicht, zeigt z. B. der Wechsel: „es war Niemand zu Hause ausser ich und meine Frau,“ und: es war Niemand z. H. ausser mir und meiner Frau; wie die Beziehungen selbst verschieden angesehn werden können, zeigt z. B. unser „weh mir!“ verglichen mit dem mittelhochdtsch. „weh mich!“ (Nibel. 2073; 2090); — εἰμὶ τὸ γένος Ἀσσύριος (Xen. Cyr. 4, 6), γένει προσήκων βασιλεῖ (Xen. An, 1, 6), γένους μὲν ἥκεις ὧδε τοῖσδε (Eur. Heracl. 213) deutsch immer: an Geschlecht. (Buttmann, Gr. p. 396.) —

Ueber den vom usus zugelassenen Wechsel in der Verwendung der Casus geben die Grammatiken Auskunft. Man sagt also z. B. „Was braucht's des Edelmann's?“ „Braucht euer Ansehn doch, bedeutet ihn!“ (Schiller, Tell, Wallenst.); quam proxime potest hostium castris castra communit (Caes. b. c. 1, 72), alter propior hostes collocatus erat. (Caes. b. g. 8, 9), omnes quam proxime alter ab altero debent habitare. (Colum. 1, 6); Ἡ ῥητορικὴ ἐστιν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ. (Arist.), Μουσικὴ ἐστιν ἀντίστροφος τῆς γυμναστικῆς (Plat.); J'ai acheté de lui cette maison, je lui ai acheté un volume qu'il m'a fait payer cher (Acad.); I will bestow some precepts of this virgin Worthy the note (Shak. All's Well 3, 5) Flow'rs worthy of

Paradise (Milt. P. L. 4, 241). Will man den Vocativ als Casus ansehn, obwohl er genauer nur als das Nomen in Form der Interjektion, also als ohne eigentliche Casusendung, zu betrachten ist (Schleicher, Comp. p. 591), so ist zu bemerken, dass für ihn sehr oft die Nominativform eintritt. So z. B. Audi tu, populus Romanus (Liv. 1, 24); Projice tela manu, sanguis meus! (Virg. Aen. VI, 836); ὦ φίλτατ' Αἶας (Soph. Aj. 977). —

Bei solchem Wechsel der Casus ist es schwer zu sagen, in welchem Falle eine Figur zu statuiren sei; denn die jetzigen Casus haben die Funktionen früherer mitübernommen und ihre eigenen ursprünglichen allmählich so erweitert, dass ein Urtheil über den Sinn, in welchem man sich für den einen oder den anderen entschied, mit Sicherheit nicht zu geben ist. Das seltnere Vorkommen wird im Allgemeinen als Zeichen für den mehr individuellen Charakter der Beziehungsweise gelten müssen. So etwa würde Antiptosis sein der Acc. bei Klopstock: „Lindre, Herr, des Todes Pein, und lass mich den Stärksten sein;" der Dativ bei Schiller: „Mir kommt ein eigen Grauen an bei diesem Segen!" bei Göthe: „Sie lehrte ihm kleine Lieder;" der Acc. bei Rückert: „O weh der feigen Ritter, die vor dem Brautritt grant;" ferner Virgil (Aen. X, 361): haeret pede pes; Ovid. (Trist. V, 36) victor lenis in hoste fuit; Horaz (Od. 3, 30, 12) regnavit populorum; Nominativ statt Dativ bei Virgil (Ecl. III, 101): idem amor exitium pecori pecorisque magistro; Hom. Od. 18, 88) τῷ δ' ἔτι μᾶλλον ὑπὸ τρόμος ἕλλαβε γυῖα; (Od. 15, 245) ὃν περὶ κῆρι φίλει Ζεὺς παντοίην φιλότητα; (Od. 11, 485) κρατέεις νεκύεσσιν; (Thuc. 2, 62) οὐδ' εἰκὸς καλεπῶς φέρειν αὐτῶν (ἐστερημένων) μᾶλλον. —

Es bleibt noch die Vertauschung der Casus zu besprechen, welche die Fälle begreift, in denen die Grammatik zweifellos einen anderen Casus fordert, als den gesetzten, so dass nachgewiesen werden kann, wie dem Wesen des Casus an sich fremde Umstände die Antiptosis herbeiführten. — Sagt man z. B. (Schötensack, Gr. der neuhochd. Spr. p. 593) „Ein Mann, der seine Schuldigkeit gethan hat, dessen Herz kann ruhig sein," statt: das Herz des Mannes, so nennt man diese Vertauschung eine Anakoluthie; heisst es (Tac. Germ. 17): nudae brachia ac lacertos statt des Ablativs, so erkläre ich dies durch die Benennung Accus.

Graecus für einen Hellenismus; liest man (Cic. fam. VIII, 10): Nosti Marcellum, quam tardus sit, statt des Nominativs, so gebe ich als Grund für die Vertauschung Attraction an; Fälle, wie (Od. 9, 257): ἡμῖν δ' αὖτε κατεκλάσθη φίλον ἦτορ δεισάντων φώγων erklärt man etwa (Grüter, Ueber die Synesis p. 5) durch eine „Synesis im Casus" wegen des häufigen Gebrauchs des possessiven Dativs bei Pronominibus statt des Genitivs. —

Die Benennung Antiptosis für diese Fälle bezeichnet nur das Faktum der Formen-Vertauschung, zu welcher die Technik gegriffen hat; durch die anderen termini soll zugleich das Ergebniss der Reflexion und Forschung über den Grund oder Ursprung dieser Vertauschung angegeben werden. Hierbei ist zu bedenken, dass bildliche und allgemeine Bezeichnungen, wie Anacolnth, Attraction, Synesis, da ihr Begriff nicht allein auf Vertauschung der Casus Bezug hat, den technischen Vorgang nicht bestimmt ausdrücken, und dass ferner die Reflexion solche Fälle verschieden rubriciren kann, wie denn z. B. eine Attraction, etwa (Ter. Hec. IV, 1, 60): Vereor Pamphilum, ne orata nostra nequeat diutius celare; statt: ne Pamphilus nequeat, nuzweifelhaft auch Anakolnthie ist. — Buttmann (gr. Gr. § 151) nennt dieselben Constructionen wie οἶδα γῆν, ὁπόση ἐστί (für οἶδα, ὁπόση ἐστὶ γῆ) Attraction, Krüger (gr. Spr. § 61, 6): Prolepsis, Anticipation. Man müsste nun, um vollständig zu sein, etwa so sagen: die Figur zeigt sich an der Vertauschung der Casus, und so ist sie Antiptosis, sie stört damit die Satzkonstruktion beider zusammengehörigen Sätze und ist desshalb Anakoluth; man begreift, wie der Acc. an Stelle des Nom. treten musste, wenn man jenen als durch Attraktion zu einem Vb. trans. geführt erkennt, man versteht die Veranlassung zur Anwendung der Figur, wenn man sie Prolepsis nennt, und verweist vielleicht auf ihre Quelle, wenn man sie als Hellenismus bezeichnet. Gesenius (Lehrgeb. p. 854) nennt solche Construktion z. B. 1. Mos. 1, 4: וַיַּרְא אֱלֹהִים אֶת־הָאוֹר כִּי טוֹב (er sah das Licht, dass es gut war): Antiphonesis (?) — Wenn bei: cui nomen superiori (Tac. Ann. 1, 31) der Dativ statt der, grammatischer Einsicht näher liegenden, Nom. oder Gen. technisch bezeichnet werden soll, so sagt etwa Zumpt (lat. Gr § 421): er sei „von dem Dativ der Person angezogen," Putsche (gr. lat. Gr. § 228): es sei Attraction,

ebenso Madvig (lat. Spr. § 246); Schultz (lat. Spr. § 268): er sei „auf mihi bezogen," Gossrau (lat. Spr. § 284): er stehe als Appositiou zu mihi. —

Man thäte gut, das Verfahreu der Technik einfach nach seiner Form zu bezeichneu, wozu der Name Antiptosis ausreicht; diesem Verfahreu in Bezug auf seine Motive nachzuforscheu, ist ein Anderes, und man wird dann jeden Fall besonders zu betrachten haben uud dabei die Gesichtspunkte bestimmt auseinander zu halten, aus deuen mau betrachtet. Uebrigeus sind auch Fälle, wie sie namentlich im Hebräischen gewöhnlich sind, dass Nomina verbalia statt des Gen. den Casus ihrer Verba zu sich nehmen (cf. Geseuius, Lehrgeb. p. 688), z. B. Plaut. Asin. V, 2, 70: Quid tibi huc receptio ad te est meum virum, wo Acc. statt Gen., wohl leicht erklärbar, aber unter Reflexiousrubriken noch nicht gebracht. (vide Schultz, l. Spr. § 243, A. 3.) —

Interessant ist zu bemerken, wie, nachdem der alte Ablativ der Griechen in ihrem Genitiv zu Grunde gegangen, später dann die Römer dies als Hellenismus in ihre Sprache übertrugen: Hor. od. 2, 2, 5: notus in fratres animi paterui; Virg. Ecl. 2, 20: quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans; Ov. Met. 12, 512: nudus arboris Othrys; Hor. od. 2, 9, 17: desine mollium querelarum; id. od. 3, 17, 16: cum famulis operum solutis; integer vitae u. d. m. —

4) Die Enallage in Bezug auf die Gradus der Comparation.

Durch die Formen der Comparation wird keine Steigerung in dem Begriff des Adjektivs ausgedrückt, soudern nur das Resultat (*συγκρίνειν* - *συγκριτικόν*) einer Vergleichung zwischen zweien (Comparativ) oder mehreren Gegenstäuden (Superlativ) in Bezug auf den Grad, in welchem wir ihnen diesen Begriff zusprechen. Donatus (lib. II, 3, 2) sagt: Comparatio nominum proprie in comparativo et superlativo gradu est constituta. Nam positivus perfectus et absolutus est. Saepe autem comparativus gradus praeponitur superlativo, ut stultior stultissimo et major maximo. Saepe idem minus a positivo siguificat, quamvis recipiat comparationem, ut: Mare Ponticum dulcius

quam cetera. (Sall.) Saepe idem pro positivo positus minus significat et nulli comparatur, ut: Iam senior, sed cruda deo, viridisque senectus. (Virg. A. VI. 304). — Die Enallage in den Formen der Comparation wird z. B. besprochen von dem Anonymus bei Valcken. (Amm. p. 182) als Σολοικία περὶ τὰ Εἴδη. ὡς εἴτις ἁπλοῦν ἀντὶ συγκριτικοῦ τάξειεν, οἷον, δῖα θεάων. ἀντὶ τοῦ διοτάτη. (Ilias 5, 381) oder Comp. und Superl. statt des Positivs, wozu als Beispiele stehn: γυναικῶν θηλυτεράων statt θηλειῶν (Od. 11, 386); δικαιότατος Κενταύρων statt δίκαιος (Ilias 11, 832). Das letzte Beispiel giebt auch Ps. Plutarch (vit. Hom. § 53), ausserdem (Ilias 1, 32): σαώτερος ὥς νέηαι. Besprochen wird diese Enallage auch bei Eustathius (p. 424, 33); Gregor. Cor. (de dial. p. 110 sq.) Etymol. M. (p. 622, 18); die Römischen Grammatiker haben sie als soloecismus per comparationem (Donat. III, 2, 3) oder per gradus (Diomed. p. 450) und geben als Beispiel: respondit Juno Saturnia sancta Dearum (Enn.) und: is quaestus est multo uberrimus (statt uberior) (Ter. Enn. II, 2, 22). —

Es kann entweder Vertauschung stattfinden zwischen den Formen für die Vergleichung mit der beziehungslosen Form (ὄνομα ἀπολελυμένον), oder jener unter sich.

Der Positiv steht natürlich für Comp. und Sup. nur dadurch, dass, im Widerspruch mit seiner Form, seine Beziehung, durch welche eben die Enallage hervorgebracht wird, anderweitig ausgedrückt wird, wogegen beim umgekehrten Fall sich Comp. und Sup. absolut gesetzt finden. Durch Beides wird der Eigenschaftsbegriff intensiver hingestellt; im ersten Falle wird die Phantasie durch das Bedürfniss einer Veränderung der Form genöthigt, diese Positivform emphatisch zu fassen, im letzteren muss sie durch eine von der Form angedeutete Ergänzung sich diese rechtfertigen. —

Im Hebräischen steht überhaupt die Form des Positivs auch für Comp. und Sup. Die Beziehung, welche der Comp. vertritt, wird durch die Partikel מִן = prae ausgedrückt, z. B. Richt. 14, 18: מַה־מָּתוֹק מִדְּבַשׁ וּמַה עַז מֵאֲרִי was ist süss vor dem Honig, stark vor dem Löwen? die des Superl. durch den Artikel (wie im Französischen) oder einen folgenden Genitiv, z. B. 2 Chron. 21, 17: der Kleine seiner Söhne: קְטֹן בָּנָיו. —

Gerade so nun z. B. Schiller: „Schön vor allen Jünglingen war er," statt: der schönste unter allen; wenn es bei Liv. III, 40 heisst: C. Claudii oratio fuit precibus quam jurgio similis, so zeigt quam die Art der Beziehung; durch Hinzufügung eines Genitivs wird Hom. Od. 14, 361: ἆ δειλὲ ξείνων der Positiv zu einer Gradusform, wie Eustath. 1763, 41 sagt: ὑπερθετικῶς συντέταχται, ἁπλοῦν μὲν ὄν, ληφθὲν δὲ ἀντὶ ὑπερθετικοῦ, ἢ ἀλλ' ἀντὶ τοῦ συγκριτικοῦ. φησὶ γὰρ· ἆ δειλὲ ξείνων, ἀντὶ τοῦ δειλαιότερε ἢ δειλαιότατε. (vide Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, A. 7); bei Taylor: Poverty is desirable before torments. Auch für den Comparativ, welcher mit Auslassung des Verglichenen die Bedeutung von zu sehr erhält, wie bei Nep. Th. 1: Themistocles liberius vivebat, kann ein Positiv stehn: Longum est enumerare proelia (Nep. Hann. 5); Nil mortalibus arduum est (Hor. od. 1, 3, 37); ebenso im Griech. für Comparat. wie: (Her. 1, 116): ἐδόκεε ἡ ἀπόκρισις ἐλευθερωτέρη εἶναι, ein Positiv, wie bei Xenoph.: τὰ ὕδωρ ψυχρὸν ὥστε λούσασθαί ἐστιν. (Krüger, l. c. §. 49, 1.) —

Comparative und Superlative können Bedeutung eines Positivs allmählich annehmen. Im Französischen z. B. sind die Compar. antérieur, postérieur cet. zu Positiven geworden: cet auteur est postérieur *à* tel autre (nicht: que); so im Dtsch. intim, extrem, höchst, öfter u. a. m. im Lat. summus, primus cet. — Aber auch sonst können Comp. und Sup. uns wie Positiva erscheinen und so von Neuem Steigerung erfahren. Göthe (Faust, Th. 2. kl. Walp. N.): Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen, die letztesten hat Herkules erschlagen; Shakesp. how much more elder art thou than thy looks; this was the most unkindest cut of all. (v. Dalen, engl. Gr. p. 255); Hom. (Ilias 2, 220): ἔχθιστος δ' Ἀχιλῆι μάλιστ' ἦν; auch ἐσχατώτατος u. d. m. (Buttm. gr. Gr. p. 106.)

Der Sup. oder Comp. steht, genau genommen, auch dann für den Positiv, wenn der Eigenschaftsbegriff durch irgend welche Beziehung nicht geändert wird, wie wenn Göthe (Faust, Th. 2) sagt: Und sollt ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt, in's Leben ziehen die einzigste Gestalt? Durchgrüble nicht das einzigste Geschick! Kleist (Penthesilea): Reicht mir der Spiesse treffendsten, o reicht der Schwerter wetterflammendstes mir

herl — So im Griech. αὐτότατος (Arist. Plut. 83); auch αὐτότερος αὐτῶν (Greg. Cor. de dial. p. 363 Anm.); auch im Lat. findet sich z. B. invictissimus (Cic. somn. Sc. 1), ipsissimus (Plaut. Trin. IV, 2, 146) und im Comp. Themistocli optatius videbatur oblivisci posse potius, quod meminisse nollet, quam — meminisse. (Cic. or. II, 74.) —

Comp. und Superl. können aber auch geradezu für die absolute Form gebraucht werden. Klopstock war sehr für Verwendung des Comp. Göthe in den späteren Schriften für den Sup., was Heine (Briefe an Varnhagen p. 217) „eine Schreibgrimasse“ nennt. In der That ist z. B. bei Kl.: „ihm horcht entzückt die feinere Schäferin“ recht unangenehm. Aehnlicher Gebrauch im Griech. (Od. 7, 159): Ἀλκίνοε, οὐ μέν τοι τόδε κάλλιον οὐδὲ ἔοικεν; (wenn hier Ameis sagt: „κάλλιον steht nicht für den Positiv,“ so will er, dass man den Comp. durch Ellipse erkläre, wie Od. 3, 69 und sonst (cf. Krüger, gr. Spr. II, § 49, 6), aber diese Erklärung, dass der Comp. Beziehung fordere, beseitigt das Faktum nicht, dass sie hier eben fehlt.) Im Lat. Quint. (IX, 3, 19): „utimur vulgo et comparativis pro absolutis, ut eum se quis infirmiorem esse dicat. duo inter se comparativa committimus: si te, Catilina, comprehendi, si interfici jussero, credo erit verendum mihi, ne non potius hoc omnes boni serius a me quam quisquam crudelius factum esse dicat. (Cic. in Cat. 1, 2, 5.) (Cic. sen. 16): senectus est natura loquacior; stark bei Plaut. (Capt. III, 5): nec quisquam est mihi nunc, aeque melius cui velim. —

Die Form des Superl. tritt in mancher Sprache leicht ein für die des Comp. So (Gellert): Der Affe wirft es weg, und Ihr, Ihr sperrt es (das Geld) ein, wer mag von Euch der Klügste sein? Od. 11, 483: σεῖο δ', Ἀχιλλεῦ, οὔ τις ἀνὴρ προπάροιθε μακάρτατος, wo Bekker aus Conjectur μακάρτερος schreibt, Ameis aber die Enallage wegerklärt; bei Thackeray: Her mother seemed the youngest of the two; (Hudibras. 1, 1, 845) 'tis not hard t'imagine whether o'th'two is worst. (Fiedler u. Sachs, engl. Gr. II, p. 250.) Im Lat. ist dies selten, etwa: Liv. 1, 3: Proca Numitorem atque Amulium procreat. Numitori, qui stirpis maximus erat, regnum legat. —

5) Enallage in Bezug auf die Bezeichnung der Person.

Phoebammon (l. c.) erwähnt das Ἑτεροπρόσωπον und die Ἀποστροφή; ebenso der Pseudo-Plut. (§ 57) die κατὰ πρόσωπα μεταβολή und als eine Unterart derselben die ἀποστροφή. Der Begriff der grammatischen Person ist nicht festgehalten, am ersten gehören die Beisp. des Anonym. hierher: οὐκ ἂν γνοίης statt οὐκ ἄν τις γνοίη; πάντες ὅσοι θεοί εἰσ' ἐν Ὀλύμπῳ, σοί τ' ἐπιπείθονται, καὶ δεδμήμεσθα ἕκαστος cet. — Die Apostrophe ist rhetorische Figur. — Quintilian (IX, 3, 21) citirt u. A. Virg. (Georg. 3, 298): neve tibi ad solem vergant vineta cadentem; (Ge. 3, 435): nec mihi tum mollis sub divo carpere somnos libeat — wo mihi und tibi allgemeine Bedeutung haben; ferner: dicit Servius, negat Tullius wenn die Redenden von sich selbst sprechen (bei der Antimeria erwähnt). —

Ps. Jul. Rufinian (l. c.) citirt Virg. Aen. IX, 525: Vos, o Calliope, precor cet. Pers. Sat. 1, 60: vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est. Donatus (III, 2, 3) hat als soloecismus „per personas“: Danai, qui parent Atridis, quam primum arma sumite, wo paretis stehn sollte. — Es gehört hierher auch die „τῶν προσώπων ἀντιμετάθεσις“ bei Longinus de subl. sect. XXVI. —

Vertauschung der Personen in der Rede ist von starker Wirkung, so dass leicht Uebergang in's Rhetorische anzunehmen ist, namentlich bei der Apostrophe, welche die zweite Person statt der dritten setzt, wie z. B. Virgil (Aen. II, 55): si mens non laeva fuisset, Impulerat ferro Argolicas foedare latebras, Trojaque nunc staret, Priamique arx alta maneres. Bei den Römischen Dichtern wurde dies Manier. Propert. (IV, 11, 36) hat: tollet nulla dies hanc tibi, Roma, notam. Issent Phlegraeo melius tibi funera campo, wo das zweite tibi auf Pompejus geht. Grimm (über den Personenwechsel in der Rede p. 15) nennt es einen Missbrauch, wenn z. B. „Lucan den Namen Rom fast nicht aussprechen kann, ohne sie zu dutzen und anzureden, wie: ultimus esse dies potuit tibi, Roma, malorum (6, 309) so 7, 29; 1, 85; 1, 205 u. a. m. —

Die neueren Sprachen haben an ihrem unbestimmten Pronomen on (homo), one (unus), man (im Goth. als Pronomen noch

nicht im Gebrauch), welches aliquis, τις nicht ersetzen, einen Ausdruck gegen die Alten gewonnen, der zuweilen eigenthümlich wirkt, wie bei Göthe (Faust, Th. 2): Faust „Mit jedem Tage will ich Nachricht haben, Wie sich verlängt der unternommene Graben.“ Meph. (halb laut): „Man spricht, wie man mir Nachricht gab, Von keinem Graben, doch vom — Grab.“ —

Nicht selten findet sich „man“ für das bestimmte Pronomen, z. B. für die erste Person; bei Immermann: „Man ist immer nur Einer, und sie sind Viele; bei Göthe für die zweite Pers.: „Nun Das geht so übel nicht! man brauchte nur zu wollen, aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen;“ so: on n'est point des esclaves, man (d. h. ich, wir) ist kein Sclav —; umgekehrt kann die bestimmte Pers. statt der unbestimmten stehn: la vue du sang vous est épargnée = der Anblick d. Bl. ist Einem erspart. — Das unbestimmte Pronomen gilt bei Vorschriften, Lehren u. d. als das farblosere für würdiger. In den alten Kochbüchern hiess es: „Nimm einen Stockfisch cet., in den neueren steht: Man nehme einen Stockfisch cet.

Unter den neueren Völkern haben namentlich die Deutschen in ihren Anreden viel Wechsel zu verwenden. Sec. 9 tritt Ihr an die Stelle von Du, Sec. 17 findet sich Er und (sing.) Sie, gegen Ende Sec. 18 wird die Höflichkeit der Anrede bis zum pluralen Sie gesteigert, „baare Versündigung wider Sinn und Geschmack“ (Grimm, Gr. IV, p. 309), aber, wie Lichtenberg (Vorschlag zu einem Orbis pictus) bemerkt, „unterscheiden wir durch diese Mannigfaltigkeit der Zeichen und Begriffe in Verhältnissen zwischen Menschen gegen Menschen sehr viel feiner, als andere Völker.“ Bei F. v. Schlegel (Lucinde) heisst es: „Aber bilden Sie sich nur nicht ein, mein Herr, dass Du so unmenschlich liebenswürdig bist.“

Auch im Engl. finden Wechsel statt zwischen you und thou, wie Sheridan (Riv. III, 3): Why, thou unblushing rebel — didn't you tell this gentleman to his face that you loved another better? — Im Französischen erscheint der Wechsel in der Anrede zwischen vous und dem vertraulichen tu nicht eben ungewöhnlich. —

Stellen bei den Alten, wie Virg. Aen. 1, 140: Vestras, Eure, domos; Od. 12, 81: ὑμεῖς - φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ; sind nicht

derselben Art; sie nehmen nur Bezug auf eine Mehrheit mit Nennung eines Einzelnen aus derselben. Eigenthümlich ist im Griech. die zweite Pers. des Imper. bei πᾶς, wie Ar. The. 372: ἄκουε πᾶς. (Krüger, gr. Spr. II, § 54, 4, 1.) Im Dtsch. wird auch wohl die erste Pers. Plur. zur Anrede benutzt. Seume (Leben p. 63): „Wo haben wir unsere Präparation?" fragte mich einmal der Rektor; hier, antwortete ich und zeigte auf die Stirne. „Wir sind etwas keck; wir werden ja sehen." So einmal zu einem Schüler: „wir sind ein Esel." Bei Lessing (Em. Gal.): „Was haben wir Neues, Marinelli?" —

Auch die bestimmten Personen können unter sich vertauscht werden: „Was du nicht weisst, macht dir nicht heiss" oder: „was ich nicht weiss, macht mir nicht heiss." Ter. (Phorm. 1, 2, 1): Geta: si quis me qnaeret rufns — Davus: praesto est (= sum); Plaut. (Mil. IV, 2, 21): homo quidem est, qui scit, quod qnaeris (= ego sum, qui scio); für die zweite Person steht die dritte z. B. bei Schiller (Wall.), wo Wallenstein zu Max sagt: „ich mag's und will's nicht glauben, dass mich der Max verlassen kann." Der Fälle, wo der Name statt der ersten Person gebraucht wird, haben wir schon oben (Antimeria) gedacht. Grimm (Personenw. p. 5) erinnert, dass Kinder anfangs in der dritten Person von sich sprechen, so dass diese Redeweise „das unschuldige, unbeholfene, schutzbedürftige, unterworfene" ausdrücke. Der Art ist Shak. (Lear III, 4): Tom's acold; (l. c. 1, 1): what shall Cordelia speak. — Aber der Name erinnert auch mit Kraft an den Charakter der Person. Im Nibelungenliede (1213) sagt Hagen in Bezug auf den Schatz: in wil behalten Hagne, daz sol man Kriemhilte sagen; bei Lessing (Nathan, 2, 330) sagt Saladin: Will Saladin als Saladin nicht sterben? So musst er auch als Saladin nicht leben; Ilias 2, 259: μηκέτ' ἔπειτ' Ὀδυσῆι κάγη ὤμοισιν ἐπείη. —

Sehr lebendig ist der im Griechischen leichte Uebergang von der dritten zur zweiten Person: Ilias 23, 855: ἀνώγει τοξεύειν. ὅς μέν κε βάλῃ τῆγωνα πέλειαν, πάντας ἀειφάμενος πελέκεας οἴκονδε φερέσθω; Ilias 4, 303: τοὺς γὰρ ἀνώγει σφοὺς ἵππους ἐχέμεν — μηδέ τις ἱπποσύνῃ — πεποιθώς — μεμάτω — μάχεσθαι. So im Hildebrandsliede: hër frâgên gistuont, huuer sîn fater wârî fireô in folche, „ëddo hnelihhes cnuosles du sis. cet.

Bei Schiller (W. Tell) geht Tell, der bis dahin in der ersten Person von sich gesprochen, mit schöner Wirkung wie aus der Ferne, von seinen Kindern her, in die dritte über: „Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder, da war ein Freuen, wenn er wiederkam“ — cet. (Ueber den starken Wechsel in der Person bei den Hebräern cf. Gesenius, Lehrgeb. § 196, 5 und § 217, 3.)

Zu erwähnen wäre noch der Gebrauch des Reflexivums für die bestimmten Personen. Im Simplicissimus (VI, 19) heisst es: weil wir sich still halten mussten; am Rhein wird gesagt: mer bedanke sich = wir bedanken uns; (vid. Schömann (Redeth. bei den Alten p. 109); ferner der Gebrauch unpersönlicher Rede statt der persönlichen: bei Schiller (Wall.): „Musst es so rasch gehorcht sein?“ wie auch die bestimmte Person für das unpersönliche Verbum eintritt: „Es regnete der Regen alle Tage“ (Chamisso); „der Himmel donnert;“ Ζεὺς ὕει u. d. m.

6) Enallage in den Tempusformen.

Phoebammon (l. c.): Ἑτεροχρονον μεταβασις ἀπὸ χρονικοῦ ῥήματος εἰς χρόνον ἄλλον. Ps. Plut. (§ 54) erwähnt die ἐξαλλαγὴ τῶν χρόνων, ὅταν ὁ ἐνεστὼς ἀντὶ τοῦ μέλλοντος τεθῇ z. B. τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω, πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν statt: ἐπελεύσεται, ebenso Praes. für Praet. z. B. ἔνθ' ἦτοι πλυνοὶ ἦσαν ἐπηετανοί, πολὺ δ' ὕδωρ καλὸν ὑπεκπροῤῥέει statt ἔῤῥεε, ferner Fut. für Praes z. B. οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος, und Fut. für Praet.: „δείδω μὴ δὴ πάντα θεὰ νημερτέα εἴπῃ — ἀντὶ τοῦ εἶπε.“ — Bei Donat. (III, 2, 3): Soloecismus per tempora, sicut (Virg. Aen. III, 3) ceciditque superbum Ilium, et omnis humo fumat Neptunia Troia. (pro fumavit). Diomedes (p. 449): temporum immutatio, ut est (Virg. Aen. XI, 112): nec veni, nisi fata locum sedemque dedisseut, cum debuerit dicere nec venissem: tempus praeteritum perfectum posuit pro praeterito plusquamperfecto. item (Virg. Aeu. X, 164): quae manus interea Tuscis comitetur ab oris Aeuean armetque rates pro comitata sit et armaverit. —

Die Tempora der Vergangenheit und Zukunft hängen in ihrer Bedeutung ab von ihrer Beziehung auf ein Präsens. Es erscheint aber dieses entweder als Bezeichnung eines unmittelbar durch die Wirklichkeit gegebenen Zeitpunkts, den wir zu fixiren meinen,

obwohl er uns entflieht, oder es entsteht durch Abgränzung gegen ein Vorher und Nachher in jedem beliebigen Zeitraum. Die Präsensformen für sich sind ursprünglich in Bezug auf Zeitbestimmung indifferent, denn die Flexion des Präsens bezeichnet kein Verhältniss der Zeit, sondern nur das der Personen (vide Bopp, vergl. Gr. II, p. 369*); und sie sind darum ebensowohl geeignet, Begriffsentfaltungen darzustellen, welche überhaupt unabhängig von Zeitbestimmungen zu fassen sind, z. B.: divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis est (Sall.), wie auch Vorgänge der Vergangenheit und Zukunft, wenn ein Interesse vorhanden ist, diese der Vorstellung nahe zu rücken und mit dem Scheine eines unmittelbar berührenden Lebens zu täuschen. Diesem Scheine nämlich ist die Verwendung von Formen des Prät. oder Fut. entgegen. So erzählt Sall. (Jug. 53): pro metu repente gaudium exortum; milites laeti alius alium appellant, acta edocent atque audiunt. und lässt Catilina (Cat. 58) sagen: si vincimus, omnia nobis tuta erunt — und fortfahren: sin metu cesserimus, eadem illa advorsa fient. — Das Präsens der Grammatik scheint als solches in einem bestimmten Gegensatz zu Prät. und Fut. zu stehn, und so kann man die Fälle, in welchen seine Formen auch für die Darstellung der Vergangenheit oder Zukunft eintreten, als Enallage temporis bezeichnen. So Schiller: „Der König sank vom Pferde und verhauchte sein Leben — bald entdeckte sein ledig fliehendes Ross der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wüthend dringt sie herbei; — um seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht u. s. w.“ Campe: „Als er (der Mops) endlich der Gefahr, da zu ersaufen, ledig war, so stellt er sich recht mitten auf die Gasse und fängt euch da ein Schelten an, dass man sein eigen Wort nicht hören kann.“ — Xenophon beginnt die Anabasis: *Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος παῖδες γίγνονται δύο.* Ségur: La honte réveilla le courage; les peuples bretons ... ne purent souffrir d'être humiliés; ils se lèvent, s'arment et se révoltent tous à la fois. Dickens (Pickw.): I never see such a fellow. Präsens für Futurum bei

*) Im Gothischen vertrat das Präsens noch das Futurum, z B. Marc 11, 2: *εὑρήσετε πῶλον δεδεμένον* = bigitats fulan gabundanana und auch das Fut. exact. wie Joh. 14, 29: *ἵνα, ὅταν γένηται, πιστεύσητε* = ei, bithê vairthái, galáubjáith.

Schiller: „Das Schloss ersteigen wir in dieser Nacht;“ ebenso: „Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle, müssig liegt dein Eisen in der Halle, Priam's grosser Heldenstamm verdirbt.“ Aeschyl.: μικρὰ εἰπὼν ἤδη καταβαίνω. Racine: Dès que je le pourrai, je reviens sur vos traces. Longfellow: As soon as I see the earliest gray of morning glimmer in the east, I will go over to the priest. —

Zuweilen findet sich umgekehrt eine Form der Vergangenheit oder der Zukunft, wo die des Präsens erwartet werden muss. Jene steigert, diese schwächt die Bestimmtheit des Sinnes, denn Vergangenes ist nicht ungeschehen zu machen, die Zukunft aber ist ungewiss. So bei Schiller: „Wenn sie deine Schönheit erblickt, dann hat die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen;“ „Du solltest dich tausend Meilen von dannen wünschen, — denn du hast nunmehr dein Leben verloren.“ (Der gehörnte Siegfr. bei Simrock, Dtsch. Volksb. Bd. III, p. 382); bei Schiller: „Ein guter Mann wird stets das Bess're wählen;“ so sagt man — modales Präsens — „er wird nicht zu Hause sein.“ Bei Virgil (Aen. VI, 78): Bacchatur vates, magnum si pectore possit excussisse deum; Ter. (Phorm. V, 3, 18): Cognatam comperi esse nobis. Demipho: quid? deliras. Chremes: Sic erit; Plato (Theaet. p. 154): νῦν δὲ ἅτε ἰδιῶται πρῶτον βουλησόμεθα διάσασθαι αὐτὰ πρὸς αὑτά; Hom. (Ilias I, 37): κλῦθί μευ, ἀργυρότοξ', ὃς Χρύσην ἀμφιβέβηκας; Lesage: Vous saurez que je suis fils unique d'un riche bourgeois; W. Scott: Ye'll no be o' this country, friend? —

Von weiteren Zeitverschiebungen, welche sich in Vertauschung der Tempusformen darstellen, erwähnen wir noch einige Fälle. Im Deutschen steht Perfect meist für die schleppende Umschreibung des Fut. exactum, wie bei Schiller: „Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen, bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich den Hochverrath beweist.“ Der Volksmund erzählt zuweilen im Futurum: „Und so kommt er, und wird mir eine Ohrfeige geben; da habe ich ihn aber nicht schlecht“ —. Auch im Lat. tritt Perf. zuweilen mit Nachdruck für Fut. exact. ein: Cic. (Fam. 12, 6): Brutus Mutinae vix jam sustinebat: qui si conservatus erit, vicimus; selbst für das einfache Fut. Liv. (XXI, 44): Si hoc bene fixum omnibus destinatumque in animo est, vicistis;

auch wohl Fut. II. für Fut. I.: Cic. (Att. II, 24): Respiraro, si te videro. Wenn es richtig ist, was G. Curtius wahrscheinlich gemacht hat, dass im älteren Latein sich Aoristformen erhalten haben, wie tago, tagit (tango), pagunt (pango) u. a. m., so ist dann dieses Tempus durch Enallage allmählich der Sprache verloren gegangen. —

Im Griechischen vertreten Aoristformen auch das Präsens, wie in den Homerischen Gleichnissen, z. B. (Ilias 4, 275): *ὡς δ' ὅτ' ἀπὸ σκοπιῆς εἶδεν νέφος αἰπόλος ἀνὴρ — ᾧ ἴγησέν τε ἰδών, ὑπό τε σπέος ἦλασε μῆλα* cet.; auch eine Zukunft: (Plato) *Ἱπποκράτης ἐπιθυμεῖν δοκεῖ ἐλλόγιμος γενέσθαι, τοῦτο δὲ οἴεταί οἱ μάλιστα γενέσθαι, εἴ σοι συγγένοιτο.* (Krüger, gr. Spr. § 53, 5, 9); das Imperfectum kann sich dem Standpunkt der Erzählung anbequemen, indem es Bestehendes bezeichnet, wie Xen. (Anab. 1, 4, 9; wozu cf. Krüger): *Ὁ Χάλος ποταμὸς ἦν πλήρης ἰχθύων μεγάλων καὶ πραέων, οὓς οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἴων.* (Man sehe auch bei Krüger (l. c. § 53, 10) den Abschnitt: „Synonymer Gebrauch" der Tempora.) Im Franz. und Englischen steht nicht selten Perf. statt Fut. exactum: (Wailly): Attendez, j'ai fini dans le moment; (Shakesp. Cymb. 4, 1): When I have slain thee with my proper hand I'll follow those that even now fled hence. (Mätzner, frz. Gr. p. 360; engl. Gr. II, 1 p. 74.) Imperf. für Plusqp. steht z. B. (Ségur): Darius, qui pen de jours auparavant couvrait la terre de ses armées, arriva seul . . à Soqne. (l. c. p. 368.) —

7) Enallage der Modalformen und der Modalformen mit Formen der Tempora.

Phoebammon (l. c.) hat: *Ἑτεροσχηματίστον δέ ἐστιν ἐναλλαγὴ ῥήματος εἰς μετοχήν, ἢ καθ' ἑαυτὸ ἢ μετὰ συνδέσμου, ἢ καὶ ῥήματος ἀπὸ ἐγκλίσεως εἰς ἔγκλισιν, ὡς ἵνα ἀντὶ τοῦ εἰπεῖν, ἐπειδὴ ἔτρεχεν ὅδε, τόδε ἐγένετο, εἶπω, τρέχοντος ὅδε τόδε ἐγένετο.* Psendo-Plutarch (l. c.) erwähnt § 58 ebenfalls die Vertauschung des Vb. fin. mit dem Part. *καὶ μετοχαῖς δὲ χρῆται ἀντὶ ῥημάτων, ὡς ἐν τῷ „Ἦτ' ἐνὶ κήπῳ καφπῷ βρισθομένη" ἀντὶ τοῦ βρίθεται* cet. und hat weiter § 53: *Ἐν δὲ τοῖς ῥήμασι γίνεται ἐξαλλαγὴ τῶν μὲν ἐγκλίσεων, ὡς ὅταν τὸ ἀπαφέμφατον ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ παραληφθῇ, οἷον „Θαφσῶν νῦν, Διόμηδες, ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι," ἀντὶ τοῦ μάχου. Ἢ τὸ ὁριστι-*

κόν ἀντὶ τοῦ εὐκτικοῦ, οἷον „Πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι, οὐδ' ὀνομήνω" ἀντὶ τοῦ μυθησαίμην καὶ ὀνομήναιμι. Καὶ ἐκ τοῦ ἐναντίου, εὐκτικὸν ἀντὶ ὁριστικοῦ „Καὶ νύ κεν ἔνθ' ἀπόλοιτο Ἄρης" ἀντὶ τοῦ ἀπώλετο. — Die Verwendung des Infinitivs für den Imperativ ist bei Lesbonax (l. c.) bezeichnet als σχῆμα Ἰωνικὸν δὲ καὶ Δώριον ὁμοῦ εἰλημμένον ἀπὸ τῶν κατὰ Σικελίαν Δωριέων. Als Beispiele werden citirt Ilias 2, 10; 4, 66; 2, 75. — Bei ihm gehören noch hierher: Σχῆμα Κορίνθιον: „ὁριστικοῖς χρῶντα ἀντ' ὑποτακτικῶν," wie (Ilias I, 363): ἵνα εἴδομεν ἄμφω (vide auch Etymol. M. p. 301, v. 30) und Σχῆμα Ἰβύκειον, dem Korinth. entgegengesetzt, Conj. für Ind. z. B. Ilias 5, 6: λαμπρὸν παμφαίνησι, (man schreibt aber jetzt Conj. παμφαίνῃσι). (Vide auch Herodian περὶ σχημ. Rhet. Gr. ed. Sp. III, p. 101.) — Bei Greg. Cor. (de dial. p. 58) findet sich als ein „Ἀττικόν" bemerkt der Gebrauch des Optativs statt des Indicativs, wozu cf. Schäfer, A. 94. —

Donatus (lib. III, 2, 3) nennt: soloecismus „per modos verborum" wie „Itis, paratis arma quam primum, viri" statt ite, parate. —

Diomedes (p. 450) hat als Beispiel Virg. Aen. X, 267: at Rutulo regi ducibusque ea mira videri Ausoniis statt videbantur: „infinitum modum posuit pro pronuntiativo." —

Die Sprachen haben die Formen der Modalität nicht mit solcher Bestimmtheit ausgebildet und verwandt, dass sie in das logische Schema zu bringen wären, wonach die Kategorie der Wirklichkeit sich darstelle im Indikativ, die der Möglichkeit im Conjunktiv (und zwar objektiv aufgefasst: im Subjunktiv und Conditionalis, subjektiv: im Potentialis und Optativ). die der Nothwendigkeit im Imperativ, wie Heyse (Sprachwissensch. p. 429) es aufstellt. Die Darstellung eines Erkannten, unabhängig für sich, erfolgt im Indikativ, d. h. in derjenigen Form, welche „aus Tempusstamm und Personalendung besteht, ohne weiteres Moduselement;" die Darstellung eines Gewollten, unabhängig für sich, erfolgt im Imperativ, d. h. in einer Form, „welche sich durch eine abweichende Personalendung charakterisiert," aber ebensowenig ein Moduselement bietet; erst, wenn die Darstellung auch Beziehungen des Erkannten zu einem anderen Erkennen oder

Wollen andeuten will, wählt sie dazu die Modusbezeichnungen des Conjunktiv und Optativ. (cf. Schleicher, Comp. p. 661, 706.) — Diese Formen des Conj. und Opt. sind in den verschiedenen Sprachen sehr ungleich entwickelt, am vollständigsten im Griechischen Im Sanskrit findet sich der Optativ nur im Imperf. und Aorist, der Conjunctiv als erste Person des Imperativs; im Latein. hat sich Opt. und Conj. zu Einem Modus verschmolzen; im Letto-Slavischen fehlt der Conj., ebenso im Deutschen, wo der Optativ für ihn eintritt. Im Hebräischen fehlen diese Modus überhaupt, und das Bedürfniss, verhältnissmässig gering bei der paratakti-schen Darstellungsweise dieser Sprache, wird meist durch eigen-thümliche Verwendung der Form des Futurum gedeckt; für das Imperf. und Plusqpf. Conj. gebraucht man gewöhnlich die Form des Praeteritum. (vide Gesenius, Lehrgeb. p. 793 sq.)

In der That sind Temporalformen auch geeignet, modale Ver-hältnisse auszudrücken. „Das wird Etwas zu bedeuten haben" ist modal; „Wenn die Feinde uns bemerkten, so waren wir ver-loren" ist modal; und so mag wohl die Sprache überhaupt die Modusformen von Anfang an im Gebrauch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit von den festeren Tempusformen unterschieden haben. Hieraus würde sich erklären, warum Conj. und Opt. nur zum Theil zur Entwickelung gelangten. — Lobeck (Phryn. p. 716) sagt: neque, si subjunctivi indicativis intermixti sunt, id expa-vescendum est, wie: Arist. Rhet. ad Alex. 36, 14. *ταῦτα πάλιν — συνῆσομεν καὶ τάξομεν καὶ διέλωμεν* (p. 721); auch stehn statt der Optative Fut. Ind. wie Dion. Hal. Antt. VI, 61, 1179: *πάντων ἂν εἴητε ἀφρονέστατοι, εἰ ὑμᾶς παραδώσετε* (statt *παρα-δώσαιτε*), und Lob. bemerkt (p. 756): quum perspicuum sit, con-stetque inter omnes, aoristos et futura persaepe a librariis con-fusa esse, concedendum est cuilibet uni, ut de singulis locis in quibus vel futurum aoristo vel aoristus futuro praestare videatur, tantum suspicetur, quantum velit; in universos autem nihil quis-quam gravius statuat, neque interdicat nobis, quominus scriptores ipsos credamus nonnunquam haec tempora confudisse, quum aut alterius vim in alterius forma inclnderent, aut vicinarum notionum appulsu in alienum tramitem ducerentur. Quarum vis a nobis omnibus sentitur. Nam (ut in nervorum cantu saepe chorda con-sonat non tacta) et invocatae adsunt et incogitantes nos perse-

quuntur, et licet ipsae non appareant, tamen orationi nostrae auram quandam coloris sui afflant. — Tobler („Uebergang zwischen Tempus und Modus“ in der Zeitschr. für Völkerpsych. und Sprachw. von Lazarus und Steinthal, Bd. II, p. 34) sagt: „Im Ganzen wird man mit der Ansicht der Wahrheit ziemlich nahe kommen, dass keines von beiden, weder Tempus noch Modus, ursprünglich fertig für sich ausgebildet war, ehe noch vom andern eine Spur keimte, sondern dass entweder in einer dem Hebräischen ähnlichen Weise beide in einander lagen und sich allmählich durch besondere Merkmale von einander lösten, oder dass zwar eines von beiden vorherrschte, aber schon sehr früh auch zu Zwecken des andern syntaktisch verwandt, wohl gar formell umgebildet wurde. Wir sind über diesen Urzustand ohne direkte Zeugnisse; aber soweit wir in der historischen Zeit zurückgehn können, finden wir beides neben einander, theils temporale Verwendung ursprünglicher Modi, theils umgekehrt temporale Bezeichnung modaler Verhältnisse; beides hat sich auch in die neueren Sprachen hinein fortgesetzt, halb als Erbschaft, halb als eigene Zuthat.“ Man findet hierüber auch Belehrung bei Becker (Organism. p. 194 sq.). Er sagt u. A.: „Betrachtet man die phonetische Gestalt der Modusformen, so sieht man leicht, dass diese nicht eigentlich ursprünglich unterschiedene Flexionsformen, sondern wie es mehr oder weniger bestimmt in allen Sprachen, am bestimmtesten aber in der griechischen hervortritt, nur Abänderungen der Zeitformen sind. Daher verflachen sich auch Modusformen leicht wieder, und fallen dann wieder, wie in der deutschen, und noch mehr in der englischen Sprache, mit den Zeitformen zusammen. Es gehört ferner hierher, dass auch in dem Gebrauch der Hülfsverben, die sonst die Besonderheiten der Beziehungsverhältnisse genauer bezeichnen, der Modus des Prädikats von den Zeitverhältnissen oft nicht unterschieden wird; so wird das Futur im Altdeutschen durch sollen, im Englischen durch shall und will, und im Französischen durch avoir bezeichnet. Es ist endlich etwas sehr Auffallendes, dass zwei an sich bestimmt unterschiedene Modusverhältnisse, nämlich die Möglichkeit und die Nothwendigkeit des Prädikates, in der Sprache so oft durch dieselben Formen ausgedrückt werden; diese Erscheinung findet ihre Erklärung zunächst darin, dass die Möglichkeit und

Nothwendigkeit des Prädikats, in so fern beide Modusverhältnisse unter das Zeitverhältniss der Zukunft gestellt sind, als identische Verhältnisse aufgefasst werden.“ —

Als weitere Belege einer so durch die Geschichte der Sprachen sich hinziehenden Enallage der Modus- nnd Tempusformen ist z. B. anzuführen, dass das lat. Fut. aus ursprünglichem Sanskrit-Optativ erwuchs (Heyse, Sprachw. p. 465); dass der griechische Conj. sich nach Form und Bedeutnng der Gegenwart anschliesst, der Opt. wie anch seine Endungen andeuten, der Vergangenheit (Curtius, die Bildnng der temp. und modi p. 224, 249). Aus der Grammatik ist bekannt, dass z. B. im Griechischen Conj. (anch Opt.) mit dem Futurum bei Angabe des Zweckes und der Absicht wechselt; dass bei Homer auch ein selbständiger Conjunctiv öfter die Bedeutnng des Fntnr hat, wie: οὔ πω τοίους ἴδον ἄνεφας οὐδὲ ἴδωμαι (Ilias I, 262), (wo La Roche citirt: B 488, ζ 126, δ 240, λ 328, μ 383, ν 215 cet.); dass in allen Sprachen namentlich der Conditionalis vielfach durch das Praeteritum ausgedrückt wird: es war deine Schuldigkeit; εἰκὸς ἦν; id consilinm seqni debebas; si je pouvais, je le ferais bien u. d. m. Göthe (H. und Dor.): „Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen, Lange glänzten durchaus mit grossen Scheiben die Fenstern, Aber wer thnt dem Kaufmann es nach?“ Schiller (J. v. O.): „Wenn dieser starke Arm euch nicht hineingeführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränkischen Kamine steigen;“ Ilias (II, 155): ἔνθα κεν Ἀργείοισιν ὑπέρμορα νόστος ἐτύχθη, εἰ μὴ Ἀθηναίην Ἥρη πρὸς μῦθον ἔειπεν; Cic. (fam. XII, 10): Praeclare viceramus, nisi — Lepidus recepisset Antoninm; Voltaire: Si j'avais dit un mot, on vous donnait la mort. —

Im Frzsch. steht nach den Verben des Wollens que mit dem Conj. wie nach vouloir, commander, permettre cet.; nach den in der Bedeutung verwandten Verben des Beschliessens, wie arrêter, résondre, décréter cet. aber qne mit dem Fut. oder Imperf. Fnt. (Condit. prés.); andere, wie ordonner, exiger erlauben beide Construktionen. (Vide Ploetz, Synt. und Formenl. der neufrz. Spr. p. 190 sq.) —

Was die Vertauschnng der Modusformeu unter einander betrifft, so findet namentlich der Imperativ vielfache Vertretung.

Im Deutschen steht imperativisch der Conjunktiv, z. B. (Schiller): „Trete Sie näher, mein Kind;“ der Indikativ (Schiller): „Hanna, du bleibst;“ das Futurum (Schiller): „Du wirst den Apfel schiessen von dem Kopf des Knaben;“ der Infinitiv (Voss): „Drum nicht zanken, Mann!“ das Partic. Prät. (Schiller): „Nicht lange gefeiert, frisch! — Den Kalk, den Mörtel zugefahren!“ — Im Griechischen Conj. z. B. Eurip. (Med. 1246): ἄγ', ὦ τάλαινα χεὶρ ἐμή, λαβὲ ξίφος, λάβ', ἔρπε πρὸς βαλβῖδα λυπηρὰν βίου, καὶ μὴ κακισθῇς μηδ' ἀναμνησθῇς τέκνων. — Optativ: Λέγοις ἂν ὡς τάχιστα καὶ τάχ' εἴσομαι (Aesch.) Futurum (fragend) (Soph. Oed. Col. 901): οὐκουν τις ὡς τάχιστα προσπόλων μολὼν πρὸς τοὐσθε βωμιούς, πάντ' ἀναγκάσει λεὼν — σπεύδειν ἅπο ῥυτῆρος — ἴθ' ὡς ἄνωγα σὺν τάχει; (auch ohne Frage) Λέγ' εἴ τι βούλει, χειρὶ δ' οὐ ψαύσεις ποτέ (Eurip. Med. 1320); Infinitiv: βάσκ' ἴθι οὖλε ὄνειρε θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιῶν. ἐλθὼν ἐς κλισίην Ἀγαμέμνονος Ἀτρείδαο πάντα μάλ' ἀτρεκέως ἀγορευέμεν, ὡς ἐπιτέλλω. (Ilias 2, 10). Im Lat. Conjunctiv: Ego sum publicus nuntius populi Romani, verbisque meis fides sit (Liv. 1, 32); auch Futurum: Tu hoc silebis (Cic. Att. II, 18). Auch im Franz. steht der Indic. imperativisch: vous permettez que cet.; auch das Futur: tu m'y mèneras, die dritte Person des Prés. subj. dient überhaupt als Impérat.: qu'il aille! —

Es steht dagegen der Imperativ in Conditional und Concessivsätzen auch für den Conjunctiv, indem er ein noch Bedingtes als schon direkt vom Willen ergriffen darstellt. So bei Lessing: „Mancher neuere Künstler würde sagen: Sei so ungestaltet wie möglich, ich will dich doch malen;“ Plato (conv. 201): οὕτως ἐχέτω, ὡς σὺ λέγεις; (Theaet. 154): σμικρὸν λαβὲ παράδειγμα καὶ πάντα εἴσει, ἃ βούλομαι; Cicero (Caecil. 15): Esto: ipse nihil est, nihil potest; at venit paratus cum subscriptoribus; Dumas: Avoue-le et je te pardonne tout; so auch im Engl. Show the world a cheerful face, and the world will smile at you. —

In den neueren Sprachen zeigt sich starke Abnahme des Gebrauchs der Modusformen. Die beiden Conjunktive oder Optative im Deutschen, der des Präsens und des Perfekts, werden schon seit frühester Zeit vermischt, und ihr temporaler Unterschied ist geschwunden. Schleicher (Dtsch. Spr. p. 284) bemerkt, dass

man den Optativen des Perf. gern aus dem Wege gehe, in ihrer Bildung unsicher sei. Er sagt: „Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundrecht ist. Die Zeit wird wohl in nicht allzugrosser Ferne auch diese Formen durch die leidige Umschreibung entbehrlich machen.“ Im Französischen wird „das Gebiet des Conjunktivs in neuerer Zeit immer mehr beschränkt“ (Mätzner, frz. Gr. p. 385); was das Englische betrifft, führt Schmitz (engl. Gr. p. 205) an, dass in Amerika nur noch der Indic. gebraucht, der Conjunktiv dort, wo die British Grammars ihn fordern oder zulassen, nicht mehr verwandt wird. Aber auch die brittischen Grammatiker schliessen sich dem schon an. „D'Orsey bemerkt über den Gebrauch des Conj. Praes. überhaupt: It is seldom used in conversation except by pedants, and not very often in writing, except in law and poetry.“ — Wie will man nun solches Schwinden passender bezeichnen, als durch eine Enallage der Technik? —

Wenn der Infinitiv und das Participium zweckmässig als Nominalformen des Verbum bezeichnet werden, so ist doch ihre verbale Kraft wirksam, wie sie denn die Casus ihrer Verba erfordern: scribere historiam; imperaus honesta; τὸ ἐπιστολὴν γράφειν, τοῦ ἐπιστολὴν γράφειν; im Mhd. auch, wenn der Inf. als Substantiv stand: Nibel. 729, 4: dâ wart vil michel grüezen die lieben geste getân. (Grimm, Gr. IV, p. 716.) So verwenden denn die Sprachen den Infinitiv auch als Verb. fin. (sogen. Inf. historicus) malerisch: Nondum fuga certa, nondum victoria erat; tegi magis Romanus, quam pugnare; Volscus inferre signa, urgere aciem, plus caedis hostium videre, quam fugae. (Liv. IV, 37); ähnlich im Frzsch. mit de: La voix perçante .... Des limiers acharnés redoublait la vitesse. Et les bons limiers de courir, Et le pauvre cerf de frémir (Viennet). (Mätzner, frz. Gr. p. 478.) Auch an Infinitive des Ausrufs erinnert man sich, wo die Thätigkeit des Verb in Verwunderung gleichsam zum Stehen kommt: Mene incepto desistere victam? (Virg. Aen. 1, 37); ἐμὲ παρεῖν τάδε, φεῦ, ἐμὲ κατὰ γᾶν οἰκεῖν. (Aesch. Eum. 801); Moi, vous abandonner. (Andrieux); What! and not warn him! — So auch zuweilen das Participium: What! not one left! not to leave me one! Hier, wie etwa im

Deutschen: „Ich Dich kränken!“ „Verrathen und verkauft!“ wird allerdings leicht Ellipse angenommen werden. —

8) Enallage der Genera des Verbi.

Der Pseudo-Plutarch (l. c. § 55) bemerkt: Καὶ διαθέσεις δὲ ἐναλλάσσονται παρ' αὐτῷ (Hom.) πολλάκις· καὶ τίθεται ἀντὶ ἐνεργητικῶν παθητικὰ ἢ μέσα, οἷον, Ἕλκετο δ' ἐκ κολεοῖο μέγα ξίφος, ἀντὶ τοῦ εἷλκε. Καὶ τοὐναντίον τὸ ἐνεργητικὸν ἀντὶ τοῦ παθητικοῦ, Δωρήσω τρίποδα χρυσούατον, ἀντὶ τοῦ δωρήσομαι. Man sehe auch Greg. Cor. (l. c. p. 171) und den Grammaticus Meermannianus p. 644, 647. — Bei Donat. (l. c.) ist als soloecismus per significationem bezeichnet: spoliantur eos et corpora nuda relinquunt (Ennius?) statt spoliant, was Pompejus (Comment. p. 435) als soloec. per genera verborum aufführt. Diomedes (l. c.) nennt es soloec. per qualitates verborum, wenn z. B. Virg. Georg. II, 425: hoc pinguem et placidam paci nutritor olivam statt nutrito sich findet. —

Das Verbum zeigt die Form des Activs, wenn sein Subjekt als thätig erscheint, die des Mediums, wenn seine Thätigkeit sich ausserdem auf das Subjekt zurückrichtet. Die als Personalendungen angeschmolzenen Pronominalwurzeln geben nämlich, Einmal (als Nominativ) an das Ende des Verbalstammes gesetzt, die Form des Activum: vagha-ti, vehit; Zweimal an den Auslaut gesetzt (wobei dann das erste Pronomen Objectscasus, das zweite Nominativ), die des Medium: vagha-ta-ti, vehitur. (vide Schleicher, Comp. p. 660.)

Soll das Subjekt nur in dem Verhältniss erscheinen, dass es die Thätigkeit an sich erfährt, so wird dies durch die Form des Passivs ausgedrückt, welche von rhetorischer Bedeutsamkeit ist. (cf. Becker, Organism. p. 598.) Da nun die Medialform nach Einer Seite auch diese Bedeutung des Passivs an sich bezeichnet, so wurde dieses vielfach von jener vertreten, und, während die Formen des Activum und des Medium sich vollständig entwickelten, behauptete sich das Passivum z. B. im Griechischen mit eigenen Formen nur für Aorist und Futurum. Aus φέρομαι für φερο-μα-μι = ich trage mich, φέρεται für φέρε-τα-τι = er trägt sich erhielt man erst später die passive Bedeutung: er wird getragen, wie etwa bei uns: „Es wird sich finden,“ die Beden-

tung vertritt der passiven Form: „Es wird gefunden werden.“ — Das Slavische hat überhaupt keine Passivform, sondern braucht statt ihrer das Reflexivum ssa = sich, also datissä sich geben, statt gegeben werden (Becker, Organ. p. 88). Auch im Lateinischen ist die Form des Passivs ursprüngliche Reflexivform, d. h. es ist das Reflexivum sva, sĕ der Activform hinzugefügt: legor = lego se, legeris = legis-is cet.; — und an diese Reflexivform hat sich die Bedeutung des Passivum gebunden. In den Formen des sogen. Deponens liegt also ursprünglich reflexive Bedeutung vor, die vielfach z. B. in hortor, sequor jetzt abgeschwächt, im usus namentlich bei den Participien auch Schwanken zeigt, wie z. B. adeptus, emensus sowohl Act. als Pass. ausdrückt. — Im Deutschen vertritt das Activ mit dem Pron. reflex. die Formen des Medium; das Pron. reflex. bildet dann mit dem Verbum eine Einheit, ist tonlos und kann gegen ein anderes Objekt nicht in Gegensatz treten. —

Die Technik, durch welche im Laufe der Zeit die Genera Verbi herausgearbeitet wurden, zeigt, wie man sieht, beständige Uebergänge, Vermischungen, Vertauschungen, wie sie z. B. Bopp (Vergl. Gr. II, p. 254) im Sanscrit in Bezug auf Activ (Parasmâi-padam = Fremd-Form) und Medium (Atmanê-padam = Selbst-Form) bemerkt. Er sagt: „Im Allgemeinen verfügt die Sprache in ihrem erhaltenen Zustande ziemlich willkürlich über beide Formen; die wenigsten Verba haben beide bewahrt, und wo es der Fall ist, tritt selten die primitive Bestimmung beider deutlich hervor. Von den verwandten Sprachen haben nur das Send, Griechische und Gothische diese uralte Reflexiv-Form bewahrt.“ —

Der usus der Sprache zeigt auch anderweitig häufige Vertauschungen der Formen. Im Deutschen werden z. B. Formen des Medium und des Activ nebeneinander gebraucht: Du irrst, du irrst dich; er flüchtet, er flüchtet sich u. a. m., ebenso des Med. und Pass.: „Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen, und um die Säule windet sich der Kranz“ (Schiller). „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an“ (Sch.). Activ geht in Passiv über: schwindelnde Höhe, fahrende Habe, sitzende Lebensweise; frischmelkende Kuh (cf. Schötensack, nhd. Gr. p. 283 sq.). Varnhagen sagt z. B.: eine vorhabende Reise; Lessing: Das ist mir nicht wissend; W. v. Humboldt:

die unter Händen habende Recension (vide Teipel, die nicht logische Seite d. Spr. in Herrig's Archiv Th. IX, p. 309); ähnlich beim Infinitiv z. B. Wasser, gut zu trinken (cf. Grimm Gr. IV, p. 57 sq.) und Bopp (vergl. Gr. III, p. 307 sq.), wo dem dtsch. er ist zu strafen, puniendus est, das engl. he is to be punished gegenübergestellt, andererseits an das Frzsch. erinnert wird: cette pomme est bonne à manger; je lui ai vu couper les jambes u. a. m. „Man hörte von den Bauern den kleinen Töffel sehr bedauern" (Lichtwer). So schon im Gothischen.

Im Griechischen zeigen Formen, wie ἤλωκα, ἐάλωκα, ἥλων, ἐάλων eine an aktiver Form haftende passive Bedeutung; intransitive Activa, wie φεύγειν, ἀποθνήσκειν, τελευτᾶν u. a. haben Sinn und Construktion von Passivis: αὐτοί γε ἀπέθνησκον ὑπὸ ἱππέων (Xen. Cyr. 7, 1, 48). — Medium zeigt sich bei Homer neben dem später ausschliesslich angewandten Activ, z. B. Ilias I, 56: κήδετο γὰρ Δαναῶν, ὅτι ῥα θνήσκοντας ὁρᾶτο; so ἰδόμην neben εἶδον; ἀκούετο λαὸς ἀϋτῆς (Ilias 4, 331); und ebenso steht Act. für Med. z. B. bei μεταπέμπειν, zu dessen Med. andererseits noch Reflexivpronomen gefügt wird (Lycurg, 42): αὐτῷ μεταπέμψασθαι; die Futurform des Med. hat nicht selten passive Bedeutung, wie (Thuc. 6, 64): ὑπὸ τῶν ἱππέων οὐ βλάψονται (obwohl Isocr. 1, 25: βλαβήσομαι); auch bestehen, ohne dass die Bedeutungen sich unterscheiden, mediale und passive Futurformen neben einander, wie πείσομαι und πισθήσομαι u. a. m. — Im Lateinischen haben die sogenannten deutropassiva (Priscian, VIII, 3) wie vapulo ab aliquo passiven Sinn, die semideponentia (Prisc. VIII, 11) wie gaudeo, zeigen passive Formen, obwohl alt: gavisi, bei aktiver Bedeutung; neben einander bestehen z. B. juratus, der geschworen hat und (Cic. Off. III, 29) quod juratum est; reverti, reversus sum; odi, osus sum u. a. m. — Wie in der (oben bei Diom. angeführten) Form, nutritor statt nutrito, ist die Medialform auch z. B. bewahrt Virg. Aen. XI, 660: pictis bellantur Amazones armis; als Activ und Deponens sind überhaupt viele Verba gebräuchlich, wie adulor (Cic. Tusc. 2, 10), conflictor, ludificor, vehor u. a. m., während andere, wie aspernor, medicor, dominor zuweilen in passiver Bedeutung vorkommen. Das Französische hat die lat. Dep. überhaupt in aktive Form gebracht: consoler, imiter, suivre, naître,

monrir cet. — Für den reflexiven Sinn wird Passivform verwandt, wie delector, fallor, commoveor, aber auch die Activform, wie verto, muto, flecto u. a. Virg. (Ge. I, 163) hat solventia plaustra, (Ecl. I, 29): tondenti barba und (Aen. X, 362) saxa rotantia; so (l. c. 240): ne castris jungant in medialer Bedeutung. Auch im Französischen spielen aktive und mediale Formen in einander, wie mourir, se mourir, rire, se rire u. a.; auch fehlt zuweilen das Reflexiv, wie in: notre canon a fait taire celui des ennemis (Acad.); häufig wird Passiv durch Medium vertreten, wie un cri s'entend; le spectacle se donnait en l'honneur des dieux. (M. de Staël) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 195). Im Englischen werden besonders die Umschreibungen mit dem Particip auf ing so verwendet, dass Uebergang ins Passiv gefühlt wird: While any favourite air is singing (Sheridan); Dinner was preparing. Viele Verba bedienen sich der aktiven, wie der reflexiven Form, z. B. to assemble, to address, to behave; Uebergang des intrans. Activs in die reflexive Form durch Hinzufügung eines persönlichen Pron. namentlich im Imperativ, wie: Fare thee well, and think of death (Hughes); Go flee thee away into the land of Judah (Bible) (vide Mätzner, engl. Gr. Th. I, p. 313). Aehnlich im älteren Deutsch, z. B. Von libe scheide er sich enzit (Konr. v. Würzb.); Ich sänmte mich lang (H. Sachs). (cf. Schötensack, D. Gr. p. 237.) —

Im Neger-Englisch giebt es (Fiedler u. Sachs, wissensch. Gr. d. engl. Spr. II, p. 6) gar kein Passiv, da man entweder das Activ setzt oder umschreibt.*) —

9) Enallage in der Satzconstruktion

Der im Lautbild der Wurzel angedeutete Seelenmoment

*) Wie bei den Verbalformen Activ und Passiv in einander übergehn: καλῶς ἀκούειν, bene audire = gelobt werden; κακῶς ἀκούειν, male audire = getadelt werden; „wie ein Gespenst sehen," „blass sehen," so bietet auch sonst die Sprache Fälle, wo Act. und Pass. in derselben Anschauung aufgehn: ein blinder Schuss, blinder Lärm, blinde Klippen; aliquis latet error (Virg. Aen. 2, 48) = Täuschung; caeca vada; τὰ τυφλὰ τοῦ σώματος = die Rückseite (Xen. Cyr. 3, 3, 45); eine traurige Gegend; ein froher Anblick; sourd = ungünstig für Akustik; deaf = gedämpft im Ton; regard das Blicken und der Anblick; spoil das Rauben und das Geraubte u. d. m.

zeigt sich, nach einer bestimmten Richtung entfaltet, als Satz. Und wie die Bewegung der Seele zu anderen Bildern fortgeht, reihen sich die Sätze an einander; aber auch dies, dass eine einheitliche Kraft diese Bilder erzeugt, sie also nicht einzeln für sich stehn, sondern aus einander hervorwachsen, findet seinen Ausdruck, und Bindewörter deuten, wo es nöthig erscheint, diesen Zusammenhang an. So entsteht die λέξις εἰρομένη, welche Aristoteles (Rhet. III, 9) ἡ ἀγχαία nennt: ταύτη γὰρ πρότερον μὲν ἅπαντες, νῦν δὲ οὐ πολλοὶ χρῶνται. Dadurch kommen denn die einzelnen Satzbilder allmählich als blosse Theile grösserer Bilderreihen zum Bewusstsein und drängen sich so wieder in Einen Begriff, in Eine Anschauung zusammen, die nun für die Seele Ausgangs- oder Beziehungspunkt einer neuen, weiteren Entfaltung werden kann. Solcher Satzbegriff giebt dann den Ausdruck seiner Geschlossenheit, das Verbum finitum, auf und stellt sich als ein durch ein Nomen mit Participium, Adjektiv, Apposition gebildetes attributives Satzverhältniss dar, ein Glied eines neuen, somit erweiterten Satzes, wie es zuweilen auch durch ein zusammengesetztes Wort bezeichnet wird. Ein solches Gebilde, durch Congruenz im Genus, Numerus, Casus seine Begriffseinheit darlegend, tritt ebenso zu einem Subjekte eines Satzes, wie zu dessen Objekt. — Weder aber die Beiordnung von Sätzen zu einander noch deren Einordnung in einander entspricht der Forderung, dass die angedeuteten Bilder in die richtige Beleuchtung treten je nach dem Grade ihrer Bedeutung, je nach der Art ihrer Beziehung aufeinander, so dass das Gesammtbild durch das Beiwerk in seiner Wirkung nicht gestört, sondern vielmehr gehoben werde. Erreicht wird dies dadurch, dass die erweiternden Bestimmungen sich wieder auflösen zu Sätzen, d. h. von dem verhalten Leben wieder durchströmt, bestimmt und doch flüssig gemacht werden, und dass sie dann durch Fügewörter, Relativa und relativische Conjunktionen, als untergeordnete Sätze dem Hauptsatze sich einfügen. Die Construktion der Periode [λέξις κατεστραμμένη ἡ ἐν περιόδοις (Arist. l. c.)] ist das grösste Kunstwerk der Sprachtechnik. — (cf. Demetrius de eloc. in Rhet. Gr. Sp. III, p. 262 sq.; Aquila Romanus, 18 in Rhet. Lat. m. Halm p. 27 sq.; Quint. IX, 4, 124, der IX, 4, 22 die Hauptglieder der Periode κῶλα = membra und die Nebenbestimmungen κόμματα =

incisa anführt. Er bezieht sich bei seiner Ausführung auf Cicero de or. c. 43 sq. und or. c. 41 sq.*)

Mit dem Angegebenen ist indessen die Fülle der möglichen Satzconstruktionen nicht erschöpft. Es lassen sowohl diejenigen coordinirten Sätze, welche gleiche Satzglieder bieten, eine Zusammenziehung zu, als auch gelingt es der Technik, im Satzgefüge durch Anwendung der Nominalformen des Verbum, des Infinitivs und des Participium, die untergeordneten Nebensatz-Bilder wieder zu verdichten; ein Vortheil für Gedrängtheit und Abrundung des Ausdrucks, in dessen Ausbeutung das Deutsche nicht bloss dem Griechischen und Lateinischen, sondern auch dem Englischen und Französischen nachsteht. —

So bietet sich der Sprache auch in Bezug auf Wechsel und Vertauschung der Satzbildungen eine unabsehbare Menge von Mitteln, denselben Inhalt in mannigfaltigster Färbung des Sinnes unter verschiedenen Formen erscheinen zu lassen. Namentlich ist es der Reichthum der Sprache in dieser Beziehung, welcher den Menschen die Wiederholungen desselben beschränkten Inhalts immer wieder neu erscheinen lässt und es bewirkt, dass ihnen die Enge der Sphäre, in welcher sich ihre Vorstellungen bewegen, nicht leicht zum Bewusstsein kommt.

Die Angemessenheit parataktischen oder syntaktischen (hypotaktischen) Satzbaus, einer oratio fluens oder coagmentata, ist im Einzelnen nicht zu beurtheilen, sondern ergiebt sich aus dem allgemeinen Charakter der Darstellung und aus dem Zusammenhang der Sätze; aber der Begriff der Enallage findet seine Anwendung, sobald die Construktion des einzelnen Satzes für sich in Betracht kommt. Wenn (Od. II, 312 sq.) Telemach sagt: ἦ οὐχ ἅλις, ὡς τὸ πάροιθεν ἐκείρετε πολλὰ καὶ ἐσθλὰ κτήματ' ἐμά, μνηστῆρες, ἐγὼ δ' ἔτι νήπιος ἦα; so steht der letzte Satz in kindlicher und Homerischer Sprechweise parataktisch, während

*) Die Construktion des Satzgefüges wurde von den Alten nach dem rhythmischen Gefühl beurtheilt: κῶλα und κόμματα sind nicht geschieden, wie Nebensätze und attributive Satzverhältnisse. Für unsere Beurtheilung ist da Unbestimmtheit und Verwirrung. Man vergleiche etwa ausser den angef. Stellen: Longin. περ. ὑψ. in Rhet. Gr. Sp. Vol. I, p. 309; Aristides περ. ὑψ. l. c. Vol. II, p. 507; Alexander περὶ σχημ. l. c. Vol. III, p. 27; Demetrius περὶ ἑρμην. l. c. Vol. III, p. 259; Cornificius, rhet. IV, 19. —

ihn die Logik unterordnen würde; ebenso tritt mit der Verwendung des beiordnenden et (statt quum) Vertauschung der Construktion ein, wenn es bei Sallust (Jug. 97, 4) heisst: Igitur simul consul ex multis de hostium adventu cognovit et ipsi hostes aderant; wie ähnlich bei Molière (bourgeois gent.): Je voudrais qu'il m'eût coûté deux doigts de la main et être né comte ou marquis. Im Lat. kann auch das Relativ parataktische Verbindung bewirken, wie wenn Horat. (ep. I, 2, 62) sagt: animum rege, qui nisi paret, imperat; wenn dagegen Göthe, wie nicht selten (cf. Becker, d. dtsch. Stil p. 317), schreibt: „Man konnte in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird;“ so stellt er als Nebensatz hin, was coordinirt erwartet wird. Bei Tacitus (Ann. II, 9): Erat is in exercitu, cognomento Flavius, insignis fide, et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio; erscheint die Gedrängtheit gesucht; Perioden endlich, wie etwa bei Livius (I, 16, 2): Romana pubes, sedato tandem pavore, postquam ex tam turbido die serena et tranquilla lux rediit, ubi vacuam sedem regiam vidit, etsi satis credebat patribus, qui proximi steterant, sublimem raptum procella; tamen, velut orbitatis metu icta, moestum aliquamdiu silentium obtinuit; bieten keine Enallage, sondern einen in der Anlage verfehlten Satzbau.

10) *Σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον*; *Ἓν διὰ δυοῖν*; Hypallage; Prolepsis; Attraction; Anacoluth.

Von den unter den Begriff der Enallage fallenden mancherlei Unregelmässigkeiten in der Satzconstruktion und in der Form der Satzglieder, welche die Grammatiker unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte gestellt haben, führen wir an:

a) Das *σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον*.

Die „Construktion nach dem Sinne“ kann eintreten, wenn in einem Worte eines Satzes sich grammatische Form und Bedeutung nicht vollständig decken, wie wenn z. B. das Wort „Volk“ als Singular nicht auch die Vielheit der Individuen bezeichnet, welche es doch meint, das Neutrum „Weib“ nicht auch das natürliche

Geschlecht; richtet sich dann die Formirung eines auf solches Wort bezogenen Ausdrucks nach dessen Bedeutung statt nach der Form, so entsteht Enallage im Numerus, Genus, Casus, wie wir in den betreffenden Abschnitten schon erwähnt haben.

Erwähnt wird diese Construktion bei Gregor. Cor. p. 90 sq. als Enallage im Genus, wozu er Hom. Od. 12, 74 (mit Unrecht) citirt und Thuc. II, 47 (ἡ νόσος — λεγόμενον), οὐ πρὸς τὴν φωνὴν ἀποιδόντες, ἀλλὰ πρὸς τὸ σημαινόμενον;" ebenso Schol. zu der Stelle des Thucyd. —

Man hatte eine Zeit lang den Terminus Synthesis für diese Construktion, der indess unpassend gefunden wurde (cf. Sanctius, Minerva 1, 4) und nach Vossius Vorgang (de arte gramm. lib. VII, 3) durch σύνεσις ersetzt wurde; jetzt meist: constructio ad sensum. —

Beispiele in Bezug auf das Genus: Göthe (Zueignung): „Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an; ich konnte mich in ihrem Blicke lesen, was ich verfehlt und was ich recht gethan;" — Ilias 5, 382: τέτλαθι τέκνον ἐμὸν καὶ ἀνάσχεο κηδομένη περ; Ter. (Eun. IV, 3, 3): Quin etiam insuper scelus, postquam ludificatu's t virginem —; Voltaire: Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg; Defoe: I saw abundance of parrots, and fain I would have caught one, if possible, to have kept it to be tame, and taught it to speak to me. I did, after some pains-taking, catch a young parrot, for I knocked it down with a stick, and having recovered it, I brought it home; but it was some years before I could make him speak: however, at last I taught him to call me by my name very familiarly. — In Bezug auf den Numerus: Schiller: „Ein streitendes Gestaltenheer, die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten;" Thuc. (3, 109): Δημοσθένης μετὰ τῶν ξυστρατηγῶν Ἀκαρνάνων σπένδονται Μαντινεῦσιν; (hier giebt die Verbindung mit μετά dem Subj. den Sinn einer Mehrheit); Ilias (13, 257): τὸ νυ (ἔγχος) γὰρ κατεάξαμεν, ὅ πρὶν ἔχεσκον ἀσπίδα Δηιφόβοιο βαλών; (Eustath. erkennt hier die σύνεσις nicht); Sall. (Cat. 56, 5): Interea servitia repudiabat, cujus initio ad eum magnae copiae concurrebant; Chamfort: On a répété que, si Molière donnait ses ouvrages de nos jours, la plupart ne réussiraient pas; Fiel-

ding (T. Jon. 5, 1): The world have paid too great a compliment to critics; im Genus und Numerus zugleich, z. B. Liv. 26, 35: Haec ingens turba circumfusi fremebant. —

Auch in Bezug auf andere Construktionen ist Rücksicht auf den Sinn bisweilen merkbar. Das possessive Pronomen kann z. B. durch den Gen. der Person bestimmt werden, auf welchen es geht, so dass von Synesis im Casus gesprochen werden kann (wie von Ursinus p. 562; vide Ruddimann, inst. Gr. Lat. II, p. 388, wo diese Art der Synesis als „implicita" von der „explicita" unterschieden wird); Cic. Fam. VI, 16: Contentus ero nostra ipsorum amicitia; Cic Phil. 2, 43: tuum, hominis simplicis pectus vidimus. (vide Schultz, lat. Gr. § 272, A. 3.) Es ist so auch constr. ad synesin, wenn nach der Art, wie man bei dem Gerundium construirte: repudiandum est artes (Varr. L. L. IX, 64) die Grammatiker des Mittelalters auch billigten: legitur Virgilium. (vide Schömann, Redeth. p. 58.)

Am stärksten wird die Unregelmässigkeit, wenn das Wort, auf welches sich die Beziehung richtet, grammatisch gar nicht vorhanden ist, wie in der angeführten Synesis im Casus. Der Art ist auch z. B. Schiller (Tell): „Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaisers, als Mörder flüchtig hier an meiner Schwelle, des armen Mannes, flehend und verzweifelnd." Ilias (3, 180): Δαὴρ αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, weil ἐμός den Sinn von ἐμοῦ vertritt; ähnlich bezieht man wohl im Franz. ein Partic. passé zu Anfang des Satzes auf ein pers. Pron., welches aus einem possess. Pron. entnommen wird: Voltaire: Obéi dans sa vie, à sa mort adoré, son palais fut un temple. — Kühner noch ist z. B. Herder: „Er ging voran die Dornenpfade, die noch dem Sterbenden sein Haupt im Kranze schmückten." Plato (Apol. p. 29): Ἀθηναῖος ὤν, πόλεως τῆς μεγίστης καὶ εὐδοκιμωτάτης; Cic. (Fam. 14, 5): de hereditate Preciana — valde enim illum amavi — (Viele Beisp. bei F. Grüter, die Synesis, zwei Progr. Abh. Münster, 1855 und 1867).

b) *Ἓν διὰ δυοῖν.* (Hendiadys.)

Der terminus ἓν διὰ δυοῖν findet sich bei Servius zu Virgil (Ge. II, 192): pateris libamus et auro; und zu Aen. 1, 61: „molemque et montes insuper altos, id est: molem montium. Et

est figura Endiadys, ut una res in duas dividatur.“ Donatus (zu Ter. Andr. 1, 4) stellte auch eine Figur auf: δύο δι' ἑνός: „nec satis digna, cui committas primo partu mulierem“ — „duas res dicit; nec parientem, nec primo partu.“ —

Das ἓν διὰ δυοῖν bezeichnet die parataktische Darstellung von Satzgliedern statt der syntaktischen, indem entweder Nomina nebeneinander treten, statt ihre Beziehung auszudrücken, wie etwa: „mit Leidenschaft und Liebe“ statt: „mit der Leidenschaft der Liebe“, oder: „mit leidenschaftlicher Liebe“; oder Verba, wie etwa: „Sei so freundlich und erwarte mich“ statt: „Sei so freundlich, mich zu erwarten.“ —

So bei Chamisso (Bd. 5, p. 37): „Ich wollte die Minute, die mir vergönnt ist, benutzen und Dir noch heute schreiben; Göthe (Bd. 26, p. 204 gr. A.): „Die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelheiten überall zu ergehen“ —; Claudius: „ich habe auch einmal mit dieser neuen Art und Kunst einen Versuch gemacht:“ Gen. 1, 14: לְאֹתֹת וּלְמוֹעֲדִים (in signa et tempora i. e. signa temporum) (vid. Gesen. lex. man. hebr. sub voc. ; Lehrgeb. p. 854); Aeschylus (Enm. 238): αἷμα καὶ σταλαγμός statt αἵματος σταλαγμός; Cic. (Tusc. 3, 16): tarda illa quidem medicina, sed tamen magna, quam adfert longinquitas et dies; Lamartine (Narm. 1, 1): un temple rempli de voix et de prières; Shakesp. (Caes. II, 2): warnings and portents and evils imminent; (l. c. IV, 1): one that feeds on objects, arts and imitations. (Vid. Teipel, ἓν διὰ δυοῖν im Archiv für neuere Spr. Bd. X, p. 70sq.). —

c) Hypallage.

Die Bezeichnung ὑπαλλαγή findet sich bei den Alten in verschiedenem Sinne. Quintilian (VIII, 6, 23) führt an, dass man statt μετωνυμία „quae est nominis pro nomine positio“, auch ὑπαλλαγή sage, wie Cicero (or. 27) angebe; ebenso bei Dion. Hal. de comp. vb. ed. Sch. p. 20, 22. — Die Unsicherheit im Gebrauch des terminus deutet Quintilian (IX, 3, 92) an: er könne im Sinne von ἀλλοίωσις stehn. So heisst es denn auch im Carmen de fig. vel schemat. (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 70): „Ἀλλοίωσις aut Ὑπαλλαγή“: Fit mutatio multimodis. „Bello Africa flagrat.“ Afros cum dicas bellare, et tempora quando. Et

casus numerosque figurando variamus. Der term. ist also im Sinne von „Enallage“ gebraucht, wie ihn Apollon. (de constr. p. 209 ed. Bekker) anwendet: κλυτὸς Ἱπποδάμεια ἐν ὑπαλλαγῇ γένους —; und man sieht aus dem Beispiel, wie Hypall. auch für Meton. stehen konnte, denn Africa für Afri ist nicht bloss Enall. num., sondern in der That Metonymie. —

Ganz verschieden hiervon ist der term. ὑπαλλαγή auch zur Bezeichnung einer tadelnden Zurückweisung gebraucht worden, bei welcher der passende Ausdruck statt eines anderen gesetzt wurde, der hätte entschuldigen können, wie z. B. οὐκ ἔστι τοῦτο φιλία, ἀλλ' ἔρως. Er steht dann für ἐπιτίμησις. So bei Alexander (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 40), Zonaeus (l. c. p. 170), Anonym. (περὶ σχημ. l. c. p. 187). —

Die Bedeutung, in welcher ὑπαλλαγή von den Neueren meist gebraucht wird, findet sich bei Servius zum Virgil. Es heisst dort zu Georg. I, 59: „Eliadum palmas (mittit) Epiros equarum“: hypallage est, nam hoc dicit: Epiros creat equas optimas, quae apud Elidam palmas merentur in Jovis Olympici curuli certamine; ebenso zu Aen. 2, 387 und Aen. 6, 268: „ibant obscuri sola sub nocte per umbras“, pro: obscura nocte soli. —

Es treten hiernach bei der Hypallage solche Satztheile grammatisch in Beziehung, welche nach dem Sinne zu anderen gehören; namentlich also stellen sich Adjectiva zu anderen Substantiven, wie: ein gutes Glas Wein, statt: ein Glas guten Weines; auch kann in Folge einer geänderten Beziehung Antimeria eintreten, wie bei A. W. Schlegel (Arion): „Er hält im Triumph der Leier Zier“ statt: die zierende Leier; oder Antiptosis, wie bei Göthe (Herm. u. Dor.): „sie rührte ihm leise die Schulter“ statt: ihn an der Schulter. — Bernhardy (Wissensch. Synt. der gr. Spr. p. 475) rechnet zur „sogenannten Hypallage“ auch „die Wechselgestalt, welche ein tempus finitum mit dem Particip in eine Umkehrung bringt, ἄρχεται ῥέων und ἀρξάμενος ῥέει, χαίρουσιν ὀνομάζοντες und ὀνομάζουσι χαίροντες.“ Lobeck (Phryn. p. 55) nennt dies μεϑυπαλλαγή, wie Schol. Soph. Aj. 292, und sagt: „plerumque nihil interest ἄγοντες ἥκομεν an ἥκοντες ἄγομεν, πολιορκοῦντες προσεκάϑηντο Paus. 1 p. 30 an ἐπολιόρκουν προσκαϑεζόμενοι“ cet. Gregor. Cor. (de dial. p. 87 und p. 147) nennt für dergleichen Fälle keinen terminus, aber Herodian (περὶ

σχημ. in Rhet. Gr. Sp. III, p. 102) nennt dies: ἐξ ἀντιστρόφου, und Phoebammon (l. c. p. 50) hat für: ἠχῶν ἔπεσα statt πεσὼν ἤχησα den terminus ἀντιστροφή. —

Der Anlass zum Eintreten einer Hypallage wird im Allgemeinen darin zu suchen sein, dass Worte in eine ungewöhnliche Beziehung gebracht, nothwendig die Aufmerksamkeit auf den Begriff lenken, welchen sie dem Satzbilde hinzufügen; man kann sie nicht wohl übersehn. Im Deutschen hört man sehr gewöhnlich: eine heisse Tasse Thee; ein altes Fass Wein; ein frisches Glas Wasser; Fritz Reuter (Olle Kamellen): „un Du, min Sähn, — wardst woll en ungeheuren Puckel vull Släg kriegen.“ So stellt sich auch wohl die Apposition an Stelle des Hauptworts: Der Satan von einem Weibe! statt: das satanische Weib; ähnlich: Un grand coquin de coureur (Jouy); quel diable de métier fais-tu là? (Dumas), (Mätzner, fr. Gr. p. 542), womit im Griech. zu vergleichen: ὑὸς χρῆμα μέγιστον ἀνεφάνη ἡμῖν (Hdt. 1, 36), ein ungeheures Stück von einem Schweine; und die bekannten Umschreibungen, wie: τέθνηκε δεῖνα Ἰοκάστης κάρα (Soph. Oed. tyr. 1235); κτητοὶ δὲ τρίποδές τε καὶ ἵππων ξανθὰ κάρηνα (Ilias, 9, 407). — Schiller (Ibyk.): „der Lieder süssen Mund“; Göthe (Faust): „Und der Gewänder flatternde Bänder decken die Länder“ statt: die von Bändern flatternden Gewänder decken —; (id. Herm. u. Dor.): „sie freute sich des Kornes, das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte“; Schiller (Kass.): „der Saiten goldnes Spiel.“ — So Eurip. (Electra, in.); ὦ γῆς παλαιὸν Ἄργος; Soph. (Oed. Col. 297): πατρῷον ἄστυ γῆς für πατρῴας γῆς ἄστυ; Soph. (Antig. 793): τεῖχος ἀνδρῶν ξύναιμον; (Oed. tyr. 1400): τοὐμὸν αἷμα πατρός. Hermann (ad Viger p. 889) sagt: poetae Graeci, maximeque tragici, satis habentes, si notiones omnes, quibus opus est, afferantur, saepe nihil curant, utrum sic jungantur, ut par est, an prorsus confundantur ac permutentur. Ita non videtur corrigendum hoc Euripidis in Herc. fur. 398: χρυσέων πετάλων ἄπο μηλοφόρου χερὶ καρπὸν ἀμέρξων, quod, si recte loqui volnisset, dici debebat χρύσεον πετάλων ἀπὸ μηλοφόρων καρπόν. Alia vide apud Lobeckium ad Soph. Ai. 7. — (cf. Bernhardy W. Synt. d. gr. Spr. p. 427.) Im Latein. z. B. Ovid (Met. 2, 274): in opacae viscera matris; ebenso (l. c. VIII, 676):

de purpureis collectae vitibus uvae; Virg. (Aen. III, 61): dare classibus austros; Liv. (1, 1): ad majora rerum initia; Quint. (IV, 5, 6): tenuis illa et scrupulose in partis secta divisionis diligentia; Hor. (od. 1, 37, 7): regina dementes ruinas Capitolio parabat; sehr stark z. B. Prop. (1, 16, 42); osculaque impressis nixa dedi gradibus; und bei Dems. (V, 8, 24): armillatos colla Molossa canes — Littré (Dict. sub voce Hypall.) führt an: Enfoncer son chapeau dans sa tête, pour enfoncer sa tête dans son chapeau; Dict. de l'acad. fr.: Il n'avait point de souliers dans ses pieds, au lieu de dire, Il n'avait point les pieds dans ses souliers; man sagt auch: portrait frais de peinture; — Shakesp. (Caes. I, 2): His coward lips did from their colour fly; Milton (Parad. l. V, 282): skirted his loins and thigs with downy gold (statt golden downs). — Man kann hierher ziehn auch die im Lat. häufige sogen. comparatio compendiaria, sofern bei ihr die Beziehung des Comparativs statt auf das Verglichene auf ein Bestimmungswort desselben geht, wie Hor. (od. III, 1, 42): quodsi dolentem nec Phrygius lapis nec purpurarum sidere clarior delenit usus (statt clariorum); (id. od. III, 6, 46): Aetas parentum pejor avis; (od. II, 14, 28): tinget pavimentum superbo (mero) pontificum potiore coenis; wo eine Ellipse anzunehmen (potiore, quam esse solet in pontificum coenis) nichts hindert.

d) Prolepsis.

Von den neueren Grammatikern wird es Prolepsis genannt, wenn einem Worte eine Eigenschaft beigelegt wird, welche erst in Folge der im Verbum bezeichneten Thätigkeit ihm zufällt; das Prädikat giebt in attributiver Beziehung, wie wenn es heisst (Schill. Hero u. Le.): „Ihnen schloss auf ewig Hekate den stummen Mund", was ein folgender Satz als Wirkung auszusprechen hätte. Die ungewöhnliche Beziehung macht diese Figur der Hypallage verwandt. —

Bei den Alten findet sich der terminus nicht gerade in dieser Bedeutung. Abgesehen von seiner Verwendung in der stoischen Logik (Ἔστι δ' ἡ πρόληψις ἔννοια φυσικὴ τῶν καθόλου. Diog. L. VII, 54) und bei den Epicuraeern (Diog. L. X, 33) hat man zu unterscheiden: 1) eine πρόληψις, durch welche die Vorweg-

nahme und Abwehr der Einwürfe eines Gegners bezeichnet wurde. So bei Quint. IV, 1, 49, der sie IX, 2, 16 mit praesumtio übersetzt; bei Cic. de or. 53, 201 heisst sie praemunitio; Anaximenes τεχν. ῥητ. c. 18 (Rhet. gr. Sp. Vol. I, p. 204) nennt sie προκατάληψις, ebenso Alexander (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. III, p. 16), Phoebammon (l. c. p. 51) u. A.; bei Rut. Lup. und im Carmen de fig. heisst sie πρόληψις, anticipatio. (Rhet. lat. m. ed. Halm p. 14, 68.)

2) πρόληψις durch Einführung eines Ausdrucks, welcher vorwegnimmt, was sachlich späterer Zeit angehört, also Anachronismus. So Diomedes (art. gr. p. 438): et aliter de prolepsi disputatur, cum id quod posterius accidit ante tempus ascribitur, ut „Laviniaque venit litora" (Virg. Aen. 1, 2) „Lavinium enim nondum erat, cum ad Italiam venit Aeneas." cf. Gellius, N. A. X., 16; Pseudo-Asconius ad Cic. II. Verr. 45, 117; ebenso bei Pompejus (comment. art. Don. p. 454 sq.): prolempsis i. e. praeoccupatio rei futurae.

3) πρόληψις im grammatischen Sinne, wenn durch einen Ausdruck im Allgemeinen vorher bezeichnet wird, was nachher im Einzelnen folgt. So Jul. Rufinian (Rhet. Lat. ed. Halm p. 48): πρόληψις est σχῆμα λέξεως, id est figura elocutionis, cum ante numerus redditur verbis, quam res personaeve definiantur. z. B. Virg. Aen. 12, 161: Interea reges, ingenti mole Latinus — bigis it Turnus — tum pater Aeneas — cet; ebenso Donatus (art. gr. III, 5, 2); Diomedes (l. c.); Beda (de schem. bei Halm p. 608) hat: prol. = praesumptio oder praeoccupatio: „quando ea, quae sequi debent, anteponuntur, ut in psalmis (Ps. 87, 1): Fundamenta ejus in montibus sanctis; diligit dominus portas Sion. Anteposuit ejus" cet. —

Eustathius (p. 947, 56) nennt dies προεπέξευξις, und Ἀλκμανικὸν σχῆμα (p. 606, 35) (Vide oben p. 534); ebenso Phoebammon (l. c. p. 48); Anon. (περὶ σχημ. Sp. III, p. 134). — Aehnlich ist die Anticipation bei Beda, wie z. B. bei Schiller (Ring d. Pol.): „Bedenk, auf ungetreuen Wellen — Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen — Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück." —

Der von den neueren Grammatikern mit der πρόληψις verbundene Sinn zeigt sich z. B. bei Göthe (Herm. u. Dor.): Wahr-

lich, dem ist kein Herz im ehernen Busen, dor jetzo Nicht die Noth der Menschen, der umgetrieb'nen, empfindet; Klopst. (Dem Erlös.): „dass mein geweihter Arm vom Altar Gottes Flammen nehme"; (id. die todte Klarissa); „dass du dann auf diese Kränze Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier Schwesterlich weinest"; Soph. (Ant. 881); τὸν δ' ἐμὸν πότμον ἀδάκρυτον οὐδεὶς φίλων στενάξει; id. (Aj. 70): ἐγὼ γὰρ ὁμμάτων ἀποστρόφους αὐγὰς ἀπείρξω; Eur. (Alc. 385): ακοτεινὸν ὄμμα μου βαρύνεται, Virg. (Aen. X, 103): premit placida aequora pontus; id. (Aen. I, 60): Incute vim ventis submersasque obrue puppis; Hor. (od. II, 11): Non semper imbres nubibus hispidos manant in agros; Racine (Iph. II, 1): ce destructeur fatal des tristes Lesbiens; Shakesp. (Caes. IV, 3): What villain touch'd his body, that did stab, and not for justice?; (id. V, 4) Bru. O, yet hold up your heads! Cato: What bastard doth not? —

e) Attraction.

Die regelmässige Satzconstruktion wird zuweilen dadurch gestört, dass einzelne Satzglieder in eine engere Verbindung gebracht werden, als die ist, welche ihnen durch die Construktion des Ganzen zu Theil wird. Zur Erklärung und Bezeichnung solcher ungewöhnlichen Beziehungen hat man das Bild von der Attraction in Anwendung gebracht. Nach Sanctius Vorgange (Min. IV, 12), der in Bezug auf Ausdrücke, wie περὶ λόγων ὧν ἔλεξα, bemerkt: „Graeci non raro e duobus casibus, si se mutuo respiciant, alterum tantum regunt, alterum illi adjungunt, ita ut alter ab altero trahatur", führte die Grammatik: „Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue latine et la langue grecque" (Vf. Messienrs de Port Royal, bes. Cl. Lancelot) den Namen Attraction ein (ed. V, a. 1656 p. 604): Hellénisme par l'Attraction, und unterschied im Griechischen (cp. 1) vier Arten der Attraction. Später haben namentlich Buttmann (gr. Gr.), G. Hermann (zum Viger), Bernhardy (wissensch. Synt. d. gr. Spr.), R. Kühner (gr. Gr.) und viele Andere diese Erscheinung behandelt, spezieller: J. Grimm, über einige Fälle der Attraction (Abh d. Akad. 1858), G. T. A. Krüger: Untersuchungen aus dem Gebiet der lat. Sprachlehre, Heft III, a. 1827, Schmidt, von den Haupterscheinungen der grammatischen At-

traction, ihrem Zweck und ihrer Bedeutung. a. 1858; Teipel, über eine Art der Attraction des Relativs im Frzsch. cet. im Archiv für neuere Spr. von Herrig, Bd. II, p. 344 sq. V, 2, 330; Steinthal, Assimilation und Attraction, psychologisch beleuchtet (Zeitschr. für Völkerpsych. u. Sprachw. Bd. I, p. 93 sq.); R. Förster, quaestiones de attractione enuntiationum relativarum. a. 1868. — K. W. Krüger, gr. Spr. § 51, 10, indem er besonders die in Folge der vorgestellten Anziehung eintretende Formenveränderung bezeichnen will, erklärt den Namen Attraction für „falsch und unpassend" und will dafür „Assimilation" gesetzt haben, — wogegen sich Förster (l. c. p. 27) erklärt. —

Die Analogie der Assimilation in der Lautlehre mit der Attraction in der Satzlehre ist klar. Grimm (im Eing. der cit. Abh.) geht von ihr aus: „in beiden Fällen ist Grund der Einwirkung, dass grössere Harmonie der Aussprache, festere Fuge des Satzes entspringe." Es wirken dort einzelne Laute und hier Worte nicht nur vor- sondern auch zurückgreifend, wie denn z. B. im Gebiet der Assimilation alle Umlaute und Brechungen Rückgriffe sind, und in Bezug auf den Satzbau zwar die Attractionen des Relativs in den Casus des Demonstrativs, des Prädikats in den des Subjekts vorläufig sind, Einwirkungen des relativen Satzes aber in den vorausgehenden des Subjekts als rückgreifige erscheinen. Ueber das Vorkommen der Attraction sagt Grimm (p. 3): „Attraction, Bächen, ja Wassertropfen ähnlich, die wo sie sich nähern in einander rinnen, gewährt die ungehemmte Rede der Griechen am meisten, wenigere schon die lateinische, beide jedoch werden sie vorzüglich im Element der Volkssprache, manche fast nur bei Komikern aufzuweisen haben, von Cicero darf man eben keine Beispiele dafür verlangen. Deutsche Zunge, der von jeher, so weit ihre geschriebnen Denkmäler reichen, Zwang angethan wurde, sei es durch Steifheit der Uebersetzungen, sei es durch Verwarlosung oder beschränkte Regel der Grammatiker, kann oft nur Spuren dessen, was dennoch nicht ganz in ihr unterging, zeigen. Gottsched und Adelung würden sich davor gekreuzigt haben, sie und alle übrigen Sprachlehrer wissen gar nichts davon." In neuerer Zeit hat nun Förster (in der cit. Abh.) den Versuch gemacht, eine Geschichte der Attraction in ihrer Entwickelung zu geben, wozu cf. die Beurtheilung seiner Schrift

von Holzmann in der Zeitschr. für Völkerpsych. u. Spr. von Lazarus und Steinthal, Bd. 7. Hft. 1. p. 88–105. —

Man übersieht die hierher gehörigen Fälle gut, wenn man diejenigen, welche im Umkreise desselben Satzes eintreten, von denen trennt, welche eine Verschränkung zweier verschiedenen Sätze bewirken; beide Arten zeigen sich durch Umgestaltung von Beziehungsformen als Abweichung von der grammatisch-logischen Regel. Attraction wird von uns bemerkt, wenn unser: „dies hielten sie für guten Ruf“ lat. heisst: eam bonam famam putabant (Sall. Cat. 7), so (Nep. Them. II, 7): illorum urbem ut propugnaculum oppositum esse barbaris; (Ov. Met. XV, 529): unumque erat omnia vulnus; (Hor. Sat. II, 6, 20): Matutine pater, seu Jane libentius audis; (Sall. Cat. 55): Est in carcere locus, quod Tullianum appellatur; (Sall. Jug. 5): Scipio, cui postea Africano cognomen ex virtute fuit; (Virg. Aen. VIII, 465): Aeneas se matutinus agebat (Attr. des Adv.). Zwei Sätze können z. B. dadurch enger zusammengefügt werden, dass das Relativpronomen sich im Casus seinem Beziehungsworte assimilirt: (Hor. Sat. 1, 6, 15) notante judice, quo nosti, populo; (Ter. Haut. 1, 1, 35): hae quidem causa, qua dixi tibi; oder umgekehrt dadurch, dass das Substantiv sich nach dem Relativ richtet (nach Buttmann zu Soph. Phil. 716: attractio inversa genannt) wie (Virg. Aen I, 573): urbem, quam statuo, vestra est; (Plaut. Curc. 3, 49): istum, quem quaeris, ego sum. Es kann auch ein Nomen aus dem Nebensatz in den Hauptsatz attrahirt werden, z. B. (Ter Haut. 1, 1, 32): Istuc fac me ut sciam; (Coel. ap. Cic. fam. VIII, 10): Nosti Marcellum, quam tardus et parum efficax sit; (Caes. b. G. I, 39): Rem frumentariam, ut satis commode supportari posset, timere se dicebant; oder aus dem Haupts. in den Nebens. (Ter. Andr. prol. 3): populo ut placerent quas fecisset fabulas. Zum Infinitiv wird ein Attribut attrahirt z. B. (Cic. Att. 1, 17): in re publica mihi negligenti esse non licuit; (Ov. Met. XI, 219): Jovis esse nepoti contigit haud uni; bei dem Acc. c. Inf.: (Cic. Cat. M. 1) Suspicor, te eisdem rebus, quibus me ipsum commoveri; (Virg. Aen. II, 377): Sensit medios delapsus in hostes; (Hor. od. III, 27, 73): Uxor invicti Jovis esse neseis. — Auch Sätze, wie (Cic. de off. 1, 13): Quum enim Hannibalis permissu exisset de castris, rediit

paulo post, quod se oblitum nescio quid diceret — lassen die Vertauschung des Modus auf das Bild einer Attraction zurückführen.

Im Griechisch. z. B. (Thuc. 7, 3): τὴν πλείστην τῆς στρατιᾶς παρέταξε; (Her. IV, 108): Βουδῖνοι δὲ, ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν, γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυρρόν; (Her. 2, 15): τὸ πάλαι αἱ Θῆβαι Αἴγυπτος ἐκαλέετο; (Theocr. 17, 66): ὄλβιε κοῦρε γένοιο; ferner (Xen. An. I, 8, 21): Κῦρος ᾔδει αὐτὸν (βασιλέα), ὅτι μέσον ἔχοι τοῦ Περσικοῦ στρατεύματος; (Xen. Mem. II, 6, 34): ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὔνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω εὐνοϊκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ; (Arist. Vesp. 467): τῶν νόμων ἡμᾶς ἀπείργεις ὧν ἔθηκεν ἡ πόλις; (Xen. Cyr. 3, 1, 33): χρήματα σὺν τοῖς θησαυροῖς, οἷς ὁ πατὴρ κατέλιπεν, ἐστὶ τάλαντα τρισχίλια; (Plat. Apol. p. 21): ἦλθον ἐπί τινα τῶν δοκούντων σοφῶν εἶναι; (Arist. Eth. III, 5, 3): ἐφ' ἡμῖν ἔσται τὸ ἐπιεικέσι καὶ φαύλοις εἶναι; (Arist. Pac. 603): εἰ βούλεσθ' ἀκοῦσαι τήνδ', ὅπως ἀπώλετο, ξυνίετε; (Her. 2, 106): τὰς δὲ στήλας, τὰς ἵστα Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῦνες οὐκέτι φαίνονται περιεοῦσαι.

Im Deutschen z. B. (Göthe): doch alles dieses bleiben leere Worte; (Nibel. 1677, 1): nu sît willekommen swem iuch gerne siht (al. l. swer); (Nib. 1331, 4) si gedâhte ouch maneger leide, der ir dâ heime geschach; (Kleist, Käth. I, 2): Du sollst sogleich vor jene Schranken treten und Rede stehen auf was man fragen wird; „Worauf glaubst du, dass ich warte?"; (Herder): Wen von uns am ersten Gott hinwegnimmt, steht dem Anderen bei; (bei Fischart): Den liebsten Bulen, den ich hab', der ligt beim Wirt im Keller; (Göthe): Nur allzu hoch stand jene, heimlich mir, durch wundersam Geschick, verbundne Frau, um welche noch dein Hof in Trauer wandelt und meiner Brust geheime Schmerzen theilt.

Im Französischen z. B. (Boufflers): Ne demandez-vous pas qui des deux au bonheur Mène plus sûrement, de l'esprit ou du coeur?; (Comines): Et toute sa garde qui estoient trois cents chevaux; (Chénier): Est-ce à moi de mourir? Tranquille je m'endors Et tranquille je veille; (Molière): je suis prêt à soutenir cette vérité contre qui que ce soit; (Code Napoléon): Le procès-verbal sera signé par le demandeur, à moins qu'il ne sache ou ne puisse signer; auquel cas il en sera fait mention; (Molière): c'est à sa table, à qui l'on rend visite; (Marmontel):

La lettre que j'ai présumé que vous recevriez; (Boileau): Plus d'une Pénélope honora son pays; (der Singular scheint in der Attraction des Verb. durch un begründet. Mätzner, frz. Gr. p. 405).

Im Englischen z. B. (Sherid.): Lead me which way you please; (Milton P. L. 1, 34): He it was, whose guile . . deceiv'd The mother of mankind, what time his pride Had cast him out from Heav'n; (Mätzner, engl. Gr. 2, 2, p. 531); Him we serve's away (= he whom we serve is away); Is it me you mean?: She was accompanied by a venerable looking man, whom I presumed to be her father. [cf. Schmitz, engl. Gr. p. 279, 288; der auch die bekannte Auslassung des Relativs auf Attraction zurückführt. (p 277 sq.)]

f) Anacoluth.

Anacoluthie ist Inconsequenz, vermöge welcher die Construktion eines Satzes in anderer Art fortgesetzt wird, als sie angefangen wurde. Ἀκολουθία, die richtige Folge und Anordnung der Wörter im Satzbau, wird von den Alten dem Hyperbaton entgegengestellt; so bei Longin (de subl. sect. XXII), Dionys. Hal. (de adm. vi Demosth. p. 168); der terminus der ἀνακολουθία findet sich bei Servius zu Virg. Aen. 2, 331: Millia quot magnis umquam venere Mycenis, wo er sagt: subaudi tot, et est anakoluthon, nam dixit quot, quum non praemiserit tot; ebenso zu Aen. 3, 541: sed tamen idem olim curru succedere sueti, wozu er bemerkt: sed tamen, anakoluthon; nam quamquam non praemisit. — Was die ἀκολουθία fordere, war nicht klar bestimmt, und so ist von den Alten Mancherlei beachtet und besonders benannt worden, wobei für uns nichts zu beachten ist. Eustathius führt z. B. „κατὰ τοὺς παλαιούς“ als σχῆμα λόγου auf die μετάκλισις oder κλίσις oder μετάληψις, wenn die Casus im Fortgang des Satzes wechseln: ὅταν ἡ προτεθεῖσα πτῶσις οὐ φυλάξῃ τὴν ἑαυτῆς ἀκολουθίαν, ἀλλ' εἰς ἑτέραν πτῶσιν μεταχλιθείη ἢ μεταληφθείη, wie μῆνιν ἄειδε οὐλομένην, ἣ μυρία ἔθηκεν ἄλγεα. (vide Eust. 15, 29 und 103, 28.) Mit mehr Grund wird die διπλόη συντάξεως aufgeführt, welche sich findet, wenn zwei verschiedene Construktionsweisen in Beziehung zu demselben Worte stehn. cf. Lobeckii

de acyrologia et de diploe dissertationes. Acad. Alb. Regim. 1864. — Der Art ist z. B. Ilias, 1, 133: *ἐξέλεις ὅφρ' αὐτὸς ἔχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ' αὖτως ἦσθαι δευόμενον*; andere Beispiele (wie z. B. P, 504; β, 374: α, 278; Ω, 91; X, 236) giebt I. Bekker, hom. Bl. p. 272. — Eustathius (p. 409, 46) führt Soph. Aj. 983 an: *ὦ δυσθέατον ὄμμα καὶ τόλμης πικρᾶς* und sagt: *διὸ καὶ Σοφοκλῆς ἐν στίχῳ ἑνὶ οὐκ ὤκνησε διπλόην θέσθαι συντάξεως, εἰπών, ὦ δυσθέατον κ. τ. λ. ἔχων γὰρ φάναι, ὦ δυσθέατον ὄμμα καὶ τόλμη πικρὰ ὅμως ἐξήλλαξε τὴν φράσιν, διὰ τὸ καὶ οὕτω καὶ οὕτω δύνασθαι λέγεσθαι* cet. So Nep. Dat. 3, 1: hominem maximi corporis, terribilique facie; Cic. off. 1, 28, 6: adhibenda est reverentia adversus homines et optimi cujusque et reliquorum.

Die Construktion des zusammengesetzten Satzes ist Ausdruck eines besonnenen Denkens, welches mit schon entwickelten Vorstellungen, ihm einfach gewordenen, operirt und sie vom Begriff des Ganzen aus überschaut und ordnet. Es kann nun solche Struktur dadurch gestört werden, dass die Uebersicht über das Ganze fehlt, sei es aus Unfähigkeit zu so besonnenem Denken, wenn die Seele dem zu starken Andrang verschiedener und doch verwandter Vorstellungen nicht gewachsen ist, sei es aus Lässigkeit, welche um die Form des sprachlichen Ausdrucks sich unbekümmert zeigt, sofern nur der Inhalt genügend angegeben ist. Da also aus mangelnder Durchführung der Satzconstruktion auf eine Schwäche des Redenden in der Sprachtechnik, oder auf Ueberfülle und Heftigkeit zuströmender Vorstellungen, oder auf Abwesenheit jeder Spannung geschlossen werden kann, so lassen sich solche Anakoluthien, die im lebendigen Verkehr gar häufig vorkommen und der Rede zweifelsohne eine gewisse Färbung geben, auch mit Bewusstsein zur Charakterisirung verwenden. Bei Aeschylus, Choeph. 744, malt so der Dichter vortrefflich die Sprachweise der Amme:

Τὰ μὲν γὰρ ἄλλα τλημόνως ἤντλουν κακά·
Φίλον δ' Ὀρέστην τῆς ἐμῆς ψυχῆς τριβήν,
Ὃν ἐξέθρεψα μητρόθεν δεδεγμένη —
Καὶ νυκτιπλάγκτων ὀρθίων κελευσμάτων cet.

Droysen übersetzt die Stelle:

All andres Leid trug ich geduldig bis an's End;
Dass aber mein Orestes, meiner Seelen Lust,

Den aus der Mutter Schooss ich nahm und auferzog
Mit aller Unruh nächtens, wenn das Kindchen schrie,
Und all den vielen Plagen, die ich vergebens nun
Ertrug, — denn solch ein unverständig Kindchen muss
Wie's liebe Vieh man ziehn, nicht wahr? mit klugem Sinn;
Da kann es denn nicht sprechen, solch ein Wickelkind,
Ob's Hunger, ob es Durst hat, ob sich nass gemacht,
Der kleine Magen macht was je nach seiner Noth;
Das muss voraus man merken, und, glaub' mir, man irrt
Sich auch, und wäscht dem Kinde dann die Windeln rein,
Versieht zugleich der Wäscherin und Amme Dienst;
Und ich versah die beiderlei Geschäfte selbst,
Und hatt' Oresten seinem Vater aufzuziehn; —
Nun muss ich Arme hören, dass er gestorben ist,
Muss nun zum Herrn gehn — cet.

So in feiner Zeichnung bei Göthe (Herm. u. Dor. Terps.) die Mutter:

Montag Morgens — ich weiss es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiss und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende der Stadt begann das Feuer. —

Hermogenes (περὶ ἰδ. Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. II, p. 379 sq.) bemerkt, dass der λόγος ἀληθής, um die Naturwahrheit starker Erregungen darzustellen, auch eine Verletzung der ἀκολουθία nicht scheuen dürfe, und in der That ist ja u. A. auch die rhetorische Aposiopesis grammatisch ein Anakoluth. Auch die Sorglosigkeit um den Satzbau kann durch den Anakol. zu bestimmter Wirkung sich aussprechen. So zeichnet der Satzbau bei Plato (Apol. p. 19) die erhabene Unbekümmertheit des Socrates, mit der er vor seinen Richtern redet „διὰ τῶν αὐτῶν λόγων — δι' ὥνπερ εἴωθα λέγειν καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν (p. 17)" in der Anakoluthie: τούτων γὰρ ἕκαστος (Gorgias, Prodikus, Hippias) ὦ ἄνδρες, οἷός τ' ἐστὶν ἰὼν εἰς ἑκάστην τῶν πόλεων τοὺς νέους, οἷς ἔξεστι τῶν ἑαυτῶν πολιτῶν προῖκα ξυνεῖναι ᾧ ἂν βούλωνται, τούτους πείθουσι τὰς ἐκείνων ξυνουσίας ἀπολιπόντας σφίσι ξυνεῖναι χρή-

ματα διδόντας καὶ χάριν προσειδέναι. So trägt der Anakolnth bei Horaz, Sat. 1, 7, 10—18, die geringe Sorgfalt zur Schau, mit welcher diese Satire, nichts weiter als ein lustiger Schwank, an den Mann gebracht wird. —

Unbeabsichtigte Anakoluthe, wenn z. B. der Nachsatz fehlt, wie Liv. II, 12; Cic. or. II, 23 (ἀναπαπόδοτα vid. oben p. 500), sind zu übergehn, wie es für die Wortbildung ohne Belang ist, wenn sich Jemand in einem Worte verspricht, aber es kann eine Satzfügung, wenn sie streng durchgeführt wird, den Ausdruck weitschweifig, unbeholfen, matt zu machen drohen, und dann bricht der kühn Redende ab und sucht durch Uebergang zu anderer Struktur sich zu helfen. Da berühren sich denn Attraction und Anakoluthie, wenn z. B. der Nachsatz seine Construktion durch einen vorangehenden Zwischensatz bestimmen lässt, wie Cic. rep. 1, 37: Si, ut Graeci dicunt, omnes aut Graios esse aut barbaros, vereor, ne Romulus barbarorum rex fuerit; Herod. 1, 65: Οἱ μὲν δή τινες πρὸς τούτοισι λέγουσι καὶ φράσαι αὐτῷ (Lycurg) τὴν Πυθίην τὸν νῦν κατεστεῶτα κόσμιον Σπαρτιήτῃσιν, ὡς δ' αὐτοὶ Λακεδαιμόνιοι λέγουσι, Λυκοῦργον ἐπιτροπεύσαντα Λεωβώτεω, ἀδελφιδέου μὲν ἑωϋτοῦ, βασιλεύοντος δὲ Σπαρτιητέων, ἐκ Κρήτης ἀγαγέσθαι ταῦτα; Tieck: Scheusal, das ich nicht anschaun, viel weniger mit ihm etwas verhandeln mag; Shakesp. (John, 4, 2): to seek the grave of Arthur, whom they say is kill'd to night. — Auch sonst wirkt Wechsel der Construction z. B. aus der indirekten Rede in die Rede belebend, z. B. bei Göthe (Götz): Da warf ich den Räthen das Papier wieder dar, und sagt': ich wüsst nicht darnach zu handeln, ich weiss nicht, was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel, ich muss die Augen selbst aufthun; bei Wolfr. v. Eschenb. (Parzival 438): Der helt si vrâgen began umbe ir site und' umb' ir pflëge, daz ir sô vërre von dëm wëge sitzt in dirre wilde?; Xen. (Cyrop. I, 4 ext.): ἐνταῦθα δὴ τὸν Κῦρον γελάσαι — καὶ εἰπεῖν αὐτῷ ἀπίοντα θαῤῥεῖν, ὅτι παρέσται αὐτοῖς ὀλίγου χρόνου· ὥστε ὑμᾶν σοι ἐξέσται κἂν βουλῇ ἀσκαφαμινκτεί. —

Ein Begriff drängt sich zuweilen vor, ohne dass ihn die Construktion in dieser Form angemessen zu verwenden weiss. So (Luther): Ein Herr, der zu Lügen Lust hat, des Diener sind alle gottlos; Rückert (Weish. d. Br.): „Die Menschen, die

das Licht nicht sehn in meinem Herzen, Der Ernst im Angesicht war Störung ihren Scherzen.“ Plat. (de legg. III, p. 668): ἀποβλέψας γὰρ πρὸς τοῦτον τὸν στόλον, οὗ περὶ διαλεγόμεθα, ἔδοξέ μοι πάγκαλος εἶναι; Ter. (Hec. III, 1, 6): Nam nos omnes, quibus est alicunde aliquis objectus labos, omne, quod est interea tempus, priusquam id rescitum est, lucro est. (Donat. schol. nennt dies σύλληψις); (V. Hugo): Elle, me la rends-tu? Göthe befreite sich auch sonst leicht aus schleppender Construktion, wie z. B. (W. Meist. Lehrj.): „ich habe gefunden, sagte Serlo, dass, so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gerne sie sich Mährchen erzählen lassen, eben so selten ist eine Art von produktiver Einbildungskraft bei ihnen zu finden.“ —

Zuweilen bezeichnet der Redende, dass er zu einem unterbrochenen Anfange zurückkehrt. So Cicero (ad Fam. 1, 9): Scripsi etiam — nam me jam ab orationibus dijungo fere referoque ad mansuetiores Musas, quae me maxime jam a prima adolescentia delectarunt, — scripsi igitur Aristotelio more tres libros de oratore.

III. Enallage in der Wortstellung.

Quintilian (IX, 3, 2) theilt die schemata lexeos in zwei Arten; die eine betrifft die „loquendi ratio,“ welche vorzugsweise der Grammatik angehört, die andere „maxime conlocatione exquisitum“ sei mehr rhetorischer Art. Dass die Lehre von der Wortstellung überall und namentlich im Lateinischen das Gebiet der Rhetorik berührt, ist richtig, aber richtig ist auch, was Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 438) sagt: τὸ ὑπερβατὸν οὐ μόνον ἐστὶ καλὸν σχῆμα, ἀλλὰ καὶ ἀναγκαῖον — γίνεται σαφηνείας ὄργανον τὸ ὑπερβατόν. Bei der Construktion der Sätze in den verschiedenen Sprachen findet sich diese σαφηνεία, die Klarheit und Bestimmtheit des Sinnes, theils durch die deutliche Ausprägung der Flexionen gesichert, an welchen die Beziehung und die Zugehörigkeit der Satzelemente erkannt wird, theils dadurch, dass man den Worten eine bestimmte und feste Stellung giebt. Daher gestattet grosser Reichthum an grammatischen Formen grosse Freiheit der Wortstellung, wie sie

besonders dem Sanskrit eigen ist; Armuth zwingt zur Fixirung der Wortstellung, welche also im Chinesischen, dem die Flexionen überhaupt fehlen, allein das Verständniss ermöglicht. Die Geschichte des sanskritischen Sprachstamms zeigt allmähliches Schwinden der grammatischen Formen, woraus sich erklärt, dass im Verhältniss zum Griechischen und Lateinischen die neueren Sprachen in ihrer Wortstellung gebunden erscheinen. Das Neuhochdeutsche, welches sich mehr Freiheit bewahrt hat, als Englisch und Französisch, weil ihm noch verhältnissmässig viele Wortformen zu Gebote stehn, zeigt sich doch gegen Altdeutsch, ja noch im Vergleich zum Mittelhochdeutschen vielfach beschränkt; das Englische hat von der Freiheit des Angelsächsischen einige Fähigkeit zu kühnerer Wortstellung gerettet; das Französische, jetzt zu fast vollständiger Stätigkeit in der Stellung der Satzelemente gelangt, war ebenfalls in früheren Perioden in geringerem Maasse gebunden.

Die Wortstellung flexionsreicher Sprachen ist allerdings nicht etwa eine willkürliche. Zur Deutlichkeit der Rede gehört, dass innerhalb des Satzbaus die Beziehungen sich ungezwungen darbieten, nicht erst aufzusuchen sind; die Darstellung der Vorstellungsreihen muss das zusammen Angeschaute auch in naher Verbindung halten, entsprechenden Bildern entsprechende Stellung geben, gegensätzliche entgegen setzen, das nach einander Erfasste seiner Folge gemäss ordnen, so dass also wenigstens die negative Regel überall zur Geltung kommt, dass aus der Wortstellung für die Uebersichtlichkeit des Zusammenhangs der Satzelemente ein Hinderniss nicht entstehen darf. Anaximenes (τέχνη ῥητ. 25. Rhet. Gr. Sp. Vol. I, p. 211) giebt so die Vorschrift: σκοπεῖ δὲ καὶ τὴν σύνθεσιν τῶν ὀνομάτων, ὅπως μήτε συγκεχυμένη μήτε ὑπερβατὴ ἔσται· τὰ γὰρ οὕτω λεγόμενα δύσγνωστα συμβαίνει. Aber andrerseits bietet die Freiheit der Stellung immer noch sehr reiche Mittel, die musikalische Seite der Sprache in Wohlklang und Rhythmus hervortreten zu lassen, und sie bietet auch die Mittel, jene rhetorischen Wirkungen leicht zu erreichen, durch welche die Darstellung des Inhalts nach individuellem Bedürfniss modifizirt wird.

Während daher im Griechischen und Lateinischen das Rhetorische der Wortstellung dem usus, also der Grammatik der Sprache selbst angehört, treten in den neueren Sprachen Abwei-

Digitized by Google

chungen von der regelmässigen Wortfolge auffallender hervor und werden sogleich als beabsichtigt d. h. als rhetorisch empfunden; der Rhythmus des Satzes aber, welcher sich bei den alten Sprachen auf den kunstvoll vertheilten Gliedern des Lautkörpers wiegt und die Periode auch zu einem musikalischen Ganzen abrundet, ordnet sich bei den neueren der Betonung unter, und man gewinnt so an begrifflicher Bedeutsamkeit und Schärfe, was man an sinnlicher Schönheit aufgeben muss. Es ist ebenso in der gebundenen Rede bei den Alten der numerus, welcher den Lautkörper gliedert, bei den neueren der Reim, welcher der betonten, d. h. der bedeutsamen Sylbe nachgeht. —

Was die hierher gehörige Terminologie betrifft, so nennt Quintilian eine um der Eurhythmie willen erfolgende Versetzung der Wörter („verborum concinna transgressio") hyperbaton (IX, 3, 91); über ihren Werth sagt er (VIII, 6, 62): fit frequentissime aspera et dura et dissoluta et hians oratio, si ad necessitatem ordinis sui verba redigantur, et, ut quodque oritur, ita proximis, etiamsi vinciri non potest; alligetur. differenda igitur quaedam et praesumenda, atque ut in structuris lapidum inpolitorum, loco quo convenit quodque ponendum. non enim recidere ea nec polire possumus, quo coagmentata se magis jungant, sed utendum iis, qualia sunt, eligendaeque sedes. Betrifft die Versetzung nur zwei Wörter, so heisst sie anastrophe, z. B. mecum, quibus de rebus (l. c. 65). Als Beispiel des Hyperbaton führt er an: animadverti, judices, omnem accusatoris orationem in duas divisam esse partis (Cic. p. Cluent. 1), denn „in duas partis divisam esse" wäre richtig, „sed durum et incomptum." Er fügt hinzu: poetae quidem etiam verborum divisione faciunt transgressionem: hyperboreo septem subjecta trioni (Virg. Georg. 3, 381); was wir Tmesis genannt haben ((vide oben p. 455 sq.); — sofern nun in diesem Fall für das Verständniss Zweierlei zusammenzufassen sei, könne man das Hyperb. einen tropus nennen, doch wäre nach Vieler Ansicht es doch eher eine Wortfigur (vid. IX, 1, 3). Nach I, 5, 40, könnten Hyperbaton und Anastrophe auch vielleicht zum Soloecismus zu nehmen sein. — Die „verborum concinna transgressio" empfiehlt schon Cicero (de or. III, 54); Cornificius (rhet. ad Her. IV, 32) sagt: transgressio est, quae verborum perturbat ordinem perversione aut

trajectione cet. — Ueber die Stellung des Hyperbaton zum Begriff der Enallage bei dem Ps. Plutarch (de vit. et poes. Hom.) und bei Phoebammon vide oben p. 512: Phoeb. rechnet zum Hyperb. auch die oben (p. 574) erwähnte πρόληψις αἰτίας und die προεπίξευξις, welche das zu mehreren Gegenständen gehörige Prädikat nach dem ersten im Plural hat (Schema Alemanicum), cf. Eustath. p. 606, 40; p. 1667, 34. — (Vide oben p. 574.) Hermogenes (περὶ ἰδ. Sp. Vol. II, p. 337) unterscheidet bei dem ὑπερβατόν, ob es κατὰ παρένθεσιν eintrete oder καθ' ὑπέρθεσιν, im ersteren Falle mache es den Vortrag periodisch und zu ausführlich, im zweiten bewirke es Schönheit; ebenso Anon. περὶ σχημ. (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 136); Alexander (περὶ σχημ. Sp. Vol. III, p. 38 sq.) nennt zum Hyperb. und zur Anastrophe noch die παρεμβολή, eine Parenthesis, welche ohne Schaden für den Sinn auch wegbleiben kann (so auch Ps. Plut. l. c. II, 31), wie z. B. (Hdt. 1, 6): Κροῖσος ἦν Λυδὸς μὲν τὸ γένος, παῖς δὲ Ἀλυάττεω, τύραννος δὲ ἐθνέων τῶν ἐντὸς Ἅλυος ποταμοῦ — ὃς ῥέων ἀπὸ μεσημβρίης μεταξὺ Σύρων καὶ Παφλαγόνων καὶ πρὸς βορέην ἄνεμον εἰς τὸν Εὔξεινον ἐξίησι πόντον — οὗτος οὖν Κροῖσος cet. Herodian (περὶ σχημ. Sp. Vol. III, p. 95) bringt die Parenthesis als σχῆμα διὰ μέσου (wie Ilias 4, 286); Tiberius (περὶ σχημ. Sp. Vol. III, p. 74) theilt das Hyperbaton ein in Parenthesis und Anastrophe [bei Plin. ep. 8, 7, 2 sind Parenthesen überhaupt als Hyperbaton bezeichnet]; Gregor. Cor. (περὶ τρόπ. Sp. Vol. III, p. 218) unterscheidet ein Hyperbaton ἐν λέξει, ἐν λόγῳ, auch ἐν ταῖς συλλαβαῖς, cf. auch Zonaeus, Anon. περὶ σχημ., Tryphon, Kokondrius, Georg. Choerob. im Vol. III bei Speng. p. 170, 188, 197, 238, 248; Longin de subl. Sect. XXII; Dion. Hal. jud. Thuc. 31; Eustath. der (p. 29) δύο εἴδη τοῦ ὑπερβατοῦ unterscheidet: ἐννοίας διακοπή und διακοπὴ λέξεως (Tmesis), vide auch p. 231, 10; p. 1001, 24 und p. 773, 31, wo es τῶν στοιχείων μετάθεσις ist, Versetzung der Laute; Greg. Cor. (de dial. p. 449 ed. Sch.), der ebenso die Tmesis als Hyperbat. bezeichnet; und Apollon. Al. de constr. ed. B. p. 308, 311. — Donatus (ars gr. III, 6) führt das Hyperbaton unter den Tropen auf als „transcensio quaedam verborum ordinem turbans" und nennt als Arten: ὑστερολογία, ἀναστροφή, παρένθεσις,

τμήσις, σύγχυσις; Charisius (inst. gr. IV, 4) nennt die Tmesis: διαχοπή, die Parenthesis: διάλυσις und lässt unter den Arten die Hysterologia aus; Diomedes (p. 456 P), Isidorus (origg. I, 36, 16), Beda (rhet. Lat. ed. Halm p. 614) stimmen mit Donat. überein. Im Carmen de fig. ist ὑπερβ. mit transcensus übersetzt (Rhet. L. H. p. 69). —

1) Das Hyperbaton.

Wir verstehen unter Hyperbaton die Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung im Satz. Um ein Beispiel zu geben von der oben erwähnten ungemein freien sanskritischen Satzgliederung führen wir aus Meyer's Uebersetzung der Sakuntala an (p. 6): „Wagenlenker! von dieser Gazelle sind wir doch weit mit fortgerissen worden. Sie dagegen — auch jetzt noch — Anmuthvoll den Hals umwendend, den Blick wiederholt auf den Wagen werfend, Der stets ihr folgt: Den Rücktheil, weil sie den Pfeilschuss fürchtet, Beinahe ganz in den Vordertheil des Leibes einziehend: Mit halbverzehrtem Grase, das dem Vor Mattheit geöffneten Munde entfällt, Den Weg bestreuend: Noch immer, o sieh, im flüchtigen Sprung, Mehr in der Luft als auf der Erde, So eilt sie dahin!“ — Meyer citirt (Einl. p. XI) aus Rückert folgende Beschreibung solchen Satzbaus: „Der Sanskritdichter liebt den Faden des Gedankens über sich selbst zu einem Knaul aufzuwickeln, in dessen Mitte nun der Anfang verborgen ist, sodann diesen Knaul vor unsern Augen gemach in Worten abzuwickeln und von uns zu fordern, dem abrollenden Faden mit Aufmerksamkeit zu folgen, bis am Ende der Anfang zum Vorschein kommt. Oder mit anderen Worten: er fasst den ganzen Gedanken eines Gedichtes in einem einzigen, vielverzweigten Satz zusammen, der, wie ein Baum oder wie ein Epigramm, in eine Spitze aufsteigt. Die ganze dichtverwobene Laubmasse einer solchen Indischen Vegetation nach unserer Art in einzelne Ränkchen und Blüthen aufzulösen, zerstört den eigentlichen Zauber jener Poesie.“ —

Inversion der Wortstellung tritt theils aus Rücksicht auf den Lautkörper des Satzes ein, um den Wohlklang und rhythmischen Fluss der Rede zu fördern, theils, um die Bedeutung eines Satztheils auch durch die Stellung vor den übrigen hervortreten zu lassen. Was jenes phonetische, in den alten Sprachen besonders

gepflegte Hyperbaton betrifft, so kommt hier das oben (p. 415 bis 126) im Allgemeinen Angegebene über Vermeidung von Missklängen, Härte, Hiatus, Monotonie des Rhythmus cet. in Betracht, dem wir hier die Bemerkung hinzufügen, dass die Wortstellung des Satzes nicht den Rhythmus der ungebundenen Rede mit dem der gebundenen vermischen darf, dass also metrische Reihen nicht in die sogen. prosaische Rede gehören. [vid. Quintil. IX, 4, 72: versum in oratione fieri multo foedissimum est totum, sed etiam in parte deformo — (l. c. 74) ut T. Livius hexametri exordio coepit: Facturusne operae pretium sim cet.] Der Wechsel in den Stellungen der Wörter, wie ihn das Auseinanderrücken gleichartiger Satzglieder, das Nebeneinandertreten solcher, die nach Laut oder Sinn verwandt oder entgegengesetzt sind, hervorbringt, giebt der Griech. und Lat. Rede grossen Reiz. Ueberall sieht man, wie Rücksicht auf Rhythmus und Wohlklang bestimmt: Plat. (Legg. 642): φοβουμένων τὸν Περσικὸν Ἀθηναίων στόλον; Cic. (N. D. 2, 2): quis enim Hippocentaurum fuisse aut Chimaeram putat; Plat. (Prot. 327) οἷει ἄν τι, ἔφη, μᾶλλον, ὦ Σώκρατες, τῶν ἀγαθῶν αὐλητῶν ἀγαθοὺς αὐλητὰς τοὺς υἱεῖς γίγνεσθαι ἢ τῶν φαύλων; Plat. (Soph. 251): ἄλλο ἄλλῳ μηδέν· μηδενί; Cic. (Lael. 1): ut tum ad senem senex de senectute, sic in hoc libro ad amicum amicissimus de amicitia scripsi; Cic. (off. 1, 7): Homines hominum causa generati sunt, ut ipsi inter se aliis alii prodesse possint. (vide oben p. 422 sq. über „τὰ ἴσα σχήματα“ des Hermog.) Ueber engere und weitere Satzgebilde erstreckt sich vielfach eine architektonische Anordnung einzelner Satzglieder oder, in Perioden, auch ganzer Sätze. Man bemerkt, dass entweder dieselben grammatischen Formen im Anfange mehrerer auf einander folgender Sätze oder Satzglieder wiederkehren, wodurch dann auch das Folgende zu gleichartiger Stellung kommt, was man Parallelismus, auch Concinnität d. h. ebenmässige Gliederung in der Stellung (Cic. or. 44; 60) nennen könnte, oder dass die entsprechenden Glieder in umgekehrter Ordnung sich zusammenstellen, was (nach der Form des griech. X) gewöhnlich Chiasmus (lat. decussatio, nach Form der Röm. X) genannt wird. —

Für die Stellung der ersteren Art ist neuerdings vielfach nach Vorgang von Nägelsbach, Lat. Stilistik (§ 168, 3) der termi-

nus: Anaphora gebraucht worden. Da indessen die rhetorische Figur dieses Namens eine Wiederholung desselben Wortes zu Anfang bezeichnet, welche doch nicht allein die Stellung angeht, so dürfte es besser sein, den terminus hier zu vermeiden. Fälle, wie Cic. Cat. 1, 9: tu ut unquam te corrigas? tu ut ullam fugam meditere? tu nt ullum exsilium cogites? bieten in rhetorischer Beziehung Anaphora, in Bezug anf die Satzgliederung, welche mit dem Rhetorischen nichts zu thun hat, Concinnität. Als Beispiel für diese: Caes. (b. G. 2, 27): ausos esse transire latissimum flumen, ascendere altissimas ripas, subire iniquissimum locum. — Käme es aber auf Einführung eines bestimmteren terminus an, so ist auch dieser in dem ἰσόκωλον der Alten schon vorhanden. Da wir diese Fignr noch bei den rhetor. Figg. besprechen, führen wir hier nur an den Anon. (περὶ σχημ. bei Speng. Vol. III, p. 155): Ἰσόκωλόν ἐστι φράσις δύο ἢ καὶ πλειόνων κώλων ἀπηκριβωμένων ἀλλήλοις πρὸς ἀντιστρόφου ἐμφέρειαν, οἷον (Ilias 7, 93): αἰδέσθεν μὲν ἀνήνασθαι δεῖσαν δ' ὑποδέχθαι. καὶ ἀλλως (Od. 15, 74): χρὴ ξεῖνον παφέοντα φιλεῖν, ἐθέλοντα δὲ πέμπειν. Quintilian (IX, 3, 80) der das ἰσόκωλον als „membris aeqnalibus“ definirt, giebt als Beisp. (Cic. p. Caec. 1): si, qnantum in agro locisque desertis audacia potest, tantnm in foro atque judiciis impudentia valeret. Cornificius, bei dem ἰσόκωλον „Compar“ heisst (IV, 20) hat u. A. das Beisp Alii fortuna facilitatem dedit, hnic industria virtutem comparavit. Im Carm. de figg. vs. 82 heisst das Isoc. Parimembre. (Weiteres unten im Th. II.) —

Der Name Chiasmus für Stellungen, wie Caes. (b. G. 6, 16): pro vita hominis nisi hominis vita reddatur, oder Cic. (Tusc. 3, 31): qnamdiu vixit, vixit in luctu, erscheint passend, aber die Alten hätten wohl die Bezeichnung προϋπάντησις (προαπάντησις, προσυναπάντησις) für die von uns gemeinte Stellnng gebraucht. Im Carmen de fig. (rhet. Lat. H. min. p. 69) heisst es: Προϋπάντησις. Fit praeoccursio, si reddas priu' posteriori. Ut: „Plnvias cernas nolle istos ac cupere illos: Artrantes cupiunt imbrem noluntque viantes.“ So Zonaeus (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 170): προαπάντησις γίνεται, ὅταν δύο τινὰ θέντες πρὸς τὸ δεύτερον ἀπαντήσωμεν πρότερον, οἷον καλὸν παιδεία καὶ πλοῦτος, ἐφ' ὅσον ὁ μὲν τὸ σῶμα κοσμεῖ,

ἡ δὲ τὴν ψυχὴν καλλύνει. (Ebenso Anon. περὶ σχημ. l. c. p. 187.) Alexander (l. c. p. 40) nennt die Figur προσυναπάντησις und citirt z. B. Ilias 4, 450: ἔνθ' ἅμα οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων, wo ὀλλύντων auf εὐχωλή, ὀλλυμένων auf οἰμωγή geht. —

Χιασμός wird von Hermogenes (περὶ εὑρέσ. bei Speng. Vol. II, p. 243) genannt, wenn bei vier Satzgliedern das vierte dem ersten entspricht, das dritte dem zweiten; er stellt dieser περίοδος χιαζομένη die ἀναστρεφομένη gegenüber, bei der das dritte dem ersten, das zweite dem vierten Gliede entspricht. (cf. die Comment. des Max. Planudes (Rhet. Gr. ed. Walz Vol. V, p. 425 sq.) und Anon. schol. (l. c. Vol. VII, P. II, p. 815). — Vide auch Ernesti lex. techn. gr. s. v. χιάζεσθαι. — Beispiele für chiastische Wortstellung: Plat. (Legg. 882) καὶ πρὸς ἄνδρας γυναιξὶ καὶ ἀνδράσι πρὸς γυναῖκας; Id. (de rep. 494): πᾶν μὲν ἔργον, πᾶν δ' ἔπος λέγοντάς τε καὶ πράττοντας; Hom. (Od. 8, 63): τὸν πέρι Μοῦσ' ἐφίλησε, δίδου δ' ἀγαθόν τε κακόν τε· ὀφθαλμῶν μὲν ἄμερσε, δίδου δ' ἡδεῖαν ἀοιδήν; Cic. (Fin. 3, 3): ratio nostra consentit, pugnat oratio; Id. (N. D. 2, 50): Cornibus tauri, apri dentibus, morsu leones se tutantur. Im Dtsch. ist z. B. Parallelism. der Stellung bei Göthe (Tasso): Antonio geht frei umher und spricht Mit seinem Fürsten; Tasso bleibt dagegen Verbannt in seinem Zimmer und allein; Chiasm. bei Schiller: Du beugtest Dich; drum hat er dich erhoben; und: Ihn musst ich ehren, darum liebt ich ihn; Racine: Je l'évite partout, partout il me poursuit; Delille: Pour elle il s'embellit, et s'embellit par elle (cf. Mätzner, frz. Gr. p. 632); Byron: To rave with Dennis, and with Ralph to rhyme; Scott: Hearts firm as steel, as marble hard (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 564).

In den alten Sprachen zeigt sich der Parallelismus, Chiasmus und die aus beiden gemischte Satzgliederung von entscheidender Wichtigkeit für die lautliche Seite der Rede, so dass namentlich für das Lateinische diese Figuren „als die den Organismus der Periode und des Satzes beherrschenden Mächte“ gelten können (vide Nägelsbach, lat. Stil. § 166); der Deutschen Sprache würde „eine nach lateinischer Weise bis ins Innerste gegliederte Prosa ihre Innigkeit, ihre Seele rauben.“ Freilich warnt auch

Cicero (or. 62) vor der in quadrum numerumqne redacta oratio: detrahit praeterea actionis dolorem, anfert hnmanum sensnm actoris, tollit funditns veritatem et fidem. —

Inversion der gewöhnlichen Wortstellung bloss ans Gründen des Wohlklangs und Rhythmns, fällt in den neneren Sprachen überwiegend der gebundenen Rede zn, wie wenn z. B. im Dtsch. einander beigeordnete Worte getrennt werden, wie (Schill.): Streng herrscht und blind der eiserne Befehl; (Göthe): Seine Wort' und Werke merkt ich und den Branch; oder wenn der Gen. sich von seinem Subst. trennt; (Göthe): Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst auf einmal nnter; oder ihm vorangeht (Bürger): Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll; oder wenn Attribute nachgestellt werden (Göthe): Vereint er sich Dämonen, gottgesandten; anch das Possessiv (Uhland): Roland gedacht im Herzen sein, Was ist das für ein Schrecken! oder wenn eine gebräuchliche Inversion unterlassen wird, wie (Schill.): Nach dem heil'gen Grab sie wallen Auf der Brust das Krenz; (Göthe): In seinen Armen das Kind war todt; oder Vorrücken des Pronomen stattfindet (Göthe): So üb' ich, weil er's verdient, an Tasso die Geduld; oder des Relativsatzes (Göthe): Die ich rief, die Geister, werd' ich nnn nicht los; u. d. m. —

Das rhetorische Hyperbaton sncht in den alten Sprachen im Allgemeinen znr Hervorhebnng des bedeutsamen Begriffs die erste Stelle im Satze oder die letzte; die erste Stelle ergreift besonders gern der vordringende Affekt, die letzte wählt eher zu mehr bleibender Wirkung die Reflexion. So Aristoph. (Ran. 1454): *τὴν πόλιν νῦν μοι φράσον πρῶτον, τίσι χρῆται· πότερα τοῖς χρηστοῖς;* Plat. (Gorg. 474): *τὰ γε κατὰ τοὺς νόμους καὶ τὰ ἐπιτηδεύματα οὐ δήπου ἐκτὸς τούτων ἐστί, τὰ καλά*; Cic. (Mil. 4): Silent leges inter arma; id. (off. 3, 11): Est hominum naturae, qnam sequi debemus, maxime inimica crudelitas. Auch im Deutschen können Satzglieder durch diese Stellungen hervorgehoben werden, z. B. Schiller: Abtreiben wollen wir verhassten Zwang; die alten Rechte, wie wir sie ererbt von unsern Vätern, wollen wir bewahren; (im Nebensatz stellt sich das hervorznhebende Subj. nach; (Schiller): Sollen wir erleiden, was uns in seiner Macht kein Kaiser dnrfte bieten?) Freiligrath: Dann schreitet majestätisch durch die Wüste die

Giraffe; aber es zeigt sich, wie schon bemerkt, jede von der gewöhnlichen abweichende Stellung auffallend genug, um zu rhetorischer Wirkung kommen zu können. So z. B. wiegt ein nachgesetztes Attribut schwerer, (Schiller): Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn, den allvermögenden, in seinem Lager; ebenso der vorgesetzte Genitiv (Sch.): Das Leben ist der Güter Höchstes nicht, der Uebel grösstes aber ist die Schuld; auch die an das Verbum gezogene Präpositiön (Fichte): Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken; u. d. m.

Im Französischen sind Inversionen in Fragesätzen, nach aussi, peut-être cet. im usus; für Berücksichtigung der Euphonie bleibt etwa in der Stellung des Vokativs und adverbialer Bestimmungen einige Freiheit; zur Erreichung rhetorischer Wirkung findet sich indess besonders in der gebundenen Rede auch das Hyperbaton. Paul Ackermann hebt in seiner Schrift: „Du principe de la Poésie et de l'éducation du poète" p. 75 bis p. 107 die für die frz. Sprache möglichen Mittel zur Inversion hervor; sie eigneten besonders zwar der „langue poétique", aber, wie er (p. 76) sagt: N'oublions pas — que la prose diffère moins de la poésie par la nature des moyens d'effet que par leur nombre. Er beklagt, dass das moderne Frzsch. „une langue oratoire et didactique", ja „géométrique" geworden und in Pedanterie verfallen sei, will auf die „spontanéité pure" und „vie presque toute instinctive de notre vieille langue" zurück und stellt als Vorbilder la Fontaine und Béranger hin. (Man vergleiche Mätzner, frz. Gr. p. 614 bis 652.) — Wir geben einige Beisp. des rhet. Hyperb. (Surville): Hors de son nid ne sort même l'hironde; (Béranger): Au toit du pauvre il répand l'allégresse, A l'opulence il sauve des ennuis; (Corneille): Et des mêmes présents qu'il verse dans mes mains, J'achète contre lui les esprits des Romains; (Delavigne): Non, non, de mes amis aucun n'eût fait cela; (Le Bas): Viennent ensuite les députés de la Grèce; (Regnard): Ah! Ah! nouvelle est la maxime; (Molière): A recevoir le monde on vous voit toujours prête; (Chateaubriand): Père de la puissance, le désir ou l'espérance est un véritable génie; (Acad.): Somme toute, c'est un pauvre homme. —

Im Englischen ist nur in der gebundenen Rede das Eupho-

nische mitbedingend für die Stellung; für das rhet. Hyperb. sind einige Beispiele: (Shakesp.): High sparks of honour in thee have I seen; (Byron): Time presses, floats my bark; (Shakesp.): For die you shall; (Milton): Thou My being gav'st me; (Shakesp.): adversity's sweet milk, philosophy; (Milton): Of all thy sons The weal or woe. — (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 539 sq.) —

2) Anastrophe.

Die Inversion, welche nur zwei Wörter betrifft, hat man Anastrophe genannt, und man bezeichnet mit diesem Ausdruck auch zuweilen die Tmesis oder Diakope. (vide oben p. 585 sq.) Diomedes (Art. Gr. p. 456), der Anastrophe als „inversio dictionum contra rectum ordinem orationis" definirt, unterscheidet sie von der Tmesis (diaeope) so, dass sie sei: duorum verborum ordo praeposterus nullo interposito extrinsecus verbo, ut (Virg. Aen. V, 663): transtra per et remos oder (Virg. Aen. II, 355): lupi ceu, während bei der Tmesis ein fremdes Wort dazwischentrete, wie (Virg. G. III, 381): septem subjecta trioni. Ebenso Charisius (IV, 4). Carmen de figg. (Rhet. Lat. ed. Halm p. 69) sagt von der Anast.: „Esse reversio et in prosa solet, ut fit in istis: Pauxillam ob culpam," — „male quod vult" — „praecipiti in re," — „Trojanos facit ire ut divus Homerus aves ut." (Ilias 3, 2: ἴσαν, ὄρνιθες ὥς). Gewöhnlich bezeichnet Anastrophe die Nachstellung der Präposition, mit welcher Zurückziehung des Accents (auch ἀναβίβασις, ὑπερβιβασμός (Schol. Thuc.) genannt) verbunden ist. Eustath. der z. B. 52, 4 es so nimmt, versteht auch darunter Umsetzungen, wie δυμοδακής statt δακέδυμος. (p. 1590, 43.) Umstellung der Präpos. findet sich auch im Lat. wie Virg. (Aen. 1, 13): Italiam contra; (1, 32): maria omnia circum; Hor. (Sat. I, 3, 53): acres inter; im usus ist sie in Fällen, wie multis de causis, magna ex parte, summa cum cura cet., wo der Adjektivbegriff den Nachdruck hat. —

3) Synchysis.

Wird durch Inversionen die Deutlichkeit des Sinnes und die Harmonie des Ausdrucks beeinträchtigt, so nennt man dies Synchysis. Hermogenes (περὶ ἰδ. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 286)

stellt sie der Klarheit gegenüber: *ἐναντίον δὲ εὐκρινείας σύγχυσις, ἣ δὴ γίνεται, ὅταν χωρὶς τῶν ποιούντων εὐκρίνειαν περιβάλλῃ τις καὶ μεστὸν ποιῇ τὸν λόγον, ἥπερ καὶ κακία ἐστὶ λόγου.* — Donatus (ars gr. III, 6) definirt: *Σύγχυσις* est hyperbaton ex omni parte confusum, ut: Tris Notus abreptas in saxa latentia torquet — Saxa vocant Itali, mediis quae in fluctibus, aras (Virg. Aen. I, 108.) Diomedes (p. 456) nennt die synch. ein „hyperbaton obscurum", ebenso Charisius; Beda wie Donat. (vid. Cit. oben p. 586 sq.) Man nennt auch Verletzung des Metrums: *σύγχυσις μέτρου* (Walz, rhett. III, p. 209); Unklarheit der Beziehung, wie, wenn gesagt wird: *δεινόν ἐστι τοῦτον τύπτειν τοῦτον* nennt Anaximenes (rhet. c. 25) ebenfalls „*συγκεχυμένον*." Weiteres bei Enstath. p. 1354, 29. — Beispiele sind etwa: Plat. (legg. 855): *θανατὸν δὲ ἢ δεσμοὺς ἢ πληγὰς ἢ τινας ἀμόρφους ἕδρας ἢ στάσεις ἢ παραστάσεις εἰς ἱερὰ ἐπὶ τὰ τῆς χώρας ἔσχατα — γίγνεσθαι δεῖ* (nämlich: *ἢ στάσεις εἰς ἱερὰ ἢ παραστάσεις ἐπὶ τὰ τῆς χ. ἐ*). (Vide Brann, de Hyperbato Platonico p. 5); Hor. (sat. I, 5, 72): ubi sedulus hospes Paene macros arsit dum turdos versat in igni (nämlich: hospes paene arsit, dum versat t.); Klopstock (Wingolf): Kömmst Du von den unsterblichen sieben Hügeln, Wo Scipionen, Flakkus und Tullius, Urenkel denkend, tönender sprach und sang; Ders. (Zürchers.): Haller's Doris, die sang, selber des Liedes werth, Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt. —

4) Hysteron — Proteron. (Hysterologia).

Gregor. Cor. (*περὶ τρόπ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 225) sagt: *ὑστερολογία ἐστὶ μέρος λόγου, ὅταν ὃ δεῖ πρῶτον λέγειν ὕστερόν τις ἐπιφέρῃ, οἷον* (Od. 10, 417): *ἅμια τράφεν ἠδ' ἐγένοντο, ἀντὶ τοῦ ὅμοι ἐγένοντο καὶ ἐτράφησαν* cet. (Greg. rechnet auch hierher z. B. *δούπησε δὲ πεσών*). Georg. Choerob. (l. c. p. 255) nennt die Hysterol. *λόγος „πρωθύστερος;*" Serv. zu Virg. Aen. 9, 816: hat Hysterologia, Donatus (l. c.) auch *ὕστερον πρότερον*, ebenso bei Diomedes und Beda (l. c.); bei Eustath. (p. 80 p. 97 u. s.); auch *πρωθύστερον*.

Das Hyst. Prot. giebt in dem Vorangestellten den eigentlichen Inhalt der Aussage und lässt dann, wie zur Erklärung, das zeitlich Frühere, aus welchem jenes hervorging, nachfolgen. Bei

Homer ist die Fig. häufig, z. B. (Od. 4, 723): ὅσσαι μοι ὁμοῦ τράφεν ἠδ' ἐγένοντο (vide Ameis zu d. St.); Od. 4, 476: ἱκέσθαι οἶκον εὐκτίμενον καὶ σὴν ἐς πατρίδα γαῖαν; Od. 5, 229: αὐτίχ' ὁ μὲν χλαῖνάν τε χιτῶνά τε ἕννυτ' Ὀδυσσεύς; (cf. Classen, Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch p. 200). Auch sonst z. B. Soph. Oed. tyr. 820; Eur. Suppl. 918; Xen. Mem. 3, 5, 10. — Bei Virgil (Aen. II. 353): Moriamur et in media arma ruamus; Ter. (Heaut. III, 1, 21): valet atque vivit; Hor. (Sat. II, 3, 294): mater delira necabit — febrimque reducet. In den neueren Sprachen wird der logische Ausdruck nicht leicht so deutlich verlassen.

5) Parenthesis.

Quint. (IX, 3, 23): „quod interpositionem vel interclusionem dicimus, Graeci παρένθεσιν, παρέμπτωσιν vocant, dum continuationi sermonis medius aliqui sensus intervenit.“ Rut. Lup. (Rhet. Lat. H. p. 10): „aliquid interponitur, quod neque ejus sit sententiae neque omnino alienum ab ea sententia;“ Jul. Rufinian (l. c. p. 51) übersetzt parenth. mit interruptio oder interjectio, wie Carm. de figg. (l. c. p. 68); Charisius, Diomedes (welche für Parenth. auch διάλυσις setzen), Donatus, Beda vide oben p. 586 sq. — Der terminus παρέμπτωσις findet sich bei Dionys. Hal. (ep. ad Amm. II, p. 133 ed. Sylb.): ἐνθυμημάτων τε καὶ νοημάτων αἱ μεταξὺ παρεμπτώσεις πολλαὶ πινόμεναι διὰ μακροῦ τὴν ἀκολουθίαν κομίζουσι; auch bedeutet παρεμβολή dieselbe Sache, wie Ps. Plut. (de vit. Hom. II, 31) definirt, ferner Alexander (περὶ σχημ. Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 39) und Tiberius (l. c. p. 81). (vid. oben p. 586.) —

Der Zwischensatz hängt syntaktisch mit dem Hauptsatz zusammen, die Parenthesis ist ein an sich selbstständiger Satz, welcher in einen anderen eingeschaltet wird, weil sein Inhalt zwar wichtig genug scheint, um die Construktion zu durchbrechen, aber nicht der Darstellung selbst angehört, sondern ein Subjektives — Erläuterung, Urtheil, Ausdruck des Affekts — herzubringt. Zuweilen, z. B. wenn die Parenth. erläutert, könnte sie auch wohl dem grammatischen Bau eingefügt werden, aber an Gewicht würde sie dadurch verlieren; man vergleiche z. B. Ilias (I, 5): αὐτοὺς

δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν — Διός δ' ἐτελείετο βουλή —, ἐξ οὗ — cet. mit Od. (8, 82): τότε γὰρ ῥα κυλίνδετο πήματος ἀρχὴ Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι Διὸς μεγάλου διὰ βουλάς. (Ilias I, 5 wird übrigens von mehreren Gelehrten nicht als Parenthes. gefasst; vide Ameis im Anh. zu d. St.). — Wir führen noch einige Beispiele an. Schiller: Aber mit zärtlichem Liebesblick — Er verheisst ihm sein nahes Glück — Empfängt ihn Fräulein Kunigunde; Ders.: Er hört — schon kann er nicht mehr sehn — die nahen Stimmen furchtbar krähn. — Virg. (Ecl. IX, 23): Tityre, dum redeo — brevis est vita — pasce capellas, Et potum pastas age, Tityre, et inter agendum Occnrsare capro — cornu ferit ille — caveto; Ders. (Aen. I, 65): Aeole — namque tibi divom pater atque hominum rex Et mulcere dedit fluctus et tollere vento — Gens inimica mihi cet. Hom. (Ilias 7, 390): κτήματα μὲν ὅσ' Ἀλέξανδρος κοίλης ἐνὶ νηυσὶν ἠγάγετο Τροίηνδ' — ὡς πρὶν ὤφελλ' ἀπολέσθαι — πάντ' ἐθέλει δόμεναι; Soph. (Philoct. 847): ἀνὴρ δ' ἀνόμιατος, οὐδ' ἔχων ἀρωγάν, ἐκτέταται νύχιος — ἀλεὴς δ' ὕπνος ἐσθλός — οὐ χερός, οὐ ποδός, οὔ τινος ἄρχων; Lamartine: Un soir, t'en souvient-il? — nous voguions en silence; V. Hugo: Parce que chaque matin — voyez-vous — la force me manque (Mätzn. frz. Gr. p. 566); Shakesp. (Haml. III, 4): You are the queen, your husband's brother's wife; And — 'would it were not so! — you are my mother! — Ders. (Haml. II, 2): When I had seen this hot love on the wing — As I perceiv'd it, I must tell you that, Before my daughter told me, what might you — think, cet.

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

C 11215